292

<36638517380010

<36638517380010

Bayer. Staatsbibliothek

Geogr. univ. 272 – 3

Raff.

Sammlung philoſophiſcher Schriften.

Zwey und dreiſigſter Theil.

Raff's Geographie
Dritter Theil.

(Mit allerhöchſt=gnädigſt Kayſerl. Privilegio.)

Tübingen,
bey Wilh. Heinr. Schramm und Joh. Fried. Balz.
1791.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

M. Georg Chriſtian Raff's

Geographie für Kinder.

Dritter Theil
welcher
America und Auſtralien
enthält.

Nach des Verfaſſers Tode fortgeſetzt
von

Chriſtian Carl Andre
Vorſteher einer weibl. Erziehungsgeſellſchaft in Gotha und Ehrenmitglied der naturforſchenden Geſ. zu Halle, der Churmainziſchen Academie nützl. Wiſſenſchaften zu Erfurt und der Churfürſtl. öconomiſchen Societät zu Leipzig.

Tübingen,
bey Wilh. Heinr. Schramm und Joh. Friedr. Balz 1791.

Vorrede.

Da nicht wohl jemand dieſen dritten Theil kaufen wird, der nicht ſchon den zweyten beſitzt; ſo beziehe ich mich ganz auf die jenem vorgeſetzte Vorrede, und auf die denſelben begleitende Abhandlung, über den Unterricht der Geographie ꝛc. Diejenigen, welche ſich die Mühe genommen haben, meinen Plan zu leſen, zu durchdenken, die ihn völlig verſtanden (das heißt nicht mißverſtanden) und ihn auch gebilligt haben, werden mit dieſem Theile zufriedner, als mit dem vorigen ſeyn. Doch muß ich auch meine billigſten Beurtheiler allezeit daran erinnern, daß ein Jahr die höchſte mir verſtattete Friſt war, innerhalb welcher auch dieſer Theil vollendet ſeyn mußte. Das Publicum, welches ſo lange vergeblich auf die Vollendung der von Raff angefangenen Arbeit wartete, drängt den Verleger, dieſer mich, und ſo iſt es unmöglich, daß derjenige Grad von Vollkommenheit erreicht werden kann, unter welchem ich nicht ſtehen bleiben würde, wenn ich nur einige Jahre das Mſcpt. im Pulte behalten könnte. Ich ſehe das am zweyten Theile, der ſich kaum ein Jahr nach ſeiner öffentlichen Er-

Erſcheinung, in meiner Handausgabe, wo ich auf der Stelle das Nöthige verändre und verbeſſere, gar nicht mehr ähnlich ſiehet.

Uebrigens bin ich bey dieſem Theile nach dem Grundſatze verfahren: daß man immer weiter gehen, und die Jugend nach jeder erſtiegnen Stufe nicht ſtehen bleiben, ſondern immer wieder eine höhere erklimmen müſſe. Ohnedieß iſt es der letzte in der Reihe der von mir für die Jugend beſtimmten geographiſchen Lehrbücher. Ich glaubte alſo den Ton noch etwas männlicher, als im zweyten ſtimmen, mehr politiſche Verhältniſſe einmiſchen, mehr ſtatiſtiſche und hiſtoriſche Winke geben, überhaupt näher auf das eigentliche geographiſche Studium aus den Quellen, vorbereiten zu können. So wenigſtens wünſche ich, daß der Lehrer bey dem Beſchluß des geographiſchen Unterrichts dieſe für ihn geordneten Materialien gebrauchen; daß ſie ſo der Schüler, der ſeinen Curſus vollendet und nun zur Wiederhohlung und Erinnerung das leſen will, was er bisher hörte, benutzen möge. Auch dürſte für manche Beurtheiler, welchen die Faſſung des rechten Geſichtspunctes oft etwas ſchwer wird, die Bemerkung nicht überflüßig ſeyn, daß viele Erwachſne die Raffſche Geographie kaufen und brauchen.

Die

Die Lehrer benachrichtige ich, daß zugleich mit dieſem, für ſie beſtimmten Handbuche, der Auszug aus dem zweyten und dieſem dritten Theile ausgegeben wird, welcher zum Leitfaden für die Schüler beſtimmt iſt, nach welchem ſie für ſich die Lectionen, über die ſie der Lehrer mittelſt des größern Handbuchs mündlich unterrichtet hat, ausarbeiten. Mehr hievon iſt in meiner oben angeführten Abhandlung zu finden.

Einige Beurtheilungen meiner bisherigen geographiſchen Arbeiten ſind mir zwar zu Geſichte gekommen, ich habe aber in denſelben weder eine Prüfung des Plans, nach dem ich arbeite, geſchweige eine Verbeſſerung deſſelben, wohl aber verſchiedne Mißverſtändniſſe gefunden, die nun freylich meine bisherigen aus zehnjähriger Erfahrung entſprungnen Ueberzeugungen nicht gehindert, mich aber veranlaßt haben, ſie hier in möglichſter Kürze für Unbefangne zu heben.

1) Wende ich mich an diejenigen, welche meine Ausgabe des erſten Theils der kleinern Geographie von 1790, deren Beurtheilung in der allgemeinen Deutſchen Bibliotheck und eine deßhalb an die Herausgeber des Bremiſchen Magazins überaus eilig eingeſendete Nachricht geleſen haben. In beiden iſt vieles ſo handgreiflich wider mich

geſagt, daß es nicht nur jedermann verſtehen, ſondern auch jeder, der nun meinen zweyten und gegenwärtigen dritten Theil der gröſſern Ausgabe geleſen hat, entweder unterſchreiben oder verwerfen kann. Einiges aber bedarf näherer Aufklärung.

Zu der kleinen Ausgabe des erſten Theils, von welcher jetzt die Rede iſt, ſchrieb ich auch eine Vorrede. Dieſe bitte ich zu leſen. Ich glaubte erſt, ſie wäre Deutſch und deutlich und hinreichend für einen geſunden Menſchenverſtand. Aber ich ſehe jetzt die Nothwendigkeit ein, mich auf das beſondre Detail der damahligen Umſtände einzulaſſen, und auch dieſe noch ſo verſtändlich als möglich aus einander zu ſetzen.

Gleich nachdem ich mit Herrn Dietrich eins geworden war, die Bearbeitung und Fortſetzung der Raffſchen Schriften zu übernehmen, ſo verlangte er auch ſogleich von mir eine neue Ausgabe des — man merke wohl — Auszugs der größeren Geographie. — Da dieſe ſogleich erſcheinen und noch zur Meſſe ſollte, ſo ſtellte ich ihm die Unmöglichkeit vor, etwas weſentliches daran thun zu können, 1) weil ich ſelbſt mit meinem Plane der Umarbeitung noch nicht ins Reine war; 2) weil dieſe natürlicher Weiſe ja nicht mit dem Auszuge, ſondern mit dem größern Werke anheben

heben mußte; 3) weil mir es die Kürze der Zeit, die mir ohnedieß ſchon damahls durch die dringendſten Geſchäfte beſetzt war, unmöglich machte. — Herr Dietrich aber erwiederte: a) die Nachfragen ſeyen zu häufig, er müſſe drucken, b) ich müſſe mich als künftiger Verbeſſerer und Fortſetzer nennen, c) es ſey beſſer, daß etwas nur geſchehe, als daß er eine ganz unveränderte Auflage wieder abdrucken laſſe. Es ſey zu dem Ende vor der Hand ſchon genug, wenn ich nur die Orthographie, an der man ſich bisher am meiſten geſtoßen, abänderte. — So entſchloß ich mich und richtete mein Hauptaugenmerk auf die Orthographie. Dennoch änderte ich gar mancherley, wie jeder bey einer genauen Vergleichung leicht wahrnehmen kann; aber freylich nichts weiter, als was ſich nur im Augenblick, ohne mühſame zeitfreſſende Prüfung thun ließ, nichts, was mir nicht eben im Gedächtniß gegenwärtig war. So entſinne ich mich, daß mir gerade bey Oehringen und Wertheim Mängel aufſtießen, und da ich in demſelben Augenblick in die Gegend zu ſchreiben hatte, wo ſich der ehemahlige erſte Wertheimiſche Miniſter, der Herr Geheime Rath von Zinkeldey aufhielt; ſo erbat ich mir durch einen ſeiner vertrauten Freunde von ihm die Berichtigung jener Fehler, erhielt ſie eigenhändig, und ließ ſie abdrucken. Meine Leſer

mögen nun züſehen, wie ſie dieß alles mit den gegen mich erhobnen Beſchwerden, beſonders aber mit der Behauptung des geſchätzten und gelehrten Schulmanns im Bremiſchen Magazine vereinigen.

Um einen Begriff von der Eile zu geben, womit die Ausgabe gedruckt werden mußte, führe ich noch an, daß ich mein durchſchoßnes Exemplar in mehrere Lagen zerſchneiden, und ſo theilweiſe poſttäglich abſenden mußte.

Ich weiß nicht, ob man es nun beſſer verſtehen oder mir mehr Glauben beymeſſen wird, wenn ich in der Vorrede zu jener Ausgabe, nachdem ich mich als künftiger Herausgeber, Verbeſſerer und Fortſetzer der Raffſchen Schrifften genannt, ausdrücklich erklärte: "dieß iſt aber auch faſt alles, was ich hier noch ſagen kann. Denn die Eile, welcher dieſe Auflage, wegen vieler Nachfragen, hat gedruckt werden müſſen, ließ weder ſehr große Veränderungen zu, noch konnte ich mich auch zu denſelben ſo gerade zu entſchließen, bevor ich nicht Gelegenheit gehabt hatte, mich zuvor mit mehrern Kennern und Schulmännern, welche die Raffſchen Schriften brauchen, zu beſprechen."

Von letzterem meint zwar mein Beurtheiler in der Bibliothek, dieß ſey leeres Gerede; — meine

— meine Leſer werden aber gröſtentheils ſchon beſſer unterrichtet ſeyn, daß in demſelben Jahre noch meine Abhandlung, über den Unterricht in der Geographie erſchien. Uebrigens wird man aus meinen Fortſetzungen, die ich mit mehrerer (obwohl gar nicht mit hinlänglicher) Muße ausarbeiten konnte, finden, daß ich nicht allein in den Grundſätzen, über die mich Recenſent belehrt, mit ihm überein ſtimme, ſondern auch völlig nach denſelben gearbeitet habe.

Die Zuſätze und Berichtigungen des Recenſenten ſind übrigens alle an ſich gegründet. Ich werde aber, nach meinem Plane von den allerwenigſten bey der Bearbeitung von Europa Gebrauch machen können. Eben daher würde ich mich, hätte ich ſelbſt alle Muße gehabt, bey der wirklichen Verbeſſerung, nicht auf Critiken ſolcher Dinge eingelaſſen haben, welche, bey reiferer Ueberlegung künftig faſt gröſtentheils, aus einer erſten Geographie für die Jugend wegfallen mußten.

Auch der zweyte Theil iſt ſchon in der allgemeinen Deutſchen Bibliothek angezeigt worden, aber ohne neue Belehrungen für mich. Es iſt da wieder mancherley gegen mich geſagt, aber ganz einſeitig, ohne die mindeſte Rückſicht auf meine oben erwähnte Abhand-

handlung, wo ich die Gründe von alle dem angeführt habe, was man hier ausſetzt, ohne jene geprüſt oder widerlegt zu haben.

Bis dieß nicht geſchehen iſt, werde ich meinen Gang ungehindert fortgehen, und meinen Plan immer vollkommner auszuführen trachten. Diejenigen, welche ſich um die Grundſätze deſſelben ſo wenig, wie um die Bedürfniſſe der Jugend zu bekümmern ſcheinen, werden bey dieſem dritten Theile freylich noch mehr über die naturhiſtoriſche Ueberfülle klagen; deſto mehr rechne ich aber auf die, zum Theil mir ſchon häufig bezeugte Zufriedenheit derer, denen mein Plan gefällt, die ſich daher meiner Spaziergänge bedienten, und in dieſen ſo wohl als meiner Geographie und verbeſſerten Raffſchen Naturgeſchichte einem Ganzen entgegen ſehen.

Allerbaldeſtens und leider! wegen häufiger Nachfragen, ſchneller, als mir ſelbſt lieb iſt, wird die Raffſche oder vielmehr eine nach meinem Plane ganz neu ausgearbeitete Geographie von Deutſchland allein erſcheinen; ſo daß Europa und Deutſchland getrennt, und das Ganze nun vier Theile ausmachen wird. Auch dieſes Verfahren hat mir Vorwürfe zugezogen, die ſich aber in ſehr luſtige Widerſprüche auflöſen würden, wenn ihre Urheber ſie beweiſen und zu dem Ende die

Wahr-

Wahrheit derſelben nur einer ganz gelinden Prüfung überlaſſen ſollten.

Ich muß übrigens hier Ein für alle Mahl verſichern, daß mir die Urſachen ſehr wohl bekannt ſind, warum man mich gerade wegen dieſer Arbeit, durch die ich dem pädagogiſchen Publicum einen weſentlichen Dienſt zu leiſten glaubte, von gewiſſen Seiten her auf eine wirkliche kleine Art ſchicanirte. Indeſſen eben die Unwürdigkeit des Verfahrens verbietet alle weitre Einlaſſung.

Zum Schluſſe theile ich noch demjenigen Theile des Publici, deſſen Beyfall ich bisher zu beſitzen das Glück hatte, mit den folgenden

Plan zum Familien-Liederbuche.

Dieſes Liederbuch iſt als ein Theil des geſammten Familien-Lehrbuche anzuſehen, deſſen ich ſchon in einer andern Schrift, über den Unterricht in der Geographie. An alle Beſitzer der Raffſchen Schriften beſonders Schulmänner und Kenner zur Rechtfertigung meines Plans bey der Umarbeitung derſelben von Chr. C. Andre ꝛc. Göttingen bey Dietrich 1790. S. 31 erwähnt, und von welchem ich auch ſchon einige andere Theile geliefert habe; nämlich

a) in Rückſicht auf das geſammte Gebiet der anſchauenden Erkenntniſſe, gemeinnützige

ge Spatziergänge auf alle Tage im Jahr für Aeltern, Hofmeiſter, Jugendlehrer und Erzieher. Zur Beförderung der anſchauenden Erkenntniſſe, beſonders aus dem Gebiete der Natur und Gewerbe der Haus- und Landwirthſchaft von Chr. C. Andre ꝛc. und J. M. Bechſtein. Braunſchweig, im Verlag der Schulbuchhandlung. Erſter, zweyter und dritter Theil 1790 bis 1791.

b) In Rückſicht auf Geographie, die Erdbeſchreibung von Aſien, Africa, America und Auſtralien.

So wie ich nun einige der mannigfaltigen Rückſichten, welche bey einem Familien-Lehrbuche ſtatt finden, durch die bisher gelieferten Theile deſſelben zu befriedigen ſuchte, ſo wünſche ich wieder über einige andre wichtige Gegenſtände der Jugend-Bildung, durch das Liederbuch ein Hülfsmittel für die Aeltern und Erzieher zu liefern.

Dieſe Gegenſtände wären vornehmlich:

1) Ausbildung des Gehörs.
2) Ausbildung der Sprach-Organe und beſonders der Stimme.
3) Bildung des Geſchmacks.
4) Uebung des Gedächtniſſes.
5) Bearbeitung der Phantaſie.

6) Schrei-

6) Schreibe-Uebungen.
7) Gewöhnung an Gefühl für Ordnung und Harmonie.
8) Uebung der Geduld.
9) Erlangung einiger muſicaliſchen Fertigkeiten, beſonders im Clavierſpielen.
10) Beſchäftigung und Uebung des Empfindungs- und Denk-Vermögens.
11) Erwerbung eines heitern, religiöſen, überhaupt eines moraliſchen Sinnes.
12) Belebung und Erhöhung der geſelligen Freuden in den Familien.
13) Nützliche Selbſtbeſchäftigung der Kinder.

Dieß ſind die Hauptzwecke, die ich durch dieß Liederbuch auf eine vorzügliche Weiſe in den Familien zu erreichen hoffe, wenn man es auf die Weiſe brauchen wird, die ich ſelbſt ſeit zehn Jahren erprobt gefunden habe. Mit einzelnen, unvollkommenen Verſuchen fing ich an, die mich endlich nach und nach dahin führten, daß ich jetzt etwas Ganzes (als Erziehungsmittel, in Rückſicht obiger Zwecke betrachtet) und Planmäßiges liefern zu können glaube. So wie ich den Plan der Spaziergänge erſt ankündigte, und ihn dann in der Vorrede zum erſten Theil derſelben für Aeltern und Erzieher, die ihn methodiſch befolgen wollten, aus einander ſetzte: eben ſo werde ich es in der Vorrede zu dieſem Liederbuche hinlänglich und deutlich (faſt nur durch eine

treue

treue Erzählung meiner bisher gemachten Erfahrungen) aus einander ſetzen, wie die obigen Zwecke mittelſt dieſes Liederbuches unbezweifelt erreicht werden können. Wer mit den in jener Vorrede geäußerten Grundſätzen und mitgetheilten Methoden zufrieden war, deſſen Beyfall werde ich mir gewiß auch hier verſprechen dürfen, da alles auf gemeinſchaftlichen Principien beruhet, und mich hier wie dort derſelbe Geiſt treibt.

Da ich, eben weil mir die Ausfertigung der verſchiedenen Theile meines Familien-Lehrbuches gar zu ſehr am Herzen liegt, noch nicht die Muße habe gewinnen können zu meinem erſten Fragment (Bildung der Töchter in Schnepfenthal. Göttingen bey Dieterich 1789) über die Art meiner weiblichen Erziehung noch ein zweytes zu liefern, wo ich von dem bey mir ertheilt werdenden Unterrichte zu reden dachte; ſo können alle diejenigen, welche entweder mir ihre Kinder ſchon anvertrauet haben, oder noch künftig anvertrauen wollen, zugleich aus der Vorrede zu dieſem Liederbuche und aus demſelben ſelbſt ſehen, auf welche Weiſe die Erziehung und der Unterricht bey mir, in Rückſicht der obigen Gegenſtände, behandelt werde.

Da mir aber Mangel an Zeit eben ſo wenig verſtattet, dieſes Liederbuch gleich ganz und vollendet auf Ein Mahl zu liefern; ich

auch

auch denen, die es ſich anſchaffen wollen, den Ankauf zu kleinern Theilen bequemer zu machen wünſche: ſo ſoll dieß Liederbuch in monathlichen Heften erſcheinen, doch ſo daß zugleich Mannigfaltigkeit und Einheit verbunden werde.

Ich denke mir nähmlich drey Claſſen der Familien-Glieder:

a) Kinder bis zum zehnten Jahre,
b) Kinder bis zum fünfzehnten Jahre,
c) Erwachſene.

Die Einrichtung ſoll allezeit ſo getroffen werden, daß jedes Heft nur immer Lieder für eine Claſſe allein, aber doch für mehr als Eine, abgeſondert enthalte; dem gemäß ſollen auch die zu Einer Claſſe gehörigen Abtheilungen beſonders und unter ſich fortlaufend nummerirt werden, damit man ſie mit der Zeit in drey verſchiednen Bänden zuſammen binden könne.

Die Hefte ſollen nicht nur abwechſeln, bald für die eine, bald für die andre Claſſe geliefert werden, ſondern wo möglich, wird jedes Heft auch alle Zeit nur Eine Gattung von Liedern allein enthalten, z. B. ein Heft Winterlieder, ein andres Morgenlieder ꝛc.

Kein Lied wird aufgenommen, ohne die Melodie mit einem Clavierauszuge beyzufügen, wobey jedoch der Druck ſo eingerichtet werden ſoll, daß man wo möglich allezeit auf

)( )(den

den zwey offen ſtehenden Seiten des Buchs Muſik und Text, ohne umwenden zu dürfen, complet vor ſich habe.

Bey der Auswahl der Lieder befolge ich es als Hauptregel, keines aufzunehmen, was für den Geſchmack, die Phantaſie oder das Herz etwas anſtößiges haben könnte, damit dieſes Liederbuch in jeder Familie, und von jedem Gliede derſelben, ohne Bedenken gebraucht werden könne. Daher auch manche Abänderungen in den Texten zuweilen nöthig ſeyn dürften. Zu Weihnachten ſoll das erſt Heft, um es zu einem Familiengeſchenk brauchen zu können, zu haben ſeyn. Eine gewi Bogenzahl kann niemahls für ein Heft stimmt werden, da ich immer in demſelb Heft nur Eine Gattung Lieder zuſammen zu liefern wünſchte, und wir in manchen Gattungen ſehr arm, in andern wieder ſehr reich ſind. Doch wird jedes allezeit im Durchſchnitt 6 Bogen enthalten. Auf zwölf ſolcher Hefte als einen Jahrgang pränumerirt man 1 Duca ten oder ſubſcribirt zu 4 Rthlr. bey dem Ve leger dieſes und bey allen berühmten Buc handlungen. Der äußerſte Termin der Pr numeration iſt die Michaelismeſſe dieſes Jahr Da ich dieß Liederbuch dem Weſentlichen na ſchon im Mſcpt. beſitze, und es nicht auf Ge Speculation, ſondern vornehmlich zum B ſten der Familien und zur Vermehrung d

vo

vorhandnen Erziehungsmittel mittheilen will, ſo kann es ſchon erſcheinen, wenn die Pränumeration nur die Druckkoſten einbringt. Kömmt mehr heraus, ſo wird der Ueberſchuß, wie von allen meinen bisherigen litterariſchen Arbeiten, (der Neid grinſe wie und was er wolle!) zur Vervollkommnung der Einrichtungen in meiner weiblichen Erziehungsfamilie angewendet.

Noch ein andres Weihnachtsgeſchenk verſpreche ich, das unter dem Titel, die Muſterung der Stände, dieſes Jahr gewiß erſcheinen wird. Das ganze hat die Form eines Spiels, das zur Unterhaltung geſellſchaftlicher Zirkel von Jung und Alt dienen ſoll. Es iſt ebenfalls durch das Bedürfniß meiner eignen Familie entſtanden, und ſchon vor mehreren Jahren von mir verfertigt worden. Die vorhandnen mir bekannten geſellſchaftlichen Spiele und Unterhaltungen, etwa die Campiſchen ausgenommen, unter denen ich doch dem geographiſchen Spiele manche andre Einrichtung wünſchte, waren mir entweder zu trocken oder zu läppiſch, zu geſchmacklos oder zu unanſtändig, entweder zu gelehrt oder gar ohne einen beſtimmten nützlichen Zweck — und ein ſolcher, dünkt mich, könne und müſſe auch ſelbſt durch Spiele erreicht werden. Der meinige bey dieſem Spiele wäre: einige detaillirtere Begriffe vom

Eigen=

Eigenthümlichen der vornehmſten weiblichen und männlichen Stände, unter Lachen, Scherz und Tanz, Muſik, Poeſie und Geſang zu geben.

Man hat geographiſche und hiſtoriſche Spiele; Geographie und Geſchichte aber müſſen, meines Bedünkens, weder durch Spiele gelehrt noch abſichtlich durch dazu erfundne wiederhohlt werden. Hingegen die Kenntniß von den verſchiednen Ständen, ihren eigenthümlichen Beſtimmungen, Verhältniſſen und Pflichten wird nirgends beſonders gelehrt, und ſcheint mir doch eine der allerintereſſanteſten und nützlichſten zu ſeyn. Zugleich läßt ſich dieſelbe durch die Form eines Spiels und die Nachahmung der verſchiednen im menſchlichen Leben vorkommenden Rollen, ſehr lebhaft und anſchaulich mittheilen.

Dieß iſt meine Hauptabſicht bey der Erfindung und Bekanntmachung dieſes Spiels geweſen, das ich Herrn Perthes allhier in Verlag gegeben, welcher für eine bequeme und geſchmackvolle Einrichtung der dazu gehörigen Tafeln, Charten, Poeſien und Muſik, nach der ſeine Artikel auszeichnenden, bekannten Eleganz, ſorgen wird.

Gotha, den 17. März 1791.

C. C. Andre.

Ame=

America.

Einleitung.

Viel kennt ihr jetzt ſchon vom Erdballe, doch bey weitem noch nicht alles. Auch die Gelehrten kennen noch lange nicht alles. Faſt mit jedem Jahre wird ein neuer Erdſtrich entdeckt, von dem man vorher noch nichts wußte.

Indeſſen ſind wir doch, im Vergleich der vorigen Zeiten, auſſerordentlich in der Kenntniß unſers Erdballs weiter gerückt. Wie viel mehr wiſſen wir nur ſeit 300 Jahren!

Das Atlantiſche Weltmeer war damahls faſt noch ſo gut wie unbekannt. Die Portugieſen hatten nur ſo eben erſt die Inſeln Porto Santo und Madeira, die wir bey Africa kennen gelernt haben, entdeckt. Von Africa kannte man nicht viel mehr, als den nördlichen Theil. Man war ungewiß, ob es zu umſchiffen ſey, und wollte erſt verſuchen, ob man vielleicht um daſſelbe herum, zu Schiffe nach Oſtindien kommen könnte, wohin die Venetianer (das einzige damals nach Oſtindien handelnde Volk) bisher keinen andern Weg von Eu-

ropa aus wußten, als über das Mittelländiſche Meer, die Erdenge Suez und den Arabiſchen Buſen.

Da regte ſich ein denkender, thätiger Mann, mit Nahmen Columbus *), Schwiegerſohn desjenigen Schiffskapitäns, welcher einer der erſten Entdecker der Inſeln Porto Santo und Madeira geweſen war. Er ſtudierte die Tagebücher und Seecharten ſeines Schwiegervaters und beſchloß, gleichfalls neue Länder zu entdecken. Er faßte den groſſen Gedanken, zu verſuchen, ob man, anſtatt um Africa den groſſen Umweg zu machen, nicht in grader Linie, weſtwärts von Europa, quer über das Atlantiſche Meer hin, nach Oſtindien kommen könnte.

Nach groſſen Schwierigkeiten ſah er ſich im Beſitz dreyer Fahrzeuge, mit denen er dieſe neue Farth verſuchen wollte, und ſegelte den 3ten Auguſt 1492 von Spanien ab. Er richtete ſeinen Lauf nach den ſchon vor ihm entdeckten Canariſchen Inſeln, und lichtete hier die Anker zur Abfarth den 6ten September, und kam nun zum erſten Mahl auf den bisher noch unbefahren geweſenen weſtlichen Theil des

Atlantiſchen Oceans.

Dieſen müſſet ihr nun erſt etwas näher kennen lernen,

*) Junge Leute müſſen folgendes Buch leſen: Columbus, oder die Entdeckung von Weſtindien, ein angenehmes und nützliches Leſebuch für Kinder und junge Leute, von J. H. Campe.

nen, damit ihr auch genau wiſſet, was ihr euch bey dieſem Nahmen zu denken habt.

1. Lage und 2. Grenzen.

Dieſes groſſe Gewäſſer liegt zwiſchen Europa, Aſien, Africa und America; grenzt gegen Norden an den Nord-Ocean; gegen Oſten an Großbritannien, Frankreich, Spanien, Portugall, überhaupt an das ganze ſüdliche Europa, an die Aſiatiſche Türkey, an das ganze nördliche Africa, an das weſtliche Africa bis an die ſüdliche Hälfte von Mittel-Africa; gegen Süden an den Aethiopiſchen Ocean und gegen Weſten in eben der Nord- und Süd-Breite, (wie bey Europa und Africa) an America.

2. Clima.

Halb in der gemäßigten Nordzone, halb in der heiſſen. Eine ſehr merkwürdige Erſcheinung aber ſind die regelmäßigen Paſſatwinde zwiſchen den Wendezirkeln (ſ. den zweyten Theil S. 76.) welche hier Columbus und die übrigen Europäer zum erſten Mahl kennen lernten, und worüber ſie zitterten, da ſie gerade in der Zeit des beſtändigen Oſtwindes hierher kamen, der ihnen keine Möglichkeit zur Rückkehr ins Vaterland ſehen ließ.

3. Nahmen.

Den Nahmen hat es vom Atlas-Gebirge (ſ. den zweyten Theil S. 312.)

4. Eintheilung.

Es wird in das nord- oſt- weſt- und ſüd- Atlantiſche Meer eingetheilt.

A. Nordatlantiſches Meer

iſt der nördlichſte Theil, liegt in der gemäßigten Nordzone, wovon wieder einzelne Theile ſind:

a) der Brittiſche Kanal oder Canal de la Manche, die Meerenge zwiſchen Großbritannien und Frankreich.

b) Das Biſcayſche Meer auf der Weſtſeite von Europa zwiſchen Frankreich und Spanien.

c) Gegen über bey Nordamerica der St. Lorenz-Buſen.

B. Oſtatlantiſches Meer

zwiſchen Europa, Aſien und Africa, in der gemäßigten Nordzone; heißt auch noch das Levantiſche Meer, weil es an die Levante ſtößt, iſt aber am bekannteſten unter dem Nahmen des Mittelländiſchen Meeres. Durch die Straſſe von Gibraltar hängt es mit dem Nordatlantiſchen Meere zuſammen und wird wieder eingetheilt:

a) in das Adriatiſche Meer zwiſchen Italien und der Europäiſchen Türkey.

b) Dieſem gegen über das Syrten-Meer an der Africaniſchen Küſte, das theils aus dem Golfo von Cabes, theils aus dem Golfo

von

von Sydra beſteht. (S. den zweyten Th. S. 301.)

c) Das Syriſche Meer, öſtlich von der Inſel Cypern, an der Aſiatiſchen Türkey, beſonders in der Gegend von Soriſtan.

d) Der Archipel oder das Aegäiſche Meer, auch das weiſſe Meer, zwiſchen der Inſel Candia, der Europäiſchen und Aſiatiſchen Türkey.

e) Das ſchwarze oder Euxiniſche Meer, zwiſchen dem Ruſſiſchen und Türkiſchen Reich gelegen, nebſt 1) der Meerenge, zwiſchen den Dardanellen, (ſ. den erſten Th. S. 335.) 2) dem Meere di Marmora, oder dem Propont, der Meerbuſen zwiſchen Rumelien (welches Griechenland, Romanien, die Bulgarey und Beſſarabien in ſich begreift) in der Europäiſchen und Natolien in der Aſiatiſchen Türkey gelegen; durch die Meerenge der Dardanellen mit dem Archipelagus, durch die Meerenge bey Conſtantinopel mit dem ſchwarzen Meere verbunden; 3) der Meerenge von Conſtantinopel ſelbſt; 4) der Straſſe von Caffa (ſ. den erſten Th. S. 324.) und 5) dem Aſowſchem oder Mäotiſchen Meer, auch Mare di Zabache genannt. (S. den erſten Th. S. 313.)

C. Weſtatlantiſches Meer

nord- und ſüdwärts der Scheidelinie, zwiſchen der heiſſen und gemäßigten Nordzone und unter allen Meeren des Atlantiſchen Oceans am weſtlichſten gelegen. Grenzt gegen Oſten an die Lucayiſchen und Antilliſchen Inſeln, und iſt auf den übrigen drey Seiten ringsum von dem feſten Lande von America eingeſchloſſen.

Es zertheilt ſich in drey Buſen:

a) der Mexikaniſche als der nordweſtlichſte,

b) die Hondurasbay, ſüdlicher gelegen, und

c) der Antilliſche oder Weſtindiſche Buſen, als der ſüdlichſte; auch die Nordſee, in Rückſicht auf das ſüdliche America und auch die Caraiben-See, wegen der ältern Bewohner dieſer Gegenden, genannt.

D. Südatlantiſches Meer,

der noch übrige ſüdlichſte Theil des ganzen Atlantiſchen Oceans, auch wohl noch, wiewohl ſehr unrichtig, Mar del Nord genennt. Theile deſſelben ſind

a) die ſo genannte Regenſee, zwiſchen den Capverdiſchen Inſeln und dem Aequator, von den hier faſt immerwährenden Regen ſo genannt.

b) Der Neuſcotiſche, vormahls Franzöſiſche Buſen, zwiſchen der Inſel Trinida und Guiana.

c) Der Amazoniſche Buſen am Ausfluß des Amazonenſtromes.

5. Waſſerberge oder Inſeln.

A. Im Nordatlantiſchen Meere.

a) Großbritannien und Ireland.

b) *Terre neuve*, oder Neufundland, oder Neuland an der Nordamericaniſchen Küſte, öſtlich vor dem Lorenzbuſen.

c) *St. Jean* oder *St. John*, ſüdlich am Lorenzbuſen.

d) Die Bermuden weiter ſüdweſtlich.

e) Die Canariſchen Inſeln.

f) Die Azoren.

B. Im Oſtatlantiſchen Meere.

a) Beſonders die Inſeln Dalmatiens.

b) Corfu.

c) Cephalonien und

d) Zante.

e) Negroponte.

f) Die Cycladen.

g) Rhodus.

h) Cypern.

i) Candia.

k) Malta.

l) Sicilien.

m) Sardinien.

n) Corſica.

o) Minorca.

p) Majorca.
q) Jvica.

C. Im Weſtatlantiſchen Meere.

a) Die Lucayiſchen Inſeln.
b) Die Antillen.

D. Im Südatlantiſchen Meere.

Die Capverdiſchen Inſeln.

6. Thiere.

1. Tropiſche Vögel, die ihren Nahmen davon haben, daß ſie ſich nur unter den Wendezirkeln (Tropici) aufhalten.
2. Fliegende Fiſche, welche ſich ihrer langen Floßfedern ſtatt wirklicher Flügel bedienen.
3. Die Schildkröten halten im Weſtatlantiſchen Meere den Heringszügen ähnliche Reiſen. Eine unbeſchreibliche Menge dieſer Thiere kommt alle Jahre aus der Hondurasbay auf 150 Meilen weit, nordöſtlich hinauf nach den Caymaniſchen Inſeln, zwiſchen Cuba und Jamaica, um an deren niedrigen und ſandigen Küſten ihre Eyer zu legen. Es ſollen ſogar Schiffe, welche dem Geräuſch dieſer Thiere im Schwimmen gefolgt ſind, ſich durch ihren Zug nach den Caymaniſchen Inſeln *) wieder zurecht gefunden ha-

*) Grand-Cayman, 1 1/2 Meile lang, 1. M. br. iſt die einzige dieſer 3 Inſeln, welche von ungefähr 160 Menſchen, die noch von alten Americaniſchen Seeräubern (Buchaneers genannt) abſtammen ſollen, bewohnt

haben. Es befinden ſich drey verſchiedene Gattungen von Schildkröten in dem Meere, die gemeine Schildkröte, die Cuanne, und der Caret. Die erſte iſt die größte unter allen und wiegt zuweilen bis auf 400 Pfund. Ihr Fleiſch iſt vortrefflich zu eſſen, und gibt eine ſehr geſunde Nahrung für die Seefahrer; aber ihre Schale iſt ſo dünn, daß man ſie höchſtens zur eingelegten Arbeit gebrauchen kann. Daher kommt ſie auch nicht viel in die Handlung. Die Cuanne iſt gleichfalls von der gröſſern Art, ihr Fleiſch iſt aber von einem unangenehmen Geſchmacke, und ihre Schale iſt nicht beſſer als die von der gemeinen Schildkröte. Der Caret iſt die kleinſte unter den Meerſchildkröten: ſein Fleiſch iſt von keinem guten Geſchmacke; aber im Gegentheil gibt er uns die koſtbare Schildkrötenſchale, woraus man Tobaksdoſen, Kämme, Meſſerhefte, Zahnſtocher, Büchschen und andere Arbeiten verfertiget, welche Schönheit und Dauerhaftigkeit mit einander verbinden, und deßwegen ſo ſehr beliebt ſind. Dieſe Schale iſt ſo dick, daß ſie funfzehn, ſo wohl groſſe als kleine Tafeln gibt, davon zehn platt und vier ein wenig gebogen ſind. Die funfzehnte, welche den Hals bedeckt, hat die Form eines Triangels, der wie ein kleiner Schild gewölbt iſt. Alle dieſe Schalen, die man von einem Caret von gewöhnlicher Gröſſe bekommt, zuſammen ge-

wohnt iſt. Ein geſundes, kleines Ländchen, wo die Leute alt werden, und lange bey guten Kräften bleiben.

genommen, wiegen 3 = 4 Pfund. Es finden ſich aber zuweilen einige, deren Schalen ſo dick und die Blätter ſo lang und breit ſind, daß ſie 6 und 7 Pfund wiegen. Wenn man dieſe Blätter, die an der oberſten Schale feſt ſitzen, abnehmen will, ſo darf man nur Feuer darunter bringen, da man alsdann eine Schale nach der andern, vermittelſt der Spitze eines Meſſers, leicht ablöſen kann.

4. Die Seeneſſeln oder Meduſen. Sie geben das angenehme Schauſpiel, als wenn eine groſſe Menge hell violetter Blaſen auf der ſpiegelglatten Meeresfläche dahin ſchwämmen. Die Engliſchen Seeleute nennen ſie Spaniſche oder Portugieſiſche Kriegsſchiffe. Herr Märter bemerkte ſie auf ſeiner Ueberfahrt von Europa nach Philadelphia, im Nordatlantiſchen Meere, und brachte einen Matroſenknaben durch ein Geſchenk dahin, daß er einer derſelben, die vorzüglich anſehnlich war, nachſchwamm, um ſie zu erhaſchen. Kaum näherte er ſich derſelben; ſo ſchlug ſie einen ihrer langen Arme um ſeinen Leib und einen andern um ſeinen Schenkel und verurſachte ihm dadurch ſo heftige Schmerzen, daß er kaum mehr im Stande war, zum Schiff zurück zu kommen. Märter ließ ihn ſodann mit Oehl beſchmieren, worauf ſich zwar der Schmerz nach einigen Stunden verlor; die Röthe der entzündeten Stellen dauerte aber noch einige Tage.

5. Der Nordcaper lebt von Häringen und Fiſchen, die

die er in ungeheurer Menge verſchlingt. Er verfolgt ſeinen Raub vom kalten Nord bis in Süden. Daher ſieht man ihn noch bey den Antillen.

6. Der **Pottfiſch** enthält in ſeinem groſſen und unförmlichen Kopfe in verſchiedenen Fächern das Gehirn, welches den beſten **Wallrath** (Sperma ceti) gibt. Jn manchen findet man **Ambra**. Die **Neu-Engländer** ſuchen ihn im Atlantiſchen **Meere**, ihrer Küſte gerade gegen über, auf.

7. Der **Braunfiſch** (auch wohl das **Meerſchwein** genannt) iſt der Vorbote des Sturms, wenn er ſich ſehen läßt. Er iſt nur 5—8 Fuß lang. Sein Fleiſch wird gegeſſen.

8. Der **Säbelfiſch** iſt 10—12 Fuß lang. Die 3 Fuß lange Rückenfinne iſt ſpitz und krumm, wie ein Säbel.

9. Die **Americaniſche Seekuh** hat im untern Kiefer zwey hervorſtehende Zähne von der Länge und Dicke eines Mannsarmes, die dem ſchönſten Elfenbein nichts nachgeben.

10. Die **Meerbären** in der **Lorenzbay** können durch einen Schlag auf die Naſe getödtet werden.

11. Die **Meerſchweine**, die im ſüſſen Waſſer weiſſe Haare und die Gröſſe einer Kuh, im Salzwaſſer aber braune oder graue Haare haben, werden aller Orten an der **Nordamericaniſchen**

ſchen

ſchen Küſte, beſonders aber in der Lorenzbay gefangen.

Das Fleiſch aller dieſer Thiere von Nr. 5—11., auch ihr Speck wird gegeſſen, und gibt den ſchönſten Thran. Ihre Häute werden gegerbt, und ſind auſſerordentlich dicht und dauerhaft. Man beſchlägt Reiſecoffer damit und gebraucht ſie auf mannigfaltige Art. Vor allem aber gilt dieß

12. vom Wallfiſch. (S. Nordamerica überhaupt.)

7. Merkwürdigkeiten.

1. Die Abweichung der Magnetnadel war das erſte Ungewöhnliche, was Columbus auf dem Atlantiſchen Meere bemerkte. Sie zeigt hier nicht, wie ſonſt gewöhnlich, gerade nach Norden auf den Polarſtern, ſondern weicht um einen ganzen Grad nach Weſten hin von ihrer gewöhnlichen Richtung ab.

2. Bey Cuba ſah man das Meerwaſſer verſchieden gefärbt. Auf einer Stelle war es grün und weiß gefleckt, auf einer andern ganz weiß, wie Milch, wieder auf einer andern, ſchwarz wie Dinte. Bey den Lucayiſchen Inſeln wird es gräulich und durchſichtig, da es vorher ſchwarzbläulich und undurchſichtig iſt. Der Schwediſche Schiffhauptmann, Guſtav Ekeberg, ſah es unweit Teneriffa ganz weiß, wie gefrornen Schnee. Inſecten waren es nicht.

3. Das Nordatlantiſche Meer wich wahrſcheinlich

lich nördlich vom Lande ab und brachte dadurch ein neues Land hervor; hingegen ſüdlich vertilgte es vieles feſte Land, welches der ungeheure Weſtindiſche Archipel zu beweiſen ſcheint. (Siehe beſonders auch unten die Bermuden bey den Merkwürdigkeiten, und Virginien bey den Oertern.) Man will behaupten, daß es auch noch jetzt immer mehr von den Amerikaniſchen Küſten zurück trete. Nachdem Columbus kühn und ſtandhaft die größte Breite (oder geographiſch zu reden Länge) des Atlantiſchen Oceans, durchſchnitten; ſo kam er glücklich an die erſte der Lucayiſchen Inſeln. Mit dieſen wollen wir daher zuerſt unſere Bekanntſchaft mit dieſem neuen Erdtheile eröffnen.

I.
Lucayiſche Inſeln.

1. Lage, Richtung und Figur.

Sie liegen nicht nur im Ganzen in der Richtung von Nordweſt nach Südoſt herab; ſondern die größte Länge auch jeder einzelnen Inſel (eine einzige ausgenommen) nimmt dieſelbe Richtung. Sie durchſchneiden in dieſer Richtung den Wendekreis des Krebſes. Die meiſten unter den größten bilden die Figur eines Winkelmaſſes oder Stiefels. Alle ſind im Grunde nichts, als theils gröſſere, theils kleinere, aus dem Meer hervor ragende Felſenſtücke.

2. Grenzen.

Sie haben nur auf einer einzigen, der nordweſtlichen

Sei-

Seite, feſtes Land nahe, die Oſtküſte von Florida. Südlich ſtoſſen ſie auf die groſſen Antillen; weſtlich an den Mexikaniſchen Buſen; öſtlich an den Atlantiſchen Ocean.

3. Gröſſe oder Zahl.

Es ſind ihrer über 500. Keine hat über 50 Engliſche Meilen im Umfang.

4. Clima.

Man hat zwey Jahreszeiten, eine trockne und eine naſſe, nur daß die ſtarken Gewitter und die unregelmäßigen Sturmwinde in den ſo genannten Hurrican, (Orcan) Monathen, welche gewöhnlich im August ihren Anfang nehmen, ſich nicht alle Jahre mit gleicher Gewalt auf dem ſüdlichen Theil der Kette einſtellen. Die angenehmſten Monathe ſind hier der December, Jänner und Februar, die ungefähr unſern warmen Herbſttagen gleichen. Des Einheitzens bedürfen auch die zärtlichſten Perſonen nie. Die perinnirenden Pflanzen bleiben immer grün. Die Tage der übrigen Frühlings- und Sommermonathe ſind meiſtens ganz heiter und der etwa einfallende Regen iſt von ſehr kurzer Dauer. Zwiſchen 8 und 9 Uhr jeden Morgen fangen gewöhnlich die öſtlichen Seewinde an und dauern bis 4 Uhr Nachmittags. Sie überſtreichen die Inſeln, da ſie klein und nur mit niedrigem Geſträuch bewachſen ſind, völlig. — Man hat aber hier nicht, wie auf den andern ſüdlicher gelegnen, Weſtindiſchen Inſeln, zwey volle angenehme Jahreszeiten, ſondern nur

zur anderthalb, d. h. die im Frühjahr blühenden Bäume tragen im Sommer, blühen den Herbſt wieder; aber die zweyten Früchte zeitigen wegen der drey kältern Monathe erſt im folgenden Frühjahr. Sonſt erlaubt das hieſige Clima jeden Monath (nur die allertrockendſten ausgenommen) Küchengewächſe zu ſäen, und ſie auch jeden Monath wieder zu verbrauchen. Aber nur wenige Liebhaber der Gärtnerey benutzen dieſen günſtigen Umſtand.

5. Verſchiedene Nahmen.

Sie heiſſen auch die *Lucayos*, auch die Bahama-Inſeln. Eine derſelben heißt auch Long-Island, welche aber nicht mit der Inſel gleiches Nahmens in Nordamerica verwechſelt werden darf.

6. Flüſſe und groſſe Gewäſſer.

Vornehmlich iſt die Bahama-Straſſe (auch Golfo von Florida und Golfſtrom genannt) zu merken, welche ſie mit der Küſte von Oſt-Florida bilden. Um dieſer Straſſe willen ſind ſie ihren jetzigen Beſitzern, den Engländern, ſehr wichtig, weil durch dieſelbe die Rückfahrt der Spaniſchen Schiffe von der Havana aus geſchiehet, deren ſie ſich in Kriegszeiten eher alſo bemächtigen, oder ihre Durchfahrt hindern können. Die inländiſchen, ſalzigen Seen, welche, ohne einige Verbindung mit dem Meere, die ordentliche Abwechslung von Ebbe und Fluth halten, und die Teiche, welche mit jeder Fluth entſtehen und mit jeder Ebbe verſchwinden, haben wahrſcheinlich ihr Daſeyn einer

einer vorhergegangenen gewaltſamen unterirdiſchen Zerrüttung zu danken. Auf keiner dieſer Inſeln findet man ein flieſſendes trinkbares Waſſer. Alles nöthige muß aus Pumpbrunnen geſchöpft werden, welche aber zuweilen ſehr unrein ſind und in groſſer Hitze ſogar austrocknen. Auch ſammelt man Regenwaſſer in Ciſternen.

7. Berge.

Alles Gebirge dieſer Eylande beſteht aus einem gemeinen, aus ſehr feinem Muſchelſande erhärteten Kalkſtein, davon doch meiſtens nur die äuſſerſte Kruſte ſchwarz, ſchmutzig und hart, das Innere hingegen weiß, weich und leicht zu Pulver zerreibar iſt, bis zu welchem durch die harte Oberfläche die Wurzeln der Gebüſche und niedrigen Bäume durchdringen.

8. Boden.

Die meiſten ſind unbewohnbare Klippen, bloſſe Kalkfelſen, an denen man die einreiſſende Gewalt des Meeres, welche immer mehr Land abſpült, überall wahrnimmt. Sie ſehen auch alle mehr ſchmalen Landſtreifen, als umrundeten, ausgebreiteten Wohnplätzen ähnlich, und man muß es ſehr wahrſcheinlich finden, daß ſie ehmals mit dem feſten Lande zuſammen gehangen haben und von demſelben durch die Gewalt des Meers getrennt worden ſind. An den Küſten befinden ſich viele ſcharfe Klippen, welche Meilen weit unter der See fortlaufen und es den Reiſenden beſchwerlich und gefährlich machen, ſich ihnen im Dunkeln zu nähern. Die durchaus nakten Ufer werden durch das

be-

beſtändige Anſchlagen der See einer Schlake ähnlich und ſo durchlöchert, daß ſie, wenn man darauf geht, einen Metallton von ſich geben. Zugleich verurſacht das beſtändige Anſchlagen und Brechen des Waſſers an den Klippen ein ſtarkes Schaumen und immerwährendes Brauſen. Die häufigen Häfen und Klüfte ſcheinen durch Erdbeben entſtanden zu ſeyn.

9. Einwohner.

Deren findet man nur auf ſieben von dieſen 500, theils Engländer, theils Neger, theils eingeborne Wilde. Ihre Häuſer ſind auf Weſtindiſche Art gebaut, bloß von Holz, meiſtens nur Einen Stock hoch und ſehr luftig; ſtehen mehrentheils in Gärten oder doch zwiſchen Bäumen und ſind deßwegen Europäiſchen Sommerhäuſern ähnlich. Geringere Familien haben Häuſer von Palmblättern. — Sie ſelbſt ſind ſehr gaſtfrey, gefällig, gnügſam, zufrieden, haben gerade, was ſie bedürfen, ohne reich oder arm zu ſeyn. Die wenigſten bauen den nicht ſehr fruchtbaren Boden. Viele dienen als Steuerleute, Lotſen zur See; andere ſind Schiffszimmerleute, noch andre ernähren ſich durch das ſo genannte Reken, wobey ihnen ihre ſchwarzen Sklaven ſehr nützlich ſind. Dies Reken beſteht darin, daß ſie die Güter der von Weſtindien zurück ſegelnden und vor dieſen Eylanden vorbey fahrenden Schiffe, wenn dieſe (welches beſonders bey Sturmwinden und gefährlichen Stellen häufig zu ge-

geſchehen pflegt) ſtranden, auffiſchen und öffentlich verkaufen. Ein andrer ſehr gewöhnlicher und einträglicher Nahrungszweig iſt der Fiſch- und Schildkrötenfang.

Die lebendigen Schildkröten oder auch die Schalen, bringen ſie nebſt einigen feinen Holzarten, z. E. Mahagony- Campeſchen- Braſilienholz, etwas Ambra, Früchten und etwas Baumwolle hinüber nach Nordamerica zu Markte, und tauſchen dagegen alle Arten von Kleidungsſtoffen, Werkzeuge, Theer, Mehl, Korn, Butter, Hülſenfrüchte, Reis, geſalzenes und geräuchertes Fleiſch ein. Das Fiſchen iſt eine gemeine Beſchäftigung der ärmern weiſſen Einwohner ſowohl, als vieler Neger; dennoch ſind nicht immer Fiſche zu haben, wenn man ſie verlangt. Nach einem einträglichen oder reichen Fang ſetzen ſich die Fiſcher hin, ihren Verdienſt zu vertrinken, ehe ſie wieder daran denken, für ihr eignes oder das Bedürfniß des Marktes zu ſorgen. Einen ordentlichen Fiſchmarkt hat man ohnehin nicht, ſondern die Fiſcher ſchicken ihren Fang von Haus zu Haus, oder man muß bey ihnen Nachfrage halten.

10. Mineralien.

Salz bereitet die Natur ſelbſt, wenn im Sommer die geſalzenen Landſeen größtentheils austrocknen.

11. Pflanzen.

Die Pflanzen vertauſchen hier erſt im Frühjahr

ihr altes grün gebliebnes Laub mit neuem. Die meiſten baumartigen Gewächſe ſind wegen des felſigen, magern Bodens ſehr niedrig, das Holz hingegen, einige wenige im Waſſer und Sümpfen wachſende Gewächſe ausgenommen, ſehr hart. Man findet auch weit mehr baum- und ſtrauchartige, perennirende Pflanzen, als kleinere Kräuter, welche nicht perenniren; gegen hundert Stauden kaum Eine ſolche! Und die wenigen, die man noch findet, haben einen dicken ſchleimichten Saft in ſich, welchen die Hitze nicht leicht austrocknen kann. Aus *gleicher* Urſache haben auch vielleicht die *meiſten* hieſigen Bäume und Geſträuche ſo dichte, pergamentähnliche Blätter; denn die Pflanzen mit dünnen, weichen Blättern, deren es aber nur wenige gibt, vertrocknen bey anhaltender Hitze faſt völlig.

1. Der **Mahagonybaum** (Svietenia mahagoni), der aber nicht in ſtarken Stämmen wächſt. Sein hartes, feines, röthliches Holz wird zu verſchiednen Tiſchlerarbeiten gebraucht. 100 Quadrat-Fuß Holz koſten hier nur 24 Thaler. Wir werden ihn noch näher kennen lernen.
2. Der **Waldbalſambaum** (Amyris ſilvatica) iſt häufig, wird wegen ſeines wohlriechenden Harzes, wie bey uns das **Kienholz**, zum Leuchten gebraucht.
3. Die **Piſonia** mit ihren Stacheln und ſich ſo leicht und feſt anhängigen klebrigen Samen, die ſich in die Federn der Vögel hängen.

4. Die klebernde Boerhavie, deren Samen gleiche Eigenſchaften hat.

5. Der gröſste und ſtärkſte unter den hieſigen Bäumen iſt der Indianiſche Feigenbaum; der allergröſste und merkwürdigſte iſt auf der Inſel Providence, unter welchem der erſte Engliſche Privatmann Blackbard ſein Gericht gehalten haben ſoll, daher er noch itzt allgemein unter dem Nahmen Blackbard's Feigenbaum bekannt iſt. Seine ausgezeichnete Gröſſe kann man daraus abnehmen, daſs er mit ſeinen ausgebreiteten Aeſten einen Zirkel von 90—100 Schritten beſchattet.

6. Der Melonenbaum (Lerica papaga. L.) iſt ein hoher, grader, meiſt bis an ſeinen Gipfel, zweig- und blätterloſer Baum, wird um die Häuſer gepflanzt, trägt das ganze Jahr durch groſſe, melonenartige, ziemlich wohlſchmeckende Früchte, die man *papaws* nennt.

7. Der Piſang-Bananen-Baum (Muſa paradiſiaca. L.) wird, wie der vorhergehende um die Häuſer und in den Plantagen häufig angepflanzt. Er hat hier nicht das ſchöne Anſehen, wie in unſern Treibhäuſern, weil der Wind ſeine ſchönen langen Blätter in lauter feine Faſern zerreiſst. Die Trauben zum Verſenden werden noch grün abgenommen.

8. Orangen- und Citronen-Bäume (Citrus aurantium & medica. L.) Die erſten ſind in Menge

Menge ſüß und ſauer da. Von den letztern hat man eine kleinere, ſehr ſaftige, dünnſchalige Abart, hier und durch ganz America *Limes* genannt, ſo häufig, daß ſie ganze Wälder ausmachen. Sie werden ganz ohne alle künſtliche Pflege ſich ſelbſt überlaſſen, und bleiben deßwegen niedrig und buſchicht bey einer auſſerordentlichen Anzahl von Früchten. 1000 Stück kauft man für ungefähr 2 Thaler. Obgleich hier ſehr viele verbraucht werden; ſo verführt man doch ganze Schiffsladungen davon, oder den daraus gepreßten Saft nach dem nördlichen America, wo man ſie zu Punſch allen andern vorzieht.

9. Der **Wegatobaum** (Laurus perſea. L.) iſt einer der ſchönſten hieſigen Bäume. Er ſtammt aus dem ſüdlichen America, wird gewöhnlich nahe um die Häuſer gezogen, und trägt wohlſchmeckende birnähnliche Früchte Alligator-pears genannt, die im September reif zu werden pflegen.

10. Der **Caffebaum** (Coffea arabica. L.) wird, nach Märter, weil er nicht ſeine gehörige Vollkommenheit hier erlangt, wenig und nur in kleinen Plantagen angebauet. Nach Schöpf hingegen kömmt er ſehr gut fort, trägt reichlich und die Bohnen ſind vom beſten Geſchmack.

11. Den **Tamarindenbaum** (Tamarindus indica. L.) der 30—40 Fuß hoch wächſt, liebt man ſeiner Schönheit und ſeines Schattens wegen. Die Blätter dieſes Baums falten ſich des Abends.

Sie tragen viele Früchte, welche 4—5 Zoll lange Schoten, mit einer harten, aber zerbrechlichen braunen Schale ſind. In ihnen liegt zwiſchen holzichten, zähen Faſern das ſehr ſaure Mark, welches die Samen umgibt. Die Schalen werden abgelöſet und der innere Theil in irdene Töpfe lagenweiſe mit braunem Zucker feſt eingedrückt und ſo als Tamarinden-Mark für die Apotheken verſendet.

12. Der Schambaum (Aeſchynomene grandiflora.) ſtammt aus Oſtindien ab und iſt eins der ſchönſten Gewächſe. Seine anſehnlichen Blumen ſind die größten von allen bekannten Arten dieſer Claſſe. Die Früchte hängen in Geſtalt langer Schoten häufig an ſeinen Zweigen, geben ihm ein vortheilhaftes Anſehen, und dienen dem zahmen Geflügel zur Nahrung. In Oſtindien ſollen ſie, ſo wie die Blumen, von Menſchen gegeſſen werden.

13. Die Baumwollenſtaude (Goſſypium arboreum) wächſt ſehr hoch, beſonders auf den ſüdlichen Inſeln. Sie belohnt die Mühe des Pflanzers am beſten und ſicherſten; da ſie zu allen Jahreszeiten fortwächſt, nicht ſo ſehr vom Regen abhängt, wie andere Producte, und ſich bald und ſtark in den felſigen Boden befeſtigt.

14. Zuckerrohr (Sacharum officinar.) wird hin und wieder gepflanzt, jedoch ſcheint ihm die hinlängliche Wärme zu fehlen; deßwegen braucht man

man es mehr zum Deſtilliren, um Rum daraus zu verfertigen. Die felſige Beſchaffenheit des Bodens verhindert auch, daß nicht hinlängliche groſſe Strecken zu deſſen Anbau beſtimmt werden können. Die Leute erziehen auf dieſen Eylanden etwa ſo viel Zucker, als ſie für ihre Haushaltungen brauchen. Sie begnügen ſich aber, den Saft des Rohrs bloß zu einem dicken Syrup einzuſieden.

15. Die Ananaspflanze (Bromelia ananas) kommt beſonders auf den ſüdlichen Inſeln gut fort, und wird da ſo häufig gezogen, daß damit allein hinlänglich die Nordamericaniſchen Küſten verſorgt werden können, wohin ſie gewöhnlich im April und May, wenn ſie noch etwas grünlich ſind, verführt und das Stück zu 1/2—1 Thaler verkauft werden.

16. Das Campeſchenholz (Haematoxylum Campechianum), das wir weiter unten noch näher werden kennen lernen, iſt auf den meiſten Eylanden gemein. Die meiſten hieſigen Einwohner beſchäftigen ihre Sclaven mit der Fällung dieſes Baumes.

17. Heiligholz (Guajacum ſanctum), der Baum iſt vorzüglich zur Blüthezeit ſehr ſchön. Er iſt nicht ſehr hoch und wird nicht dicker, als ein Mannsarm oder Schenkel. Das meiſte Holz, welches von hier gehohlt wird, verarbeitet man wegen ſeiner vorzüglichen Härte zu mechaniſchen

Geräthſchaften. Beſonders befördert den groſſen Abſatz deſſelben der allgemeine Gebrauch, den man davon auf Schiffen macht, wo alle Rollen und Kloben, in welchen das Tauwerk läuft, einzig von dieſem Holze verfertigt werden. Auſſer dem mediciniſchen Gebrauch in unſern Apotheken bedient man ſich auch dort der innern Rinde, als eines Brechmittels.

18. Der Weſtindiſche Cedernbaum (Cedrela odorata), iſt einer der ſchönſten auf dieſen Eylanden. Sein Holz iſt röthlichbraun, hat viel Aehnlichkeit mit dem Mahagonyholz, für welches es auch verkauft wird. Es wird zum Schiffbau und auch zu eben den Dingen, wie das Mahagonyholz, gebraucht; denn die Tiſchler ſuchen es, da es weicher iſt und ſich leichter verarbeiten läßt, ſehr.

19. Von der Kohlpalme (Areca oleracea), die wir noch mehrmals antreffen werden, ſpeiſet man die in dem oberſten, grünlichen Theil des Stammes, noch weiſſen, unentwickelten Blätter, als Salat, gekocht als Kohl, und macht ſie auch ein, wo ſie den Seefahrern beym Scorbut gute Dienſte leiſten. Das Mark des Stammes iſt den Schweinen ſehr angenehm und macht ſie fett. Das Holz iſt wegen ſeiner Feſtigkeit merkwürdig.

20. Yams (Discorea alata. L.) werden überall häufig gezogen; theils zum Gebrauch der Familien

lien ſelber angewendet, theils auch, aber nicht in groſſer Menge, nach Nordamerica ausgeführt. Die zerſchnittnen Knollen werden jährlich Ein Mahl in die Erde gelegt, und vermehren ſich auſſerordentlich.

12. Thiere.

1. Der Racoon, der vom feſten Lande von America herüber gebracht ward und ſich ſo vermehrt hat, daß kein Federvieh vor ihm ſicher iſt, das ohnedem hier wegen der Samen der Piſonie und Boerhavie ſelten iſt, denn die klebrigen Samen dieſer Pflanzen hängen ſich oft ſo dicht an die Flügel der Vögel, daß ſie nicht fliegen können und alſo leicht gefangen werden.

2. Der Leguan, deſſen Jagd überaus mühſam und künſtlich iſt. (S. Raffs Naturgeſchichte.) Seine Gröſſe iſt aber dort falſch angegeben. Er wird höchſtens 3/4 Ellen lang. Wohnet auch nicht auf ſondern in hohlen Bäumen und Felſenklüften und nährt ſich beſonders vom Breyapfel. Der Neger, der auf die Jagd nach dieſem Thiere geht, verſieht ſich gewöhnlich mit einem Hund, einer langen Gabel, etwas ſtarkem Bindfaden und einer groſſen Nadel. Der Hund iſt bloß Geſellſchafter, um nähmlich die Eidechſe im Walde oder in Bäumen auszuſpüren, die ſodann, ſo bald ſie denſelben gewahr wird, gewöhnlich die Flucht nimmt, um ſich in der nächſten Baumhöhle oder Felſenritze zu verkrie-

chen; und das Thier erreicht auch wegen ſeiner groſſen Behendigkeit faſt immer einen Schutzort. Kömmt es aber ein Mahl zwiſchen ihm und ſeinem Jäger zu einem Gefechte, ſo pflegt es insgemein zum groſſen Nachtheil des letztern auszufallen, indem demſelben gewöhnlich ein Fuß oder ſonſt ein Theil, in welchen ſich die Eidechſe verbiſſen hat, und deren Mund ſo leicht nicht geöffnet werden kann, abgeſchnitten werden muß.

Hat hingegen die Eidechſe einen Ort zu ihrer vermeinten Sicherheit erreicht, ſo ſucht der Jäger erſt mit Vorſicht ihren Schwanz zu erhaſchen, zu welchem er ſich, im Fall das Thier zu weit in die Höhle gekommen wäre, mit Graben verhelfen muß. Durch dieſen Schwanz nun, den er mit ſeiner linken Hand hält, ſucht er den Leib, welchen er zwiſchen der, in der rechten Hand haltenden Gabel, um ſich vor dem gefährlichen Biſſe des Thieres zu ſichern, immer an die Erde drückt, nach und nach ſo weit an ſich zu ziehen, bis der Hals unter die Gabel zu liegen kommt, welchen er vollkommen befeſtigt, um alle Bewegungen des Kopfes zu hindern; hierauf ergreift er die Nadel, ſticht ſie durch die beiden Naſenlöcher, und die untere Kinnlade und befeſtigt hiemit durch den nachgezognen Bindfaden, den Mund des Thieres ſo ſicher, daß es nun ohne alle Gefahr angegriffen werden kann; indeſſen würde es noch immer im Stande ſeyn, ſich durch die Flucht zu retten, wenn ihm nicht die längern

Mit-

Mittelzehen an den Vorderfüſſen ſowohl, als den Hinterfüſſen gleichfalls zuſammen gebunden würden. Bey allem dem hat ſich der Jäger vorzüglich vor den Schlägen mit ſeinem Schwanze in Acht zu nehmen, die zuweilen ſo heftig ſind, daß die Folgen davon tödlich werden. In dieſem Zuſtande wird nun die Eidechſe, welche bis zwey Monathe ohne alle Nahrung aushalten kann, zu Markte gebracht und verſchiedentlich verführt. Es werden auch ihre Eyer, ſo wie die der Schildkröten in Werth gehalten.

3. Schweine findet man in den Wäldern. Wahrſcheinlich haben ſie ſich dahin verirrt. Sie wohnen in Höhlen und ſind ſo mager, daß man es nicht der Mühe werth achtet, auf ſie Jagd zu machen.

4. Unter den Schildkröten iſt eine merkwürdig, die man fängt, wenn ſie ans Ufer kömmt, ihre Eyer zu legen. In den Monaten May, Junius, Julius, im Vollmond, ſteigt ſie an ſandigen, weichen Buchten des Nachts an Land, bohrt mit ihren Füſſen Löcher in den Sand und legt ihre Eyer hinein. Hiebey überraſchen ſie gewöhnlich die bey Tage in den Gebüſchen verſteckt geweſenen Fiſcher, und legen ſie auf den Rücken. Nimmt ſich aber der Fänger nicht ſehr in Acht; ſo blendet ſie ihn durch eine Sandwolke, die ſie mit ihren Füſſen ſchnell zu erregen weiß. Sucht man dann nach, ſo findet man in einem mit Sand bedeckten Neſte bis gegen 200 Eyer.

13. Merk.

13. Merkwürdigkeiten.

1. Wahrſcheinlich wurden dieſe Inſeln einſt durch ein Erdbeben von dem feſten Lande von America abgeriſſen. Ihre geringe Entfernung von demſelben ſowohl als unter einander von ſich ſelbſt; die von den meiſten derſelben bis auf mehrere Meilen in die See auslaufenden Riefe; die groſſe Gewalt des aus dem Mexikaniſchen Meerbuſen kommenden, und zwiſchen hier und der nordöſtlichen Küſte von Florida die Bahamaſtraſſe bildenden Stromes, auch die Gleichheit der Naturproducte mit dem feſten Lande von derſelben Breite, machen dieß wahrſcheinlich.

2. Guanahani, auch Cat-Inſel genannt, war die erſte Inſel und das erſte Americaniſche Land, welches Columbus 1492 entdeckte. Columbus nannte ſie damahls San Salvador, weil er durch ſie gerettet ward. Dieſer Nahme iſt aber nachher wieder verloren gegangen. Von hier ſegelte er nach

II.

Cuba.

1. Lage und Figur.

Sie liegt dicht unter dem Wendekreis des Krebſes, zwiſchen dem 20ſten und 23ſten Grade nördlicher Breite, bildet eine Art Bogen, deſſen höchſter Theil ſich dem Wendekreiſe nähert. Ihr öſtlicher Theil ſiehet wie ein Widerhaken aus. Im Ganzen iſt ihre

Rich-

Richtung von Weſten nach Oſten und ziemlich mit der Linie parallel. Sie iſt ſehr lang, aber ſchmal.

2. Grenzen.

Nördlich liegen rechts die Bahama-Eylande, links geht Florida mit der Spitze ſeines Caps gerade auf ſie herab.

Weſtlich beſpült ſie der Mexicaniſche Meerbuſen.

Südlich iſt die nächſte beträchtliche Inſel Jamaica, und

Oeſtlich St. Domingo.

3. Gröſſe.

Sie iſt die gröſte unter allen Antillen. (Siehe weiter unten.)

4. Verſchiedne Nahmen.

Anfänglich ward ſie von Columbus Juanna genannt, nachher Ferdinandino, behielt aber zuletzt ihren jetzigen Nahmen, den ſie ſchon vor Ankunft der Spanier hatte.

5. Mineralien.

Gold und Kupfer.

6. Pflanzen.

Jngber, Zucker, Aloe, Tobak, Caſſia, Maſtix und Saſſaparilla werden als Handelsarticel ausgeführt.

Die Purgir-Caſſie, Rohr- oder Fiſtel-Caſſie, Caſſien-Pfeifen, iſt die Frucht eines anſehnlichen Baumes (Caſſia fiſtula) die in einer langen, ſchwar-

zen,

zen, cylindriſchen Hülſe oder Schote beſteht, welche oft 2—5 Schuh lang wird, meiſtens grade oder am Ende etwas krumm gebogen, ungefähr eines Zolls dick iſt. Es umgibt dieſelbe eine dünne, hölzerne und harte Schale, die von auſſen dunkelbraun oder ſchwarz, von innen gelblich und mit verſchiednen Zellen verſehen iſt. In dieſen ihren vielen Fächern befindet ſich der Samen in einem weichen, ſchwarzen, ſüſſen, etwas ſeifenartigen, ſcharf ſchmeckenden Mark, das ſo dick wie Honig iſt. In demſelben liegen die runden, harten, gelben und platten Samen. Eine gute Caſſien-Frucht muß ſchwer, friſch und inwendig mit einem fetten Mark angefüllt ſeyn, und die darin befindlichen braunen Samenkörner dürfen weder losgetrocknet ſeyn, noch klappern. Bey uns wird bloß das Mark in den Apotheken gebraucht. Es laxirt ſehr und wird daher mit zu den Clyſtiren genommen. (Siehe auch Braſilien.)

7. Thiere.

Häute werden ausgeführt.

8. Oerter.

Havana in Nordweſten, Florida gegen über, mit einem Hafen, der vielleicht der ſicherſte und geräumigſte auf dem Erdboden iſt. 1000 Schiffe können bequem und ſicher darin liegen. Hier verſammeln ſich die Spaniſchen Gallionen und Regiſterſchiffe, die aus America nach Spanien ſegeln wollen. Die Gallionen ſind diejenigen Schiffe, welche der König von Spanien alle Jahre nach America ſchickt, um

das

das Gold und Silber und andere Koſtbarkeiten, die man daſelbſt geſammelt hat, abhohlen zu laſſen. Die Regiſterſchiffe aber ſind ſolche, auf denen diejenigen Spaniſchen Kaufleute, welche die Erlaubniß dazu erkauft haben, Europäiſche Waaren nach America ſchicken, um ſie dort gegen Americaniſche Landesgüter zu vertauſchen. Sie führen den Nahmen deßhalb, weil alles, was auf dieſen Schiffen aus Europa nach Weſtindien geſandt wird, vorher genau aufgezeichnet oder regiſtrirt werden muß, damit man gewiß wiſſe, daß die Kaufleute nicht mehr Waaren darauf bringen laſſen, als ihnen der König für ein gewiſſes Geld nach Weſtindien zu verſenden erlaubt hat. Ehe die Einrichtung mit den Regiſterſchiffen gemacht war, wurde jährlich eine einzige Flotte, unter dem Nahmen der Silberflotte, theils auf Rechnung des Königs, theils auf Rechnung der Kaufleute nach Weſtindien geſchickt, ſowohl Gold und Silber abzuhohlen, als auch Kaufmannsgüter hinzuführen und zurück zu bringen. Da aber zu dem letztern die Regiſterſchiffe gebraucht werden, iſt der Nahme Silberflotte abgekommen.

III.

Jamaica.

1. Lage und Figur.

Liegt nach eben der Richtung wie Cuba; kaum 1/3 ſo lang, verhältnißmäßig aber breiter; zwiſchen dem 17ten und 18ten Gr. nördlicher Breite und zwi-

ſchen

ſchen dem 75ten und 78ten Gr. weſtlicher Länge. Sie hat eine unregelmäßige längliche Geſtalt, einem Ovale einiger Maſſen ähnlich.

2. Grenzen.

Sie liegt ſüdlich von Cuba 140 Engliſche Meilen ab. Weſtlich von ihr kommt man in die Hondurasbay. Südlich von ihr kommt man in den Antilliſchen oder Weſtindiſchen Buſen, und öſtlich von ihr nach St. Domingo, welches 20 Engliſche Meilen entfernt iſt.

3. Gröſſe.

Sie iſt die gröſste und wichtigſte Inſel der Engländer in Weſtindien, und enthält 270 Quadrat-Meilen. Von Morgen gegen Abend iſt ſie 34 Meilen lang, und von Mitternacht bis Mittag 13 Meilen breit; beides verſteht ſich von den gröſsten Ausdehnungen. Nach andern iſt ſie noch gröſſer.

4. Clima.

Die Hitze würde unerträglich ſeyn, wenn die Luft nicht bey Tage durch den Seewind und bey Nacht durch den Landwind abgekühlt würde. Der Seewind iſt kein andrer als der Paſſatwind. Zu der Zeit, wo dieſer nicht bläſet, erhebt ſich die Nächte über ein die drückende Hitze lindernder Landwind, und geht nach allen Himmelsgegenden auf Ein Mahl ſehr ſtark, daher des Nachts kein Schiff an dieſer Inſel landen kann. Doch iſt der Aufenthalt hier wegen der Nebel, die beſtändig über den Gebirgen

hän-

hängen, und der häufigen Erkältungen, denen man bey der ſtarken Hitze ſo leicht ausgeſetzt werden kann, feucht und ungeſund, und wenige Einwohner bringen ihr Leben auf 50 Jahre, daher müſſen immer von England neue Bewohner nachgeſchickt werden. Das nördliche Clima der Inſel iſt kühler, geſünder und dem Engliſchen ähnlich. So bald man nur von der Seeküſte ab und den Bergen näher kömmt, wird die Luft bey jeder Meile, die man reiſet, um ein Merkliches kühler, und in den Gebirgen ſelbſt, hat man gar nicht Urſache, über Hitze zu klagen. An einem Auguſtabend, wo es im Unterlande ſehr heiß war, konnte man in dieſen ein Kaminfeuer ganz wohl vertragen. Ja auf mehreren Bergen war es auch um Mittag nie zu heiß. Der größte Grad der Hitze ſteigt auf den höchſten Bergen nach Fahrenheit nie über 75 Gr. Der gewöhnliche Stand des Thermometers bleibt meiſtens zwiſchen 60—70 Gr. Unterhalb der Gebirge aber ſcheint mitten im Sommer die Sonne ſo heiß, daß man es kaum aushalten kann. Ja, ſie würde unerträglich ſeyn, wenn es nicht gerade dann, wenn die Sonne ſcheitelrecht ſteht, ſehr häufig regnete. Morgens 8 Uhr iſt es am heiſſeſten. Die groſſen Regen im May und October ſind eben ſo unumgänglich nothwendig, die Anpflanzungen von Jamaica fruchtbar zu machen, als es die Ueberſchwemmungen des Nils für Aegypten ſind. Ueberaus reitzend ſind die immer hellen Nächte in dieſen Gegenden, da man bey dem auſſerordentlichen Schimmer der Milchſtraſſe und dem groſſen

Glanze der Venus, in deren Licht, Häuſer und Bäume Schatten werfen, ſogar den Mond, wenn er unſichtbar iſt, faſt nicht vermißt. Fürchterlich aber ſind die Erdbeben, welche zuweilen dieſe Inſel verwüſten. Beſonders bewirkte das vor 100 Jahren groſſe Veränderungen auf dieſem Eylande. Tag und Nacht ſind das ganze Jahr durch beynahe von gleicher Länge. Stürme, Orcane genannt, ſind beſonders in den Monathen Julius, Auguſt, September und October, häufig, und richten zuweilen groſſe Verwüſtungen an.

5. Verſchiedne Nahmen.

Columbus entdeckte ſie erſt auf ſeiner zweyten Reiſe 1494 und gab ihr den Nahmen St. Jago, d. i. Jakobs-Inſel. Dieſen behielt ſie, bis ſie 1655 in einem Kriege zwiſchen den Engländern und Spaniern den letztern von den erſtern weggenommen wurde, worauf ſie ihren alten obigen Nahmen bekam und ihn behielt, ſo wie die Engländer die Inſel. Sie erhielt ihn vom Herzog von York, welcher James (Jacob) hieß.

6. Haupteintheilung.

Sie wird in 3 Grafſchaften, a) Middleſex, b) Surey, c) Cornwall; und dieſe werden wieder in 19 Quartiere, oder Kirchſpiele abgetheilt.

7. Flüſſe.

Sie iſt ohne alle ſchiffbare Flüſſe; dennoch durchflieſſen an 200 Bäche und Flüſſe die Inſel, welche haupt-

hauptſächlich aus den häufigen von den Gebirgen ſich herab ſtürzenden und die angenehmſten Cascaden bildenden Waſſerſtrömen entſtehen. Einige ſind doch ſo breit, um Zucker in den Canoten aus den entfernteſten Pflanzungen bis an das Ufer des Meers darauf fortbringen zu können. Meiſtens hat das Waſſer einen kupferartigen Geſchmack und iſt ungeſund. — Eine warme Quelle iſt zugleich ein vortreffliches Mittel gegen eine der fürchterlichſten auf dieſer Inſel einheimiſchen Krankheit, gegen die trocknen Leibſchmerzen.

8. Berge und Gebirge.

Oeſtlich liegen die hohen, **blauen Gebirge**, welche alle Morgen in den heiſſeſten Tagen einem groſſen Theile der Zuckerfabriken von Liguanea, welches weſtlich am Fuſſe dieſer Berge liegt, einen erquickenden Schatten geben. Sie ſind nur ein Theil der hohen, rauhen, ſteilen Bergkette, welche mitten durch die Inſel von Oſten nach Weſten geht, ſie beynahe in zwey gleiche Theile theilt, und beſonders die Südſeite dieſer Inſel gegen die heftigen Südweſtwinde ſchützt. Es gibt dem Auge das ſchönſte Schauſpiel, wenn man von der Seeſeite her, dieſe von den ſtarken **Erdbeben**, welchen die Inſel ſehr unterworfen iſt, geſpaltnen und in fürchterlichen Maſſen aufgethürmten Felſen mit den höchſten, ſchönſten und immer grünen Bäumen, welche ihre Nahrung faſt einzig und allein aus dem häufig fallenden Regenwaſſer, welches ſich in den Felſenritzen aufſammelt, und aus den bey-

nahe beſtändig über ihnen ſchwebenden Nebel anſan-gen, bedeckt, und zwiſchen dieſen Klüften die fruchtbarſten Weideplätze liegen ſiehet.

9. Boden.

Dieſer iſt überaus fruchtbar in den Ebenen, denn höher hinauf iſt er ſandig und felſig.

10. Einwohner.

Den größten Theil derſelben machen die Neger und Mulatten (ſ. die Einwohner von America überhaupt) aus, deren über 100000 ſind, da der Weiſſen nur etwa 50000 ſeyn mögen. Es gibt Plantagen, oder Pflanzungen, auf denen wohl 4—500 Sclaven gehalten werden.

I. Neger. Ihrer ſind zweyerley:

1. Die wilden Neger. Dieſe leben in Freyheit, halten ſich in den Gebirgen, Wäldern und Gebüſchen auf, nähren ſich vom Wilde und Raub, und ſind gefährliche Feinde für die Einwohner, indem ſie öfters entweder allein auf eine Familie oder Pflanzung fallen, alles ermorden und das Haus in Brand ſtecken oder verheeren, oder ſich mit den Sclaven einer Plantage vereinigen und eine Rebellion anfangen, wodurch oft die ganze Inſel ſo in Allarm gebracht wird, daß alles zum Gewehr greifen muß. Es iſt aber nicht gut mit ihnen Krieg führen, weil ſie ebenfalls Gewehr führen, gemeiniglich des Tags über in ihren Schlupfwinkeln ſich ſtille halten, und des Nachts

hervor kommen. Da das Land ſehr bergig, und voller Waldungen in der Mitte iſt, ſo laufen ſie darin, wie Katzen herum, verkriechen ſich und machen es äuſſerſt ſchwer und gefährlich, ſie zu verfolgen.

2. Die leibeignen Sclaven. Sie ſind für ſich und ihre Nachkommen der Freyheit beraubt, und müſſen alle Handarbeiten verrichten. Es muß ein ſchlechter Mann hier ſeyn, der nicht ſeine 10—12 Sclaven hat. Je reicher der Coloniſt oder Pflanzer iſt, und je mehr Arbeit die Pflanzung erfordert, deſto gröſſer iſt die Anzahl der Sclaven. Wenn ſich dieſe ohne einen Schein ihres Herrn auſſer ihrer Plantage antreffen laſſen; wenn ſie ſich in Haufen verſammeln, ſich etwa gegen einen Weiſſen vergreifen; wenn ſie entlaufne Sclaven beherbergen; ja ſogar wenn ihnen ihre Herren einen auſſerordentlichen Feyertag erlauben, werden ſie mit einer beſtimmten Strafe und ihre Herren ſelbſt, im letztern Fall, mit einer Geldbuſſe von 5 Pfund Sterling (30 Thaler) belegt. Der Herr wird beſtraft, wenn er ſeinen Sclaven nicht ein beſtimmtes Stück Landes zum Anbau ihrer Küchengewächſe gibt, oder ſie im Eifer verſtümmelt oder ſchwer verwundet. Wenn ein Neger einen Weiſſen ſchlägt oder gewaltthätig angreift, ſoll dieſer hingerichtet oder mit lebenswieriger, harter Arbeit beſtraft werden. Ein Weiſſer hingegen, der einen fremden Sclaven

ohne Urſach ſchlägt, verwundet oder beſchädigt, ſoll nach Gutdünken der Richter entweder mit einer Geldbuſſe oder Gefängnißſtrafe belegt werden. Eine Engliſche Dame war bey ihrer Ankunft auf dieſer Inſel menſchlich und mitleidig geſinnt, durch das anſteckende Beyſpiel aber dergeſtalt verhärtet worden, daß ſie alle Morgen ihren Neger geiſſelte, weil er nicht ſeine beiden Daumen unbeweglich auf den Rand des Tiſches gehalten, während dieſe Furie mit der Peitſche darauf zu ſchlug, damit er ſie wegziehen möchte. Die unwillkührliche Bewegung der Nerven dieſes Negers wurden ihm jeden Morgen zum neuen Verbrechen ausgelegt, und veranlaßten folglich täglich eine neue Geiſſelung.

Lettres d'un cultiv. americain.

Ein andrer Pflanzer ließ ſeine Chaiſe durch Neger ziehen, die er durch Zwang ſo geſchwind und ſtark wie Pferde machen wollte. Gewöhnlich fuhr er in der ſtärkſten Hitze mit ſeiner Frau und zwey Kindern aus, und legte wohl 5 Meilen (Engliſche) in einer Stunde zurück, und das oft in ſchlimmen, holprichten Wegen. Oft fielen die ſechs vorgeſpannten Neger nieder, zitterten, keichten und konnten nicht weiter fort. Aber ſchreckliche Peitſchenhiebe zwangen ſie, bald wieder ihre letzten Kräfte zuſammen zu nehmen, das Blut floß und miſchte ſich mit dem Schweiß und Staub, der ſie bedeckte, und der Barbar fuhr

ſelbſt!

ſelbſt! Täglich mußte ein Wundarzt die Wunden der armen verbinden, und ſie mit Weineſſig oder Citronenſaft auswaſchen.

Mercure francois à Gotha 1777. October.

Die kleinen und ſchlechten Hütten der Neger ſind von Schilf errichtet und mit Thon beworfen. Sie können 2—3 Perſonen faſſen. Sie werden ſogar ohne ein Loch im Dach errichtet und folglich haben ſie nichts als Rauch darin. Dieſe Hütten ſtehen an gewiſſen Plätzen wie Dörfer an einander. Sie gehen gemeiniglich ganz nackend, diejenigen ausgenommen, welche ihre Herren begleiten, und zur größten Plage in dieſem heiſſen Clima Livree tragen müſſen.

Sie müſſen die ganze Woche arbeiten. Des Morgens, ſo bald der Tag anbricht, wird auf einer Muſchel geblaſen, auf welches Zeichen ſie augenblicklich in das Feld oder zu andrer Arbeit gehen müſſen. Um 12 Uhr wird zum Heimmarſch geblaſen. Um 2 Uhr müſſen ſie wieder an die Arbeit, bis zum Anbruch der Nacht. Sie bekommen dafür des Jahrs eine Art Hemde von grobem leinenen Tuche, und alle Monathe ungefähr 3/4 Pfund Salz. Was ſie ſonſt brauchen, müſſen ſie ſich ſelbſt ſchaffen, wozu ſie den Sonntag frey und etwas Land angewieſen bekommen. — Einige fangen Vögel und tragen ſie des Sonntags, den einzigen Markttag, zu Markt und kaufen ſich von dem, was ſie daraus löſen, eingeſalznes Fleiſch, welches auf Schiffen aus **Europa** oder anderwärts hieher gebracht wird, oder Fiſche, da das friſche Fleiſch ſelten iſt.

In der Ruheſtunde von Mittag bis 2 Uhr ſcharren ſie wohl die Knochen vor ihrer Herren Thüre aus, ſtoſſen ſie ſo klein als möglich, kochen ſie mit Waſſer und trinken die Brühe davon.

Aus Liebe zur Freyheit und aus Haß gegen die Weiſſen, rebelliren ſie oft; daher ſie von den letztern bey der geringſten Vergehung aufs grauſamſte beſtrafet werden, damit ihnen alle Luſt ſich frey zu machen vergehe. Man bindet ſie mit den Händen in die Höhe, und hauet den ganzen bloſſen Unterleib mit einer Art von Dornen von Ebenholz ſo lange, bis das Blut den ganzen Unterleib überzogen hat, ja bisweilen ſo ſehr, daß Stücken Fleiſch davon fallen.

II. Weiſſe.

Dieſe ſind entweder alte, reiche Pflanzer oder Coloniſten, welche groſſe Pflanzungen beſorgen; oder neuere Ankömmlinge aus Europa, die erſt mit kleinern Ländereyen anfangen, und mit der Zeit auch reiche Pflanzer zu werden gedenken. Auſſerdem ſind ſie Kaufleute, Schreiber, und Handwerksleute.

11. Mineralien.

Mit Corallenfelſen iſt die ganze Küſte umgeben.

12. Pflanzen.

Sie liefert Zucker, Caffe, Cacao, Pomeranzen, Citronen, Ananas, Cocos, Indigo, Tobak, Pfeffer, Ingber, Baumwolle, Mahagony- und Manſchinell-Holz.

1. Der

1. Der Manſchinellenbaum auch Manchinellenbaum, Manzinillenbaum (Hippomane mancinella. L.) wird ſo hoch als eine Eiche. Er wächſt auf allen Caraibiſchen Inſeln (ſ. weiter unten.) Der Milchſaft des ganzen Baumes beſitzt eine auſſerordentliche Schärfe, und erregt an allen Theilen des Körpers Blaſen und Entzündungen mit den empfindlichſten Schmerzen. Auf der Leinwand macht er ſchwarze Flecken und, wenn man ſie auswaſchen will, Löcher. Ein Franzoſe, der aus Unwiſſenheit ein Blatt davon in den Mund nahm, empfand einen heftigen Schmerz davon, bekam Geſchwüre am Gaumen, und eine Entzündung am ganzen Kopfe. Ja er würde gewiß geſtorben ſeyn, wenn er ſeinen erſten Speichel hinunter geſchluckt hätte. Er wurde durch Milch curirt. In den meiſten Inſeln hat man dieſe Bäume ausgerottet, und man würde es überall thun, wenn man ſie nicht ihres ſchönen Holzes wegen ſchonte, das unverderblich iſt, weil es von keinem Wurme angeſtochen wird, aber eben deßhalb und weil es ſich ſehr ſchön glätten und zu ausgelegten Arbeiten gut brauchen läßt, ſehr theuer bezahlt wird. Der Baum trägt wohlriechende Aepfel.

2. Die ſo genannte Americaniſche Gurke, mit kugelrunden, ſtacheligen Früchten wächſt hier.

3. Das Zukkerrohr, wird im ſüdlichen Theile ſchon im Januar, im nördlichen aber erſt im

März und ſpäter, reif. Der hieſige Zucker iſt zwar nicht ſo gut, wie auf den andern Weſtindiſchen Inſeln; der davon verfertigte Rum aber hat einen beträchtlichen Vorzug.

4. Der Opuntien-Cactus, und beſonders diejenige Art deſſelben, welche die Cochenillen-Feige (Cactus cochinillifer) heißt, iſt merkwürdig. Dieſe Pflanze hat zwar weder Zweige noch Blätter, aber die ſehr ſaftige Frucht, welche, wenn ſie gegeſſen wird, blutroth färbt, iſt die natürliche Nahrung der Cochenillen-Inſecten, welche aus derſelben ihre ſchöne, rothe Farbe ausziehen. Die Inſecten legen nähmlich ihre Eyer auf den Fruchtknoten und die Jungen ernähren ſich nachher von der Frucht. Der künſtliche aus der Frucht des Cactus ausgezogne, rothe Saft, theilt die meiſten rothen Farben ſehr ſchön und beſonders die Carmoiſinfarbe, weit glänzender mit, als die Cochenille an Wolle und Seide.

5. Der Caffe, welcher hier ſchon ſeit 1732 gebauet wird, kann nie ſo gut ausfallen, wie der Levantiſche (ſ. Zweyten Th. S. 204), weil die Coloniſten die Caffebäume theils in tiefes und feuchtes Land pflanzen, theils die Beeren aus Geitz nicht recht reif werden laſſen, weil auf dieſe Art die Bohnen gröſſer bleiben und mehr ins Maß geben, und endlich weil auch der Weſtindiſche Himmelsſtrich zum Dörren der Bohnen nicht recht günſtig iſt, da auch hier die trockenſte Luft nicht ohne Feuchtigkeit iſt.

6. Der

6. Der Canel, oder weiſſe Zimmt (Winteriana Canella), wächſt vorzüglich hier. Seine Rinde iſt zu ſcharf und beiſſend und wird in der Küche nicht, die mittelſte Rinde aber in den Apotheken auch unter dem Nahmen des Magellaniſchen Zimmts gebraucht.

7. Baumwolle. Die Baumwollenbäume wachſen in den tief liegenden und ſumpfigen Gegenden. Die Wolle iſt röthlich, ſehr fein, aber ſo kurz, daß man ſie nicht ſpinnen kann. Sie wird daher nicht ausgeführt. Das Wenige, was man ſich davon einzuſammeln die Mühe gibt, wird im Lande ſelbſt zu Matratzen und Kopfküſſen gebraucht.

8. Ingber wird hier vorzüglich noch angebaut; über 600000 Pf. werden jährlich davon ausgeſchickt.

9. Der hieſige Pfeffer (Myrtus Pimenta) heißt auch Piment, Pimento, neue Würze, Engliſches Gewürz; die Engländer, welche mit dieſem vortrefflichen Gewürz einen ſtarken Handel treiben, nennen es auch Allſpice (mancherley Gewürz), weil ſein aromatiſcher Geruch und Geſchmack gleichſam aus Zimmt, Gewürznelken, und Muscatnüſſen zuſammen geſetzt iſt; der Baum wächſt 30 Fuß hoch und blüht vom Junius bis Auguſt. In den Blumenbüſcheln erzeugen ſich die Samenkörner, welche Engliſches Gewürz heiſſen.

10. Die Kohlpalme (Areca oleracea. L.) (S. die Lucayiſchen Inſeln.)

11. Der

11. Der **Wunderbaum** oder die ſchwarze **Purgiernuß** (Jatropha Curcas. L.) liefert eine Menge Oehl, welches ſowohl zur Speiſe, als auch zur Arzney dient.

12. Der **Campechenbaum**, von dem wir bey Yucatan in **Mexico** mehr lernen werden. Er iſt von dort hierher und nach andern nahe gelegenen Inſeln (daher das Holz davon auch Jamaikiſches Holz heißt) verpflanzt worden, wo er zwar im Anfange nicht recht fortkommen wollte, allein jetzt doch ſehr gut wächſt und ſich von ſelbſt fortpflanzt. (Siehe auch die Lucayiſchen Inſeln.)

13. Die **Plantains**, auch **Banane** genannt, ſind Früchte von länglicher Geſtalt, ungefähr 1 1/2 Daumen im Durchmeſſer und 10—12 Zoll lang, welche traubenweiſe auf Bäumen wachſen. Grün abgebrochen und ſogleich geröſtet, ſind ſie von ſehr angenehmen Geſchmack.

14. Die **Yams** oder **Ignames** ſind Wurzeln von einer Art **Batatten**, aber ſo dick, daß manche einige Pf. wiegen. Von dieſen und der **Caſſawe** oder dem **Maniok** wird Brod gemacht.

15. Der **Weſtindiſche Nierenbaum** oder **Elephantenlaus-Baum** (Anacardium occidentale) iſt dem welſchen Nußbaum ähnlich, trägt eine gelblich grüne und rothe Frucht, voll von einem angenehmen, weinichten Saft, in der Gröſſe einer Pomeranze. Oben auf der Spitze dieſer birnförmigen Frucht ſitzt eine Nuß von der Geſtalt und Gröſſe einer

einer Haſenniere, mit einem Kern. Die gelbliche, harte Schale um dieſen Kern enthält ein ſchwarzes, blaſenziehendes Oehl, das harte Geſchwülſte, Warzen und Hüneraugen vertreibt. Man verſchickt dieſe ſchmackhafte Frucht häufig in Fäſſern nach England. Der milchichte Saft dieſes Baums iſt zu einer ſchönen und dauerhaften ſchwarzen Farbe geſchickt. Die Kerne iſſet man in Jamaica, wenn ſie zuvor in der heiſſen Aſche gebraten werden, da ſich ihr brennend ſcharfes Oehl heraus zieht und verzehrt.

16. Fernambuk, Braſilienholz (Caeſalpinia Braſilienſis) wächſt auch hier, iſt aber nicht roth wie in Braſilien, ſondern ſafrangelb, und zu dieſer Farbe wird es auch in England gebraucht.

17. Mahagony (Switenia Mahagony) wird von den Engländern zu koſtbarer Tiſchlerarbeit, in groſſer Menge abgehohlet. Die Spanier bauen ſogar Schiffe davon.

18. Die Jamaicakirſche (Malpighia glabra) trägt angenehme ſäuerliche, den Europäiſchen Kirſchen an Geſchmack ähnliche Früchte. Man zieht ſie in Gärten.

13. Thiere.

1. Die groſſe Kugelſchnecke, auch das blaue Band genannt (Helix ampullacea), wird öfters bis 5 Zoll dick. Die Indianer nennen ſie den Abgott Manetou, ſetzen ſie auf einen Stock, und verehren ſie göttlich. Da ſie ſich vorzüglich in den Reisfeldern aufhält,

hält, ſo mag ſie wohl in denſelben Schaden anrichten, dadurch den Indianern furchtbar geworden, und dieſe ſo darauf gekommen ſeyn, ſie zu verehren.

2. Schildkröten gibt es in dieſen Gegenden eine auſſerordentliche Menge.

3. Schafe, deren Fleiſch ſehr wohlſchmeckend, die Wolle hingegen grobhärig und ſchlecht iſt.

4. Ratzen ſind in groſſer Menge hier. Sie haben ihre Neſter bey dem Zuckerrohr, deſſen Saft ihnen zur Nahrung dient, daher ſie den Pflanzungen groſſen Schaden verurſachen. Die Neger verzehren ſie mit groſſer Begierde als Leckerbiſſen. Wenn ſie eine gewiſſe Anzahl gefangen haben, wird ihnen eine Flaſche Rum zur Belohnung gegeben, welche ſie bey der Ratzenmahlzeit ausleeren.

14. Merkwürdigkeiten.

1. Ganz auſſerordentlich häufig ſind hier bey Kindern und Erwachſenen Würmer und daraus entſtehende Krankheiten. Aber es wächſt auch das beſte Mittel dagegen in der Kuhkrätze, oder den juckenden Faſern (Dolichos pruriens. L.) Die ſtachlichten Haare, welche auf der Schote dieſer Pflanze wachſen, verurſachen, wo ſie hinkommen, einen ſtechenden, brennenden und ſehr empfindlichen Schmerz. Mittelſt des gewöhnlichen Zuckerſyrups werden ſie in einer dicken Latwerge ohne Schaden und Gefahr eingegeben und treiben dann die Würmer in Menge fort.

2. Ueber.

2. Ueberall auf dieſen Inſeln ſind die Schwarzen Sclaven, oder höchſtens freygelaſſene Unterthanen. Aber auf dieſer Inſel iſt ein Volk Schwarzer, die, und das mit der Bewilligung der Engländer, völlig frey und unabhängig leben.

3. Das Erdbeben den 7. Jun. 1692.

Die Natur zerſtörte auf Ein Mahl dieſen prächtigen Schauplatz. Der heitere blaue und wolkenloſe Himmel wurde finſter und röthlich. Ein dumpfiges Geräuſch verbreitete ſich unter der Erde, von den Bergen nach der Ebene hin. Die Felſen zerſprangen; Hügel durch groſſe Thäler getrennt, rückten nahe an einander. Stinkende Seen entſtanden an der Stelle verſchlungener Berge. Ganze Pflanzungen wurden viele Meilen von ihrer alten Lage verſetzt. Es thaten ſich ungeheure Schlünde auf, aus welchen dicke Säulen von Waſſer hervor ſprangen, welche die Luft verdarben. Verſchiedne Pflanzungen verſchwanden in dem Abgrunde der Erde oder ſtürzten zuſammen. Das Meer wurde bald mit Bäumen bedeckt, welche die Erde hinein warf, und die Winde hinein ſchleppten. 13000 Menſchen fanden den Tod in dieſem Grabe der ganzen Inſel; 3000 ſtarben an der auf dieſes Unglück folgenden Seuche.

IV.

St. Domingo

War die dritte Inſel, welche Columbus kennen lernte.

1. Lage

1. Lage und Figur.

Gleiche Richtung wie Jamaica, nach Nordweſt aber macht das Meer einen groſſen Ausſchnitt, und bildet einen ähnlichen Widerhaken, wie bey Cuba.

2. Grenzen.

Nördlich eine Menge kleiner Inſeln, die eine Fortſetzung der Bahama Eylande ſind.

Nordweſtlich Cuba.

Weſtlich ſind die nächſten Eylande die Caymaniſchen.

Südweſtlich Jamaica.

Südlich der Antilliſche Buſen, der ſie von Südamerica und einigen der kleinern Antillen ſcheidet.

Oeſtlich die Inſel Porto rico.

3. Gröſſe.

Die ganze Inſel iſt 160 Franzöſiſche Meilen lang, und an den meiſten Orten bis an den nordweſtlichen Ausſchnitt 30 breit.

4. Clima.

Sie wird für die anmuthigſte aller Antillen gehalten, iſt aber ſehr ungeſund. Hitze und feuchte Luft raffen jährlich eine Menge Schwarze und Weiſſe hin. Häufigen Erdbeben iſt ſie ebenfalls unterworfen.

5. Verſchiedne Nahmen.

Columbus nannte ſie auf Spaniſch Eſpannola, d. i. die Spaniſche Inſel. Daraus machte man nachher, aber ganz unrichtig und ſprachwidrig, *Hiſpa-*

ſpaniola, d. i. klein Spanien, von *Hiſpania*, Spanien. Da Columbus aber auf dieſer Inſel eine Stadt anlegte, und ſie ſeinem Vater Dominicus zu Ehren, St. Domingo nannte, ward dieſer Nahme zuerſt bloß auf die Gegend, wo die Stadt war, nachher aber auf die ganze Inſel ausgedehnt, und iſt noch jetzt der allein gebräuchliche, nur daß ſie die Franzoſen, ihrer Sprache gemäſſer, St. Domingue nennen. Die Indianer ſelbſt nannten die Inſel, bey der Ankunft des Columbus, Hayti.

6. Haupteintheilung.

Sie wird in den Franzöſiſchen und Spaniſchen Antheil abgetheilt. Der gröſſere öſtliche Theil iſt Spaniſch; der weſtliche Franzöſiſch. Letzterer begreift längs der Küſte die lange Erdzunge, meiſtens 10 Meilen breit, aber auch im breiteren Theile nördlich noch das Cap françois, auch ſchlechtweg das Cap genannt, und macht etwa 1/3 der Inſel aus.

7. Gewäſſer.

Mineralwaſſer und heiſſe Quellen ſind hier. In einem Gebirge ſoll eine heiſſe Quelle ſeyn, welche aber nur zuweilen (in den letzten 22 Jahren nur drey Mahl) aus der Erde hervor kommt. — Drey groſſe Salzſeen ſcheinen mit dem Meere durch unterirdiſche Höhlen zuſammen zu hangen, in welchen man von Zeit zu Zeit, beſonders, wenn Erdbeben bevorſtehen, ein ſtarkes Getöſe hört.

8. Berge.

Die mittlern Gegenden der Inſel ſind ſehr gebirgig.

9. Boden.

Der hieſige Boden iſt der fruchtbarſte unter allen Antillen.

10. Einwohner.

a) Neger. Zu den Plantagen werden ſehr viele Sclaven erfordert. Man rechnet ihrer im Franzöſiſchen Theil auf 40000. Wenn zwiſchen den Franzoſen und Engländern Friede iſt, hohlen die erſtern jährlich 5000 Sclaven von Jamaica, weil ſie ſie dort um 300 Livres wohlfeiler als bey ihren Landsleuten, die damit handeln, haben können. Statt des Geldes zahlen ſie den Einwohnern Baumwolle und Indigo dafür. Jeder Neger gewinnt auf einer Zucker-Plantage jährlich 612 Liv. reinen Profit, nach Abzug aller Koſten; auf einer Baumwollen-Plantage nur 450. Auch hier werden die Neger nicht beſſer behandelt, als auf den andern Inſeln. Auffallend aber iſt es, daß die Europäerinnen noch viel grauſamer gegen ſie ſind, als die Europäer; gleichwohl haben ſie mehr Gutes als Böſes in ihrem Character, und ertragen bey aller ihnen eignen Empfindlichkeit, doch die Härte ihrer Herren mit vieler Gelaſſenheit. Ein Sclave kann nicht länger als 15—16 Jahre genutzt

nutzt werden, dann ſtirbt er entweder, oder iſt unfähig zur Arbeit.

b) Weiſſe, Freye, hauptſächlich Spanier und Franzoſen, derer ſind im Franzöſiſchen Antheil etwa 5000 mit den Mulatten. Die Spanier ſind auch hier äuſſerſt träge, und werden von ihren Mönchen beherrſcht. Sie beſchäftigen ſich bloß mit der Viehzucht, rauchen Tobak, trinken Taſſia, d. i. Zuckerbranntwein, und ſingen und beten lateiniſch, ob ſie gleich kein Latein verſtehen. Aus Faulheit geben ſie ſich mit der Jagd nicht ab, die ihnen ohnedem von ihren Patern verboten iſt, und ſo verzehrt das Wild ihre ohnehin ſchlecht beſorgten Pflanzungen.

Beſonders iſt es, daß auch hier das Heimweh viele Europäer hinrafft, die man retten könnte, wenn ihnen die Rükkehr in ihr Vaterland verſtattet würde. Die Weiber wiſſen ſich gar nicht zu beſchäftigen. Den Tanz lieben ſie auſſerordentlich. Fehlt dieſer oder das Spiel, oder ſonſt Geſellſchaft, ſo ſchlafen ſie oder zanken mit ihren Mägden.

c) Freygelaßne, ehemahlige Sclaven, denen die Freyheit geſchenkt worden. Auſſerdem

d) Creolen und

e) Mulatten.

11. Pflanzen.

Dieſe liefern die Hauptproducte der Inſel an

a) Zucker. Wegen des fruchtbaren Bodens gedei-

het hier der Zucker viel leichter und beſſer als auf den Engliſchen Zuckerinſeln, daher können die Franzoſen ihren Zucker auch um 15—20 pro Cent wohlfeiler geben. Im Jahr 1774 hatten ſie hier 590 Zucker-Plantagen. Eine jede iſt mit ihren Gebäuden, Sclaven und Werkzeugen 1800000 Liv. werth. In eben dem Jahre führten die Franzoſen 147508000 Pf. Zucker aus, am Werth für 49585320 Liv.

b) Indig, von vorzüglicher Güte, 1850000 Pf., am Werth 11100000 Liv.

c) Caffe, 29700000 Pf., am Werth 11880000 Liv. Der Caffebau iſt erſt ſeit ungefähr 20 Jahren angefangen worden in den mittlern, gebirgigen Gegenden der Inſel, die vorher mit ganz undurchdringlichen Waldungen bewachſen waren. Auch

d) Baumwolle iſt ein beträchtlicher Handelsartikel.

Ueberhaupt führte man 1776 aus der Inſel nach Frankreich an Producten für 90000000 Liv., wovon der Zoll allein 6000000 betrug. Hieraus kann man ſich vom Werthe der ganzen Inſel eine Vorſtellung machen; da wir vom weit gröſſern Spaniſchen Antheil keine ſo genaue Nachrichten haben. Deſto ſchlimmer iſt es, daß ſie, ob ſie gleich noch die reichſte und beträchtlichſte aller Franzöſiſchen Beſitzungen in Weſtindien iſt, doch jetzt das nicht mehr iſt, was ſie war. Die Ländereyen verſchlimmern ſich. Viele Zucker-Caffe- und

und Indigo-Plantagen liegen wüſte. Die beſten Pflanzungen werfen jetzt 15, die mittelmäßigen nur 10 pro Cent ab.

e) Fieberrindenbäume gibt es verſchiedne Arten.

f) Die Maniokwurzel erregt hier, wenn ſie roh gegeſſen wird, oft fürchterliche, ja tödliche Zufälle. Friſch zu einem Brey geſchabt hingegen iſt ſie, äuſſerlich gebraucht, ein treffliches auflöſendes Mittel.

12. Thiere.

1. Schweine und Ochſen gibt es in Menge.

2. Ein eignes Inſect, Cucuju genannt, (Fulgora Laternaria) hat eine ſo hellleuchtende Materie an ſich, als kaum 30 unſrer Johanniswürmer. Man braucht es ſtatt des Nachtlichts und 3—4 in eine weiſſe Flaſche gethan, erleuchten ein ganzes Zimmer. Dies Inſect iſt eine Käferart, bräunlich von Farbe, einen Zoll lang und Fingers dick. Es hat am Vordertheil ſeines Kopfs zwey Phosphore, die man für glühende Augen halten ſollte. Ein dritter Phosphor ſitzt ihm unter dem Bruſtſchild, und iſt gröſſer als beide übrige zuſammen genommen, wird aber von einer Schuppe bedeckt, wenn das Inſect ohne Bewegung iſt. So bald das Inſect zu gehen oder ſich in die Luft zu ſchwingen anfängt, ſo thut ſich die Schale auf und läßt den Phosphor ſcheinen, ſo daß man faſt muthmaſſen ſollte, daß er dem Thierchen zur Leuchte

diene. Wenn man dieſe Materie wegnimmt und auf Papier thut, ſo glänzt ſie noch zwey oder drey Minuten lang und verſchwindet dann gänzlich. Die Hellung, welche die Cucuju verbreiten, iſt ſo lebhaft, daß man ſie am hellen Tage gewahr wird. Aber alsdann muß man das Thierchen heftig bewegen, denn es wacht nur bey Nacht, und während daß es ſchläft, ſind ſeine Leuchten verloſchen. Die Neger und Negerinnen wiſſen ſich dieſe Inſecten gut zu Nutze zu machen. Sie bedienen ſich ihrer, um ihre Hütten damit zu erleuchten, und ſelbſt in den reichſten Häuſern der Colonie braucht man ſie in den kleinen Kinderſtuben. Man iſt dadurch vor Feuerſchaden geſichert, wenn etwa die Kindermägde einſchlafen ſollten. Man kann bey einem von dieſen Inſecten eben ſo gut leſen und ſchreiben, als bey einem Licht. Wenn die Indianer reiſen, ſo befeſtigen ſie eins an jedem Fuß und nehmen eins in die Hand. Dies ſind auch ihre Fackeln, ſo oft ſie bey Nacht auf die Jagd der Utias, einer Art kleiner Kaninchen, ausgehen. Sind dieſe Inſecten gefangen, ſo leben ſie 14 Tage, höchſtens drey Wochen. Werden ſie krank, ſo nimmt ihr Glanz ab, und im Tode erliſcht er ganz. Wenn man auf den Fang der Cucuju ausgeht, ſo macht man ſich vor Anbruch des Tages mit einem Feuerbrand oder einer Fackel auf den Weg. Man tritt auf eine

Anhöhe

Anhöhe und ſchlägt mit dem Feuerbrand ein Rad. Die Cucuju werden von dem Schein des Brands herbey gelockt und freſſen die Schnacken, die immer nach dem Lichte ziehen, dann ſchlägt man ſie mit grünen Zweigen zu Boden. Die Cucuju haben noch einen Nutzen. Wenn man welche gefangen hat, ſo läßt man ſie im Hauſe herum fliegen, nachdem man vorher alle Oeffnungen verwahrt hat. Dann durchſtöbern ſie alle Winkel und verzehren die Schnaken, welche eine groſſe Plage in dieſen warmen Ländern ſind. Des Nachts ſind ſie ſo viel wie Wächter, die ſorgfältig verhüten, daß ſich keine Schnake blicken laſſe, und durch ihren Stich die Ruhe der Schlafenden ſtöre.

13. Merkwürdigkeiten.

1. Hier wird der ſchicklichſte Ort ſeyn, die oben bey den Caymaniſchen Inſeln erwähnten Buckaneers (wie ſie die Engländer nennen) oder Boucaniers (wie ſie von den Franzoſen genannt werden), näher kennen zu lernen. Es waren dieß Abenteuerer und Seeräuber, welche ſich im XVIIten Jahrhundert in America fürchterlich machten. Sie ſtammen von Franzoſen her, welche ſich auf der Inſel St. Chriſtoph (einer der kleinern Antillen), niedergelaſſen hatten, hier aber von den Spaniern vertrieben wurden, worauf ſie ſich mit einigen Engländern,

dern, Holländern und andern kühnen Leuten verbanden und wider die Spanier einen Seekrieg anfingen. Das Glück, das ſie hatten, machte ſie ſo verwegen, daß ſie Einfälle auf das feſte Land thaten, einige wichtige Orte eroberten und ausplünderten. Da ſie ſahen, daß die Spanier die nördliche Küſte von Domingo beynahe völlig verlaſſen hatten, ſo lieſſen ſie ſich zum Theil daſelbſt nieder, und fanden bey den vielen hier befindlichen Schweinen und Ochſen leicht ihren Unterhalt. Ihre übrigen Bedürfniſſe verſprachen ihnen die Holländer zuzuführen, und wollten ſtatt der Zahlung Ochſenhäute nehmen. Weil ſie das Fleiſch dieſer Thiere, nach Art der Wilden, räucherten, welches Boucaniren heißt, ſo bekamen ſie davon den Nahmen Boucaniers. Sie wurden auch Flibuſtiers genannt, von dem Holländiſchen Nahmen gewiſſer Fahrzeuge, Flibot oder Vlieboot, mit denen ſie ihre erſte Unternehmungen anfingen. Die Spanier konnten ſie nie völlig vertreiben. Verjagten ſie ſie auch, ſo kamen ſie immer in ſtärkerer Anzahl wieder zurück. Nachdem der Nahme und die Thaten dieſer Leute über 50 Jahre Schrecken und Schaden in America verbreitet hatten, verlor ſich derſelbe mit dem Ende des XVIIten Jahrhunderts, da aus dieſen Seeräubern ordentliche Coloniſten unter dem Schutz und der Regierung des Königs von Frankreich wurden, welchem Spanien den nordweſtlichen Theil der Inſel überlaſſen hatte.

2. Die Häuſer ſind in St. Nicolas alle nur von Holz, und kommen völlig fertig gezimmert aus Neu-England hinüber.

14. Oerter.

1. St. Cap françois, auch ſchlechtweg le Cap, Ville du Cap, Capſtadt, in Norden, hat beſonders eine äuſſerſt ungeſunde Lage. Sie liegt im Thale zwiſchen Moräſten am Fuſſe eines hohen, ſteilen Berges, der die Stadt zur Hälfte umfaßt, dadurch die Sonnenſtrahlen ſo concentrirt werden, daß die Hitze eben ſo unausſtehlich, als ſchädlich wird. Dabey iſt das Waſſer ſo wohl in der Stadt, als in den benachbarten Thalgegenden ſehr ſchlecht.

2. Port au Prince hingegen iſt die ſchönſte und geſundeſte Stadt auf der Inſel, iſt aber dem Erdbeben ſehr ausgeſetzt und ſchon zwey Mahl, zum letzten Mahl den 3. Junius 1770 faſt ganz zerſtört worden.

V.

Porto rico.

Dieſe Inſel entdeckte Columbus erſt auf ſeiner zweyten Fahrt nach America 1493.

1. Lage und Figur.

Sie hat gleiche Richtung wie St. Domingo, iſt auch viel länger als breit, hat aber eine weit regelmäſſigere, gleiche Breite.

2. Grenzen.

Nördlich der freye Atlantiſche Ocean.

Weſtlich St. Domingo.
Südlich der Antilliſche Buſen.
Oeſtlich die Jungfer-Inſeln.

3. Nahmen.

Sie hieß anfänglich St. Juan, und heiſſet noch jetzt eigentlich: St. Juan de Puerto rico.

4. Berge.

Nordwärts iſt das felſige Vorgebirge Puente d'Aquilar, welches den auf einer kleinen beſondern Inſel liegenden Hauptort mit der groſſen Inſel vereinigt.

5. Einwohner.

Die Beſitzer ſind die Spanier, welche ſie ſeit 1510 bewohnten.

6. Mineralien.

1. Sie iſt reich an Salz.
2. Goldſand findet man in den Bächen. Ehedem war ſie reich an Gold- und Silber-Bergwerken, die aber von den Spaniern ſehr erſchöpft worden ſind.

7. Pflanzen.

Vorzüglich liefert ſie vieles Gummi.

Anmerkung. Dieſe vier groſſen Inſeln zuſammen von Nr. II—V. heiſſen gemeinſchaftlich die groſſen oder gröſſern Antillen. Wir wenden uns von dieſen gleich zu den kleinern Antillen, deren ungleich mehr ſind, und lernen davon die merkwürdigſten kennen. Wir ſteuern grade in Süden hinab, durch den Antilliſchen Buſen, auf das am mei-

ſten

ſten hervorſtehende nördliche Vorgebirge von Süd-America, das Cap Coquibacoa, und durchreiſen nun von da öſtlich im Bogen herum die ganze kleine Antillenkette.

VI.

C u r a ſ ſ a o.

1. Lage und Figur.

Sie liegt in einem Viertelsbogen von Nordweſt nach Südoſt.

2. Grenzen.

Der Auſſenſeite ihres Bogens ſteht in Südoſt gegen über die Bucht von Venezuela und die öſtlich daneben befindliche Südamericaniſche Landſpitze.

Weſtlich eine kleinere Inſel faſt grade zwiſchen ihr und dem Cap Coquibacoa.

Oeſtlich kleine Inſeln.

Nördlich der Antilliſche Buſen, der ſie vom öſtlichen Theil von St. Domingo trennt.

3. Verſchiedne Nahmen.

Sie heißt auch Curaçao, Curaſſau.

4. Boden.

Er iſt ſehr ungleich, mager und unfruchtbar. Kaum 7—8 Zoll hoch liegt die Erde. Unter derſelben iſt Kalkfelſen, der ſich aus den Trümmern verſteinerter Schalenthiere gebildet hat.

5. Einwohner.

Die gegenwärtigen Beſitzer ſind die Holländer, welche

welche ſie 1632 den Spaniern abnahmen, und ſeitdem behalten haben.

6. Mineralien.

Groſſe Salzwerke.

7. Pflanzen.

Viel Zucker und Toback wächſt hier.

8. Thiere.

Eine giftige Spinne iſt hier merkwürdig, welche Menſchen, Schafe und Rindvieh tödtet.

9. Merkwürdigkeiten.

Sie iſt deßwegen wichtig, weil von hier aus die Holländer unmittelbar einen beträchtlichen Handel mit den Spaniſchen Colonien treiben können. Daher auf der Inſel groſſe und viele Waarenlager ſind, die ſtets mit Europäiſchen und Oſtindiſchen Waaren zum Verkauf an die Spanier angefüllt werden.

Wir übergehen die Spaniſchen Inſeln.

a) La ſalſa Tortuga oder La Tortue ſalée.

b) Cubagua.

c) Marguarita oder Margaretheninſel.

d) La Trinidad und mehrere, welche alle öſtlich von Curaſſao, längſt der Nordküſte von Süd-America fortlaufen, ehedem vorzüglich wegen der Perlfiſcherey berühmt waren, jetzt aber für uns nicht wichtig genug ſind, uns dabey aufzuhalten.

Anmerkung. Alle dieſe Inſeln der kleinen Antillen, welche an dieſer Nordküſte hin liegen,

gen, führen auch den gemeinſchaftlichen Nahmen

Inſeln unter dem Winde,

oder bey den Spaniern

Islas Sottovento.

VII.

Tabago.

1. Lage und Figur.

Sie iſt die erſte und ſüdlichſte aller der nach Norden hinauf ſteigenden kleinen Antillen, welche eine zweyte Inſelkette ausmachen, und dabey die öſtlichſte unter allen in dieſer Breite liegenden Inſeln, zwiſchen dem 11 und 12 Gr. Nord-Breite und zwiſchen 59 und 60 Gr. weſtlicher Länge. Ihre Richtung iſt von Nordoſt nach Südweſt. Sie iſt nur 9 1/2 Meile vom feſten Lande entfernt.

2. Grenzen.

Nördlich iſt Barbados ihr am nächſten, bis wohin 30 Stunden ſind.

Nordweſtlich die Inſel Granada, 20 Stunden weit.

Weſtlich iſt Marguarita, die gröſte ihr nahe liegende Inſel.

Südlich die Inſel Trinidad.

Oeſtlich der Ocean.

3. Gröſſe.

Nach Nordoſt iſt ſie 8 Meilen lang. Ihre gröſte

Breite

Breite beträgt 3 Meilen und der Flächeninhalt an 14 Quadratmeilen.

4. Clima.

Ob ſie gleich ſo weit nach Süden liegt, ſo iſt dennoch ihr Clima nicht ſo heiß, als auf mancher nördlicher gelegnen. Sie iſt nur mit einigen Hügeln verſehen, und kann vom Paſſatwinde ganz beſtrichen werden. Sie hat nicht die Orcane, unter welchen die andern Inſeln leiden.

5. Nahmen.

Den Nahmen Tabago gaben ihr die Spanier, weil ſie ſo viel Tobak auf derſelben antrafen.

6. Boden.

Der Boden iſt ſehr fruchtbar.

7. Einwohner.

Erſt lieſſen ſich hier

a) Holländer nieder, ſodann

b) Curländer, die aber bald von den erſtern vertrieben wurden. Die Holländer aber wurden ebenfalls 1677 von den

c) Franzoſen verjagt; 1763 nahmen ſie

d) die Engländer in Beſitz; 1781 wieder die Franzoſen, welche ſie noch jetzt beſitzen.

8. Pflanzen.

Eine beträchtliche Menge

a) von Zucker,

b) Baumwolle,

c) Indig bringt ſie hervor.

d) Der

d) Der beſte Saſſafraß wächſt hier; dieß iſt ein Baum, deſſen Holz, Blätter und Blumen einen angenehmen, ſaffranartigen Geruch haben. Das rothbraune Holz des Stammes und noch mehr die Rinde, Wurzeln und zarte Zweige enthalten ein gewürzhaftes Oehl, welches ſich von unſerm bekannten Oehl dadurch unterſcheidet, daß es im Waſſer zu Boden ſinkt. Man bereitet auch dieſe Theile des Baumes auf mancherley Weiſe zu, als Thee, Extract, Oehl, Eſſenz, und verordnet ſie bey verſchiednen Krankheiten.

e) Gummi-Copal. Dieſes Harz glänzt im Bruche wie Glas, hat gerieben und noch mehr auf Kohlen, einen angenehmen Geruch, der den Maſtix und Weihrauch übertrifft, brennt wie Bernſtein, und zeigt ſich beym Reiben ebenfalls electriſch. In demſelben ſtecken ebenfalls Kräuter, Mooſe, Samen, Holzſplitter, Ameiſen, Käfer, Fliegen, Land- und Waſſer-Inſecten. Er muß alſo auch, wie der Bernſtein, vorher ein Mahl flüſſig geweſen ſeyn. Er iſt aber weder ſo hart, noch von ſo angenehmen Glanz, wie jener. Die Americaner nennen überhaupt alle klaren Harze Copal. Zwiſchen dem hieſigen und Africaniſchen iſt weiter kein Unterſchied. Man war ſonſt ſehr zweifelhaft, was eigentlich der Copal ſey. Aber jetzt weiß man, er ſey ein

Baumharz, und komme vom Copalbaum (Rhus copalinum, L.) Die meiſten Stücke ſind abgerundet, lagenweiſe geſchichtet, und man findet ſie von der Gröſſe der Erbſen bis zur Gröſſe der Fauſt. Die Holländer machen davon acht Sorten. Das Pf. des feinſten gilt 4 Thaler. Man ſammelt den meiſten aus dem Sande der Flüſſe und durch Einſchnitte in die Copalbäume.

f) Einiges Gewürz, beſonders vortrefflichen wilden Zimmt.

VIII.

Grenada mit den Grenadines oder Grenadilles.

1. Lage und Grenzen.

Sie liegt nordöſtlich von der Margarethen-Inſel und nordweſtlich von Tabago, zwiſchen dem 11ten und 12ten Gr. Nord-Breite und zwiſchen dem 60ſten und 61ſten Gr. weſtlicher Länge. Südlich liegt ihr der Pariſche Meerbuſen. Nördlich ſchlieſſen ſich an ſie die Grenadillen an, deren über 30 ſind, bis an St. Vincent.

2. Gröſſe.

Sie iſt 5 1/3 Meile lang und 2 2/3 breit und 13 3/4 Quadrat-Meilen groß.

3. Clima.

3. Clima.

Orcanen iſt ſie nicht unterworfen.

4. Boden.

Er iſt ſehr fruchtbar, beſteht aus Ebnen und Hügeln, aus welchen eine groſſe Anzahl zum Theil beträchtlicher Bäche entſtehen.

5. Pflanzen.

Keine Brittiſche Inſel liefert ſo viel Caffe und Cacao. In der Menge ihrer Producte wird ſie nur von Jamaica übertroffen.

6. Merkwürdigkeiten.

Merkwürdig iſt die Geſchichte dieſer Inſel:

1650 erkaufte ſie der damahlige Beſitzer von Martinique, du Parket von den Wilden, und ließ ihnen ihre Wohnungen, mußte ſie aber, da ſie ſeine Leute heimlich ermordeten, ſämmtlich ausrotten.

1657 verkaufte er die Inſel für 41520 Thaler an den Grafen von Cavillac. Da begaben ſich die meiſten der erſten Coloniſten nach Martinique zurück; die übrigen ermordeten den Statthalter des Grafen, worauf er ſie

1664 an die Franzöſiſche Weſtindiſche Handelsgeſellſchaft verkaufte, welche ſie

1674 an den König von Frankreich wieder abtrat, dem ſie aber

1762 die Engländer wieder abnahmen;

1779 im Kriege bemeiſterten ſich ihrer die Franzoſen wieder, und

1783 im Frieden ward ſie den Engländern wieder überlaſſen.

IX.

St. Vincent.

1. Lage, Figur und Grenzen.

Hat mit ihren fünf Ecken faſt die Geſtalt einer Schildkröte, mit dem Kopf nördlich nach Martinique, mit dem rechten Vorderbein nach Barbados, mit dem rechten Hinterbein nach Tabago, mit dem linken Vorderbein nach Hiſpaniola, mit dem Hinterbein nach Granada gerichtet. Sie liegt zwiſchen dem 12ten und 13ten Gr. Nord-Breite, zwiſchen dem 60ſten und 61ſten Gr. weſtlicher Länge.

2. Gröſſe.

Iſt 4 Meilen lang und am ſüdlichen Theile, wo ſie am breiteſten iſt, 3 Meilen breit. Ihr Flächeninhalt beträgt über 6 Quadrat-Meilen.

3. Nahmen.

Sie heißt auch St. Vincent aux Caribes.

4. Gewäſſer.

Sie hat ſehr gutes Waſſer.

5. Berge.

Von Süden nach Norden läuft ein Gebirge, das

das in Süden noch auf jeder Seite mit einer andern Reihe zuſammen hängt.

6. Boden.

Iſt ſehr fett.

7. Einwohner.

1. Gehört jetzt ebenfalls den Engländern ſeit dem Frieden 1783.
2. Caraiben, von welchen unten mehr vorkommen wird.

8. Pflanzen.

Trägt viel
a) Zucker,
b) Tobak,
c) Indig.

X.

Barbados.

1. Lage und Figur.

Sie iſt die öſtlichſte unter allen Antillen, und hat die Figur eines hängenden Schinkens, da ihr obres ſchmäleres Theil immer unten breiter im Bogen ausläuft. Sie liegt zwiſchen 13 und 14 Gr. Nord-Breite und zwiſchen 58 und 59 Gr. weſtlicher Länge.

2. Grenzen.

In Oſten und Norden den Ocean.
In Nordweſten Martinique.

Weſtlich St. Lucie und St. Vincent.
Südlich Tabago.

3. Gröſſe.

Ihr Umfang iſt 166 Engliſche Quadrat-Meilen. Ihre gröſte Länge macht 18 Engliſche Meilen (nach andern 4 1/2 Deutſche) und die gröſte Breite 10 Engliſche Meilen (nach andern 3 1/2 Deutſche Meilen). Ihr Inhalt beträgt 7 3/10 Quadrat-Meilen.

4. Clima.

Die Luft iſt hier geſunder, als in den andern Antillen. In der Regenzeit verläßt, wie auch oft in unſern Weinländern geſchieht, die Erde die Hügel, und ſinkt, mit allen ihren Bäumen, los geſpült in die Thäler. Sonſt machen die kühlen Winde und die beſtändige Witterung die Inſel zu einem glückſeligen und beſonders zu einem, im Ganzen, geſunden Aufenthalt. Hundertjährige Leute ſind nicht ſelten. Die vorzüglichen Oſtwinde von der See ſind geſund; die feuchten Südweſtwinde weniger, und zur naſſen Jahreszeit entſtehen von Erkältungen oft gefährliche Krankheiten. Orcane, die ſonſt hier heftig, beſonders 1675 wütheten, ſind ſelten geworden, und ſeit 1731 hat man keinen gehabt, bis 1783, da ein ſchrecklicher Orcan Bridge Town, bis dahin die beſte Stadt auf allen Caraibiſchen Inſeln, verwüſtete.

5. Nahmen.

Sie wird auch Barbadoes geſchrieben; den Nah-

Nahmen ſoll ſie von einer Art Feigenbäume haben, deren nakte und Wurzel ſchlagende Aeſte etwas einem Barte ähnliches zeigen.

6. Haupteintheilung.

Sie wird in 11 Kirchſpiele eingetheilt.

7. Gewäſſer.

An Waſſer iſt Mangel, dafür man ſich gezwungen ſieht, Ciſternenwaſſer zu gebrauchen. Der Schaum des ſtehenden Waſſers iſt ein heftiges Gift, das die Vögel, Schweine und ſogar die Ochſen tödtet.

8. Berge.

Die Berge tragen einen groſſen Theil zur Fruchtbarkeit bey. Sie halten die mit Meeresdünſten beladnen Oſtwinde auf, und zwingen die Dünſte in Geſtalt von Regen und Thau herab zu fallen. Aus einigen Höhlen ſchwitzt ein ſchwärzlich grünes Oehl heraus. Um dieß zu ſammeln, macht man eine kleine Grube. Dieſe wird voll Waſſer, auf deſſen Oberfläche es ſchwimmt. Man ſchöpft es, und braucht es nicht nur auf Lampen, ſondern auch bey Krankheiten.

9. Boden.

Wenn es nicht an Regen fehlt, iſt er fruchtbar. Aus dem eben angegebnen Grunde ſind diejenigen Theile der Inſel, welche die Berge gegen Weſten haben, die fruchtbarſten, hingegen diejenigen mit der Dürre geplagt, welche keine Berge in Weſten haben. Eine Menge Höhlen ſind in den Bergen,

unter welchen die Coleshöhle die merkwürdigſte iſt. Ringsherum iſt ſie mit Klippen und Untiefen natürlich verſchanzt. Sie theilt ſich in zwey andre, die trockne und feuchte. Beide haben an ihren Decken und Wänden Tropfſteinzapfen; letztere auch einen Bach, der aus der klarſten Quelle mit einem Gemurmel, das ein angenehmes Erſtaunen erweckt, entſpringt.

10. Einwohner.

1. Herren, d. i. Kaufleute, Pflanzer, Geiſtliche, Aerzte, Rechtsgelehrte; dieſe ſind urſprünglich Engländer, Schotten, Irländer, nebſt einigen wenigen Holländern, Franzoſen, Portugieſen und Juden. Sie ſind ſehr gaſtfrey, aber auch hart gegen die Neger.
2. Weiſſe Bediente, die entweder durch freywilligen Verkauf ihrer Perſon auf etliche Jahre oder durch Transportirung aus England zur Straſe hierher gekommen ſind.
3. Schwarze Sclaven oder Neger, die auf zeitlebens aus Guinea hierher verkauft, theils zur Feldarbeit, theils zu Handwerken oder Hausdienſten, hauptſächlich aber in den Zuckermühlen und Zuckerſiedereyen gebraucht werden. Man rechnet ihrer auf dieſer kleinen Inſeln faſt auf 80000; und der Weiſſen auf 25000. Alle 30 Jahre braucht die Inſel einen Zuſchuß von 100000 neuen Negern.

11. Mineralien.

1. Ein natürliches Steinöhl, deſſen oben erwähnt worden, denn man kann auch ein künſtliches durch die Deſtillation aus Stinkſtein erhalten.
2. Erdpech, Munieni genannt, gräbt man auch auf einigen Hügeln.
3. Tropfſtein in der Coleshöhle, der in lauter hohle Zapfen gerinnt.

12. Pflanzen.

1. Zucker, von ganz vorzüglicher Güte, mit deſſen Abſatz es aber nicht mehr ſo gut geht, wie ſonſt, ſeitdem die Franzöſiſchen Zuckerinſeln ſo in Aufnahme gekommen ſind. Er wächſt aber nicht, wie Labat erzählte, auf 24 Schuh, ſondern nur von 3 1/2 bis auf 7 hoch. Der Blaſt iſt eine dieſem einträglichen Gewächs ſehr ſchädliche Krankheit. Sie entſteht von einem Inſect, das der Süßigkeit wegen die Rinde durchbohrt und den Saft ausſaugt. Man findet oft die Rinde voll Knoten und Beulen, in welchen ſich kleine Würmer erzeugen. Daher ſind die heiſſen und trocknen Jahre dem Blaſt am meiſten unterworfen. Regen aber ſind heilſam. Beym Kochen des Zuckers gebraucht man Kalk, und das deßwegen, um das Sauerwerden zu verhüten. Wenn der Zuckerſaft in Gährung geräth, muß man viele Vorſicht beobachten. Die Wärme darf dabey nicht unter 36 Gr. fallen, und nicht über

90 Gr. ſteigen. Steigt die Wärme höher, ſo wird ſie ſchädlich. Verſchiedne Menſchen ſind ſchon durch den Dunſt umgebracht worden, der in einer Ciſterne entſtand, in der man die Ueberbleibſel von übergetriebnem Zuckergeiſt zuſammen geſchüttet hatte. Der beym Kochen oben auf ſchwimmende Schaum iſt der Seife ähnlich, und dient nicht nur zur Wäſche, ſondern auch bey inwendigen Verſtopfungen als Purgirmittel. Merkwürdig iſt es, daß hier 6 Monathe nöthig ſind, ehe ſich der Zucker läutert, da dieß in Jamaica innerhalb 10 Tagen geſchiehet. — Der davon bereitete Syrup und Rum geben Haupthandelsartikel ab, wie auch

2. Jngber.

3. Die wahre Aloe (Aloe perfoliata vera. L.) aus deren abgeſchnittnen Blättern man einen Saft ſammelt, und ihn durch fünfſtündiges Abſieden zur gehörigen Dicke bringt, worauf er Leberaloe heißt, und als Purgirmittel gebraucht wird. — Die ſtachlige Aloe nimmt zur Zeit ihrer Blüthe alle Tage über 2 Pf. an Gewicht zu, und wächſt faſt um 4 Zoll. — Eine andere Art hat ſo zähe Fäden in den Blättern, daß ſie ſich flechten laſſen.

4. Baumwolle.

5. Die mediciniſche Nuß hat zugleich eine abführende Kraft und einen recht angenehmen Man-

del-

delgeſchmack, alſo zwey ſelten mit einander vereinte Eigenſchaften.

6. Das Aron (Arum L.) wird hier unter dem Nahmen Eddas häufig gepflanzt; die Wurzeln geben eine ſehr gute Nahrung. Auch Blätter und Stängel laſſen ſich eſſen.

7. Die Batatten, Potatoes hier genannt, ſind nicht eigentliche Erdäpfel, wie die unſrigen, ob ſie gleich damit oft verwechſelt werden; ſondern ſtammen von einer Art Winde (Convolvulus L.) her. Sie ſind viel gröſſer, als unſre Cartoffeln, oft 7 Pf. ſchwer.

8. Das ſo genannte Scythiſche Lamm, welches groſſe Gelehrte ſonſt für das Fell eines neugebornen Lamms hielten, iſt ein Gewächs. Es iſt äuſſerlich zähe und mit einer Wolle überzogen, innerlich weiß, ſaftig und dicht, mit einigen Beugungen den Füſſen eines Lammes ähnlich, und tödtet als Schmarotzerpflanze nach und nach den Baum, auf welchem es gewachſen iſt, indem ſeine kleine Wurzeln durch die Rinde dringen. Es bringt ein Blatt hervor, das inwendig voll gelber Samen iſt, die weg fliegen und die Art fortpflanzen.

9. Der Bergamottbaum, deſſen Frucht gröſſer und weniger ſaftreich, als eine Pomeranze, aber ſehr ſauer iſt. Wenn man den Saft auspreßt; ſo ſondert ſich von ſelbſt das Bergamotten-Oehl ab, welches ſorgfältig geſammelt wird.

13. Thiere.

1. Die Schafe ſind mit Haaren, ſtatt der Wolle bekleidet, die ihnen zu warm ſeyn würde.

2. Die Scorpionen ſind zwar klein, ihr Stich macht aber groſſe Schmerzen.

3. Die Schwalben bringen, ob ſie gleich niemahls ohne Nahrung ſeyn würden, die Monathe zwiſchen dem October und März in einſamen Höhlen zwiſchen Felſen zu.

4. Der Vögel ſind hier weit mehr, als der vierfüßigen Thiere. Zugvögel von verſchiedner Art beſuchen die Inſel jährlich auf eine geſetzte Zeit zwiſchen dem 19ten und 27ſten Auguſt. Ihr Strich geht von Südweſt nach Oſten über den groſſen Ocean, der doch noch am ſchmälſten Orte weit über 100 Meilen breit iſt.

5. Heuſchrecken ſogar haben auf ihren Zügen den Weg zu dieſer Inſel gefunden und beſonders 1734 mit unzählbaren Schwärmen alles Grüne verwüſtet.

6. Der Vielfuß iſt hier ein kleines, giftiges Thier. Der Schmerz von ſeinem Biſſe dauert über eine Stunde. Der Körper hat 20—30 Abſchnitte und eben ſo viel Paar Beine. Der Kopf iſt mit Fühlhörnern und einer groſſen, ſpitzigen Zunge verſehen; der Leib platt, 1—2 Spannen lang und Einen Zoll breit; die Farbe oben dunkelgelb und bräunlich, unten hellgelb und weißlich. Sie laufen ſchnell, kommen auch in Kleider und

Betten, und beiſſen, wenn man ſie drückt. Die Hühner verzehren ſie ohne Schaden.

7. Die Grille hilft beſonders zur Vermehrung der dünnen Haarwürmer, die in ihren Därmen wohnen und von ihr hin und her mit ihrem Auswurf getragen und fortgepflanzt werden.

8. Eine der hieſigen Spinnen hat faſt eben das Gift in ihrem Biſſe, wie ein Scorpion. Doch dauert der Schmerz auch nur etliche Stunden.

9. Eine Art Purpurſchnecke färbt die Hand carmoſinroth. Der Saft ſteckt in einer kleiner Blaſe, iſt gelbgrün, ſtinkt und färbt die Wolle, doch ſo, daß der Saft des todten Thieres die Purpurfarbe erſt nach etlichen Stunden annimmt, da es hingegen lebendig ſeine ſchöne Farbe ſogleich zeigt und auch der Haut mittheilt.

14. Merkwürdigkeiten.

1668 ward von hier das erſte Zuckerrohr nach Jamaica verpflanzt.

XI.

St. Lucie.

1. Lage und Grenzen.

Sie erſtreckt ſich über St. Vincent nördlich hinauf, wo ihr Martinique am nächſten liegt.

2. Clima.

Die Luft iſt beſonders für Europäer ſehr ungeſund. Vom Sommer 1780 bis 1781 im Sommer

mer ſtarben bloß von der Engliſchen Beſatzung über 2000 Soldaten.

3. Einwohner.

1772 waren hier

1. 2000 Weiſſe,
2. über 600 freye Neger und
3. über 12000 Sclaven.

Die Franzoſen beſitzen ſie, und auſſerdem ſind noch Caraiben hier.

4. Mineralien.

In Pechſtein verwandeltes Holz iſt merkwürdig. Kleine blaſſere Stücke einige Stunden in Waſſer gelegt, werden viel durchſichtiger und haben gegen das Licht gehalten, die Farbe eines ſchönen Opals.

5. Pflanzen.

1772 waren hier

1. 38 Zuckerplantagen.
2. 5395889 Caffebäume.
3. 1301600 Cacaopflanzen.
4. 367 Cotton= (Baumwollen=) Plätze.

6. Merkwürdigkeiten.

Die Thierblume. In einer Höhle der Inſel, nahe am Meere, iſt ein groſſes Becken 12—15 Fuß tief und mit geſalznem Waſſer angefüllt. Der Grund beſteht aus Felſen. Es ſteigen daraus zu aller Zeit gewiſſe Weſen empor, die beym erſten Anblick wie ſchöne, ſchimmernde Blumen ausſehen,

und

und faſt den einfachen Ringelblumen gleichen, auſſer daß die Farbe weit heller und mehr ſtrohfalb iſt. Wenn man ſie pflücken will und mit der Hand oder einem Inſtrument 2—3 Fuß zu nahe kommt, ſo ziehen ſie ſich zuſammen oder tauchen unter. So bald aber dieſe Art von Berührung aufgehört hat, kommen ſie wieder zum Vorſchein und thun ſich auseinander. Unterſucht man dies Weſen genauer, ſo findet man im Mittelpuncte der Scheibe vier braune Zäſerchen, wie die Füſſe einer Spinne, die ſich um eine Art gelber Blumenblätter ſehr lebhaft und von freyen Stücken bewegen. Dieſe Füſſe fügen ſich wie Klammern zuſammen, um die Beute feſt zu halten, und die gelben Blätter verſchlieſſen ſie ſogleich in ſich, ſo daß ſie nicht entwiſchen kann. Unter dieſer Blumengeſtalt ſteckt ein ſchwarzer Stiel, der der Körper des Thieres zu ſeyn ſcheint. Vermuthlich lebt es von den kleinen Inſecten, die das Meer in ſein ſalziges Waſſerbecken wirft. Seine ſchöne Farbe dient ihm, ſie an ſich zu locken, denn alle Waſſerthiere nähern ſich gern dem, was glänzt.

XII.

Martinique.

1. Lage und Figur.

Hat ihre Richtung von Nordweſt nach Südoſt. Ihre Figur zeichnen 3 Haken aus, einer rechts heraus

aus in Norden und zwey links heraus, neben einander in Süden.

2. Grenzen.

In Norden Dominica.

In Süden St. Lucie.

3. Boden.

Voll Gebirge, aber zwiſchen denſelben fruchtbar.

4. Pflanzen.

Auſſer den auf dieſen Inſeln ſchon oft erwähnten Zuckerplantagen,

1. Chinarinde, dieſe bekam man ſeit 1649 allein aus Peru. Aber 1786 hat man ſie auch auf dieſer Inſel, wie auf St. Domingo, entdeckt, und gefunden, daß ſie noch die Vorzüge vor jener hat, nicht zu verſtopfen, ſondern zu eröffnen und durch den Stuhlgang abzuführen. Sie iſt dünn, braun und auſſerordentlich bitter.

2. Der berauſchende Baum. Er wird 6—10 Fuß hoch, wächſt unanſehnlich, hat aber hartes Holz, das nur zum Brennen taugt, wozu es aber die Neger nicht brauchen wollen, weil ſeine Wurzeln und Blätter die Eigenſchaft haben, das Waſſer berauſchend zu machen. Seine Rinde iſt rauh, braun und dick. Er iſt voller Zweige und Blätter, welche unſern Erbſenblättern gleichen. Je drey und drey hängen immer an Einem Stiel. Sie ſind dick, wollicht und dunkelgrün. Man nimmt die Rinde von den Wur-

zeln,

zeln, Zweigen und dem Stamm, ſtößt ſie mit den Blättern und mengt lebendigen Kalk darunter. Unterdeſſen der Eine dieſe Zubereitung macht, ſtämmen Andre das Flußbette an verſchiednen Orten mit Steinen und Geſträuch; 3—400 Schritte oberhalb der erſten Stämmung wird obige Maſſe in den Fluß geworfen. Alle Fiſche, die ſich innerhalb des geſtämmten Waſſers befinden, trinken von dieſem Waſſer, berauſchen ſich, kommen in die Höhe, ſpringen aufs Land, fahren gegen die Steine, werden vom Geſträuch aufgehalten, und machen Sprünge und Bewegungen, wie betrunken.

3. Der Palmenbaum, in ganz America ſehr gemein, wächſt grade wie ein Pfeil in die Höhe, oft über 30 Fuß hoch. Er hat nur eine einzige Pfal-Wurzel von mittlerer Gröſſe, die gerade in die Erde geht, aber nicht im Stande ſeyn würde, ihn zu halten, wenn ſich nicht ringsherum um dieſelbe noch eine Menge kleiner, runder, biegſamer Wurzeln in einander ſchlängen, die unten um ſeinen Stamm einen groſſen Erdklumpen gleichſam anketten und ihm die nöthige Nahrung verſchaffen. Aus ſeinem Gipfel kommen ſeine Blätter oder Zweige, wie eine Garbe empor. Sie werden 7—8 Fuß lang, und können eben ſo gut und noch eher Blätter, als Zweige genannt werden. Denn es ſind lange Ribben, auf deren beiden Seiten gleich vom Stamm an

die einzelnen Blätter ſtehen, welche 1 1/2 Fuß lang, und zu unterſt am Stamme ungefähr 2 Zoll breit ſind, aber nach der Spitze zu immer kleiner werden. Sie ſind ſtark, oben hell, und unten blaßgrün. Man hat zweyerley Arten, den weiſſen, welcher hier beſchrieben wird, und den ſtachligen, deſſen Stamm und Blätter mit Stacheln beſetzt ſind. Das Mark von dieſem iſt gelblich, von jenem weiß; der weiſſe trägt keine Früchte, der ſtachlige hingegen trägt Büſchel kleiner Nüſſe, wie die Kaſtanien, die eine weiſſe, öhlichte Maſſe enthalten, welche die Kinder gern eſſen. Man braucht die Palmen zu dreyerley a) zur Nahrung, b) zur Wohnung und c) zu allerhand Werkzeugen und Gefäſſen, die man daraus verfertigt, z. B. Seile, Körbe, Matten, Betten ꝛc.

a) Zur **Nahrung**. Wenn die Palme gefällt iſt, haut man das obre Ende des Stammes etwa 2—2 1/2 Fuß unterhalb der erſten Blätter ab. Im Innern des Stamms findet man noch nicht aufgebrochne Blätter, die, wie ein Fächer zuſammen gefaltet, dicht an einander geſchloſſen, weiß, zart, und von einem feinen, Artiſchocken ähnlichen Geſchmack ſind. Sie heiſſen **Palmenkohl**. Man legt ſie in friſch Waſſer, und iſſet ſie mit Pfeffer und Salz, wie junge Artiſchocken, oder kocht ſie in Salzwaſſer ab, und richtet ſie darauf in einer weiſſen Brühe an. Man

bäckt

bäckt ſie auch, thut ſie in die Suppe, ißt ſie als Salat, und hat immer an ihnen eine leicht verdauliche, angenehm ſchmeckende Speiſe.

Braucht man den Stamm der gefällten Palme nicht, ſo macht man der Länge nach in denſelben Einſchnitte, damit gewiſſe groſſe Inſecten in das Innere des Baums ſchlüpfen, ſich von deſſen Mark nähren, und darein ihre Eyer legen. Ungefähr nach 6 Wochen ſieht man wieder nach dem Baume, ſpaltet ihn der Länge nach, und findet die ausgekrochnen Larven. Kömmt man ſpäter, ſo haben ſie ſich ſchon in das vorige Inſect verwandelt. Vom Nutzen dieſer Larven werden wir unten mehr hören.

Der Kohl von den Stachelpalmen iſt noch viel zarter und feiner ſchmeckend, als von den weiſſen.

b) **Zur Wohnung.** Man zerſchneidet den Stamm in Pfoſten, Pfäle, Balken, Sparren, Latten. Die Pfäle, unten etwas gebrannt, damit ſie nicht ſo leicht faulen, werden neben einander geſtellt, wie eine Mauer um das Haus. Die Balken werden mit Zapfen von demſelben Holze in einander befeſtigt, die Latten drüber genagelt, und auf dieſelben die Palmenblätter nach ihrer ganzen Länge ausgebreitet, und mit andern Blättern daran befeſtigt. Dieſe Blätter ſchichtet man dachzie-

gelförmig über einander, und erhält dadurch eine Bedeckung, die acht bis zehn Jahre ausdauert.

c) Zu Geräthſchaften. Das Innere des Palmbaums beſteht aus einem Gewebe grober Fäden, aus denen man eine Art Werg zum Kalfatern (Verſtopfen) der Schiffe, ja ſelbſt Taue macht. Aus den Blättern macht man Körbe, Beſen, Hangematten, Netze, Säcke ꝛc.

4. Caffebaum. 1726 brachte Deſelicax die erſten zwey Bäumchen hierher, und erhielt zur Belohnung eine jährliche Penſion von 40000 Livres. Dieſe vermehrten ſich ſo ſehr, daß man jetzt an 7000000 Caffebäume zählt, die jährlich an 70000 Centner vorzüglich guter Bohnen liefern. Nach einer andern Nachricht wurde von den erſten Caffebäumen, die im Jahr 1710 aus Mecca nach dem botaniſchen Garten in Leiden kamen, einer nach Paris verehrt, und ein Abkömmling dieſes Baumes kam nach Martinique, wo er ſich ſo vermehrte, daß im Jahr 1756 18 Millionen Centner Caffe nach Europa verführt werden konnten.

5. Tobak.

6. Indig.

7. Feigen.

5. Thiere.

1. Groſſe Schlangen. In einer derſelben fand Labat ſechs Eyer mit 74 jungen Schlangen, auſſer

auſſer andern zerdrückten, oder aufbehaltnen Eyern und entſchlüpften oder erſchlagnen jungen Schlangen.

2. Die Palm-Larven, deren ſchon bey den Palmen erwähnt worden iſt. Sie ſind ungefähr Fingers dick und 2 Zoll lang. Labat vergleicht ſie mit einem Klümpchen Kapaunenfett, das in einer ſehr zarten und durchſichtigen Haut eingehüllt wäre. Ihr Kopf iſt ſchwarz. Man ißt ſie gebraten, und auch als Ragout. Sie geben ein ſehr gutes und delicates Eſſen. Setzt man dieſe Larven in die Sonne, ſo geben ſie ein Oehl, das äuſſerlich bey Schäden mit Nutzen gebraucht wird.

XIII.

D o m i n i q u e.

1. Lage und Grenzen.

Sie hat dieſelbe Richtung wie Martinique. Die ihr nächſte, wichtigſte Inſel iſt in Nordweſten Guadeloupe, 5 1/2 Meilen davon; in Südoſten eben ſo weit Martinique. Sie liegt über den 15ten Gr. Nord-Breite und über den 60ſten Gr. weſtlicher Länge.

2. Gröſſe.

Sie iſt 6 1/2 Meile lang, beynahe 3 breit und 12 Quadrat-Meilen groß.

3. Nahmen.

Sie heißt auch Dominica, und hat dieſen Nahmen daher, weil ſie Columbus an einem Sonntage entdeckte, der auf Lateiniſch dies dominica heißt. Die Franzoſen nennen ſie noch Dominique aux Caribes.

4. Haupteintheilung.

Sie wird in Cabes-Terre (hohes Land) und Baſſe-Terre (niedriges Land) eingetheilt.

5. Berge und Gewäſſer.

Aus den Bergen, die in der Mitte des Landes beynahe unüberſteiglich ſind, entſpringen die ſchönſten Quellen und Flüſſe in groſſer Menge, die zum Theil ſchiffbar ſind.

6. Boden.

Dieſer iſt ſehr fruchtbar.

7. Einwohner.

Hier wohnen noch die Eingebornen,

1. Die Wilden, Caraiben genannt, welche die älteſten und urſprünglichen Bewohner, nicht nur dieſer, ſondern aller der in dieſer Reihe liegenden Inſeln waren.
2. Die Anzahl der Europäer erſtreckt ſich auf 3000 und
3. der Schwarzen auf 7000.

Jetzt ſind die Engländer ihre Beſitzer.

8. Pflanzen.

1. Tobak und

2. Caſ-

2. Caſſawewurzeln ſind vorzügliche Producte.

Anmerkung 1. St. Vincent, Grenada, Dominique und Tabago führen bey den Engländern auch den Nahmen, Abgetretne Inſeln (Ceded Islands). Sie wurden nebſt der Inſel St. Lucie, weil Frankreich und England über ihren Beſitz nicht einig werden konnten, für neutral d. i. (das ſie weder zu dem einen, noch zu dem andern dieſer Reiche gehören ſollten) erklärt, und den Eingebornen oder Caraiben zum Anbau überlaſſen. Nach dem Aachner Frieden 1748 fingen die Franzoſen an, die vier groſſen zu bebauen, und da die Engländer dieß nicht verſtatten wollten, wurden ſie eine Miturſache des 1755 in America ausbrechenden Krieges. Nach Endigung deſſelben wurden ſie im Pariſer Frieden 1763 zwiſchen Sieger und Beſiegten ſehr ungleich getheilt. Frankreich mußte die vier erſt genannten an England abtreten (daher obiger Nahme), und behielt bloß St. Lucie, wozu es 1783 noch Tabago erhielt.

Anmerkung 2. Barbados und die durch den Pariſer Frieden 1763 von Frankreich abgetretnen Inſeln Tabago, Grenada, nebſt den Grenadillen, St. Vincent und Dominica, heiſſen bey den Engländern auch noch die Brittiſchen Windward (im Winde gelegnen) Inſeln.

XIV.

G u a d e l o u p e.

1. Lage und Grenzen.

Liegt nordweſtwärts von Dominique, hat aber ſelbſt die grade Richtung von Norden nach Süden. Oeſtlich liegt ihr die Inſel Marie galante; Nördlich Antigua.

2. Nahmen.

Columbus gab ihr ihren Nahmen wegen ihrer Aehnlichkeit mit den Spaniſchen Bergen gleiches Nahmens an der Grenze von Neu-Caſtilien und Eſtremadura, oder, weil er den Mönchen eines eben ſo genannten Kloſters in Spanien verſprochen hatte, daß er irgend eine der von ihm zu entdeckenden Inſeln nach dem Orte ihres Aufenthalts benennen wollte. Sie heißt auch Gardeloupe.

3. Haupteintheilung.

Sie macht eigentlich zwey Inſeln aus, die durch einen ſchmalen Canal von Nordweſt nach Südoſten hin von einander getrennt ſind. Die eine nordöſtlich gelegne heißt Grande-Terre und hat mehr die Richtung von Nordweſt nach Südoſt. Die andre heißt Baſſe-Terre und iſt das eigentliche Guadeloupe.

4. Gewäſſer.

Ein prächtiger Waſſerfall ſtürzt ſich von einem

hohen

hohen Felſen herab, deſſen Geräuſch man auf 3 Meilen weit vernehmen kann.

5. Boden.

Iſt ſehr fruchtbar.

6. Einwohner.

Beſitzer ſind die Franzoſen, wie auch von Marie galante.

7. Mineralien.

Gediegnen Schwefel findet man hier in doppelten, vierſeitigen Pyramiden.

8. Pflanzen.

Die bekannten Weſtindiſchen, Zucker, Caffe, Baumwolle, Indigo, Reis ꝛc.

Anmerkung. 1784 eröffnete Ludwig XVI. König von Frankreich in den Franzöſiſch-Weſtindiſchen Zucker-Inſeln 7 Freyhäfen; 3 auf St. Domingue und 4 auf Martinique, Guadeloupe, St. Lucie und Tabago. Ausländiſche Schiffe von 60 und mehr Laſten dürfen in dieſe Freyhäfen

1) Alle Arten von Holzwerk und Steinkohlen,
2) Alle Arten von lebendigem Zug- und anderm Vieh,
3) Geſalznes Rindfleiſch,
4) Geſalzne Fiſche,
5) Reis, Mais und andres trocknes Gemüſe,
6) Rohe und gegerbte Häute,
7) Pelzwerk,

8) Harz und Theer einführen.

Dagegen dürfen eben dieſe fremden Schiffe aus den Freyhäfen ausführen:

1) Die Taffias oder Zuckerbranntweine, Rum und die Syrupe, woraus die Taffias verfertigt werden.

2) Alle Arten von Franzöſiſchen dahin gebrachten Waaren.

XV.

Antigua.

1. Lage, Figur und Grenzen.

Sie liegt über Guadeloupe mit Grenada in einer Linie, und hat eine ähnliche irreguläre Figur, wie St. Vincent, mit noch mehrern Einbuchten und Ausſchnitten, die das Meer, beſonders nordöſtlich macht.

Nordweſtwärts liegt ihr St. Chriſtoph. Sie liegt zwiſchen dem 60ſten bis 61ſten Gr. weſtlicher Länge und zwiſchen dem 17ten und 18ten Gr. Nord-Breite.

2. Gröſſe.

Die Inſel iſt 18 Engliſche Meilen lang und 14 breit, hat zwiſchen 60 und 70 im Umfang, und enthält 69000 Morgen Land, oder über 5 Quadrat-Meilen.

3. Clima.

Die Hitze iſt hier übermäßig groß. Gegen 9 Uhr

Uhr Morgens ſtellt ſie ſich ein, wo das Fahrenheitſche Thermometer ſchon auf 90 ſteht, und gegen 1 oder 2 Uhr ſteigt es bis 93, ja wohl 96. In den kälteſten Tagen fällt es nicht unter 74. Die Frühſtunde von 6—7 iſt die angenehmſte Zeit des Tages. Der Wind mäßigt die groſſe Hitze, welcher ſich alle Morgen um 8 erhebt und bis Sonnenuntergang ziemlich ſtark wehet. Die Abende ſind unbeſchreiblich reitzend, aber auch gefährlich wegen des ſtark fallenden Thaues, der leicht eine tödtliche Erkältung verurſacht. Durch die brennenden Stralen der Sonne trocknen die Schindeln, womit hier alle Häuſer gedeckt ſind, zu einem Zunder aus, den der geringſte Funken in helle Flammen ſetzt, daher hier die Feuersbrünſte häufig ſind, und weit um ſich greifen.

Die ſtechende Hitze wird ein kleiner Ausſchlag genannt, der beynahe den ganzen Leib bedeckt, ein unerträgliches Jucken verurſacht, aber ſehr geſund iſt.

Erdbeben und Sturmwinde ſind hier nichts ſeltnes und richten häufig Schaden an; daher die hieſigen Häuſer und Hütten, wie auf Manilla, meiſtens von Holz und ſehr niedrig ſind, um deſto weniger in Gefahr zu ſeyn.

4. Verſchiedne Nahmen.

Sie heißt auch Antigoa oder Antego.

5. Haupteintheilung.

Sie wird in ſechs Kirchſpiele eingetheilt: St.

John, St. Peter, St. Philipp, St. Maria, St. Paul und St. George.

6. Flüſſe und groſſe Gewäſſer.

An friſchen Quellen iſt groſſer Mangel. Nicht ein einziger Bach iſt hier; daher bedienen ſich die Einwohner mehrentheils des Regenwaſſers, welches in ſteinernen Ciſternen geſammelt, und zum Gebrauch durch eine Art Steine von Barbados filtrit wird, um es von allen Inſecten und andern Unreinigkeiten oder vom übeln Geruch zu befreyen. In trocknen Jahren iſt es ſo rar und theuer, daß man zuweilen Rum und Wein dagegen vertauſcht, und es von den benachbarten Inſeln zum Verkauf gebracht hat.

7. Berge.

1. Die ſo genannten Schekerleysberge ſind eine reitzende Kette von Bergen, die beſonders mit dem reichen Grün des Zuckerrohrs bis an die Gipfel bewachſen ſind.
2. Monkshill iſt einer der höchſten Berge der Inſel. Von ſeinem Gipfel kann man beynahe die ganze Inſel überſehen.

8. Boden.

Die ſüdliche Seite iſt gebirgig. Die Küſten beſtehen mehrentheils aus Felſen. Vor der Inſel befinden ſich viele Sandbänke, deren eine beſonders den ſchönen Hafen zu verſanden drohet. — Die ganze Inſel hat viele Buchten, Häfen und Biegungen.

9. Ein-

9. Einwohner.

1. Die Anzahl derſelben beläuft ſich auf 50600 Seelen, von denen 45000 Neger, Mulatten und Meſtizen ſind.

2. Die hieſigen Damen erſcheinen ſelten zu Fuß, oder in ihren Cariolen, ohne Masken oder Schleyer.

3. Die Neger freuen ſich auf keine Zeit mehr, als auf Weihnachten, wo ſie denn auch Feyertage haben, die ſie gern recht luſtig zubringen mögen. Daher ſtehlen ſie, wo und was ſie können. Gewöhnlich wählen ſie die Mitternachtsſtunde zu ihren Spitzbübereyen, die ſie faſernackend und den Leib mit Oehl und Fett beſtrichen, verrichten. Ertappt man ſie auch und packt ſie nicht feſt, ſo ſchlüpfen ſie einem aus den Händen, ehe man es ſich verſieht und ſind im Augenblick davon. Die Hütten der Neger ſind mehrentheils von Stein, mit Stroh gedeckt und ſo trocken und bequem, als Hütten geringer Leute bey uns. Während der Zuckerernte, dem Hauptgeſchäft auf dieſer Inſel, ſehen die Sclaven, ungeachtet der härtern Arbeit, weit beſſer und geſünder aus, als die ganze übrige Zeit des Jahres, welches wahrſcheinlich von den nahrhaften und der Fäulniß widerſtehenden Eigenſchaften des Zuckerrohrs herrührt, das ſie während der Ernte beſtändig im Munde haben. — In zähem Erdreich zu den Pflanzen des Zuckerrohrs die Löcher zu machen, iſt

iſt die ſauerſte Arbeit der Sclaven. — Das gewöhnliche Koſtgeld eines Hausnegers iſt 10—12 Groſchen. So wenig das bey den theuren Preiſen der Lebensmittel hier auch zu ſeyn ſcheint; ſo iſt es ihnen doch lieber, als die Koſt in Natur. Sie wohnen in Hütten, die im Hofe neben dem Hauſe des Eigenthümers ſtehen. Die aber, welche unmittelbar zur Bedienung der Perſon der Herrſchaft ſind, wohnen im Hauſe ſelbſt. Die Feldneger kriegen wöchentlich 3—5 Maaß groſſe Bohnen, Reis oder Mais und 3 bis 4 geſalzene Häringe, oder ein Stück geſalzen Rind- oder Schweine-Fleiſch von etwa 2 Pf. Werden aber auf dem Gute Yam, Arumwurzeln, Guineakorn, Bataten, Piſang und Bananen gebauet, ſo wird ihnen davon in gleichem Maaß, ſtatt der obigen Feldfrüchte, zugetheilt. Auſſerdem hat jeder Sclave männlichen und weiblichen Geſchlechts, vom 14ten oder 15ten Jahre an, ein Stück Feld von 25—30 Quadrat-Fuß zum Gebrauch, welches einige fleißig und ſorgfältig bebauen, andre unbenutzt liegen laſſen. Dieſe kleinen Felder ſind für das Land von vielem Nutzen, indem hauptſächlich von ihrem Ertrag der Sonntagsmarkt (welcher der wichtigſte iſt, weil an dieſem Tage die Neger frey haben) mit Gemüſe und Früchten verſehen wird. Man erlaubt den Negern auch Schweine, Federvieh und Ziegen aufzuziehen. Ihrer Aufmerkſam-

ſamkeit und Thätigkeit in der Zucht dieſer Thiere verdanken es die Weißen, daß ſie in den Jahren, wo Schiffe nicht mit Sicherheit an die Küſte kommen können, nicht verhungern.

Die Kleidung eines Feldnegers beſteht in einer wollenen Decke (welche ihnen auch zum Lager dient, obgleich einige auch ein Lager von getrockneten Piſangblättern haben) die ſie bey feuchter Witterung um den Leib ſchlagen; in einem Stück wollenen Tuch, Baabaa genannt, das ſie ebenfalls um den Leib wickeln; in einer blau wollenen Jacke und einer bunten Mütze gleichfalls von Wollenzeug. — Ihr gewöhnliches Getränk iſt Waſſer. — In Krankheiten werden ſie von jungen Lehrlingen in der Medicin beſucht, deren Lehrer mit dem Gutsbeſitzer auf das ganze Jahr einen Contract ſchließen, wo der gewöhnliche Preis etwa 6 Schilling (etwa 1 Thlr. 12 Gr.) für jeden Neger ausmacht. Dieſe jungen Aerzte müſſen die der Aufſicht ihrer Vorgeſetzten anvertrauten Güter wöchentlich zwey Mahl beſuchen. Auf jeder Plantage iſt ein Krankenhaus oder Hoſpital, wo die Sclaven, ſobald ſie mit irgend einer Krankheit behaftet ſind, oder ſich ſonſt beſchädiget haben, welches in der Erndtezeit häufig geſchiehet, ſogleich hingeſchickt werden. Dieſe Häuſer ſind aber ſehr elend beſchaffen, es mangelt ihnen an jeder Bequemlichkeit; ſie ſind äuſſerſt ſchmutzig und die Aufwärter meiſtens abge-

lebte Neger, die zu keinem Dienſt, welcher Thätigkeit und Hurtigkeit erfordert, mehr fähig ſind.

Mit Sonnenaufgang um 6 Uhr werden die Neger ins Feld geſchickt, gewöhnlich in Haufen von 20—60 zuſammen, unter der Aufſicht von weißen Oberaufſehern, die mehrentheils arme Schottiſche Burſche ſind, und durch Fleiß und Dienſteifer häufig Beſitzer der Plantagen werden, auf denen ſie zuvor gedient haben. Unter ihnen ſtehen ſogenannte Treiber, die gemeinhin Hundetreiber genannt werden, und mehrentheils Schwarze oder Mulatten von dem boshafteſten Gemüthe ſind. Dieſe Kerls ſind mit Peitſchen verſehen, die ſie bey ſchwerer Strafe immer führen müſſen, und haben die Erlaubniß, alle aufs ſtrengſte damit zu züchtigen, die nicht raſch bey der Arbeit ſind. Dabey wird gar keine Rückſicht genommen, ob dieſe Nachläßigkeit aus Trägheit oder aus Unfähigkeit entſteht, und weder Alter noch Geſchlecht wird verſchont. Um 12 hört die Arbeit auf und jeder ſieht zu, wo er was zu ſeiner Erquickung bekommt. Um halb Eins wird wieder zur Arbeit geläutet, die dann bis zu Sonnenuntergang (auch bis 6) dauert. Die letzte Stunde wird vornehmlich mit Grasſammeln hingebracht. Sobald jeder ſeine beſtimmte Portion hat, ſammelt er für ſich ſelbſt, packt es in ein Bündel zuſammen und trägt es nach dem nächſten Ort, z. B. St. Johns, wo er es für

1 oder

1 oder 2 Dogs (3/16 eines Engliſchen Pfennings) verkauft, nachdem die Quantität und Nachfrage groß iſt. Mancherley und harten Strafen ſind die Neger ausgeſetzt. Die gewöhnlichſten ſind, daß ihnen Ketten und allerhand Eiſen auf eine ſie plagende Art angelegt werden, worin ſie oft noch arbeiten und auf welchen ſie liegen müſſen.

Wird ein Neger, oder ein andrer nicht weiſſer Fremdling müſſig, d. h. arbeitslos gefunden, ſo wird er aufgegriffen, in das Gefängniß geführt und ſein Name durch den Ausrufer öffentfentlich angekündigt, als eines vermeintlichen Flüchtlings von ſeinem rechtmäßigen Herrn. Wenn nach einer ſolchen zwey bis drey Mahl wiederhohlten Ankündigung ſich kein Eigenthümer meldet, wird die in Verhaft genommene Perſon nach Verlauf einer gewiſſen Zeit öffentlich an den Meiſtbietenden verauctionirt. Auf dieſe Weiſe kann eine freye Perſon, bloß verſchiedner Farbe wegen, zur Sclaverey verurtheilt werden, weil ſie in einem Lande, wo man ſich nur der Sclaven gewöhnlich bedient, keine Arbeit finden kann. — Ihre Lieblingsinſtrumente ſind der Banior und Tumbach. Erſtres hat einige Aehnlichkeit mit der Cither, wovon die untre Hälfte oder der Bauch aus der einen Hälfte einer groſſen Calabaſſe beſtehet, woran man einen hölzernen Hals befeſtigt und es mit Darm- oder Draht-Saiten

ten beziehet. Dies Inſtrument iſt eine eigene Erfindung der Neger, die ſie von Africa mit hergebracht haben.

Das Tumbach iſt unſern Tambourins ähnlich und mit Stückchen Bley oder kleinen Muſcheln behangen, welche ein Geklapper machen, wenn man ſie ſchüttelt. Zu dem Geklimper eines ſolchen Inſtruments tanzen bisweilen 100 und mehr Neger, und machen dabey die lächerlichſten Poſituren. Sie zeigen dabey eine bewunderns. würdige Geſchmeidigkeit und Biegſamkeit in ihren Gliedern. Ihr vornehmſter Tanztag iſt der Sonntag Nachmittag, wenn der große Markt vorbey iſt. Der Sonntag iſt ihr Handelstag, ihr Ruhetag, ihr Feyertag, kurz ihr einziger Tag, den ſie frey nennen können.

4. Die Mulatten und Meſtizen werden leider mit der größten Verachtung behandelt.

5. Die Verwalter eines abweſenden Gutbeſitzers haben es hier am beſten, oder wiſſen es ſich am beſten zu machen. Sie ziehen auf den Gütern ihrer Herren für ſich allerley Maſt- und Federvieh, (welches auf den Märkten geſucht und theuer bezahlt wird) und füttern es mit dem Getreide, welches auf den Aeckern des Guts gebauet wird. Sie bauen einheimiſche und auswärtige Früchte und Gemüſearten, welche ebenfalls geſucht und gut bezahlt werden, und laſſen dieſe durch die Plantageneger verkaufen. Es giebt

unter

unter dieſen Verwaltern, oder wenigſtens unter ihren Weibern, einige, die täglich 10—12 Neger zum offenbaren Nachtheil ihrer Herren mit ſolchen Arbeiten beſchäftigen, von welchen der Gewinn blos für ſie iſt.

6. Nur diejenigen Europäer, welche ſich zu Niederträchtigkeiten zu erniedrigen im Stande ſind, können hier in kurzer Zeit reich werden. Daher ſammelt hier niemand mehr Schätze, als die Höker, welche die Negerſclaven aufmuntern, die Plantagen ihrer Herren zu beſtehlen, und ihnen die geſtohlnen Producte um einen geringen Preis abkaufen. Eben dieſe Höker erpreſſen auch von jedem, der einen Thaler in ihrem Laden wechſeln will, 5—10 pro Cent, wenn man nicht für die Hälfte dieſer Summe Waren bey ihnen nimmt.

7. Das gewöhnliche Getränk der Männer hier iſt Punſch oder Branntwein mit Waſſer vermiſcht.

8. Bey den Tiſchen der Wohlhabenden ſind die aufwartenden Bedienten ſehr zahlreich. Es iſt aber nichts ungewöhnliches, ſie beynahe unbekleidet die Tafel bedienen zu ſehen; und die wenigen Kleidungsſtücke, die ſie tragen, ſind oft ganz zerlumpt. Selbſt in den vornehmſten Häuſern, wo ſie noch allenfalls ein Hemde, ein Paar Beinkleider und eine Jacke haben, tragen ſie doch nie Strümpfe und ſelten Schuhe. Bey einer Theegeſellſchaft z. B. von einem Dutzend Herren und Damen, wartete ein großer, ſtarker Negerkerl auf, der

weiter nichts, als ein Paar alte Beinkleider an-
hatte.

9. Iſt jemand geſtorben, ſo wird jedermann zum Leichenbegängniß eingeladen. Für die Eingelad-
nen iſt dann im Sterbehauſe der Schenktiſch reichlich mit Getränken und Backwerk verſehen. Die Neger ſind dann in weißen Wämſern und Beinkleidern mit einem ſchwarzen Band um den Arm gekleidet. Die Negerweiber haben mehrere weiße Tücher um den Kopf gebunden, Röcke, Ja-
cken und Bänder wie die Männer. Oft kommen 70—200 Gäſte zuſammen. Man verzehrt das Gebackne und die Getränke, indeß im Nebenzim-
mer 3—4 Negreſſen und Mulattenweiber den Sarg des Verſtorbnen umringen, heulen und weinen, welches aber aus bloßer Ceremonie ge-
ſchiehet. Wenn der Zug vor ſich gehet, ſtellt ſich alles in Ordnung. Die Leichenträger und einige beſondre Freunde des Verſtorbnen werden mit ſo langen Scherpen von feiner Leinewand, daß daraus ein Hemde gemacht werden könnte und mit Hut-
ſchleyern von Battiſt, in der Länge zweyer Schnupf-
tücher, ausgeziert. Einige gehen nun Paar und Paar; andere fahren in Cariolen. Die meiſten haben dabey ihre Trauerkleider geborgt, welche denn ſehr ſchlecht paſſen. Auch kann man oft kaum mehr die Farbe erkennen, von welcher ſie ehemals geweſen waren. Der Leichenwagen iſt mit gekräuſelten Pferdeſchwänzen ausgeziert, die

mit einer alten Perücke auf einen Beſenſtiel viel Aehnlichkeit haben.

10. Pflanzen.

1. Zuckerrohr. Jährlich werden hier 14000 Fäſſer Zucker erzeugt und 7—8000 Fäſſer Rum (Branntwein aus Zucker.) Die Löcher zur Pflanzung des Zuckerrohrs werden durchgängig mit der Hacke gemacht. Sie haben vier Fuß ins Gevierte, ſind Einen Fuß tief und etwa vier Fuß aus einander. Nach einer Reihe von 80 Löchern iſt immer ein Fahrweg von 20—30 Fuß breit und dieſe Wege durchſchneiden einander in rechten Winkeln, damit die Luft deſto beſſer durchſtreichen könne. Im September fängt man an das Zuckerrohr zu pflanzen und hört gewöhnlich im Januar damit auf. Die beſte Methode, es zu vermehren, iſt, wenn man zwey Pflanzen in jedes Loch ſteckt. Dieſe müſſen aber von friſchem Rohr ſeyn und die Augen der Pflanzen horizontal liegen. Ungefähr einen Zoll dick bedeckt man ſie mit Erde. In 14, 15—16 Monathen, nachdem Erdreich und Witterung günſtig ſind, erreicht das Zuckerrohr ſeine Vollkommenheit und Reife. Die Erndte fängt gewöhnlich im Januar an, und dauert bey guter Witterung bis Ende Julius. Jeder Theil dieſes vortreflichen Gewächſes iſt brauchbar. Aus dem Rohr ſelbſt gewinnt man den Saft, aus dem der Zucker be-

reitet wird. Die gröbern Theile davon, welche zurück bleiben, ſind die Molaſſen, aus denen man den Rum bereitet. Die Spitzen des Rohrs braucht man zum Futter für das Vieh und die weiter unten ſtehenden Blätter vermiſcht man entweder mit Miſt, um die Felder damit zu düngen, oder man verbrennt ſie auf den Aeckern, um das Ungeziefer damit zu töden. Die Ueberbleibſel des Rohrs, die man Magoß nennt, dienen, nachdem man in der Mühle den Saft ausgepreßt hat, vortreflich als Brennholz.

2. Von der Caſſawe-Wurzel (da Getreide hier etwas ſeltnes iſt) bereitet man gutes und ſchmackhaftes Brod, beſonders aber vortrefliche Mehlſpeiſen.

3. Die Ananas dieſer Inſel übertreffen alle andre am Geſchmack und Größe. Man hat zwey Sorten, die gelbe und ſchwarze, beide von gleicher Güte. In der rechten Jahrszeit ſind ſie ſo häufig, daß man für 20 Groſchen oder 1 Thaler einen ganzen Scheffel voll kaufen kann.

4. Pomeranzen und Apfelſinen übertreffen ebenfalls an Wohlgeſchmack und Größe die Spaniſchen und Portugieſiſchen. Sie ſind auch ſehr wohlfeil; denn für 6 Pfenninge kann man 6—8 Stück haben.

5. Die Avocadobirn (Laurus perſea), welche auch Pflanzen-Mark genannt wird, weil ſie mit dieſem viel Aehnlichkeit hat, iſt eine ſehr liebliche

ſchöne

ſchöne Frucht, die aber leicht verdirbt und daher nur an ihrem Geburtsorte kann genoſſen werden.

6. Die Kaſchu-Nüſſe und Aepfel kann man beide als eine Frucht betrachten, da die eine an der Spitze der andern wächſt. Die Nuß hat gebraten, oder in ihrem natürlichen Zuſtande einen angenehmen Geſchmack. Auch die Aepfel ſind ſehr genießbar.

7. Die Yam (Dioscurea aculeata) ſind grobe, aber geſunde Wurzeln, von unregelmäßiger Geſtalt, welche 3—4 Pf. wiegen und mit einer dunkelbraunen Rinde bedeckt ſind. Wenn ſie in der rechten Jahreszeit genoſſen werden, ſind ſie ſehr nahrhaft; ißt man ſie aber, ehe ſie die völlige Reife erlangt haben, ſo verurſachen ſie oft Ruhren.

8 Die Eddoe oder Arumwurzel, die man wegen ihrer anſcheinend ſeifenartigen Eigenſchaften, Pflanzen-Seifen-Kugeln nennt, iſt ein vortreflich Gewächs, ungefähr von der Größe eines Holzapfels. Sie hat eine grobe, braune Rinde und man bedient ſich ihrer vornehmlich als Mehl, um die Suppen damit zu verdicken. Dieſe ſowohl als die Yan ſind die vornehmſten Nahrungsmittel der Weißen und Schwarzen. Die Spitzen der Blätter kocht man ebenfalls und dieſe haben einen dem Spinat nicht unähnlichen Geſchmack.

9. Die Europäiſchen Küchengewächſe ſind hier viel ſchlechter, als in Europa, können auch nicht durch den Samen fortgepflanzt werden, daher hier

immer wieder neuer von England verſchrieben werden muß.

10. Die Palme Chriſti oder der Caſtorbuſch, iſt ein Geſträuch von 6—8 Fuß hoch, welches ſich weit ausbreitet. Die Blätter gleichen den Feigenblättern, ſind aber etwas dunkler von Farbe. Die Samen, aus welchen ein berühmtes Oehl gezogen wird, ſind von einem glänzenden Schwarz mit hellgelben Streifen. Man erhält das Oehl vermittelſt des Preſſens oder Abkochens, das ausgepreßte iſt beſſer, weil es nicht ſo bald ranzig wird. An Farbe und Dichtigkeit gleicht es einer ſtarken Auflöſung vom feinſten, Arabiſchen Gummi.

11. Der Manſchinellenbaum iſt eins der ſchädlichſten Gewächſe. Der Stamm des größten dieſer Bäume, hat etwa 2—3 Fuß im Umfang. Die Rinde iſt glatt, das Blatt dem Lorbeerblatt ähnlich, nur etwas kleiner. Die Blüthen ſind blaßroth, und die Frucht hat das Anſehen eines Pepins, nur mit dem Unterſchied, daß ſie einen Stein und ein durchdringendes Gift enthält. Der Saft im Stamm oder aus den Zweigen iſt das ſtärkſte aller Gifte. Der Staub, der von den Blüthen fällt, iſt Gift und ſelbſt die Tropfen, die nach einem Regen von ſeinen ſchönen Blättern träufeln, ſind vergiftet.

12. Die Kohlpalme iſt einer der höchſten Bäume, wird 60—80 Fuß hoch. Der Stamm iſt vollkommen gerade, und prangt an der Spitze mit einer Krone von Blättern, welche den Kohl umſchließen,

der

gekocht ſehr wohlſchmeckend ſeyn ſoll. Mit Eſſig und Gewürzen eingemacht, hat er einen ſehr angenehmen Geſchmack.

13. Der Tamarindenbaum (Tamarindus indica), dieſer, wegen ſeiner dichten Zweige und vielen Blätter, welche ſchönen Schatten gewähren, liebliche Baum wächſt hier vortrefflich. Seine angenehme ſäuerliche Frucht wird von Geſunden und Kranken und von letztern beſonders im Fieber genoſſen.

II. Thiere.

1. Die Musquiten, Scorpionen, Tauſendfüße und unzählige andre Inſecten ſind hier noch weit beſchwerlicher, als die Hitze, doch ſchützt man ſich durch Stiefeln meiſt gegen ſie. Die Betten pflegen die Weißen mit ſchlechtem Kammertuch zu behängen; dennoch ſchleichen ſich die Musquiten oft in die Betten und das Nachtzeug ein und verſcheuchen den Schlaf. — Nach Sonnenuntergang erheben Schlangen, Eidechſen, Heuſchrecken und andres Ungeziefer, aus allen Büſchen ihre Stimmen und man hört überall Ziſchen, Pipen und Zirpen, und dieß dauert ununterbrochen beynahe bis Sonnenaufgang fort, doch iſt es für dieſen Lärm einige Entſchädigung, daß zu dieſer Zeit die Luft ausnehmend rein und geſund iſt.

2. Das Fleiſch von den hieſigen Schweinen iſt vortrefflich. (das Pf. koſtet 4—5 gl.) Sie werden

aber auch den größten Theil des Jahres durch mit Zuckerrohrſpitzen gefüttert.

3. Wilde Enten und Schnepfen beſuchen die Inſel in den ſtürmiſchen Monathen, wo ſie demjenigen zugehören, welcher ſie ſchießt.

4. Hier ſind nur wenige kleine und gar keine Sang-Vögel. Unter den erſtern iſt der ſchönſte der Colibri. Dieſe wohnen in Calaſſenbäumen, bauen ihre Neſter von Baumwolle und tragen auſſerordentliche Sorge für ihre Junge. So bald ſich ein Feind ihrem Neſte nahet, rächen ſie ſich auf eine ganz beſondre Weiſe. Sie flattern eine Zeitlang dem feindlichen Vogel um den Kopf und ſezen ſich endlich darauf feſt. Dieß ſtört den Räuber, welcher ſogleich mit ſeinem kleinen Gegner davon fliegt, welcher immerfort ſeinen Stand behauptet und ſeinen langen, ſpitzigen Schnabel ſo geſchickt regirt, daß er damit die Hirnſchale ſeines Gegners durchbohrt und bis ins Gehirn dringt; ſo daß dieſer zur Erde fällt und der kleine Sieger im Triumph zu ſeinem Neſte zurück kehrt.

5. Fiſche ſind häufig, wohlfeil und von großer Verſchiedenheit der Geſtalt; der Geſchmack iſt bey allen ſehr ähnlich.

6. Von den Schildkröten ſind zwey Arten.

a) Die grüne oder Rieſen-Schildkröte, die größte und unter allen Schildkröten die ſchmakhafteſte, welche daher ein Leckerbiſſen auf den Tafeln iſt, und beſonders ſchmackhafte Suppen gibt.

gibt. Das Pf. koſtet 12—14 Groſchen. Auf ihrem Schilde können ſechs und bisweilen noch mehr Perſonen ſtehen, mit denen ſie fortzulaufen im Stande iſt. Man wirft ſie aber auf den Rücken, wenn man ſie fangen will. Ihr Aufenthalt iſt überall zwiſchen den beiden Wendekreiſen.

b) Der Habichtsſchnabel, welcher eine ſchöne Schale gibt, die von der grünen nicht benutzt werden kann.

7. Von den Ziegen bedient man ſich hier faſt durchgehends der Milch, weil ſie fetter und geſünder iſt, als die Kuhmilch.

8. Die Ratzen ſind in den Zuckerrohr-Plantagen ſo häufig, daß das Rohr öfters ſehr darunter leidet.

9. Ameiſen von verſchiednen Gattungen ſind in und außerhalb den Häuſern überall vorhanden, und man kann weder Speiſen noch Süßigkeiten vor ihnen bewahren, wenn man nicht die Schüſſeln in Gefäße mit Waſſer ſtellt, oder alles auf Bretter ſetzt, die an Stricken, mit Caſtoröhl beſchmiert, von den Balken herab hängen.

10. Schwarze Käfer, ungefähr von der Größe unſrer Maykäfer, ſind unter allen hieſigen Inſecten die unſchädlichſten. Dennoch ſind ſie ſehr läſtig; denn ſobald es Abend wird, kriechen ſie in die Häuſer, ſetzen ſich auf alle Möbeln und Geräthe und kriechen an den Kleidern umher.

11. Cartoffellåuſe ſind auſſerordentlich kleine Inſecten, die ſich in die offnen Schweißlöcher einniſten und ein ſo unerträgliches Jucken verurſachen, daß, wenn man es nicht ſonſt zu lindern weiß, man kratzen muß, bis der beſchädigte Theil ganz entzündet wird.

12. Ein andres kleines Inſect, **Chigger** genannt, greift die Zehen an, dringt durch die Haut, macht zwiſchen dieſer und dem Fleiſch einen kleinen Sack und legt, ohne daß man es bemerkt, ſeine Eyer hinein.

13. Der Holzſclave iſt eins der gefährlichſten Inſecten. Es iſt etwa 4 Zoll lang und 2 breit und hat einige Aehnlichkeit mit der Kröte, doch einen ſchmalern Leib und kürzere Beine. Sowohl ſein Biß, als auch der Kniff mit ſeinen Klauen verurſacht die ſchädlichſten Folgen. Seine gleich den Zuckerzangen geſtalteten Freßwerkzeuge packen ſo feſt an, daß man ſie nicht anders los werden kann, als wenn man ſie abſchneidet und bleibt dann nur der geringſte Theil in dem Fleiſch zurück, ſo ſind die Folgen tödtlich. Sie halten ſich gewöhnlich in der Nähe bey altem Holz oder alten hölzernen Gebäuden auf, woher ſie auch ihren Nahmen haben.

12. Merkwürdigkeiten.

1. Der Hafen St. John und English Harbour ſind die ſicherſten und bequemſten in ganz Weſtindien.

indien. Letzterer iſt mit ungeheuren Bergen umgeben, gegen welche ſich die Gewalt der Winde bricht, und die ihn bey den heftigſten Stürmen völlig ſicher machen.

2. Der Sclavenverkauf. So bald ein Capitän mit ſeinem Sclavenſchiff hier ankommt, geht er ans Land und reicht das Verzeichniß ſeiner Ladung ein. Indeß werden die Sclaven, die man einige Tage zuvor raſirt hat, aufs Verdeck geführt, von dem auf der Reiſe geſammelten Schmutz und Ungeziefer gereinigt und mit Oehl und Fett abgerieben, um ihnen ein glattes Anſehen zu geben. So bald dies geſchehen iſt, ſchickt man ſie unter der Aufſicht eines Unterofficiers und einiger Matroſen ans Land zu dem Kaufmann, dem die Ladung zugeſchickt iſt. Dieſer ſteckt ſie in ein leeres Waarenlager, nahe am Strande, und hierauf wird der Verkauf angekündigt. Man führt die armen Fremdlinge mit Trommel und fliegender Fahne durch die ganze Stadt, um die Aufmerkſamkeit der Einwohner zu erregen, ſchickt auch geſchriebne Ankündigungen des Verkaufs an ſolche Pflanzer, von denen man vermuthet, daß ſie Neger kaufen werden, und läßt endlich durch eine Trompete das Signal geben, indeß eine Fahne von dem Fenſter oder Dach des Hauſes wehet, wo man die Neger eingeſperrt hat. Sogleich entſtehet ein groſſer Zulauf. Die Käufer unterſuchen nun die Sclaven mit eben der Genauig-

nauigkeit, mit welcher unſre Fleiſcher ein Stück Vieh, daß ſie erhandeln wollen, prüfen. Iſt der Kauf geſchloſſen, ſo werden ſie gleich nach der Plantage der Käufers abgeführt, wo oft eine Hand, die ſo weich und der Arbeit eben ſo ungewohnt iſt, wie eine zarte Mädchenhand, die Hacke ergreifen muß. Der gewöhnliche Preis eines Sclaven iſt hier 37—40 Pfund Sterling, etwa 250 Thaler alſo.

3. Der Negerſonntag und Sonntagsmarkt. Dieſer Markt wird am ſüdlichen Ende der Stadt St. John gehalten. Hier verſammeln ſich viele hundert Neger und Mulatten und bringen Federvieh, Spanferkel, Ziegenlämmer, Gemüſe und andre Früchte zum Verkauf. Schon mit Tages Anbruch kommen die erſten, und um 10 Uhr iſt der Markt gewöhnlich gedrängt voll. Dies iſt auch hier der beſte Tag, ſich auf die ganze Woche mit allen den Lebensmitteln zu verſehen, die nicht gleich verderben. Der Lerm, den das Geſchnatter der Neger und das Schreyen und Weinen der Kinder, die an der Sonne liegen, verurſacht, übertrifft alles, was man ſich vorſtellen kann. Noch unerträglicher iſt der widrige Geruch, den theils die Neger ſelbſt in dieſem heiſſen Himmelsſtrich ausdunſten, theils die ſtinkenden Salzfiſche und halb verfaulten trocknen Fiſche verurſachen, welche die Höker zum Verkauf ausſtellen, und die von den Negern

gern in dem höchſten Grade von Fäulniß gekauft werden, um ihre Gemüſe dadurch ſchmackhaft zu machen. Dieſe Ausdünſtungen kann man eine gute Viertelmeile weit gegen den Wind riechen.

Gegen 3 Uhr ſind die Marktgeſchäfte mehrentheils vollendet, und nun füllen ſie die Buden der Höker, wo **Grog** (d. i. Waſſer mit Rum) von jungem **Rum**, zum Gedeihen der Verkäufer und Verderben der armen **Neger** in unmäßiger Menge hinein geſchlungen wird. Einige beluſtigen ſich mit Tänzen, andre würfeln mit kleinen Muſcheln und verſpielen bisweilen jeden Pfennig, den ſie mit dem Schweiß der ganzen Woche verdient haben. Ja ihre Liebe zum Spiel geht ſo weit, daß ſie kein Bedenken tragen, die wenigen Lappen, die ſie auf dem Leibe haben, daran zu wagen. Wenn ſie betrunken ſind, gehen ſie häufig auf die an den Markt grenzende Wieſe, um ſich recht tüchtig herum zu balgen. Der Anblick einer Flinte, oder ein Weiſſer, der mit einer Peitſche darunter ſchlägt, zerſtreut ſie augenblicklich, und der Neger darf nicht einen Schlag erwiedern, bey Strafe des Verluſts der rechten Hand.

13. Oerter.

St. John. Mitten auf den breiten Straſſen wachſen Geſträuche und Birnbäume. — Bey Strafe ausgepeitſcht zu werden, nöthigt man die Sclaven, ſo bald eine gewiſſe Glocke geläutet wird, die Straſſen

zu räumen. Dies geſchiehet um drey Viertel auf 10 Uhr, wo die Nachtwächter ihre Poſten beziehen. Dieſe Wächter ſind 50 Weiſſe, von denen die Hälfte immer auf der Wache ſeyn muß.

XVI.

St. Chriſtoph.

1. Lage und Figur.

Ihre Lage iſt von Nordweſt nach Südoſt; durch die ſehr ſchmale Erdenge, womit ſie mit ihrem viel kleineren ſüdoſtlichen Theil zuſammen hängt, wird ſie ſehr kenntlich. Sie liegt zwiſchen dem 61ſten und 62ſten Gr. weſtlicher Länge, und zwiſchen dem 17ten und 18ten Gr. Nord-Breite.

2. Grenzen.

Nordwärts hat ſie St. Barthelemy.
Nordweſtwärts die Jungfern-Inſeln.
Weſtwärts St. Euſtache.
Südoſtwärts Antigua, von der ſie etwa 60 Engliſche Meilen entfernt iſt; und
Südlich befinden ſich zwiſchen ihr und Guadelupe wieder einige kleinere Inſeln.

3. Gröſſe.

Sie iſt 22 1/2 Engliſche Meilen lang, und 6 in ihrer breiteſten Gegend breit, und hat etwa 4 Quadrat-Meilen im Inhalt.

4. Clima.

4. Clima.

Tag und Nacht ſind hier wie auf mehrern dieſer Inſeln faſt das ganze Jahr durch einander gleich.

5. Nahmen.

Columbus gab ihr auf ſeiner erſten Reiſe nach America den Nahmen, wegen der Figur eines darauf befindlichen Berges, der auf ſeiner Spitze einen andern kleinen hat, und den daher Columbus mit dem heiligen Chriſtoph verglich, wie er das Kind Jeſus, nach den Vorſtellungen der Catholiken, auf dem Rücken trug. — Sie heißt auch bey den Engländern, beſonders den gemeinen Matroſen, St. Kitts, von dem Engliſchen Kit oder Kitty für Chriſtopher.

6. Gewäſſer.

Mitten im ſüdoſtlichen Zipfel befindet ſich ein groſſer See.

7. Berge.

Nach derſelben Richtung, welche die ganze Inſel hat, ſtreicht durch die ganze Mitte eine hohe Bergkette. Auf dem Schwefelberge (Brimstone-hill) iſt eine kleine Feſtung angelegt. Die Berge an der See beſtehen aus verſteinerten Madreporen.

8. Boden.

Das Land iſt leicht, doch ſehr fruchtbar. Der mittlere Theil iſt wegen der hohen und rauhen Felſen, jähen Klippen und Abgründe kaum bekannt.

9. Ein-

9. Einwohner.

Die Zahl der Weiſſen wird auf 8—9000, und der Schwarzen auf 20—25000 geſchätzt. Beſitzer ſind die Engländer.

10. Mineralien.

1. Auf den rauhen Felſenbergen in der Mitte iſt eine Schwefelhöhle, aus welcher beſtändiger Dampf aufſteigt. Man findet hier reinen Schwefel in groſſer Menge.
2. In einem groſſen Salzſee bereitet die Sonne durch Austrocknung des Waſſers ſchöne Salzcryſtallen.

11. Pflanzen.

Das Hauptproduct der Inſel iſt

1. Zucker, den man für den beſten in Weſtindien hält;
2. Baumwolle.

12. Thiere.

Der Roket, eine Art Eidechſen, deſſen beide Vorderfüſſe länger ſind, als die hintern, hält ſich hier häufig auf. Seine mit gelben oder blauen Puncten bezeichnete Haut ſieht wie ein verwelktes Blatt aus.

13. Merkwürdigkeiten.

Nach Jamaica iſt ſie den Engländern die wichtigſte Beſitzung in Weſtindien.

XVII.

St. Euſtache.

1. Lage, Figur und Grenzen.

Nordwärts liegen noch einige Antillen von geringerer Bedeutung.

Oſt=

Oſtwärts die Däniſche Inſel St. Croix.
Weſtwärts St. Chriſtoph.

2. Nahmen.

Sie heißt auch Euſthatia, auch St. Euſtachius-Inſel, auch St. Euſtatio.

3. Boden, Einwohner, Pflanzen.

Dieſe Inſel iſt ein bloſſer, runder Berg, aber doch durch die Induſtrie der Holländer nutzbar gemacht, indem an den Seiten des Berges Zucker und Tobak gebauet wird.

XVIII.

St. Barthelemy.

1. Lage, Figur und Grenzen.

Sie macht mit der ihr ſüdlich liegenden St. Chriſtoph und der ihr ſüdweſtlich liegenden St. Euſtache ein Dreyeck. Sie hat faſt die Geſtalt eines Winhelhakens mit gleichen Seiten.

2. Gröſſe.

Sie iſt von Oſten nach Nordweſten ungefähr 1 1/2 Schwediſche Meilen lang und 1/2 breit, deßwegen aber noch nicht die kleinſte unter den Antillen, ſondern z. B. gröſſer als St. Euſtache.

3. Clima.

Wind und Wetter ſind mehrentheils beſtändig und gut, nur die Monathe Auguſt, September und October, als die dortige Winterszeit, ſind zur Schiffahrt in den dortigen Gewäſſern nicht bequem. Das

Clima iſt ſehr angenehm. So groß die Hitze auch zu gewiſſen Jahrszeiten iſt, ſo wird ſolche doch durch den ſanften, angenehmen Oſtwind ſehr gemäßigt und die Luft iſt faſt immer klar und rein. Sie iſt ſo geſund, daß die Einwohner, von welchem Welttheil ſie auch dahin kommen, mehrentheils ſehr alt werden und es gibt keine andre gangbare Krankheiten, als im Julius eine Art Catarrh Huſten; doch werden die Europäer, die dort hinkommen, und weder der Luft, noch der dortigen ſimpeln Lebensart gewohnt ſind, anfangs oft mit Diarrhöen, Flüſſen und frieſelartigen Ausſchlägen, mit einer Art Augenkrankheit, und vom Sonnenſtich mit dem Sonnenſchuß einer Art Wahnwitz befallen.

4. Nahmen.

Sie heißt auch St. Bartholomäus.

5. Gewäſſer.

Sie hat Mangel an friſchem Waſſer; daher die Einwohner Regenwaſſer in Ciſternen aufbewahren.

6. Boden.

Sie iſt gebirgig, trocken, hochliegend und voller Waldungen.

7. Einwohner.

Armuth, Faulheit und Unwiſſenheit hat bisher die Einwohner beherrſcht, da doch die Inſel eine Menge nützlicher Producte hervor bringt, die durch Cultur noch vollkommner gemacht werden könnten. Sie nähren ſich von etwas Cartoffeln und Maniok,

niok, Ziegenmilch und Schnecken. Ihre Beſitzer ſind die Schweden.

8. Mineralien.

Salz iſt hinlänglich da; auch Kalk, obgleich nur ein einziger Mann welchen zu ſeinem Gebrauche brennt. Die ſteilen Ufer beſtehen ganz aus Kalkſtein- und Sandgebirgen. Die niedern Ufer, die keinen Sand führen, ſind voll Granitgeſchiebe.

9. Pflanzen.

1. Etwas Baumwolle von zweyerley Gattung iſt bisher nur angepflanzt worden, um ſich dafür die nöthige Leinwand von den andern Inſeln eintauſchen zu können. Es werden jährlich davon 300—400 Ballen (jeder zu 300—400 Livres) ausgeführt. Zuweilen ſtören Orcane oder Inſectenſcharen die Pflanzungen.
2. Zuckerrohr wird zwar von einigen gebaut, aber nicht zum gewöhnlichen Gebrauch, ſondern um Syrup daraus zu machen.
3. Indig, 4. Batates, 5. Orangen, 6. Melonen, 7. Arbuſen, 8. Ananas, 9. Cocosnüſſe, 10. Guajak, 11. der Copaivabaum, 12. der Ricinus, 13. die Quaſſia, 14. der Mahagonybaum, obgleich nur von niedrigem Wuchs. 15. Als Getreide wird am häufigſten eine Art Honiggras (Holcus ſorghum) gebaut, weil es ſchneller wächſt und das 150ſte bis 160ſte Korn trägt.

10. Thiere.

1. Eine Flohart (pulex penetrans) beiſſet ſich leicht den fremden Ankömmlingen in die Beine ein. Man nennt ſie auch Tſchiken. Ihr Aufenthalt iſt die Aſche, der Staub der Fußböden, ausgepreßtes Zuckerrohr ꝛc. Berührt jemand einen ſolchen Ort mit bloſſen Füſſen, ſo freſſen ſie ſich unvermerkt unter den Nägeln in die Zehen, und legen da ihre Brut in einen Sack. Alsdann entſtehen bösartige Geſchwüre, wenn man nicht bey Zeiten, ſo bald man ein Jucken merkt, ſie ganz mit dem Sacke, der bisweilen die Gröſſe einer Erbſe erhält, heraus graben läßt.
2. Ziegen kommen hier am beſten fort.
3. Fiſche ſind oft giftig.
4. Der Stich des Americaniſchen Scorpions iſt nicht gefährlich.
5. Wilde Säugethiere finden ſich hier nicht.

Von den Antillen überhaupt.

1. Unter den Antillen begreift man alle die Inſeln, welche ſich im Süden von Florida anfangen, in einer Kette ſüdoſtlich fort und dann im fortgeſetzten Bogen ſüdlich herab nach dem Pariſchen Meerbuſen herunter, ſodann weſtlich an der Nordküſte von Südamerica hinziehen. Nördlich macht der Wendekreis des Krebſes ihre Grenze, ſüdlich das feſte Land von Südamerica. Sie umſchlieſſen die ihnen ſüdweſtlich liegende Erdenge von Panama,

und

und gehen mit der auf derſelben befindlichen und ſich in Südamerica hinüberziehenden Bergkette ziemlich parallel. Sie liegen ſüdoſtlich vor dem Mexicaniſchen Buſen, den Capverdiſchen Inſeln, und überhaupt dem am weiteſten weſtlich ſich ausbreitendem Theile von Africa gerade gegen über.

2. Sie werden eingetheilt in die groſſen: Cuba, Jamaica, St. Domingo und Porto rico, und in die kleinen, wozu alle die übrigen noch gerechnet werden.

3. Die kleinen werden in die Inſeln über und unter dem Winde eingetheilt. Die Benennung rührt von den periodiſchen Oſtwinden her, die in der heiſſen Zone, unter welcher dieſe Inſeln liegen, wehen.

4. Die Inſeln über dem Winde, heiſſen bey den Spaniern Islas Barlovento; bey den Engländern Lewards Isles. Sonſt hieſſen ſie auch die Caraiben- oder Cannibalen-Inſeln von ihren ehemaligen Bewohnern. Sie erſtrecken ſich von Porto rico an bis an die Oſtſeite der Nordküſte von Südamerica, und folgen von Nordweſt nach Südoſt herab, wo Tabago die letzte iſt. Sie liegen folglich unter allen Antillen am öſtlichſten, bekommen daher den Oſtwind zuerſt; daher die Benennung über dem Winde, auch wohl im Winde.

5. Die Engländer rechnen aber ihre Leewards Inſeln nicht ſo weit, ſondern zählen dazu nur:

a) St. Chriſtoph.

b) Die dieſer ſüdlich gelegne Inſel Nevis.

c) Antigua und

d) die dieſer ſüdweſtlich gelegne Inſel Montſerrat.

6. Dieſe Inſeln über dem Winde werden wieder eingetheilt:

a) in die Jungferinſeln.

Ihrer ſind dicht öſtlich an Porto rico auf 60, wovon einige unbewohnt, einige Engliſch, einige Spaniſch, die drey wichtigſten aber, faſt wie in einem umgekehrten Dreyeck liegenden, Däniſch ſind, wovon wir oben St. Croix kennen lernten.

b) Die übrigen Barlovento-Inſeln.

aa) Holländiſch.

St. Euſtache.

bb) Schwediſch.

St. Barthelemy.

cc) Engliſch.

A) St. Chriſtoph mit Nevis.

B) Antigua mit Montſerrat.

C) Dominica.

D) Grenada mit den Grenadillen.

E) St. Vincent.

F) Barbados.

dd) Franzöſiſch.

A) Guadeloupe mit Marie galante.

B) Martinique.

C) St. Lucie.

D) Tabago.

ee) Holländiſch und Franzöſiſch zugleich.

St. Martin in Nordweſten von St. Euſtache.

7. Die Inſeln unter dem Winde, bey den Spaniern Islas Sottovento, liegen über der Nordküſte von America, von Oſten gegen Weſten. Sie liegen alle viel weiter weſtlich, als die Barlovento, bekommen daher den Oſtwind ſpäter, als dieſe, welches der Grund ihrer Benennung unter oder hinter dem Winde iſt. Die vornehmſten ſind:

a) Spaniſch.

aa) La Trinidad.

bb) La Marguarita und

cc) La ſalſa Tortuga oder La Tortue ſalée.

b) Holländiſch.

Curaſſao mit noch einigen kleinen.

8. Alle dieſe Antillen führen auch wohl überhaupt den Nahmen Zucker-Inſeln, von ihrem Hauptproduct.

9. Im weitläuftigſten Sinn rechnet man zu den Antillen auch wohl noch die Lucayiſchen Inſeln und auch diejenigen Eylande, welche wir ſogleich kennen lernen werden.

Wir ſteuern nähmlich von St. Barthelemy aus gerade nordwärts, jenſeits über den Wendekreis des Krebſes hinauf, paßiren links die Lucayiſchen Inſeln vorbey und kommen ſo zu den

XIX.

Bermuden.

1. Lage und Figur.

Völlig einſam liegen ſie in Geſtalt eines halben Mondes da im Ocean über 31 Gr. Nord-Breite und zwiſchen 60 und 61 Gr. weſtlicher Länge. In Norden und Weſten iſt ihnen das feſte Land Nordamerica. In Südweſt ſind ihnen die nächſten Inſeln die Lucayiſchen; in Süden die Antillen; in Oſten die Madeiriſchen und in Nordoſten die Azoriſchen Inſeln.

2. Zahl und Gröſſe.

Es ſind ihrer gegen 400, aber die meiſten ſind ſehr klein und unbewohnt; bloſſe aus dem Waſſer hervor ragende Felſenhügel.

3. Clima.

Sie haben eine geſunde Luft. Es iſt hier keine brennende Hitze. Obgleich bisweilen rauhe Tage, kalte Sturmwinde und Regengüſſe kommen: ſo wiſſen die Einwohner doch eigentlich nichts vom Winter, und genieſſen gleichſam eines ewigen Frühlings.

4. Nahmen.

Bermudes heiſſen ſie von dem Spanier Juan Bermudez, der ſie 1503 entdekte. Sommer's-Inſeln heiſſen ſie von dem Engliſchen Ritter George Summer, welcher 1609 dahin kam, worauf ſich die Engländer hier feſt ſetzten.

Teufels-Inſeln heiſſen ſie bey den Schiffern, weil

weil ſie alle mit rauhen Felſen umgeben ſind, an welchen ſchon manches Schiff geſcheitert iſt.

5. Gewäſſer.

Der häufige Regen, der nicht ſelten mit den heftigſten Gewittern begleitet iſt, gereicht ihnen zur Wohlthat, weil ihr Quelwaſſer ſalzig iſt, und ſie deßhalb genöthigt ſind, Regenwaſſer zu ſammeln.

6. Boden.

Alle dieſe Inſeln beſtehen aus einem weiſſen und zarten Stein, der überhaupt mit wenig Erdreich bedeckt iſt. Sie bauen davon ihre Häuſer und decken ſie damit. Sie werden auch aufs feſte Land verführt.

7. Einwohner.

Die Zahl derſelben auf den bewohnten ſchätzt man auf 10000. Der Anbau der rothen Cedern iſt ihr Hauptgeſchäft und ihr vornehmſter Reichthum. Die Luſtbarkeiten der Weiber beſtehen darin, daß ſie kleine Schiffahrten in dieſem kleinen Archipelagus vornehmen. Die einzige Art zu reiſen und ſich zu beſuchen. Die Fiſcherey vertritt bey ihnen die Stelle der Bälle und Comödien. Ganze Tage fahren ſie in ihren Kähnen mit den Angelfäden in der Hand.

8. Pflanzen.

Sie bringen

a) die zum Schiffbau ſo geſchickten, wohlriechenden, rothen Cedern, als das wichtigſte Product hervor. Sie ſollen auch wegen ihrer Dauer, Schönheit und Feſtigkeit, alle andern Americaniſchen übertreffen.

b) Palmen,

c) Citronen,

d) Pomeranzen und

e) Melonen; die Pomeranzen ſollen an Gröſſe, Geruch und Geſchmack alle Oſt. und Weſtindiſche Pomeranzen übertreffen.

9. Thiere.

Die Hayfiſche (Squalus L.) Franz. Requin verſchlingen hier oft die Matroſen. Ein Matroſe, deſſen Kammerad von einem Hayfiſch halb verſchlungen war, griff dieß Ungeheuer an, erwürgte es mit vielen Stichen, riß ihm den Leib auf, nahm die verſchlungne Hälfte heraus, paßte die andre an und begrub ſie. Beſonders haben die hieſigen Neger Muth und Kühnheit genug, die größten Hayfiſche mitten im Schwimmen anzugreifen und in dem Augenblick, da ſich dieſe Ungeheuer auf den Rücken umkehren müſſen, wenn ſie ſich ihres Raubes bemächtigen wollen, mit ihrem Meſſer todt zu ſtechen.

10. Merkwürdigkeiten.

1. Die Mitgabe der Töchter wird hier nach Cedern beſtimmt. Ein Mann bekömmt z. B. eine Frau mit 3000 Cedern.

2. Wahrſcheinlich ſind dieſe Inſeln das Ueberbleibſel eines groſſen Landes. Vielleicht ſind auch ſie über kurz oder lang ein Raub des Meeres. Die Erdenge, welche die Inſel St. George noch zur Zeit zuſammen hält, wird in wenigen Jahren vom Meere durchwaſchen ſeyn.

Von Weſt-Indien überhaupt.

1. Lage und Grenzen.

Das geſammte Inſelreich, welches wir bisher von (I.) Cuba an bis zu den (XIX.) Bermuden kennen gelernt haben, begreift Weſt-Indien. Dieſer aus einer ungeheuren Menger großer und kleiner Inſeln beſtehende Archipel, liegt, wenn man die Bermuden davon abrechnet, zwiſchen dem 10ten und 28ſten Grade der nördlichen Breite, im Weſtatlantiſchen Meere, von Florida an bis Terra-Firma und ſchließt den Mexicaniſchen Meerbuſen nebſt der Nord- oder Caraiben-See ein.

2. Clima.

Liegt in der nördlichen heißen Zone; foglich ſind auch hier nur zwey Jahreszeiten, ein naſſer und eiu trockner Sommer und nordoſtliche Paſſatwinde wehen über dieſe Inſeln. Weil aber in Oſten und Nordoſten dieſes große Inſelmeer einen ungeheuren Ocean und auf den übrigen Seiten Meerbuſen und Küſten des feſten Landes von ſehr wunderbarer und mannigfaltiger Geſtalt und Größe hat; ſo können die zwey Jahreszeiten weder ſo ununterbrochen fortdauern, noch ſo richtig auf einander folgen, als in Africa. Aber auch die Paſſatwinde ſind hier nicht ſo regelmäßig. Vorn ſind ſie meiſtens nicht Nordoſt. ſondern Oſt-Paſſate, die ſich nicht ſelten nach Norden herum drehen, und bey den größern Inſeln treten periodiſche Tageswinde in die Stelle

der Paſſate. Dieſe Abweichungen ſind auch die Haupturſache von den ſchrecklichen Orcanen und Erdbeben, die zu gewiſſen Zeiten ſo große Verheerungen in Wiſtindien anrichten. — Man nimmt daher auch auf der Hinfahrt zu dieſen Inſeln ganz andre Wege und Jahreszeiten als zu der Abfahrt. Eben ſo wenig kann man zu allen Tagszeiten an den Küſten der Inſel landen, noch in ihre Häfen einlaufen oder aus ihnen abfahren. Bey der Heimfahrt von Europa halten ſich die Schiffe mehr ſüdwärts, um bald in die Breite zu kommen, wo die öſtlichen Paſſatwinde wehen, welche dann die Fahrt ungemein beſchleunigen. Bey der Abfahrt von America aber würden dieſe gerade umgekehrt es den Schiffen faſt unmöglich machen, in dieſer Richtung nach Europa zu kommen. Daher fahren ſie alle von America aus erſt nach Norden, um in eine nördlichere Breite zu kommen, wo ſie von den Paſſatwinden nicht gehindert werden. Hieraus wird auch das begreiflicher werden, was oben bey den Lucayiſchen Inſeln unter der Rubrik, Flüſſe und Gewäſſer, geſagt worden. In dieſem heißfeuchten Clima verfault das Aas geſchwinde, das Brot ſchimmelt, der Wein verſauert; das Fleiſch wird in einem Tage ſtinkend, das Eiſen roſtig. Die Wolle der Schafe verwandelt ſich in Haare, und überhaupt arten hier die größten und ſtärkſten Europäiſchen Thiere in Americaniſche Kleinheit und Kraftloſigkeit aus.

Die Einwohner haben die Sonne zwey Mahl des

Jahres

Jahres über ihrem Scheitel; ſo daß alsdann des Mittags die Körper gar keinen Schatten werfen.

Vom Januar bis Ende Aprils iſt die trockne Jahreszeit, wo die meiſten Pflanzen vor Hitze vertrocknen. Das Fahrenheitſche Thermometer ſtand im Januar zwiſchen dem 72ſten und 81ſten Grad, im Februar und März zwiſchen 71 und 82; im April zwiſchen 73 und 84. Vom May bis Januar dauert die naſſe oder kühle Jahreszeit.

3. Verſchiedne Nahmen.

Weſtindien kann man auch unter dem gemeinſchaftlichen Nahmen von Mittelamerica begreifen. Auch pflegt man wohl ſtatt Weſtindien, die Weſtindiſchen Inſeln zu ſagen. — Den Nahmen Weſtindien aber gab man dieſem Theile von America, zum Unterſchiede von dem ſchon vorher bekannten Indien, weil man glaubte, daß die von Columbus entdeckten Länder ein Theil von dieſem Indien wären, das ſich noch bis ſo weit erſtreckte, zu dem man aber nur gelangen könnte, wenn man von Europa aus nach Weſten reiſete. Von dieſer Zeit an ward auch erſt das eigentliche Indien, zu welchem man nach Oſten hinreiſet, Oſtindien genannt. — Endlich werden alle dieſe Inſeln auch der Americaniſche Archipel und wegen ihres Hauptproducts, womit ſie den größten Theil von Europa verſehen, auch Zuckerinſeln genannt.

4. Haupt-

4. Haupteintheilung.

A) Die Bermuden
B) Die Lucayiſchen Inſeln. } Engliſch.
C) Die großen
D) Die kleinen } Antillen.

5. Boden.

Die Felsart aller dieſer Eylande iſt ein aus zermalmten Muſcheln und andern harten Producten des Meers entſtandner Kalkſtein. Auf erhöheten und von der See abgelegnen Orten trifft man ganze und unverkennbare Stücke von Madreporen, Milleporen, Corallen und andern Lithophyten an, welche dem felſigen Boden faſt einverleibt ſind.

6. Bewohner.

1. Erſte Ureinwohner. Die ſind nicht mehr. Sie ſind durch die Caraiben und theils durch die Europäer, beſonders Spanier vertilgt.

2) Zweyte Ureinwohner ſind die Caraiben; denen es nicht viel beſſer gegangen iſt. Sie heiſſen auch Cannibalen, und haben ihren Urſprung vom feſten Lande von America, beſonders von Florida, von woher ſie mit der Zeit hinüber auf die Antilliſchen Inſeln ſchifften, ſich derſelben bemächtigten und alle Ureinwohner männlichen Geſchlechts vertilgten. Die Sprache eines Theils der Caraiben hat das Eigne, daß das männliche Geſchlecht unter ihnen ſich eigner Wörter bedient, und das weibliche ebenfalls die ſeinigen hat. Dies iſt daher entſtanden,

weil

weil ihre Vorfahren, als fremde Ankömmlinge und Menſchenfreſſer auf den Antillen die Ureinwohner des männlichen Geſchlechts verzehrt und ſonſt aufgerieben, mit dem weiblichen hingegen ſich verehlicht haben. So hat denn der Vater den Söhnen ſeine Sprache gelehrt: ſo wie die Mutter den Töchtern die ihrige angewöhnt hat. — Jetzt ſind nur noch Ueberreſte von einigen Tauſenden auf den Inſeln St. Vincent und Dominica, zumahl auf der erſtern, vorhanden. Sie werden

a) in die rothen oder eigentlichen und
b) in die ſchwarzen Caraiben eingetheilt.

Die letztern ſind Abkömmlinge von Caraiben und Negern. Sie ſind darum auch ſtärker und gröſſer, als die rothen. Lange kämpften die Caraiben für ihre Unabhängigkeit, aber erſt ſeit 1763 erkannten ſie endlich die Engliſche Oberherrſchaft.

Sie ſind die reinlichſten unter den Americaniſchen Wilden. Sie gehen ganz nackend. Wenn ſie nicht ihre künſtliche Farbe noch mehr, als die natürliche (welche olivengelb iſt) verunſtaltete, ſo könnte man ſie ſchön nennen. Doch pflegen ſie die Naſe und Stirn flach zu drücken. Ihr Anſtrich, der aus Roucou oder andern Farben und Oehl beſteht, dient ihnen anſtatt des Kleides; ſie baden ſich aber dabey fleißig, um ſich reinlich zu erhalten.

Sie eſſen Fiſche und Thiere ohne Zubereitung. Ihre Hütten ſind ſehr lang, ſo daß in mancher 200—300 Mann Raum haben. Sie ſind mit der

Rinde

Rinde von Palmen oder Zuckerrohr bekleidet, welche von oben bis auf die Erde herunter gelegt iſt. Mehrere machen ein Carbet oder Dorf aus. Aus dem hieſigen harten Holze machen ſie ſich Schwerter.

Ihre Betten ſind von baumwollnem Zeuge und am Dache befeſtigt, oder Hangematten.

Sie ſtehen mit der Sonne auf und eſſen, ſo wie ſie aufgeſtanden ſind, ohne den ganzen Tag wieder etwas zu ſich zu nehmen. Ihr Getränk wird aus Wurzeln bereitet, hält ſich nur zwey bis drey Tage, und iſt nicht ſtark, aber magenſtärkend, und ſchlägt bey denen durch, die nicht daran gewöhnt ſind.

Den ganzen Tag bringen ſie mit Tanzen hin. Die jüngſten gehen auf die Jagd. Ein Theil der Weiber bereitet indeß das Getränk, welches ihre vornehmſte Beſchäftigung iſt.

Sie glauben, daß die, welche bey den Göttern gut ſtehen, auf den Bergen zu wohnen kommen werden, die Böſen aber erhielten ihre Wohnungen gegen Weſten. Ihre Waffen ſind Bogen und hölzerne Schwerter, welche an dem einen Ende geſchärft ſind. Sie fechten ſtandhaft, und ihre Gefechte endigen ſich mit nichts als Mord und Blutvergieſſen, denn von Ausreiſſen und Feigheit wiſſen ſie nichts. Jeder bringt den Kopf des von ihm erſchlagnen Feindes mit, und ſteckt ihn vor der Thüre ſeiner Wohnung auf.

Nachdem ſie die Gefangnen lange Zeit recht gut gehal-

gehalten, und es ihnen ſo bequem als möglich gemacht haben, läßt der Herr eines Jeden alle ſeine Bekannten zuſammen kommen. An den einen Arm des Gefangnen bindet er einen Strick, an deſſen anderm Ende er ihn einige Schritte von ſich hält. Sein beſter Freund hält den andern Arm auf die nähmliche Weiſe, und ſo bringen ihn beide vor der ganzen Verſammlung mit Schwerthieben um. Iſt das geſchehen, ſo braten ſie ihn gemeinſchaftlich und ſenden auch ihren abweſenden Freunden davon.

Alle, welche von gleichem Alter ſind, nennen ſich gewöhnlich Brüder. Die Aelteren ſind die Väter der Jüngeren.

Muth iſt ihre Haupteigenſchaft. Von ihren Gefangnen verlangten ſie, wie ſie noch unter ſich Kriege führten, nichts, als daß ſie ſich für überwunden bekennen ſollten. Aber nichts konnte ein ſolches Geſtändniß erpreſſen. Keiner war, der nicht lieber getödtet und gefreſſen ſeyn wollte, als daß er um ſein Leben gebeten hätte. Sie lieſſen oft ihren Gefangnen ihre ganze Freyheit, damit ihnen das Leben deſto werther bliebe, und unterhielten ſie gewöhnlich mit Androhung ihres künftigen Todes, mit den Qualen, welche ſie zu erwarten hätten, mit den Zubereitungen zu ihrer Hinrichtung, mit der Zerſtücklung ihrer Glieder und mit dem Gaſtmahl, das von ihrem Fleiſche gegeben werden ſollte. Alles, um ihnen ein weichliches oder demüthiges Wort zu entlocken, oder ihnen Luſt zur Flucht

zu machen, um ſich rühmen zu können, ſie erſchreckt und ihre Standhaftigkeit bezwungen zu haben. Trotz aller übeln Behandlung blieben die Gefangnen doch unerſchüttert, ſo daß ſie nach zwey- bis dreymonathlichem Gefängniß noch immer frohen Muth behielten, und durch Spott und Neckereyen ihre Henker zu reitzen ſuchten. Haben ſie Schiffbruch gelitten, ſo ſind ſie mittelſt der Behendigkeit und Leichtigkeit ihres Körpers im Stande, ſich Tage lang über dem Waſſer ſchwimmend zu erhalten, bis ſie wieder Land erreichen.

3. Die ſpätern Ankömmlinge.

A) Europäer oder Weiſſe, zu welchen auch die Meſtizen und Mulatten gehören.

B) Neger oder Schwarze. Dieſer ſind ungleich mehr, als der Weiſſen. In den Franzöſiſchen Beſitzungen ſollen ſich die Weiſſen zu den Schwarzen wie 1 : 6, und in den Engliſchen wie 1 : 11 verhalten. Die Anzahl der Schwarzen auf den Engliſchen Inſeln beläuft ſich ungefähr auf 230000.

Ganz Mittel-America iſt wie ein ungeheuer groſſes Landgut anzuſehen, das einige Europäiſche Nationen hier beſitzen, das in Feldern und Gärten beſtehet, und welches die Europäer durch Africaner bauen laſſen. In dieſes Americaniſche Europäer-Land haben ſich ſechs Europäiſche Nationen ſehr ungleich getheilt:

a) Die Spanier beſitzen das meiſte und beſte Land,

Land, benutzen es aber am wenigſten. Anfangs bekümmerten ſie ſich gar nichts um den Landbau. Ihr Golddurſt verleitete ſie bloß zum Bergbau, wozu ſie zuerſt die Eingebornen zwangen, und da dieſe zu einer ſo harten Arbeit untauglich befunden wurden, auch zum Theil ſchon durch übermenſchliche Anſtrengungen zu Tode gemergelt waren, nahmen ſie um das Jahr 1501 Mohriſche Sclaven und ſeit 1511 auch Negerſclaven mit zu Hülfe. Seit 1517 aber gebrauchen ſie ſowohl zum Berg- als Landbau bloß Negerſclaven, welches andre Europäer den Spaniern nachgethan haben. Nach dieſen kommen

b) die Engländer und

c) die Franzoſen, welche die Kunſt verſtehen, aus dieſen Ländern, die von Natur weder Gold noch Silber hervor bringen, durch Nachdenken und Fleiß Gold und Silber in Menge zu ziehen, und allenfalls für ihren Zucker allein alles, was ſie nur brauchen, zu bekommen;

d) die Holländer und

e) die Dänen haben nur kleinere Antheile und die

f) Schweden beſitzen hier bloß die Inſel Barthelemy erſt ſeit 1784.

Unter den Engländern und Holländern leben auch Juden; ſo wie unter den Engländern und Dänen auch Herrenhuter.

7. Mineralien.

1. Gold auf Cuba und Porto rico, auch Topaſe, die man zum Unterſchiede von den Orientaliſchen, Occidentaliſche nennt. Sie ſind nicht ſo hart, als jene, aber gröſſer.
2. Kupfer auf Cuba.
3. Salz auf Porto rico, Curaſſao, Barthelemy und den Lucayen.
4. Steinöhl auf Barbados.
5. Erdpech auf Barbados.
6. Tropfſtein auf Barbados.
7. Pechſtein auf St. Lucie.
8. Schwefel auf Guadeloupe.
9. Kalk wird aus der Hauptſteinmaſſe dieſer Eylande gebrannt. Zu Gebäuden dienen auch dieſe rohen Kalkſteine vortrefflich. Sie ſind, wenn ſie aus dem Bruche genommen werden, ſo weich, daß man ihnen mit weniger Mühe alle beliebige Formen geben kann und erlangen nachher an der Luft eine beträchtliche Härte.

Hieraus iſt ſchon zu ſehen, daß **Weſtindien** an Mineralien arm iſt.

8. Pflanzen.

1. Der **Mahagonybaum** wächſt zu einer Dicke, zu welcher wenige andere gelangen. Man kann Breter und Bohlen von ſechs und mehr Schuh breit von demſelben ſchneiden, ſo daß die gröſsten Hausrathsſtücke im Ganzen daraus können ver-

verarbeitet werden. So breit aber auch dieſes Holz genommen wird, ſo wenig iſt es der Gefahr ausgeſetzt, ſich zu werfen oder Riſſe zu bekommen. Es iſt in der Wärme und in der Kälte gleich unveränderlich. Die Farbe hat etwas Angenehmes für das Auge. Wenn es aus der Arbeit kömmt, ſo iſt es von einem ins Rothe fallenden Braungelb, je älter es aber wird, je mehr erhöhet ſich das Rothe, ſo daß ebendaſſelbe in das Braunrothe übergehet. In beiden Fällen aber zeigt es immer einen lebhaften Goldgrund, welcher durch das Rothe durchſchimmert, und verurſachet, daß es bald heller bald dunkler erſcheint, nachdem die Strahlen des Lichts darauf fallen, und wieder zurück geworfen werden. Hiemit verknüpft es eine ſolche Dichte und Feinheit der Fiebern, daß es die ſchönſte Politur annimmt, ohne die gewöhnlichen Künſteleyen des Tiſchlers dabey nöthig zu haben. Es erfordert weiter keine andere Zurichtung, als daß es nach dem Hobel, der Ziehklinge und dem Schachtelhalm mit Oehl beſtrichen wird, um ihm einen Glanz zu geben, den es hernach niemahls wieder verlieret. Aus dieſer Eigenſchaft fließet nun zugleich eine andre, die dieſes Holz vielleicht mit keinem andern gemein hat, und die darin beſtehet, daß es nicht flecket, es mag Waſſer, Wein, Fett oder eine andere Flüſſigkeit darauf gegoſſen werden. Es iſt genug, daß man es mit einem

in Waſſer, Thee oder Bier getunkten Lappen rein macht, um ſeine vorige Schönheit wieder herzuſtellen. Die natürliche Härte des Mahagonyholzes nimmt dabey mit dem Alter immer zu, ſo daß mit der Zeit kaum der geſchärfteſte Stahl daſſelbe angreift. Dieſe Eigenſchaften kommen jedoch nur den beſten Gattungen dieſes Holzes zu. Denn es gibt zweyerley Arten von Mahagony, welche in der Handlung ſelber durch die Nahmen hartes und weiches Mahagonyholz von einander unterſchieden werden. Man kennt ſie durch das bloſſe Anſehen. Das weiche Mahagonyholz iſt ſo leicht als das Cedernholz, hat ein grobes Korn, und iſt in der Arbeit ſo weich wie Lindenholz, da hingegen das harte ſchwer in das Gewicht fällt, ein ſehr feines Korn hat, und ſich mit dem gewöhnlichen Hobel nicht wohl behandeln läßt, ſondern einen beſondern Hobel mit einem doppelten Eiſen erfordert. Es hat auch dieſes gleich anfangs eine viel dunklere Farbe als jenes, welches ganz blaß iſt, und nie zu dem ſchönen Roth gelanget, welches an jenem ſo wohl gefället. Es muß ihm ſogar durch Künſteleyen nachgeholfen werden, indem es mit einer Farbe von Oehl und Ziegelmehl beſtrichen werden muß. Und was das Schlimmſte iſt, ſo iſt es dem Werfen und Reiſſen faſt ſo ſehr als ein anderes Holz ausgeſetzt, beſonders wenn man es im Anfang, da es verarbeitet wird, vor ſchneller Veränderung der Kälte und Wärme nicht

nicht verwahret. Das meiſte Mahagonyholz, welches in Deutſchland verarbeitet wird, iſt von der weichen Art. Die Urſache iſt, theils weil es ungleich wohlfeiler iſt, theils weil es viel leichter zu verarbeiten iſt. Denn da von dem harten Mahagony in Amſterdam der gevierte Schuh neun Stüver koſtet, ſo wird hingegen eine gleiche Quantität des weichen nur mit ſieben Stüver bezahlt. Wenn man nun bedenkt, daß die Schwere des harten Mahagony zu der Schwere des weichen ſich wie 5 zu 3 verhält, und daß folglich die Fracht von jenem weit höher, als von dieſem zu ſtehen kömmt, ſo kann man leicht urtheilen, daß, da man insgemein gern wohlfeil kauft, die Arbeiter ſich weit eher das weiche als das harte Mahagony anſchaffen. Es kommen übrigens beide Gattungen aus America, wo ſie auf den Inſeln Cuba, Jamaica, Hiſpaniola, und St. Barthelemy in groſſem Ueberfluß wachſen. Man trifft auch viele von dieſen Bäumen auf den Bahamiſchen Inſeln an. In Jamaica, und zwar auf der nördlichen Seite dieſer Inſel wächſt die beſte Gattung. Die Bäume werden ſo dick, daß ſie öfters 20 und mehr Fuß im Umfang haben. Diejenigen, die auf den Bahamiſchen Inſeln ſich befinden, gelangen ſelten zu dieſer Gröſſe, und halten insgemein nur vier Fuß im Durchmeſſer. Die Spanier bedienen ſich dieſes Holzes vorzüglich zum Schiffbau, wozu

es ſehr dauerhaft iſt, den Schuß aushält, oder wenigſtens nicht ſplittert, wenn auch eine Kugel in daſſelbe eindringet. Auch greift der Seewurm daſſelbe ſo leicht nicht an, ſo daß die nach Weſtindien beſtimmte Schiffe, wenn ſie von Mahagonyholz ſind, allen andern verdienen vorgezogen zu werden. Der Mahagonybaum hat einen ſo ſchnellen Wachsthum, daß er in wenig Jahren eine anſehnliche Dicke erreicht. Seine Art, ſich fortzupflanzen, iſt anmerkungswürdig. Wenn die Frucht, welche aus einem langen Kegel beſtehet, der einen geflügelten Samen enthält, zu ihrer Reife gelangt iſt, ſo löſet ſich die äuſſere Schale oder Rinde ab, und macht dadurch, daß der Same zum Vorſchein kommt, welcher an einer harten fünfeckigen Säule befeſtigt iſt, die in der Mitte ſtehet. Da er leicht und geflügelt iſt, ſo ſtreuet er ſich von ſelber überall auf die Oberfläche des Erdbodens aus, welcher in dieſen Inſeln ſehr felſig iſt. Derjenige Samen, der von ungefähr in eine Ritze des Felſen fället, treibet bald Wurzeln, die in dem Maſſe, wie ſie dicker und gröſſer werden, die Ritze erweitern, und zuweilen gar ein ſolches Felſenſtück ſpalten. Hier nähren ſie ſich bloß von dem durch Winde und Regen zugeführten kleinen Vorrath verfaulten Holzes, vermoderter Blätter, und anderer in Erde verwandelter Gewächſe. Da wo der Fels ſo hart iſt, daß die Wurzeln ſich nicht hinlänglich Platz

machen

machen können, biegen ſie ſich wieder heraus, und laufen ſo lang über die Oberfläche hin, bis ſie eine andere Ritze finden, wo ſie aufs neue eindringen können; und ſo ſiehet man vielmahls mehr Wurzeln von einem Baume auſſerhalb dem Felſen auf der Oberfläche liegen, als wohl der ganze Baum mit allen Aeſten und Zweigen ausmacht. Man hat noch keine Beſchreibung der Blüthe, nach welcher man die Gattung beſtimmen könnte, zu welcher der Mahagonybaum gehöret. Miller bringt ihn zu dem Geſchlechte der Ceder.

2. Palmen auf den Bermuden.
   a) Dattelpalme auf den Lucayiſchen Inſeln.
   b) Cocospalme auf Jamaica, St. Barthelemy.
   c) Kohlpalme, kohitragende Arecapalme (Areca oleracea) auf Martinique, Antigua, den Lucayen und Jamaica; wird hier über 200 Fuß hoch.
   d) Stachelpalme auf Martinique.
3. Waldbalſambaum auf den Lucayiſchen Inſeln.
4. Piſonie auf den Lucayiſchen Inſeln.
5. Boerhavie auf den Lucayiſchen Inſeln.
6. Indianiſcher Feigenbaum auf den Lucayiſchen Inſeln und Martinique. Sie vermehren ſich alle durch Wurzeln, welche aus den Aeſten des Baumes, wie geflochtene Zöpfe herab hangen, und, ſo bald ſie den Boden erreichen, einen neuen,

mit dem alten verbundnen Stamm treiben. Sie vergrößern ſich daher, wo ſie nicht geſtört werden, auf eine wunderbare Art, und der Urſtamm eines ſolchen Baumes, mit ſeinen Abkömmlingen um ſich her verſammelt, bildet hie und da ſchattige Lauben und bedeckte Gänge von ſehr groſſem Umfange. Sonſt ſind ſeine Früchte klein und unanſehnlich, und werden weder von Menſchen noch Thieren genoſſen; auch hat ſein Holz keinen beſonders bekannten Nutzen.

7. Breyapfel auf den Lucayiſchen Inſeln.
8. Ingber auf Cuba, Jamaica und Barbados.
9. Zucker auf Cuba, Jamaica, St. Domingo, Curaſſao, Tabago, St. Vincent, Barbados, St. Lucie, Martinique, Guadeloupe, Antigua, St. Chriſtoph, St. Euſtache, St. Barthelemy und den Lucayen.
10. Aloe auf Cuba und Barbados.
11. Tobak auf Cuba, Jamaica, Curaſſao, St. Vincent, Martinique, Dominica und St. Euſtache. Es war dieß das erſte Product, das die Europäer auf den Weſtindiſchen Inſeln bauten.
12. Caſſia auf Cuba und mehreren Weſtindiſchen Inſeln. Sie iſt auf denſelben ſo häufig, daß man die Schiffe mit ihren Früchten, ſtatt Ballaſt beladet. Sie heißt die Antilliſche, iſt die beſte und am meiſten im Handel.
13. Maſtix auf Cuba.
14. Saſſaparille auf Cuba.

15. Caffe

15. Caffe auf Jamaica, St. Domingo, St. Lucie, Martinique, Guadeloupe und den Lucayen.
16. Cacao auf Jamaica und St. Lucie.
17. Pomeranzen auf Jamaica, Antigua, St. Barthelemy, den Bermuden und den Lucayen.
18. Citronen auf Jamaica, den Bermuden und den Lucayen.
19. Ananas auf Jamaica, Antigua, St. Barthelemy und den Lucayen.
20. Indigo auf Jamaica, St. Domingo, Tabago, St. Vincent, Martinique, Guadeloupe und St. Barthelemy.
21. Pfeffer auf Jamaica.
22. Baumwolle auf den Lucayen, Jamaica, St. Domingo, Tabago, Barbados, St. Lucie, Guadeloupe, St. Chriſtoph, St. Barthelemy. Auch Nankin-Baumwolle kommt ſeit einiger Zeit recht gut fort.
23. Manſchinellbaum auf Jamaica, Antigua.
24. Americaniſche Gurke auf Jamaica.
25. Opuntien-Cactus auf Jamaica.
26. Caneel oder weißer Zimmt auf Jamaica, Tabago und den meiſten Weſtindiſchen Inſeln, 20 Fuß hoch. Die neueſten aus Weſtindien zurückgekommnen Schiffe brachten die Nachricht mit, daß auch der braune Zimmtbaum und der, welcher die Nankin-Baumwolle hervor bringt, daſelbſt ungemein wohl fortkommen, auch gar keine

ne Beſorgniß ſtatt finde, daß ſie ſich in dieſer Erdgegend verlieren möchten. Die Pflanzen zu dieſen Bäumen, die ſehr zahlreich auf den Engliſchen Inſeln zu werden anfangen, kamen zuerſt von dem Franzöſiſchen Schiffe, welches Admiral Rodney im vorigen Kriege wegnahm, und welches dieſelben am Bord hatte, um ſie nach Weſtindien zu verſetzen.

27. Gummi auf Porto rico; Gummi-Copal auf Tabago.
28. Saſſafras auf Tabago
29. Mediciniſche Nuß oder Ricinus-Baum auf St. Barthelemy, Barbados.
30. Aron oder Eddoes auf Barbados, Antigua.
31. Batatten auf Barbados, St. Barthelemy.
32. Scythiſches Lamm auf Barbados.
33. Fieber- oder Chinarindenbaum auf Martinique.
34. Berauſchender Baum auf Martinique.
35. Caſſawe oder Maniok auf Dominica, Antigua, (ſiehe davon unten noch) Jamaica.
36. Reis auf Guadeloupe.
37. Avocado-Birnen auf Antigua.
38. Kaſchu-Nuß und Aepfel auf Antigua.
39. Yams auf Antigua, Jamaica und den Lucayen.
40. Palme Chriſti oder Caſtorbuſch auf Antigua.
41. Tamarinden auf Antigua und den Lucayen.
42. Arbuſen auf St. Barthelemy.

43. Gua-

43. Guajak auf den Lucayen, St. Barthelemy und andern Antillen, wo der Baum ſehr groß wird. Es heißt auch Franzoſenholz (Guajacum officinale). Das Holz iſt ſo feſt, daß bey dem Fällen die Beile oft zerſpringen, und geht im Waſſer zu Grunde. Es iſt ſehr aromatiſch und wird in den Apotheken gebraucht. Das Harz dieſes Baumes gibt das Gummi guajacum. Das ſchöne Holz deſſelben wird mannigfaltig benutzt.

44. Copaivabaum auf St. Barthelemy.

45. Honiggras als Getreide auf St. Barthelemy.

46. Cedern auf den Bermuden und Lucayen.

47. Pimentbäume.

48. Plantanen auf Jamaica, Plantains, Piſang, auch Moosbäume, Bacoven, Bananen, Paradiesfeigenbäume (Muſa paradiſiaca) genannt. Sie haben einen ſchwammigen Krautſtamm und ſind von außen mit vielen Scheiden, wie mit Schilfblättern, umgeben. In der Höhe von 12 und mehrern Schuhen wachſen aus den Spitzen der höchſten Scheiden, deren gewöhnlich 10 ſind, eben ſo viele Blätter, die mit dem 3 Zoll langen Blattſtiel zum Theil 14 Zoll lang und an 2 Zoll breit ſind. Zwiſchen den Blätterſtielen geht aus dem Stamme ein langer Stängel heraus, der am Ende eine beſondre eyförmige, violette Blume, und in der Länge herunter etliche hundert andre hat, aus welchen die Früchte dicht neben einander wachſen. Diese Früchte ſind Anfangs grün, bekom-

kommen aber, wenn ſie reif ſind, eine gelbe Haut, die ſich abziehen läßt. Das gelbe dichte Fleiſch iſt von angenehmen, ſüßem Geſchmack und ſchmeckt gebraten vorzüglich ſchön. Von denen, deren grüne Farbe in das Dunkelrothe fällt, kann die Frucht grün gegeſſen werden, und ſoll die gewöhnliche Speiſe der Sclaven ſeyn. Hingegen an denen, deren Stamm und Blätter etwas kürzer ſind, und die auch bey der grünen eine ſchwärzliche Farbe haben, muß die Frucht an den Bäumen erſtlich gelb werden.

49. Erbſenbäume.

50. Kürbiſſe, aus denen man Brot macht.

51. Wunderbaum oder ſchwarze Purgiernuß (Jatropha Curcas) auf Jamaica.

52. Campeſchenbaum auf Jamaica und den Lucayen.

53. Weſtindiſche Anacardie, Nierenbaum oder Elephanten-Laus-Baum auf Jamacia.

54. Fernambuk oder Braſilienholz auf Jamaica.

55. Wurzelbaum (Rhizophora), wird auf den Antillen an 50 Fuß hoch. Aus den höchſten Zweigen ſchießen Wurzeln herunter, die ſich in die Erde ſaugen. Man gebraucht die Rinde zum Gärben des Leders.

56. Quaſſia, die mit der Caſſia nicht verwechſelt werden darf, auf St. Barthelemy.

57. Verſchiedne Arten der Anona. So wird z. B. aus dem Saft der Anona muricata oder

des

des Zuckerſackbaums, eine angenehme Gallert zur Erfriſchung in hitzigen Krankheiten gemacht. Auch wird dieſer Saft als ein Mittel gegen den Durchlauf gebraucht.

58. Melonenbäume auf den Lucayen.
59. Piſang auf den Lucayen.
60. Wegatobaum auf den Lucayen.
61. Schambaum auf den Lucayen.

Manche dieſer hier eigenthümlichen Producte rotteten die Europäer nebſt den ungeheuern Waldungen aus, um für diejenigen Pflanzen Platz zu gewinnen, welche ſie hier bauen wollten. So wurde aus Africa der Angoliſche Erbſenbaum und der Maniok oder die Caſſaweſtaude hierher verpflanzt. Brot aus der Caſſawe eſſen die Spanier ohne Unterſchied. Die Franzoſen füttern ihre Negerſclaven damit. Die übrigen Europäer aber, außer den Engländern, machen wenig oder gar keinen Gebrauch davon. Sieben Haupthandelsproducte laſſen nun die Europäer durch ihre Neger vorzüglich auf dieſen Inſeln bauen:

a) Tobak.
b) Cacao.
c) Roucou.
d) Baumwolle.
e) Indigo.

(zu a–e:) Dieſe 5 erſten Producte ſind in America einheimiſch, und die 3 erſten dieſem Erdtheile urſprünglich allein eigen. Die beiden letzten haben aus Aſien ihren Urſprung und wurden nach und nach hierher verpflanzt.

f) Caffe und beſonders
g) Zucker.

Weil nun die Weſtindiſchen Pflanzer nur größtentheils dieſe Handelsproducte bauen, ſo würden ſie ohne Zufuhr aus der Fremde verhungern müſſen. Gegen einen Theil ihrer Producte, beſonders des Zuckers, ſchaffen ſie ſich alles an, was ſie bedürfen.

9. Thiere.

1. Racou auf den Lucayiſchen Inſeln.
2. Leguan auf den Lucayiſchen Inſeln.
3. Blaue Bandſchnecke auf Jamaica.
4. Schildkröten auf Jamaica, Antigua.
5. Schweine auf St. Domingo, Antigua. (Siehe von ihnen auch noch unten.)
6. Ochſen auf St. Domingo. Das Rindvieh hat aber überhaupt auf dieſen Inſeln kein gutes Fleiſch. Die Kühe geben wenig Milch, und dieſe muß ſchon nach 6 Stunden gerahmt werden.
7. Cucuju auf St. Domingo.
8. Giftſpinnen in Curaſſao, Barbados. (Siehe Nr. 31.)
9. Schafe in Barbados. Dieſe verlieren ihre Wolle und bekommen Ziegenhaare. Ihr Fleiſch aber iſt ſehr geſund, beſonders wegen des dortigen Durchlaufs, dagegen es ein bewährtes Mittel iſt.
10. Scorpionen in Barbados, Antigua. Sie ſind mit dem Schwanze etwa nur einen Finger lang. Ihr Stich ſchmerzt etwa eine Viertelſtunde. Wegen der Kakerlaken verſtattet man ihnen gern ihren Aufenthalt in Schränken, hinter den Büchern,

alten

alten Papieren, und durchſucht nur bey dem Anziehen die Aermel des Kleides, worin ſie ſich gern verkriechen, um nicht geſtochen zu werden.

11. Schwalben in Barbados.
12. Heuſchrecken in Barbados.
13. Vielfuß in Barbados, Antigua.
14. Purpurſchnecke in Barbados.
15. Schlangen in Martinique.
16. Palm-Larven in Martnique.
17. Muskiten in Antigua.
18. Enten in Antigua.
19. Schnepfen in Antigua.
20. Colibri in Antigua.
21. Ziegen in Antigua, Barthelemy.
22. Ratzen in Antigua.
23. Ameiſen in Antigua und mehreren Inſeln. Sie ſind überhaupt unter dem Nahmen der Weſtindiſchen Ameiſen bekannt, welche eigentlich zum Geſchlecht der Termiten gehören, große Verwüſtungen auf den Zuckerplantagen anrichten und ſich jetzt auf alle Weſtindiſche Inſeln verbreitet haben. Sie formiren unglaublich zahlreiche Republiken. Ihre Wohnungen ſind kegelförmig, oft auf 14—18 Fuß hoch, von Erdtheilchen zuſammen geſetzt, die ſie durch Pflanzenſäfte ſo feſt zu verbinden wiſſen, daß ſogar das Rindvieh daran herum klettern kann, ohne ihnen zu ſchaden. Sie haben eine Königinn, welche mitten in dieſem Gebäude wohnt, von einer großen Anzahl Domeſti-

ken bedient wird und eine ungeheure Menge von Eyern legt. Sie ſind vermögend, in wenig Stunden ein Haus in Staub zu verwandeln, und die Einwohner von Grenada und Tabago ſollen ſchon über 100000 Pfund Sterling für ein Mittel zu ihrer Vertilgung ausgeboten haben.

24. Cartoffelläuſe in Antigua.

25. Chiggers in Antigua.

26. Holzſclaven in Antigua.

27. Bohr-Flöhe in Barthelemy.

28. Papagayen (ſowohl die grünen und die noch größern, welche am Kopfe und an der Bruſt gelb ſind, als auch die kleinen Perrokets, davon einige nicht größer ſind als ein Sperling und die, wie die erſtern, ſprechen lernen) verurſachen groſſen Schaden in den Bohnen, dem Mais und der Baumwolle.

29. Der prächtige Flamingo (Phoenicopterus ruber) erreicht mit ſeinem aufgerichteten langen Halſe faſt die Höhe eines mittelmäßigen Menſchen. Sein Leib hat die Größe einer Gans; der Schnabel iſt ſtark und an der Spitze gebogen; die Federn ſind faſt durchgängig roth. Seine Nahrung ſind, außer den Fiſchen, die Krabben am Seeufer.

30. Der leuchtende Springkäfer (Elater noctilucus) iſt über einen Zoll lang, braun auf der Bruſt, gelb gefleckt, und leuchtet, wenn er lebt, ſo ſtark, daß man dabey, wie bey einer Nachtlampe, leſen kann.

31. Die Kakerlaken (Blatta americana) freſſen nicht nur Zeug, ſondern auch Leder, Brot und Butter. Ihre Feinde ſind die Hühner, die Scorpionen, Spinnen und Vielfraße. Hauptſächlich iſt ihr Feind

32. die große Sackſpinne. Den Nahmen hat ſie daher, weil ſie ihre Eyer beſtändig unter der Bruſt mit ſich herum trägt. Sie iſt aſchgrau, groß, harig und, wie die übrigen Hausſpinnen, unſchädlich. Selbſt den Scorpion verfolgt ſie. Weder ſie, noch andre große Spinnen, machen ein Gewebe. Es gibt überhaupt hier ungemein viel Arten von Spinnen. Manche ſind wie eine Fauſt groß. Auf dem Felde gibt es Arten, die eine Aehnlichkeit mit den Krabben haben. Die großen Erdſpinnen oder Taranteln gehen auf einen Menſchen los, der nach ihnen greift und ihr Biß iſt gefährlich.

33. Hayfiſche an den Bermuden. Ueberhaupt iſt die Verſchiedenheit der Fiſche ſehr groß. Beſonders ſind die hohen, vortrefflichen und abſtechenden Farben, mit welchen die meiſten Fiſche in den Weſtindiſchen Gewäſſern prangen, ſehr auffallend. Das brennendſte Roth, das reinſte Blau, Grün und Gelb ſind eben ſo gemein unter ihnen, als ſolche hohe Farben unter den Europäiſchen Fiſchen ſelten ſind.

Die Spanier, als die erſten Entdecker, verpflanzten hierher Rindvieh, Pferde, Schafe, Ziegen und Schweine. Aber alle dieſe Thiere ſchlugen hier aus

der Art, nur die Schweine ausgenommen, welche ſich im Gegentheil ungemein veredelt haben.

10. Merkwürdigkeiten.

1. Weſtindien iſt der größte, reichſte, und für uns Europäer wichtigſte Archipel auf dem Erdboden. Hier iſt aber auch gerade die Erdgegend, wo die Europäiſche Herrſchſucht den Zunder zur Entflammung ſo mancher Kriege gefunden hat und noch findet. Auch werden gerade hier die meiſten Neger einer barbariſchen Gewinnſucht aufgeopfert.
2. Sehr merkwürdig iſt es, daß die dort geworfnen Hunde nicht toll werden; bey denen aber, die aus kältern Ländern dahin kommen, hat man dieß immer zu befürchten.
3. Die Rum-Bereitung.

Der Engliſche Rum, der auf den Franzöſiſchen Inſeln Taffia oder Guildive heißt, iſt ein aus dem Zucker gebrannter Geiſt. Er wird größtentheils bloß in America verfertiget. Man nimmt ſelten die Zuckerröhre ſelber dazu; es geſchiehet nirgends, als in gewiſſen Zuckerpflanzungen, wo man entweder aus Nachläßigkeit oder durch einen Zufall, oder weil es an Arbeitsleuten fehlt, eine große Menge ſchlechter Zuckerröhre vorräthig hat, die man nicht gänzlich will verderben laſſen. Von dieſen läßt man den Saft gähren, um Rum daraus zu machen. Gemeiniglich iſt es die ſo genannte Melaſſe und der Schaum vom Zucker, den man dazu gebraucht.

Die Melaſſe, die man auch Zuckerſyrup nennt, iſt der flüßige und ſchmierige Theil, der von dem Zucker zurück bleibt, wenn er raffinirt iſt, und den man durch das Kochen nicht weiter, als zu der Dicke eines Syrups hat bringen können. Der Zuckerſchaum iſt der leichteſte Theil, der in den Pfannen oben ſchwimmt, und den man mit dem Spülicht in gewiſſe Behälter laufen läßt, ſo bald der Zucker genug gekocht iſt: man läßt dieſe zwey Materien vermittelſt einer kalten Lauge gähren, wozu weniger oder mehr Tage erfordert werden, nach dem Verhältniß, wornach ſie mit einander vermiſcht werden. Man zieht ſie nach dieſem in dem Brennkolben herüber. Die hiedurch erhaltene Flüſſigkeit iſt ſehr geiſtig, beſonders wenn ſie noch ein Mahl abgezogen wird. Aber gemeiniglich iſt der Rum, der auf dieſe Art auf den Franzöſiſchen Inſeln verfertigt wird, herbe und hat einen Geſchmack von gegärbtem Leder, der denjenigen, die nicht daran gewöhnt ſind, ſehr zuwider iſt. Dieſes kommt von dem Syrup her, der zu ſchmierig iſt, und ſich daher an die Seiten des Kolben anhängt, wo er verbrennt, wenn das Flüſſige nach und nach übergeht, und alſo dem Rum den abſcheulichen Geſchmack mittheilet. Die Franzoſen halten die Guildiven für ſehr ungeſund. Die Engländer führen aber einen beträchtlichen Handel mit ihrem Rum in die Nordamericaniſchen Freyſtaaten, wo er nichts weniger als für die Geſundheit nach-

theilig gehalten wird. Aber ſie brennen ihn auch mit mehrerer Sorgfalt, und ohne daß er den abſcheulichen Geſchmack des Franzöſiſchen Zuckerbranntweins an ſich nimmt.

4. Sehr merkwürdig iſt das Verwandlungsgehäuſe eines rundlichen Inſects, von der Gröſſe einer kleinen Bettwanze, die man in **England** lange für Muſcheln anſah, und unter dem Nahmen, **Goldmuſcheln**, verkaufte.

5. Die **Bürgaumuſchel**. Sie kömmt von einer Schraubenſchnecke, welche an der Küſte der Antilliſchen Inſeln ſo gemein iſt, als bey uns die gemeine Schnecke. Man findet ſie von verſchiedner Größe. Einige ſind einer Fauſt groß: aber gemeiniglich ſind ſie um die Hälfte kleiner. Die allerkleinſten, welche nicht mehr, als 4 Zoll lang und etwas weniger breit ſind, werden am höchſten geſchäzt, weil ſie die ſchönſten Schalen haben. Wenn man dieſe Muſchel aus dem Meere hervor bringt, ſo ſieht man nichts, als einen ſchwarz marmorirten Grund, mit vielen ſchief gehenden, weißen Flecken beſprengt. Aber ſo bald man ſie durch Branntewein zieht, in welchem Salz aufgelöſet worden, ſo geht die erdartige Materie ab, und alsdann zeigt dieſe Schale die ſchönſte Schattirung von Aſchfarbe, Silberfarbe, Blau, Roth und Grün, welche auf das angenehmſte unter einander ſpielen, und worüber die Natur einen ſo glänzenden Firniß gezogen hat, daß kein Schmelzwerk und keine Mahlerey

lerey dieſen Grad der Schönheit zu erreichen fähig iſt. Die Bürgauſchale wird daher viel höher geſchätzt, als die Perlmutter. Man braucht ſie zu allerley artiger und koſtbarer Arbeit, und überzieht damit Tobaksdoſen, Büchschen, Meſſerſchalen ꝛc.

6. Die außerordentliche Klarheit des Seewaſſers, welche man aller Orten um die ſämmtlichen Weſtindiſchen Eylande wahrnimmt, wo das Waſſer nicht durch Landſtröme getrübt wird und die Tiefe deſſelben nicht beträchtlich iſt. Wenn man in einem Bothe zwiſchen den kleinen Inſeln, beſonders bey den Bahama-Eylanden herum fährt; ſo genießt man den herrlichſten und ſeltenſten Anblick. Das Both ſchwimmt auf einer cryſtallnen Flüſſigkeit, in welcher es, wie in der Luft zu hängen ſcheint. Ungewöhnte ſind geneigt, von dieſem Anblick ſchwindlich zu werden. Unter ſich ſiehet und bemerkt man auf dem reinen, weißen Sande, der den Boden deckt, jede Kleinigkeit, tauſenderley Gewürme, See-Igel und Seeſterne, Schnecken und Muſcheln und bunte Fiſche. Man ſchwebt über ganzen Waldungen von herrlichen Seepflanzen, von Gorgonien, Corallen, Alcyonien, Flabellen und mancherley buſchichten Schwammgewächſen hinweg, die durch vielerley Farben das Auge nicht minder ergetzen, und von den Wellen ſo ſanft hin und her bewegt werden, als eines der blumenreichſten Gefilde über der Erde. Das Auge täuſcht ſich in Beurtheilung der Tiefe, in welcher man

dieſe Gegenſtände anſichtig wird. Man glaubt mit der Hand Pflanzen pflücken zu können, welche, bey genauerer Unterſuchung, mit einem 6—8 und 10 Fuß langen Ruder kaum zu erreichen ſind.

XX.

Georgien.

1. Lage und Figur.

Die Landſchaft des feſten Landes, das wir jetzt kennen lernen wollen, liegt den Bermuden weſtlich. Sie geht ſchräg in größerer Länge, als Breite von Südoſt nach Nordweſt in das Land hinein. Doch iſt ſie auf der Nordweſtſeite breiter als auf der Südoſtſeite. Sie bildet ein irreguläres Viereck, das zwiſchen dem 30ſten und 33ſten Grad Nord-Breite und zwiſchen dem 81ſten und 83ſten Grad weſtlicher Länge liegt.

2. Grenzen.

In Süden grenzt ſie an Florida. Der St. Marys-Strom trennt ſie von dieſer Provinz in Süden; ſo wie der Flintſtrom im Weſten von den Creeks, einer Indianiſchen Nation. Nordweſtwärts liegen die Apalagiſchen Gebirge. Nordwärts trennt der Savannah-Strom, der auf dieſen entſpringt, längs der Grenze hinfließt, und ſich in den Ocean ergießt, Georgien von Süd-Carolina. Oeſtlich beſpült es das Nordatlantiſche Meer.

3. Größe.

Wenn man alles das Land zuſammen rechnet, was die gegenwärtigen Beſitzer deſſelben, als zu ihrem

Gebiet gehörig, in Anſpruch rechnen, ſo würde die Größe deſſelben 3400 Quadrat-Meilen, oder mehr als England, betragen. Aber die weſtwärts in der Nachbarſchaft wohnenden, wilden Nationen räumen den Einwohnern davon nur etwa 936 Quadrat-Meilen, alſo ungefähr ſo viel wie die Schweitz, ein.

4. Clima.

Das Clima iſt ſehr heiß. Des Sommers iſt es bisweilen an der Seeküſte ſo heiß, daß die Einwohner im Sande Eyer ſieden, ja ſogar Fleiſch auf demſelben braten können. — Die Bäume blühen hier im Februar, und im Anfang des May kann man ſchon reifes Getreide ernten. Im December ſieht man noch Roſen und Blumen. Die Gewitter ſind heftig. Der Winter iſt gelinde. Froſt und Schnee dauern nie lange; ſo daß die Arbeit im Felde das ganze Jahr durch fortgeſetzt werden kann. — Im Sommer mäßigen die Weſt- und noch mehr die Nordwinde die Hitze.

5. Nahmen.

Den Nahmen hat dieſe Provinz von Georg II. König von England erhalten, der aber jetzt nichts mehr über dieſelbe zu ſagen hat.

6. Haupteintheilung.

Das wirklich angebaute Georgien wird in acht Grafſchaften eingetheilt:

1. Liberty.
2. Wilkes.
3. Richmond.

Durch die Benennungen dieſer Grafſchaften ſind zum Theil die Nahmen der Häupter der Oppo-

 ſitions-

4. Burke.	ſitionspartey (der Theil des
5. Effingham.	Volks in England, welcher ſich
6. Chatham.	den Abſichten des Königs entge=
7. Glynn und	gen ſetzt), welche bey Anfang des
8. Camden.	Nordamericaniſchen Kriegs

(zwiſchen dem König von England und den Bewoh=nern dieſer und der folgenden Provinzen, welche wir noch kennen lernen werden), die Maßregeln der Nord=americaniſchen Colonien (welche bis dahin von England abhängig geweſen waren, nun aber aus Unzufriedenheit über die Art, wie man ſie behandelte, ſich frey machen wollten und dieß auch glücklich durch=ſetzten) zwar heftig, aber ohne Erfolg, im Engli=ſchen Parlament vertheidigten, verewigt. Dazu gehörten z. B. Wilkes und Burke.

7. Flüſſe und groſſe Gewäſſer.

Außer den ſchon bey den Grenzen erwähnten

1. St. Mary,
2. Savannah, kommt noch in Betrachtung
3. der Alatamaha, der im ſüdlichen Theile fließt, ſich aus mehrern von Nordweſten herkommenden Armen, zwiſchen welchen die oben genannten lie=gen, bildet, und dann in den Ocean fließt. Er heißt auch noch Georgs=Fluß.
4. Der Apalichocola oder Chatahooche, welcher weſtlich rechts vom Flint entſpringt, mit dieſem parallel von Norden nach Süden gehet, und ſich jenſeits der Georgiſchen Grenze, in Florida mit ihm vereinigt.

8. Boden.

8. Boden.

Iſt noch wenig angebauet und beſteht größtentheis aus dichten Fichtenwaldungen, in welchen längs den Flüſſen die Wohnungen der Einwohner zerſtreut liegen. Die oben angeführten Grafſchaften machen etwa den vierten Theil des dem Nahmen nach angebauten Georgiens aus.

9. Einwohner.

Die Einwohner dieſer Provinz beſtehen größtentheils aus Deutſchen und Schotten. Ihrer ſind etwa 25000, ohne die Negerſclaven, welche ſeit 1752 eingeführt worden. Ein Neger koſtet hier nur 12 Thaler des Jahrs, ihn zu unterhalten.

10. Pflanzen.

1. Reis, der 40fältig trägt, wovon zuweilen 22000 Fäſſer voll nach England geſendet wurden.
2. Tobak.
3. Indigo, von dem wohl 30000 Pf. verſendet wurden.
4. Edle Früchte.
5. Sago. Man bereitet nähmlich hier eine Art Sago aus den Chineſiſchen Bohnen (Dolichos chinenſis), welche dem Orientaliſchen Sago, der von dem bekannten Sagobaum gewonnen wird, völlig gleich kommt; und es wird dieſes Product unter dem Nahmen, Bowens Sagopulver, auf den Flotten häufig gebraucht.
6. Weintrauben an wilden Stöcken.

7. Baum-

7. Baumwolle, deren Staude in einem Sommer mit vielen Zweigen bis 8 Fuß hoch wächſt.
8. Das ſchönſte Holz in Menge zum Schiffbau, beſonders
   a) Fichten,
   b) Cypreſſen,
   c) Maulbeerbäume.
9. Mais, der 100fältig trägt.
10. Weizen, der 12fältig trägt, und
11. Gerſte, welche das 8te Korn bringt.
12. Aus einem gewiſſen langen Graſe, welches auf dem Felſengrunde des Savannah-Fluſſes wächſt, pflegen die Indianer Salz zu kochen.
13. Die kohltragende Areca-Palme wird hier nur 16 Fuß hoch. (Siehe Florida.)
14. Die Blätter am Gipfel des Latanier oder Palmeto geben einen ſchönen Fächer. Sie werden auch zu Decken und Matten gebraucht. Der Baum wächſt an der Seeküſte.

II. Thiere.

1. Seidenraupen, von denen wohl 20000 Pf. Seide eingeſchifft ward.
2. Die für Menſchen und Vieh gefährliche Klapperſchlange.
3. Das Rindvieh iſt hier zum Theil wild geworden, weil die erſten Pflanzer aus Mangel des Geſindes es im Winter und Sommer ohne Wartung in den Wäldern laufen ließen.

4. Die

4. Die Schweine finden in den Wäldern an den Caſtanien und Eicheln ihre beſtändige Nahrung.

12. Oerter.

Eben-Ezer am Savannahſtrom. Hier wohnen Salzburger Emigranten, (ſiehe im erſten Theil Salzburg.) die ſich hauptſächlich mit Seidenbau beſchäftigen. Die Seide wird ihnen gut bezahlt. Sie erhalten bis 1 1/2 Pf. Sterling für das Pfund. Jeder Weibsperſon, die Seide ſpinnen lernt, werden 2. Pf. geſchenkt.

XXI.

Süd-Carolina.

1. Lage.

Hat gleiche Lage, wie Georgien, nur daß ſie umgekehrt an ihrer Oſtſeite am breiteſten, an ihrer Weſtſeite aber am ſchmälſten iſt.

2. Grenzen.

Oeſtlich an den Ocean; nördlich an Nord-Carolina; weſtlich an die Apalachiſchen Gebirge; ſüldich an Georgien.

3. Gröſſe.

1160 Quadrat-Meilen groß, alſo etwa ſo groß wie Schleſien.

4. Clima.

Wegen ihrer geſunden Luft wählen ſie die Weſtindier oſt zu ihrem Aufenthalt, um hier ihre Geſundheit wieder herzuſtellen. Heiße Sommer, gelinde Winter, ſo daß hier ſchon zarte Pflanzen gut fortkom-

kommen. Indeß iſt die Kälte bey Nordwinden dennoch heftig, und ſogar oft plötzlich bey der ſchwülſten Hitze im Sommer. Daher entſtehen dennoch, beſonders in dem flachen und ſumpfigen Theile nach dem Meere zu, leicht häufige Krankheiten. Indeß reinigen Sturmwinde und die vielen größtentheils fürchterlichen Gewitter die Luft, die ſonſt wegen der vielen Wälder, womit das Land noch angefüllt iſt, voller giftiger Dünſte ſeyn würde. Den 7ten März fand ein Reiſender die Bäume ſchon in der Blüthe, und die Gärten mit Kohl, Rüben, Rettig, Salat und andern Gartenfrüchten angefüllt.

5. Haupteintheilung.

Süd-Carolina iſt nicht, wie die übrigen Provinzen, in Grafſchaften, ſondern in Kirchſpiele und Bezirke abgetheilt. Dieſer Abtheilungen ſind jetzt 31.

6. Flüſſe.

1. Der Savannah-Strom auf der Südgrenze.
2. Der Santee kommt von den Apalachiſchen Gebirgen aus Nordweſten, durchſtrömt das ganze Land, und ergießt ſich in den Ocean.
3. Der Pedee ergießt ſich eben dahin, und kommt aus Nord-Carolina.

7. Gebirge.

Die Apalachen auf der Weſtgrenze.

8. Boden.

Dieſer iſt ſehr flach und wird von vielen ſchiffbaren Flüſſen bewäſſert. An der Küſte meiſt ſandig und un-

unfruchtbar, doch wachſen überall Fichten. Tiefer im Lande wird der Boden höher, geſünder, fruchtbarer, und das immer mehr, je näher man dem Apalachiſchen Gebirge kommt.

9. Einwohner.

170000 Weiße, die zahlreichen Negerſclaven nicht gerechnet. Wenn ſich ein Mahl die Kälte etwas ſtrenger einſtellt, welche die armen Neger gar nicht wohl vertragen können, kriechen ſie ſteif und unthätig umher, da ſie hingegen bey dem heißeſten Wetter, wenn der Europäer unkräftig, erſchlafft iſt, munter und arbeitſam ſind.

10. Mineralien.

1. Eiſen hat man in Menge gefunden und auch
2. Bley, aber noch keines ſonderlich benutzt.

Sumpferz findet ſich häufig in den Flüſſen und andern überſchwemmten Gegenden des Hinterlandes.

11. Pflanzen.

Die wichtigſten ſind

1. der falſche Indigo-Baum (Amorpha fruticosa), gleicht klein der Lucerne, ausgewachſen aber dem Farnkraute. Die Ausſaat geſchieht gemeiniglich nach der erſten Regenzeit, die auf die Frühlings-Nachtgleiche folgt, in 18 Zoll weit auseinander ſtehenden Furchen. Zu dem Anbau dieſer Pflanze munterte Großbritannien, da dieſe Provinz noch dieſem Reiche gehörte, durch anſehnliche Prämien auf und verwendete von 1749—1773. 145000 Pf.

Sterling darauf. Der hieſige Indigo, der aus den jungen Schößlingen bereitet wird, iſt zwar von geringerer Güte, als der von St. Domingo. Dennoch liefert Süd-Carolina in manchen Jahren 800000 Pfund nach Europa.

2. Reis. Wovon es 100000 Pfund liefert. Der Reis wird hier ſtatt des Brotes aufgetiſcht. Er wird zu dieſem dick und trocken eingekocht und ein Pfund Reis mit nur zwey Pfund Waſſer zugeſetzt, ſo daß man ihn nachher in der Schüſſel ſchneiden kann. Man ſieht gewöhnlich auf dem Lande kein andres Brot, und die Einwohner dieſer ſüdlichen Provinzen ſind ſo an Reis gewöhnt, daß man ihn auch in den Städten hin und wieder in dieſer Geſtalt aufſetzt und dem Brote vorziehet. Zur Abwechslung werden auch aus Reis allein oder mit Mais vermiſcht, kleine und dünne Kuchen gebacken und warm aufgetragen. Für die Landleute in den vordern Caroliniſchen Gegenden iſt Reis die vorzüglichſte und für ihre Neger beynahe die einzige Nahrung.

3. Getreide.

4. Etwas Tobak und

5. Wein. Der berühmte Franklin ſchickte 1784. 9 Weingärtner aus Burgund mit einer beträchtlichen Anzahl Reben her, um einen neuen Verſuch mit ihrer Anpflanzung zu machen.

6. Maulbeerbäume.

7. Arzneykräuter.

12. Thiere.

1. Seidenraupen.

2. Der Habichtsſchnabel, eine Art Schildkröte, deren Schild aus 14 Blättern beſteht. Jedes iſt etwa eine Spanne lang, läßt ſich wie Horn erweichen und formen und iſt die bekannte Gattung, daraus Tobaksdoſen und andere künſtliche Arbeiten verfertigt werden.

3. Nirgends ſieht man die Buzzards (von denen bey Nordamerica überhaupt noch mehr vorkommen wird) in ſo großer Anzahl als in und um die Stadt **Charlestown**. Da ſie ſich bloß von Aeſern nähren, ſo wird ihnen kein Leid zugefügt. Sie verzehren, was man zu faul iſt wegzuſchaffen, und tragen daher viel zur Unterhaltung der Reinlichkeit und Verhütung ungeſunder Ausdünſtung von faulenden Thieren und Unrath bey. Ihr Geruch iſt ſo ſcharf, wie ihr Geſicht. Es bleibt ihnen daher nichts unbemerkt, was zu ihrer Nahrung dienen kann, und ſie ſind überall in allen Straßen anzutreffen.

13. Oerter.

Charlestown, eine der ſchönſten Americaniſchen Städte, liegt unterm 32 Gr. 40′ nördlicher Breite. Vielleicht iſt dieß die einzige Stadt in der Welt, wo es im Winter weniger lebhaft iſt, als im Sommer. Um Weihnachten begeben ſich die meiſten Familien auf ihre Landſitze, und bringen den größten Theil des übrigen Winters daſelbſt zu. Eine Urſache davon

iſt, weil um jene Feyertage den Negern auf den Plantagen etwas mehr Freyheit geſtattet wird; und aus Beſorgniß, daß ſie ſich derſelben zu böſen Abſichten bedienen möchten, halten die Eigenthümer ihre perſönliche Gegenwart für nothwendig und überſehen zugleich den Fortgang ihrer wirthſchaftlichen Angelegenheiten. Mit dem Anfange der ſchwülern Sommertage hingegen eilet wieder alles nach der Stadt, was nicht durch Geſchäfte zurück gehalten wird. Die Nachbarſchaft der See und die daher kühler wehenden Winde machen den Sommeraufenthalt in der Stadt angenehmer und geſünder, als er landeinwärts zwiſchen Waldungen und Sümpfen ſeyn kann. Die Sitten der hieſigen Einwohner ſind von den Sitten der übrigen Nordamericaniſchen Städtebewohner eben ſo ſehr verſchieden, als die Producte ihres Bodens. Durchgehends herrſcht hier eine feinere Lebensart und mehr Höflichkeit, als in den nördlicheren Städten. Die reichern Einwohner beiderley Geſchlechts ſchicken ihre Kinder zur Erziehung nach **Europa**.

XXII.

Nord-Carolina.

1. Grenzen.

Oeſtlich an den Ocean; nördlich an **Virginien**; weſtlich an die Apalachen; ſüdlich an Süd-Florida. Bey einer neuern Berichtigung der Virginiſchen Grenzlinie, welche unter dem 37ſten Gr. Nord-Breite vom Atlantiſchen Meere an, bis zum

Miſſiſippi, ſich erſtreckt, fand es ſich, daß ſie unmittelbar hinter dem Wohnhauſe eines an dieſer Straße ſeßhaften Mannes wegſtrich, und ſeine Ländereyen ſo theilte, daß ſie halb in dieſem und halb in jenem Staat zu liegen kamen. Sein Wohnhaus blieb noch auf Virginiſcher Seite. Nun hatte er aber den Einfall, ſich eigends eine neue Küche auf der Nordcaroliniſchen Seite und ſo hinzuſetzen, daß die Dachtraufe recht auf die Grenzlinie fallen mußte. Er wollte das Vergnügen haben, von ſich ſagen zu können, daß er täglich die Mahlzeiten in Virginien verzehre, welche in Nord-Carolina für ihn bereitet würden.

2. Größe.

Enthält 1760 Quadrat-Meilen, iſt alſo etwas größer, als Portugal.

3. Clima.

Geſunde, reine, aber heiße Luft.

4. Nahmen.

Es hieß nebſt Süd-Carolina zuerſt Florida, welchen Nahmen ihm Juan Ponce von Leon, der es 1512, als er von der Inſel Porto rico hierher kam, entdeckte, deswegen gab, weil hier ein immerwährender Frühling und eine beſtändige Blumenzeit zu herrſchen ſchien. — Nach den Spaniern ſetzten ſich die Franzoſen hier feſt, beſonders da ſie zum zweyten Mahl 1564 hierher kamen und nannten die ganze Landſchaft bis Georgien, ihrem König zu

Ehren, Carolina. Nachher ließen ſich hier Engländer nieder.

5. Haupteintheilung.

Sie wird in 30 Grafſchaften vertheilt.

6. Flüſſe.

1. Der Roanoke kommt aus Virginien, entſpringt im blauen Gebirge, unter 37 Gr. Breite, aus verſchiednen Quellen, und wendet ſich gleich ſüdöſtlich, und ergießt ſich in den Albemarle-Sound, in einer Breite von 5 — 6 Meilen. Acht Meilen oberhalb Hallifax, bis wohin er ſchiffbar iſt, hat er einen Fall, der den weitern Fortgang der Fahrzeuge hindert. Fiſche verſuchen es doch, über den Fall wegzuſpringen, wenn ſie aber ihren Sprung verfehlen, ſo werden ſie gemeiniglich von der Gewalt des Waſſers gegen die Felſen geſchleudert und fallen todt herab. Im Frühlinge verſammelt ſich gegen das Ende Aprils eine ſolche unzählbare Menge von Fiſchen vor dem Fall, daß ſie in ihrem Gewühl einander ſelbſt läſtig und hinderlich werden, und mit Stöcken todt geſchlagen werden können. Dieſer Auftritt dauert gewöhnlich etliche Tage und wird das Felſengefecht genannt.
2. Der ſüdlichere Pamticoe entſpringt an der Gränze von Virginien, und ergießt ſich in den 8—9 Meilen breiten Pamticoe-Sund.
3. Noch ſüdlicher der Neus oder Nus kommt ebenfalls aus Nordweſt und fließt in den Ocean.

5. Der

4. Der Cape-Fear-Fluß noch weiter ſüdlich, entſpringt in Nordweſt und ergießt ſich da in den Ocean, wo das von den Seefahrern ſo gefürchtete Cape Fear eine Bucht bildet.

5. Der in Süd-Carolina ſchon vorgekommene Pedee, welcher aber hier Yadkin heißt.

7. Berge.

Die Apalachen in Weſten.

8. Boden.

Sehr waldig ſind die nordwärts gelegnen Grafſchaften. Die ſüdlichen beſtehen aus einer flachen, moraſtigen Ebne längs der Seeküſte. Sehr fruchtbar, wo er angebaut wird. Die Einwohner bauen in den naſſen Gegenden Reis, und ziehen dicht vor ihren Wohnungen Canäle, wo ſie ihre Waren einladen und ſie dann weiter auf Kähnen bis an die Seeküſte bringen.

9. Einwohner.

200000 Weiße, ohne die Negerſclaven. Sie ſind, hauptſächlich in den niedrigen, überſchwemmten und ſumpfigen Gegenden, kränklich. Die Leute ſehen verfallen, bleich und frühzeitig alt aus. Dieß gilt durchgängig von den Küſtengegenden. Nur die in den tiefern und trocknern Waldungen zerſtreuten und von großen Sümpfen mehr entfernten Landleute ſind geſünder. Sie ſchreiben ſelbſt ihre beſſere Geſundheit der wohlthätigen Wirkung des Pech- und Ther-Geruchs, welchen ſie faſt immer einathmen, und über-

haupt den balſamiſchen Ausdünſtungen ihrer Nadelholzungen zu. Uebrigens rühmt Herr Schöpf weder die Weißen noch Schwarzen, und ſchildert beide als träge und treulos.

Die Unterhaltung eines Negers hier iſt nicht koſtbar; denn man gibt ihnen täglich nur ein Quart Mais und ſelten etwas Fleiſch oder geſalzne Fiſche. Nur die Neger, welche zur Bedienung im Hauſe gehalten werden, haben ſich einer beſſern Verpflegung zu erfreuen. Gutgeſinnte Herren kleiden ihre Neger jährlich ein Mahl und geben ihnen einen Anzug von grobem wollnem Tuch, zwey grobe Hemden und ein Paar Schuhe. Aber die, welche die größten Heerden davon haben, halten ſie am ſchlechteſten, laſſen ſie meiſtens nackend oder in Lumpen laufen und gewöhnen ſie ſo viel möglich zum Hungern, verlangen aber doch ſtete Arbeit. Dieſe Neger lieben das Feuer über alles, und ſchleppen es bey allen ihren Arbeiten, auf dem Felde, im Walde, und am Waſſer mit ſich herum, und das auch in der wärmſten Jahrszeit.

10. Pflanzen.

1. Eine ungeheure Menge Kiefern und Fichten, aus denen die Einwohner durch ihre Neger Terpentin, Ther und Pech bereiten laſſen.
2. Reis. Dieſer, der jetzt ſo häufig aus America nach Europa geführt wird, iſt erſt ſeit 1696 dort gebaut. Ein Madagascariſches Schiff, das in Carolina landete, hatte einige Scheffel bey ſich, die

die ausgeſäet wurden und in der Folge zahlreiche Ernten hervor brachten.

3. Die unter dem gemeinen Nahmen des Mooſes bekannte Schmarozerpflanze iſt ſo häufig, daß oft die größten Bäume gänzlich damit überzogen ſind. Dieſe ſonderbare Pflanze hat dem erſten Anblick nach viel Aehnliches mit den hängenden Flechtenarten. Sie beſteht aus dünnen, weichen, weißwolligen und äſtigen Fäden, welche einen bis zwey und mehr Fuß lang von Stamm und Aeſten herab hängen. Es iſt die Tillandſia uſneoides. L. Wenn man den äußern, wolligen Ueberzug abſtreifet, welches leichter an der trocknen Pflanze geſchiehet, ſo behält man ſchwarze, biegſame, ſtarke Fäden, welche ſich ſehr wohl zu Matratzen, Polſtern u. dergl. brauchen laſſen, ſo wie die ganze Pflanze ſich ſehr gut zum Packen zerbrechlicher Waren anwenden läſſet. Die friſche Pflanze hat einen faden, etwas ſäuerlichen Geſchmack. Pferde genießen ſie ungern; das Rindvieh bequemt ſich nur im Winter, aus Hunger und Mangel von etwas beſſerm, dazu. Um dem im Walde ſich aufhaltenden Vieh dieſe Nahrung zu verſchaffen, fällen die Landleute hie und da die am reichlichſten damit beladnen Bäume.

4. Die Caroliniſche Linde zeichnet ſich beſonders durch ihre ſchönen größern Blätter und Blüthen von der unſrigen aus.

5. Die Caroliniſche Pyramidenpappel iſt auch, da ſie vorzüglich ſchön zu Alleen iſt, bey uns ſchon

ziemlich gemein. Nur kommt ſie unter dem Nahmen der Italieniſchen Pappel bey uns vor.

6. In den Sümpfen, an den Ufern der Flüſſe und andern niedrigen überſchwemmten Stellen, wächſt überall eine überſchwengliche Menge Schilf oder Rohr. Die jüngern Blätter und zarten Spitzen davon gewähren auch dem in den Wäldern ſich ſelbſt überlaßnen Rindvieh, den hauptſächlichſten Theil ſeiner Winternahrung. Daher wird dem Pflanzer die Viehzucht ſo außerordentlich erleichtert, indem er wenig zu deſſen Unterhalt beyzutragen hat, als bis er es zur Maſtung aufſtellt.

7. Die Blätter des Yapan (Ilex Caſſine. L.), eines mittelmäßig hohen aber ſchönen Baumes oder Strauches, welcher mit ſeinen immer grünen Blättern und rothen Beeren die ſandigen Gegenden nach dem Meere zu sehr häufig zieret, geben einen hier allgemein bekannten und beliebten Thee. Nicht nur als Frühſtücks-Getränk, ſondern auch in allen Krankheiten brauchen ſie ihn. Nahe an der Seeküſte, wo das Trinkwaſſer nicht ganz rein iſt, wird es beynahe allgemein vorher mit dieſen Blättern abgekocht.

II. Thiere.

1. Wildpret. Beſonders der ſo genannte Virginiſche Hirſch, der dieſe Gegenden in groſſen Heerden durchſtreift. An Größe kommen ſie unſern Damhirſchen am nächſten. Ihre Farbe iſt durchaus falb, aber ſehr lichtbraun, nur bey ganz jungen

gen heller und geſprenkelt. Der flache Schwanz reicht dem Thiere bis an die Knie. Sie ſind aber höher und länger geſchenkelt, als die Damhirſche und ſpringen mit gebognem Rücken. Die Geweihe ſind an der Wurzel rund, und nur nach den Enden zu ſehr wenig oder gar nicht geflächet, aber vorwärts nach der Stirne zu gebogen und mit verſchiednen Enden beſetzt. Der Gewinn von ihren Häuten iſt beträchtlich. Es ſind ihrer ſo viele, daß ein einzelner Mann in einem Sommer 175 Stück bloß der Felle wegen ſchießen konnte.

2. Fiſche.

3. Rindvieh. } Bey der ſorgloſeſten Behandlung
4. Schweine. } hat ſich das zahme Vieh außerordentlich ſchnell und haufig vermehrt. Es iſt nichts ungewöhnliches, daß ein Mann hundert und mehr Stück Rindvieh beſitzt. Einige zählen ihre Heerden nach Tauſenden, welche aber alle frey in Wäldern und Sümpfen herum ſchweifen. Die Melkkühe werden dadurch, daß man ihre Kälber in eine Hürde einſchließt, und daß man ihnen ſelbſt täglich etwas Mais vorwirft, dahin gewöhnt, daß ſie ſich von Zeit zu Zeit bey dem Wohnhauſe einfinden, und ihre Milch Preiß geben. Das jedem Hofe gehörige ſämmtliche Vieh wird durch eigne und beſondre Einſchnitte in die Ohren bezeichnet, nur die Pferde werden gebrannt.

Die Schweine halten ſich ebenfalls das ganze Jahr durch in den Wäldern auf. In den vordern

Kiefer=Waldungen ſind die Samen der Pechkiefer, die größten dieſer Art, ihre liebſte Nahrung. Sie wühlen auch die jungen Wurzeln dieſer Kiefer auf, und freſſen die Rinde ab. Aus dieſer Urſache kommt die Pechkiefer, wo ſie ein Mahl abgetrieben worden, nich wieder ſo leicht auf, als die andern Arten. Weiter im Lande finden die Schweine unter den zahlreichen Eichen, Caſtanien und Buchen eine noch beſſere Maſtung. Die trächtigen Schweine machen ſich im Walde ein Lager von Kieferzweigen, und werfen darein. Der Eigenthümer ſucht ſie auf, bringt ſie in die Nähe ſeiner Wohnung, gibt ihnen ein beſſeres Lager von Stroh, und bezeichnet die Ferken. Um ſie nachher an die Nachbarſchaft der Plantage zu gewöhnen, werden ſie täglich ein Mahl gelockt und mit Maisſtängeln gefüttert. — Nirgends iſt die Schweinezucht ſo beträchtlich und vortheilhaft als hier. Ohne was im Lande ſelber verzehrt, eingeſalzen, ausgeführt und im Walde von Raubthieren gefreſſen wird, werden jährlich noch gegen 10 — 12000 Stück Schweine nach Südcarolina ſowohl als nach Virginien ausgetrieben. Daher werden die Nordcaroliner von ihren Nachbarn Schweinemacher genannt.

5. Die Feuerfliege leuchtet des Nachts und gibt Fremden einen fürchterlichen Anblick in einer Sommernacht, wenn ſie ganze Wälder mit Feuerfunken angefüllt ſehen.

12. Merk.

12. Merkwürdigkeiten.

1. Für die Evangeliſchen Deutſchen hier gehen von Zeit zu Zeit aus unſerm Vaterlande Prediger ab, welche den dortigen in ihren Amtsverrichtungen helfen.

2. Einige würdige Profeſſoren zu Helmſtädt verfertigen für die dortige Deutſche Jugend lehrreiche Lehrbücher, damit ihr Verſtand aufgeklärt und mit nützlichen Kenntniſſen bereichert werde.

3. Die Handmühlen ſind hier (auch in Virginien) in den meiſten Häuſern üblich. Die Neger ſchroten auf denſelben den Mais klein. Die Mühlſteine ſind mehrentheils Muſchelſteine, die aber die erforderliche Härte haben müſſen, und daher nur von gewiſſen Arten gehohlt werden müſſen. Sie dauern 20 und mehr Jahre, ohne geſchärft zu werden. Sie ſind leicht und daher zu dieſen Handmühlen ſehr bequem, deren Vorrichtung überhaupt ſehr einfach iſt.

XXIII.

Virginien.

1. Lage und Figur.

Iſt in Weſten landeinwärts viel breiter, als in Oſten, wo die Cheſapeak-Bay und die Mündungen einiger Ströme das Land ſehr zerſchneiden.

2. Grenzen.

Gegen Weſten zum Theil an den Ocean, zum Theil an die Cheſapeak-Bay; gegen Norden auf

auf beiden Seiten dieſer Bay an Maryland; gegen Weſten an die Apalachen; gegen Süden an Carolina.

3. Gröſſe.

Dieſe Provinz iſt zwey Mahl ſo groß, als ganz Helvetien und enthält 5300 Quadrat-Meilen. Rechnet man aber noch die Länder dazu, welche die Regierung jenſeits der Apalachen nordwärts des Ohio noch zu dieſer Provinz geſchlagen hat, ſo iſt es 121525 Engliſche Quadrat-Meilen groß, folglich 88357 Quadrat-Meilen gröſſer, als Großbritannien und Ireland.

4. Clima.

An der ſüdöſtlichen Seeküſte wintert es ſpäter, als im hohen Lande gegen die Apalachen zu, wo ſtrenge Kälte einfällt. Dort iſt die Winterwitterung ſo gelinde, daß man nicht nöthig hat einzuheitzen. Des Sommers ſind heftige Gewitter etwas gewöhnliches, wogegen ſich jedoch die meiſten wohlhabenden Einwohner durch Gewitterableiter ſchützen.

5. Nahmen.

Der Nahme Virginien ward dieſer Provinz, zu Ehren der Königinn Eliſabeth, die ſtets unverheurathet (Virgo) blieb, gegeben — gleichſam das jungfräuliche Land. Dieſe gab 1583 dem Ritter Walther Raleigh ein Patent, welcher ein Paar Schiffe dahin ſchickte, die allerley Waaren, beſonders Pelzwerk, Tobak und Saſſafraß mitbrachten.

6. Haupt.

6. Haupteintheilung.

Gegenwärtig iſt Virginien in 24 Diſtricte und dieſe wieder in 74 Grafſchaften vertheilt, ſonſten in 60. Zu den neu hinzu gekommnen gehört auch das Land Kentukey mit ſeinen drey Grafſchaften, die entweder weſtwärts des Alleghaney-Fluſſes oder zwiſchen dieſem Fluß und den blauen Bergen liegen. Gröſtentheils wird das ganze Land vom Ohio eingeſchloſſen. Vorher hieß es bey den Wilden das Blutland, weil es eines ihrer Hauptjagd-Reviere war, daher verſchiedne Stämme darauf Anſpruch machten, welches denn ſehr oft blutige Streitigkeiten unter ihnen veranlaßte. Dieſelben wurden theils mit Gewalt vertrieben, theils kauften es ihnen die Engländer ab.

7. Flüſſe.

1. Der James-Fluß entſpringt in den Apalachiſchen Gebirgen und iſt auf 160 Engliſche Meilen ſchiffbar; dann kommen Waſſerfälle.
2. Der Patowmak iſt auf 200 Meilen ſchiffbar, und macht die Grenze zwiſchen Maryland.
3. Der Ohiofluß, der einem Theil der innern neu angebauten Landſchaften Leben und Handel verſchafft, und die Landesproducte bis zum Mexicaniſchen Meerbuſen führt, enthält von Port Pitt an, wo er erſt den Nahmen Ohio erhält, bis zu ſeinem Einfluß in den Miſſiſippi 1188 Engliſche Meilen.
4. Der Alleghaneyfluß, welcher weſtwärts von den Gebirgen fließt.

5. Der

5. Der Kentuke, welcher dem Lande Kentukey ſeinen Nahmen gab, heißt auch noch Kuttawa.

8. Berge.

Auf der Weſtſeite der Alleghaneygebirge, einer Fortſetzung der Apalachen-Gebirge, entſpringen ebenfalls viele Flüſſe, vermittelſt welcher die an den äuſſerſten Weſtgrenzen Virginiens wohnenden Einwohner Gemeinſchaft mit dem Ohio- und Miſſiſippi-Strome haben.

9. Boden.

Sehr gewäſſert, daher die meiſten Grafſchaften eine vortreffliche Waſſer-Communication unter einander und mit der Cheſapeak-Bay haben. Sonſt fett und fruchtbar, beſonders je weiter man nach den Apalachiſchen Gebirgen kommt. Je weiter nach der Küſte, deſto ſandiger.

10. Einwohner.

Im Jahr 1782 waren 567614 Weiſſe und 270762 Neger beiderley Geſchlechts. Letztere wurden ſonſt jährlich von Guinea mit 5—6000 Sclaven verſtärkt. Von dieſen werden alle häuslichen Geſchäfte ſowohl, als Feldarbeiten verrichtet. Einem Weiſſen würde man es zur Schande rechnen, ihn über der geringſten Arbeit anzutreffen.

Alle Mahl haben die hier zum Ackerbau gebrauchten Neger ein günſtigeres Schickſal als ihre Brüder in den Weſtindiſchen Zuckerplantagen. Bey dieſen werden ſie mit Arbeit überladen, weil die Weiſſen in Eil

reich

reich werden wollen, um wieder nach Europa zurück kehren zu können. In Virginien aber ſind die Schwarzen beynahe Eingeborne des Landes, und man bemerkt unter ihnen weit weniger verderbte, als bey denjenigen, die man aus Africa herüber hohlt. Albino, oder ſo genannte weiſſe Neger, ſind in Virginien nicht ſelten.

Alle die ungenützte Erde, alle die unermeßlichen Wälder, die Virginien noch bedecken, haben bereits ihre Eigenthümer. Nichts iſt gewöhnlicher, als unter denſelben Leute zu finden, die 5—6000 Morgen Landes beſitzen, die aber weiter nichts davon nützen, als ſo viel ihre Neger anbauen können. Deſſen ungeachtet würde kein einziger weder etwas von dieſem Ueberfluß weggeben noch verkaufen wollen; denn ihr Herz hängt zu ſehr an dieſen liegenden Gründen, und ſie hoffen noch immer in der Folge die Zahl ihrer Negerſclaven vermehren zu können.

Auch vermögende Männer ſind meiſtens nachläſſig und unrein in ihrem Anzuge. Ein Reiſender (Herr Märter), der früh in einem abgelegnen Wirthshaus in einer Wildniß, wo ſich wenigſtens auf 20 Engliſche Meilen umher keine Menſchenſeele aufhielt, ankam, ward nicht eher zum Frühſtück in das Zimmer gelaſſen, bis die Töchter vom Hauſe vollkommen aufgeſetzt, und mit einem ſolchen Federſchmuck geziert waren, daß er ſich beym erſten Eintritte in einer Geſellſchaft der vornehmſten Europäiſchen Damen zu befinden glaubte. Damen, welche friſirt und mit Edelſteinen geſchmückt

ſind,

ſind, fahren ſich ſelbſt in ihren leichten Bauerwägen, vor welchen zwey oder drey ſpringende Pferde neben einander geſpannt ſind. Oder reich gekleidete Sclaven ſind auf leichten, geſchmackvollen Wagen die Kutſcher. Die meiſten Europäiſchen Bewohner ſind Holländer und Elſaſſer, die immer luſtig, fröhlich und von zuvorkommender Gefälligkeit gegen Fremde ſind. Sie bewohnen weitläuftige Gebäude, davon jedes einzeln ſtehet und mit unabſehlichen Plantagen umgeben iſt. Ihre Meubel ſind vom koſtbarſten Holze, vom ſeltenſten Marmor und von der künſtlichſten Arbeit.

In den neueſten Zeiten iſt die Sclaverey der Neger aufgehoben. Es dürfen keine ſchwarzen Sclaven mehr eingeführt werden. Man hat Schulen für ihren Unterricht, und Geſellſchaften errichtet, ſie gegen die Härte ihrer Herren zu ſchützen.

11. Mineralien.

1. Eiſen iſt häufig, vorzüglich in der Grafſchaft Albemarle. Die beiden ergiebigſten Minen geben jährlich 52000 Centner Gußeiſen. 4 Meilen von Friedrichsburg ſind Eiſenfabriken, wo nach Engliſcher Art Stahl gemacht wird.
2. Conchylien. (Von dieſen ſiehe unten bey York-town.)
3. Eine Bleymine wird in der Grafſchaft Montgommery bearbeitet, welche 60 Pf. in 100 Pf. Erz enthält. Jährlich werden aber nicht mehr als 400—500 Centner gewonnen.

4. Salz.

4. Salzquellen hat man jetzt auch weſtwärts der Alleghaneygebirge entdeckt. Die Sohle quillt hervor, ſo bald man drey Fuß tief gräbt. Je tiefer gegraben wird, deſto ſtärker iſt ſie. Doch geben 80 Pf. nur 1 Pf. Salz.

5. Eine Art Naphta. In der Grafſchaft Fincaſtle in Virginien ward eine kleine Quelle entdeckt, deren Waſſer, wenn ein Funken vom Feuerſteine auf ſelbiges abſpringt, wie Zunder Feuer fängt. Dieſes Waſſer brennt wie ein abgezogner (deſtillirter) brennbarer Geiſt bis auf den Grund aus, worauf die Erde, die dem Bächlein zum Bette dient, ſich gleichſam mit einer Aſche überzogen darſtellt. So bald aber alles Waſſer von der Flamme aufgezehrt iſt, ſo fängt wieder ein neues aus den Spalten des Grundes hervor zu quillen an, und eine halbe Stunde reicht ſchon hin, um den gewöhnlichen Lauf des Baches wieder herzuſtellen.

6. Ein Kupfer- und 7. Kohlen-Flötz.

12. Pflanzen.

Ausgefahren wird

1. Holz.
2. Korn.
3. Saſſafraß und andre Apothekerwaaren.
4. Tobak iſt der wichtigſte Handels Artikel, und zugleich eine allgemeine Waare für die Einwohner. Er dient hier und in Maryland im Handel und Wandel ſtatt klingender Münze. Geiſtliche und Weltliche erhalten ihre Beſoldungen in Tobak,

jedes Pfund zu einem beſtimmten Preis angeſchlagen. Jedermann kann damit ſeine Abgaben entrichten. Gewöhnlich wurden 55000 Fäſſer, jedes von 1000 Pfund ausgeführt. Im Jahr 1758 führte Virginien den mehrſten Tobak aus. Aber wahrſcheinlich wird der Bau dieſer Pflanze dort aufhören müſſen. Das Land iſt zu ſehr erſchöpft und der nothwendige Dünger wird den Pflanzern bey den jetzigen niedrigen Tobakspreiſen nicht bezahlt. Mitten in Georgien und an den Ufern des Miſſiſippi iſt das Erdreich fruchtbarer, wohin ſich auf mit der Zeit der Tobaksbau wohl ziehen wird. Der beſte Tobak iſt der wohlriechende und leichte Sweetſcent, der hauptſächlich zwiſchen den Flüſſen James und York gebaut wird.

5. Hanf muß zu Zeiten nördlich nach Maryland hinauf, beſonders an den Flüſſen geſäet werden, um die daſelbſt allzugroſſe und gewiſſer Maſſen nachtheilige Fruchtbarkeit zu mäſſigen, und nur dann erſt kann mit Vortheil

6. Weizen geſäet werden. Von dieſem werden jährlich 800000 Scheffel ausgeführt.

7. Das Türkiſche Korn gibt auſſer dem Tobak, den allgemeinen Nahrungs-Stoff für Weiſſe und Sclaven.

8. Die Virginiſche Hainbuche unterſcheidet ſich von der unſrigen, daß ſie groſſe ulmenähnliche Blätter hat.

9. Eine ganz ſchwarze Gurke wächſt hier wild.

Sie

Sie hat einen Caſtaniengeſchmack. Ihre Blätter gleichen den Weinblättern und haben einen übeln Geruch. Ihre Samen ſind ungemein groß.

10. Der groſſe Sumach (Rhus) mit den wolligen Beeren, wächſt hier ziemlich ſchnell, doch nicht über 20 Fuß hoch. Er läßt ſich zum Gärben des Leders gebrauchen, und gibt Holz zum Fourniren.

11. Roſenholz (Rhododendron maximum) iſt wohlriechend und gibt Oehl. Es gehört hier zu Hauſe.

12. Der Virginiſche Maulbeerbaum (Morus rubra), von dem man tief im Lande ganze Wälder voll findet. Er hat rothe Früchte, und hält die Winter beſſer aus, als der weiſſe und ſchwarze.

13. Unter den vielerley Eichenarten zeichnet ſich a) die Caſtanienblätterige Eiche (Quercus prinus) aus, deren Eicheln auſſerordentlich groß, nach einiger Bericht, von der Gröſſe eines Hühnereyes ſind. Sie übertrifft auch die andern Eichen an Gröſſe und wird zum Bauen vorzüglich gebraucht. Sie wächſt ſehr ſchnell.

b) Die immer grüne Eiche in Virginien und Carolina, 14 Fuß hoch, deren ſüſſe Frucht von den Wilden gegeſſen auch zu Oehl gepreßt wird, das an Güte dem Mandelöhl nicht weichen ſoll. Sie iſt dick belaubt, das Holz ſehr ſchwer, und wenn es trocken iſt, eiſenhart und verfault nicht leicht.

14. Der Storaxbaum am Waſſer und Sümpfen, von dem man das Harz ſammelt, indem man friſche Zweige im Waſſer kocht und das Oehl abſchöpft. Die trocknen Zweige klein geſchnitten, braucht man zum Räuchern. Das Holz läßt ſich ſehr glatt verarbeiten, verträgt aber weder Hitze noch Näſſe, auch keine freye Luft.

15. Der Locuſt- oder Erbſenbaum (Gleditſia) wächſt theils auf niedrigem, feuchten Lande mit 3 Zoll langen, harten Stacheln am Stamme, je drey und drey auf einer Stelle, und trägt Schoten, deren Frucht aber, auſſer dem Futter für das Vieh, keinen andern bekannten Nutzen hat; theils wächſt er auf hohem und guten Lande, hat dann keine Stacheln und trägt Schoten 12—16 Zoll lang und 2 Zoll breit. Seine Frucht ſchmeckt honigſüß, und er heißt daher Honig-Erbſen-Baum. Man bepflanzt ganze Plätze damit, um aus den Schoten Meth zu ſieden. Die Indianer machen ihre Bogen davon.

13. Thiere.

2. Nach den Berichten der Wilden exiſtirt hier das groſſe, unbekannte Thier, wovon man im Innern von Virginien (ſiehe unten Nr. 15. bey Yorktown) und Pennſylvanien Gerippe und Knochen gefunden hat, noch in den unbekannten Gegenden der neuen Welt, nordwärts und weſtwärts von Virginien.

2. Schweine gedeihen hier vortrefflich. Jefferſon

ſah

ſah eins, das ausgenommen und gereinigt 1050 Pfund wog.

3. Die moſaiſche Schildkröte ohne Schwanz iſt hier. Ihr Schild iſt ſechseckig gewürfelt, und die Blätter ſind dunkelbraun mit gelben Flecken (wie bey moſaiſcher Arbeit, wo man durch Zuſammenſetzung gefärbter Steine Figuren ausdrückt) zierlich gezeichnet.

4. Der Ochſenfroſch (wohl ſechs Mahl ſo groß, als die gewöhnlichen) verdient wegen ſeiner Gröſſe und ſtarken Gebrülls bemerkt zu werden.

5. Die fliegende Maus (Mus volans) mit einem langen, zottigen Schwanze. Die Haut iſt an den Seiten von den Ohren an über die Füſſe bis zum Schwanze verwachſen, wodurch ſie im Stande iſt, zu fliegen. Sie hat eine röthliche Farbe, und iſt ſo groß wie eine Ratte.

6. Eine Giftſpinne iſt hier, deren Stich man kaum fühlt und wo der Fleck, den der Stich verurſacht, kaum zu ſehen iſt. Ein Fremder ward von einer in ſeinem Zelte, da er ſchlief, auf die Stirn geſtochen. Er ſpürte kaum den Stich; aber eine gleich darauf entſtehende Spannung in den Halsmuſkeln, auf der Seite des Kopfs, wo er geſtochen war, hinderten ihn, wieder einzuſchlafen. Eine halbe Stunde drauf war ſein Leib merklich geſpannt und er fühlte leiſe Schmerzen. Er ſtand auf und ging im Freyen auf und ab. Die Schmerzen wurden ſchnell ſo heftig und verbreiteten ſich in mehrere Theile des Kör-

pers, daß er nicht mehr aufbleiben konnte. Laulich Waſſer war das einzige Mittel das ihm half.

14. Merkwürdigkeiten.

1. Sebaſtian Cabot machte zuerſt 1497 uns Europäern dieſes Land bekannt.

2. Virginien hat die wenigſten Dörfer. Die Coloniſten wohnen in dieſer Provinz zerſtreut und von einander entfernt, jeder in ſeiner Tobaks-Plantage.

15. Oerter.

Yorktown liegt auf einer Halbinſel, zwiſchen dem York- und James-Fluß. Nahe dabey gräbt man ſehr groſſe Zähne und Knochen aus, die entweder Ueberbleibſel einer Elephantenart, oder von jenem groſſen Thiere ſind, das von dem Schiffsvolk des Capitän Cooks auf ſeiner letzten Reiſe in den nordweſtlichen Wildniſſen dieſes Welttheils geſehen ward. — Die ganze Stadt iſt auf einer gegen 100 Fuß über das Ufer des Yorkfluſſes erhabnen Muſchelbank erbauet, worin alle Conchylien der weſtlichen Küſte des Oceans vorkommen. In einer Entfernung von ungefähr 80 Engliſchen Meilen von der See lauft dieſelbe Bank von Conchylien in einer geringen Tiefe unter der Oberfläche fort. Die meiſten davon ſind ſchon calcinirt; ſehr viele aber auch noch ſo friſch, daß ſie ihre natürlichen Schlußbänder noch unverſehrt erhalten haben, zum Beweiſe, daß die See vor nicht gar langer Zeit über eine groſſe Strecke dieſer Gegend zurückgewichen ſey.

XXIV.

Maryland.

1. Lage und Figur.

Gleicht in ſeiner Nord- und Oſt- Grenzlinie einem Winkelmaaß; jetzt aber nach ſeiner Südſeite zu ſehr ungleich zerſchnitten, beſonders durch die Cheſapeak-Bay in zwey Haupttheile; liegt zwiſchen dem 37ſten und 39ſten Gr. Nord-Breite und zwiſchen dem 75ſten und 80ſten Gr. weſtlicher Länge; in Weſten ſehr ſchmal, in Oſten am breiteſten.

2. Grenzen.

Grenzt in Oſten mit dem jenſeits der Bay gelegnen Lande, in einer kleinen Breite aber nur, an den Ocean und nördlich ebenfalls, nur in einer kleinen Länge, an das Delaware-Land. Hierauf zieht ſich links vom Delaware-Lande und rechts von der Bay dieſer Theil des Landes weit nördlich hinauf, und vereinigt ſich über der Bay mit dem disſeits gelegnen Theil; ſo daß es nun in Oſten von der Bay in einer groſſen Breite an das Delawareland ferner grenzt; nördlich aber in ſeiner größten Länge an Pennſylvanien; weſtlich in ſeiner ſchmalſten Breite an die Allegheneyberge und ſüdlich in einem unbeſtimmten, irregulären Zickzack an Virginien, welcher hauptſächlich durch den Grenzſtrom zwiſchen beiden Landſchaften, den Patowmak und die Cheſapeak-Bay, gebildet wird. Jener links von Südoſt nach Nordweſten hinauf; dieſe in der Mitte von Süden nach Norden hin-

auf und das Atlantiſche Meer rechts theilen dieſe Landſchaft in zwey wahre Halbinſeln.

3. Gröſſe.

Ob ſie gleich nur 517 Quadrat-Meilen begreift, mithin noch nicht ſo groß wie Sicilien iſt, ſo iſt ſie dennoch jetzt wohl unter allen an dieſer Küſte liegenden freyen Landſchaften die am beſten angebaute und eben daher begütertſte. Die Breite iſt ſehr verſchieden, die Länge aber von Süden nach Norden im öſtlichen Theile 26 und im weſtlichen 25 Meilen.

4. Clima.

Bey einer Windſtille iſt im Sommer hier die Hitze unerträglich; dieſe aber dauert nie lange. Die Seewinde kühlen das offne, an den Küſten niedrige und gröſtentheils ebne Land gewöhnlich ſo ab, daß die Witterung angenehm, oder doch wenigſtens erträglich iſt.

5. Nahmen.

Im Jahr 1634 legten hier die Engländer eine Colonie an, nachdem König Carl I. dieſes Land, das man vorher als ein Stück von Virginien betrachtete, dem Lord Baltimore und ſeinen Erben verliehen hatte. Nun bekam es den Nahmen Mary- (d. i. Marien-) Land, zur Ehre der Gemahlinn dieſes Königs, Henriette Marie.

6. Haupteintheilung.

Die Cheſapeak-Bay theilt es ſehr natürlich in den öſtlichen und weſtlichen Theil, oder in zwey Halb-

inſeln, welche durch das Atlantiſche Meer, die Cheſapeak-Bay und den groſſen Fluß Patowmak eingeſchloſſen werden; wenn man nämlich öſtlich Delaware und die zu Virginien gehörige Südſpitze abrechnet. Auſſerdem wird es jetzt in 16 Grafſchaften eingetheilt, unter welchen Baltimore und Frederic den gröſten Umfang haben. Im Jahr 1752 waren hier 12 Grafſchaften und 1770. 14. Eben ſo häufig verändert ſich auch die Landeseintheilung in den andern freyen Provinzen, wenn neue Ankömmlinge, oder die ſich alle Jahre vermehrenden alten Einwohner die wüſten Gegenden allmählich urbar machen.

7. Flüſſe und groſſe Gewäſſer.

1. Die ſchon oft erwähnte Cheſapeak-Bay, in die man aus dem Nordatlantiſchen Meer durch zwey Landſpitzen oder Caps von Virginien einläuft. Sie erſtreckt ſich von Süden nach Norden, trennt eine kleine zu Virginien noch gehörige Landſpitze von dieſer Provinz, theilt hauptſächlich Maryland in zwey ähnlichere gröſſere Hälften und nimmt viele ſchiffbare Ströme in ſich auf, unter dieſen beſonders
2. den Patowmak, von der Virginiſchen Grenze
3. den Syſquehanna, der aus Nordoſten herab kommt, und ſich in die Cheſapeak-Bay ergießt.

8. Berge.

Weſtlich die Alleghaneys.

9. Boden.

Die groſſen Wildniſſe, welche in den andern freyen

Provinzen noch vorhanden ſind, ſind hier nirgends mehr anzutreffen, ſondern ſchon lange in Plantagen, und beſonders die vielen Sümpfe durch den Fleiß der Einwohner in ſchöne Wieſen und reiche Fruchtfelder verwandelt. Der Boden iſt beſonders zu Korn ſehr fruchtbar.

10. Einwohner.

In keiner der andern Provinzen wohnen verhältnißmäßig ſo viele Einwohner beyſammen, als hier. 1783 zählte man 220700 Weiße. Die Neger machen hier, ſo wie faſt in allen den bisher von uns durchwanderten, ſüdlicheren Provinzen die Hälfte der Einwohner beynahe aus, welche, wie ſchon mehrmahls erwähnt worden, alle Feldarbeit, überhaupt die mehrſten Verrichtungen der Einwohner zu beſorgen haben. Mancher Landeigenthümer, oder Herr einer Plantage beſitzt derſelben auf 400—500 Köpfe. Gewöhnlich koſtet ein ſolcher Neger 30—35 Pfund Sterling (180—210 Thlr.) Sein jährlicher Unterhalt, den er ſich ſelber auf dem ihm angewieſenen Stück Landes bauen muß, und der aus Yamwurzeln, Potatoes und Hülſenfrüchten beſteht, koſtet ſeinem Herrn wenig, und, was ihm dieſer an Kleidungsſtücken, grober Leinwand, wollnen Zeugen, und dergleichen jährlich gibt, beträgt etwa 6 Thaler. Ihre Anzahl wird alle Jahre mit 3000—4080 friſchen Negern aus Africa vermehrt.

11. Mineralien.

1. Unter den ſehr einträglichen Eiſenbergwerken ſind

ſind beſonders die zu Sippi, Snowdon und North-Eaſt die bekannteſten.

2. Sonſt ſind hier viele, niedrige Hügel von bläulichem Kalkſtein, welche die fruchtbarſten Felder zwiſchen ſich einſchließen.

3. Um Baltimore macht der Felsgrund eine ziemlich harte Steinart aus weißlichem Quarz und vieler, doch in verſchiedner Menge beygemiſchter, feinſchuppichter Hornblende aus.

4. Bruchſtücke von Quarz, mit dicken Lagen ſchönen Schörls, der auf die Magnetnadel nicht wirkt und ſicherlich nicht vulcaniſchen Urſprungs iſt; wird er aber erwärmt, ſo zieht er Glasfäden an.

5. Seifenſtein von mancherley Art, der zu Kaminſtücken und Gußformen gebraucht wird — auch Serpentinſtein.

12. Pflanzen.

1. Der Tobaksbau iſt die vornehmſte Nahrung der Einwohner. Sie tauſchen ebenfalls für dieſe Ware alle ihnen fehlende Bedürfniſſe ein, zu welchen letztern alle Arten Europäiſcher Fabrikwaren, ſelbſt Schuhe, Hüthe, Lichter, Seife ꝛc. gehören. Sonſt durften ſie ihren Tobak nur nach England ſenden, wohin vor dem Kriege jährlich 30000 Fäſſer zu gehen pflegten. Man hält den hieſigen Tobak, welcher den Nahmen Oroonoko führt, aber nicht für ſo gut, als den Virginiſchen, mit welchem bloß bey der Cheſter und Choupton wachſende von gleicher Güte ſeyn ſoll. Eine Pflanze iſt ge-

wöhn-

wöhnlich 5 Fuß 8 Zoll hoch, und ſechſe wiegen ein Pfund.

2. Mehl und Korn gehen von hier ſtark nach Weſtindien und bloß für Weizen hat England zuweilen 72000 Thaler zahlen müſſen.

3. Die Waldungen liefern allerley Holzwaaren, Stabholz, Breter.

4. Obſt, beſonders Aepfel, aus denen man das gewöhnliche Getränk, den Cider, und Pfirſchen, aus denen man Branntwein macht.

5. Hanf.

6. Flachs.

13. Thiere.

Liefern 1. Pelzwerk.

2. Finden ſich die Schäd-Fiſche (Clupea Aloſa. L.) millionenweiſe alle Frühlinge in der Cheſapeak-Bay (und von dieſer und Delaware an nördlich in allen Flüſſen) ein, und begeben ſich in denſelben ſo hoch hinauf, als ſie keine Hinderniſſe antreffen, um ihren Leich in den ſüßen Waſſern abzuſetzen. Im Hudſon verfolgen ſie den Strom und alle ſich darein ergießende Waſſer bis 150 und mehr Meilen von der Küſte. Sie treten bey gelinder Witterung ſchon früh im April ein, kaltes Wetter hält ſie oft länger zurück; gemeiniglich aber ſind ſie zu Ende des Aprils und Anfang des Mayes ſchon häufig in den Mündungen der Flüſſe. Dann lagern ſich an allen Ufern Fiſcher in Menge, werfen ihre Zugnetzen bey eintretender Fluth und fangen

gen während der Strichzeit zuweilen einige hundert Pfund am Werth. Die vielen Tauſende, die längs allen Flüſſen und Buchten gefangen werden, ſind doch nur der unbeträchtlichſte Theil ihrer Schaaren, die dann erſt am mehrſten verdünnt werden, wenn ſie der Gefahr der Netze, in den enger und ſeichter werdenden Strömen tiefer im Lande nicht mehr ſo leicht entgehen können. Es iſt nicht zu glauben, daß ſie alle gefangen werden, aber doch ſieht man wenige und zwar alle mager, viele todt, wieder zurück kommen. Sie ſind bey ihrer Ankunft ziemlich fett und vollleibig und ſollen ſich, während des Aufſteigens in den Flüſſen noch am Geſchmack verbeſſern. Man genießt ſie friſch; und die erſten, welche ankommen, ſind ein theurer und geſuchter Leckerbiſſen; wenn ſie aber nachher häufiger kommen, werden ſie nicht mehr auf vornehme Tafeln gebracht. Sie werden auch eingeſalzen und bey ſorgfältiger Behandlung den Häringen an Geſchmack gleich; theils auch nur obenhin geſalzen, geſpalten und an der Luft gedörrt oder geräuchert und ſo nachher für Herren und Frauen beym Thee aufgeſetzt. Eingeſalzene Schäde werden hauptſächlich nach Weſtindien zur Nahrung für die Neger gebracht. Da aber gewöhnlich zu dieſem Zweck die Behandlung beym Einſalzen nicht die beſte iſt; ſo halten ſie ſich nicht gut, und ſind dort nicht ſehr beliebt.

14. Oerter.

Baltimore an der Cheſapeak-Bay. Hier ſind ſeit vier Jahren an die 40 maſſive und 700 hölzerne Häuſer von Cedernholz erbaut worden. Man kauft hier, ſo wie in Rußland und Portugal, fertige Häuſer auf dem Markte. Das Holz dazu iſt alles fertig gezimmert, und während dem der Zimmermann auf dem vom Käufer beliebigen Platze das Holz zuſammen ſetzt, arbeitet der Maurer an dem Heerde und dem Schornſteine, ſo daß man leicht in einem oder zweyen Tagen ein fertiges Haus bauen kann. Vor der Stadt gegen das feſte Land zu ſtreichen die Plantagen von allerley Art viele Meilen hin.

XXV.

D e l a w a r e.

1. Lage und Figur.

Die Richtung dieſes ſchmalen Landſtrichs geht von Süden nach Norden. Nördlich iſt er am ſchmälſten, ſüdlich nach Oſten zu am breiteſten, wo ſich eine Bucht in demſelben formirt.

2. Grenzen.

Oeſtlich unten an den Ocean, oben an Neu-Jerſey; ſüdlich und weſtlich an Maryland; nördlich an Pennſylvanien.

3. Größe.

Die kleinſte unter den 13 freyen Provinzen, von denen wir ſchon fünfe kennen gelernt haben. Von

Süden nach Norden iſt ſie 20 Meilen lang, oben bey Pennſylvanien 2 Meilen, in der Mitte 4 und unten 7 Meilen breit.

4. Nahmen.

Sie heißt eigentlich Delaware Counties, d. i. Delaware-Grafſchaften; vom Delaware-Strom.

5. Haupteintheilung.

Ihr ganzes Gebiet begreift nur die drey Grafſchaften Newcaſtle, Kent und Suſſex.

6. Flüſſe und Gewäſſer.

Der Delawareſtrom kommt aus Norden herab; theilt Maryland von Neu-Jerſey und bildet bey ſeinem Ausfluß in den Ocean die große Delaware-Bay. Die Einfahrt in dieſebe beſchreibt Herr Märter alſo:

„Gegen Mittag zogen ſich die Ufer von beiden „Seiten immer mehr und mehr zuſammen und um „1 Uhr kamen wir auf den Delaware. Es kann „keine romantiſchere Scene gedacht werden, als die „wir dieſen ganzen Nachmittag vor Augen hatten. „Der weiße Strand des Fluſſes, der ſich weiter nach „dem Lande hin in ein dunkles Gewölk verlor und die „ſanſt aufſteigenden Hügel, und die in einer urſprünglichen Einfalt dazwiſchen zerſtreuten Landhöfe „der erſten Europäiſchen Bewohner von America, „die aller Orten kreuzenden kleinen Fahrzeuge gaben „uns die glücklichſten Ideen von dem vor uns lie-

„gen-

„genden Welttheile, wo die Natur mit ſo wenig „menſchlicher Hülfe ſich ſelbſt ſo ſchön zu zeigen ge„wußt hat.“

7. Einwohner.

35000 Menſchen, die ſich größtentheils vom Feldbau nähren.

8. Pflanzen.

Cedernwälder.

9. Thiere.

1. In den Cedernwäldern halten ſich viele Bienen auf, daher man hier eine Menge Honig, einzelne Stücke zu 18 Fuß lang findet.
2. Dieſer Ueberfluß des Honigs lockt auch viele Bären an, die den Einwohnern ſtatt Spürhunde zum Aufſuchen des Honigs dienen.
3. Schlangen finden ſich nur ſelten.

10. Merkwürdigkeiten.

Der Sumpf Diamal Swamp liegt in der Mündung des Delaware unten zum Theil in dem Marylandſchen Gebiete. Die ganze Strecke deſſelben, die 200000 Morgen Landes beträgt, liegt in der vollkommenſten Ebne, und iſt bis zum 20ſten Theil mit den ſchönſten Cedern bewachſen. Feuersbrünſte, die von Zeit zu Zeit hier entſtehen, richten aber große Verwüſtungen darunter an. Noch im Jahr 1782 wurden in 12 Stunden 4000 Acker Landes auf dieſe Art verwüſtet. Der Schimmer dieſes Feuers konnte auf 70 Engliſche Meilen weit geſehen werden und der Horizont war über 420 Meilen weit im Umkreiſe

kreiſe davon erleuchtet. An den Küſten des Meeres fand man 14 Meilen von der Brandſtelle eine große Menge Kohlen.

XXVI.

Pennſylvanien.

1. Lage und Figur.

Iſt diejenige, unter den von uns bisher durchreiſeten Provinzen, welche am meiſten landeinwärts liegt; unter allen 13 Provinzen liegt ſie etwa in der Mitte; zwiſchen dem 39ſten und 42ſten Gr. Nord-Breite und zwiſchen dem 74ſten und 80ſten Gr. weſtlicher Länge. In der größten Ausdehnung iſt ſie von Oſten nach Weſten 63 Meilen lang, und von Süden nach Norden 34 Meilen breit. Sie gleicht einem Viereck, von welchem in Nordweſten ein Stück ausgeſchnitten worden; daher iſt ihre ſüdliche, einem Parallelegramm ähnliche Hälfte die breiteſte, ihre nordliche Hälfte aber nur etwa halb ſo breit. Die Oſtſeite iſt ein durch den Delawareſtrom verurſachtes Zickzack.

2. Grenzen.

Weſtlich an Neu-Jerſey unten; weiter oben an Neu-York. Nördlich an die zwey großen Landſeen, den Ontario rechts und Erie links, welche beide, beſonders aber der letztere, ſtarke Einbiegungen in das Land machen. Oeſtlich an die Landſchaften der Wilden. Südlich an Mary- und Delaware-Land.

3. Gröſſe.

Dieſes Land enthält 2148 Quadrat-Meilen, iſt alſo zwey Mahl ſo groß als die geſammten Niederlande.

4. Clima.

Der Herbſt fängt gegen den 20ſten October an, und dauert bis zu Anfang Decembers. Der Winter iſt kalt, und der große Delawareſtrom öfters ſechs Wochen mit Eis bedeckt. Der Frühling dauert wie bey uns, vom März bis Julius, und hat ſehr unbeſtändiges Wetter. In den Sommermonathen iſt die Hitze ſehr groß, wird aber doch durch die Seewinde gemäßigt. Der Winter iſt viel kälter, als in andern Ländern der alten Welt, die unter gleicher Breite liegen. Auch die Abwechslungen von Hitze und Kälte ſind in jeder Jahreszeit ſo ſchnell, daß in einem Abende ſchwüle Hitze, Gewitter und Schnee gleich nach einander folgen. Doch ändert ſich dieß, wie der Anbau des Landes zunimmt. So fror z. B. der Fluß James vormahls alle Jahre zu, welches jetzt eine große Seltenheit ſeyn würde. Die Luft iſt theils wegen der fruchtbaren Hügel und Berge, theils wegen der offnen Wälder, welche eine Durchſicht faſt nach allen Seiten ziemlich weit verſtatten, viel reiner und geſunder, als in den ſüdlichern Provinzen.

5. Nahmen.

Dieſen bekam es von Penn, einem Quäker, der, weil er nebſt ſeiner Religionspartei von der Engliſchen Geiſtlichkeit gedrückt wurde, Ruhe in der neuen

neuen Welt ſuchte. Ihm ward die ganze Landſchaft, zufolge des Verſprechens, das König Carl II. ſchon ſeinem Vater, dem Admiral Penn, gethan hatte, gegeben. Er ging 1681 mit 2000 Coloniſten dahin, und bewog die einheimiſchen Landesbewohner, ihm die Gegenden, die er in Beſitz nehmen wollte, käuflich zu überlaſſen. Er führte die vollkommenſte Religionsfreyheit ein, ſo, daß jeder, der nur einen Gott glaubt, ruhig darinn leben kann.

6. Haupteintheilung.

In 11 Grafſchaften.

7. Flüſſe und große Gewäſſer.

1. Der Delaware formirt die ganze öſtliche Grenze zwiſchen Neu-York und Neu-Jerſey. Er entſpringt in Neu-York aus zwey Armen. Nach ihrer Vereinigung würden ſie vollkommen ſchiffbar ſeyn, wenn es die Waſſerfälle nicht verhinderten. Nach der Vereinigung mit dem Schuylkill iſt er 1/4 Meile, nachher 1/2 Meile breit, von wo an man den Anfang der Delaware-Bay rechnet, die nahe vor ihrer Mündung 6 Meilen breit iſt.
2. Der Suſquehanna durchſtrömt das Land in der Mitte, und entſpringt ebenfalls mit zwey Armen aus den Alleghaniſchen Gebirgen. Er hat ebenfalls viele Waſſerfälle.
3. Der Ohio fließt in Nordweſten ſchräg durch nach dem Miſſiſippi hin.

8. Berge.

Enthalten Metalle. Der Bergbau iſt beträchtlich

und wird jährlich vortheilhafter — die Alleghaneys weiter nach Weſten zu, ſind ganz mit Bäumen beſetzt und nicht höher, als das Kahlenbergſche Gebirge bey Baden in Oeſterreich. Sie beſtehen aus Sandſtein, der oben auf feiner, und in Schichten iſt.

9. Boden.

Iſt ſehr fruchtbar. Lancaſter iſt die fruchtbarſte Grafſchaft. Die Aecker geben die Ausſaat 36fältig wieder.

10. Einwohner.

1. Die Quäker machen den anſehnlichſten Theil der Einwohner aus. Aufrichtigkeit, Treue und Redlichkeit ſind die Hauptzüge ihres Charakters. Sie ſind weder zudringlich, noch höflich oder zuvorkommend; aber aufrichtig, leutſelig und ehrlich. Ihre Weiber ſind ſittſam, reinlich und haushälteriſch und ihre Familien durch ſie glücklich.
2. Mähriſche Brüder wohnen beſonders in der Grafſchaft Northampton.
3. Deutſche bewohnen ganze Städte faſt allein, wie z. B. im hieſigen Frankfurt, und beſchäftigen ſich vorzüglich mit Leinenmanufacturen. — Dieſe haben ſich überhaupt unter allen fremden Ankömmlingen in dieſer Provinz am zahlreichſten niedergelaſſen, und befinden ſich auch am beſten. Die meiſten werden tüchtige Hauswirthe, welche den Flor der Provinz vermehren helfen. Da es hingegen
4. die Schotten und Ireländer ſelten ſo weit bringen,

gen, daß ſie ſich und ihren Kindern durch eignen Fleiß ein ordentliches Einkommen verſchaffen.

Die Vorfahren dieſer Deutſchen verließen ihr Vaterland aus Armuth, oder in Hoffnung, wenigſtens beſſere Glücksumſtände zu finden, und mit weniger Mühe reich zu werden. Viele, ſehr viele haben auch wirklich ihre Wünſche erfüllt geſehen, obſchon ſie die erſte Zeit zur Bezahlung ihrer Reiſekoſten, wenn ſie nicht ſo viel Eigenthum mitbrachten, ſich auf beſtimmte Jahre verdingen mußten. Vom unbedeutendſten Anfang haben ſich die meiſten in gute Umſtände verſetzet, und viele ſich Reichthümer erworben. Denn hier findet der arbeitſame Arme Gelegenheit genug zum Verdienſt, und der faule keine Entſchuldigungen. Arbeiten und Haushaltung betreffend, zeichnet ſich auch gemeiniglich die Anlage eines Deutſchen, vor andern unter ähnlichen Umſtänden aus. Ein beſſeres wärmeres Haus, beſſere Umzäunung ſeiner Ländereyen, beſſere Gärten, und vorzüglich beſſer verwahrte Scheunen findet man auf ihren Höfen, und Ordnung und Aufſicht in allem, was den Ackerbau betrifft. Deutſche ſind durchgehends in America als arbeitſam bekannt, vorzüglich aber die aus Europa herüber gekommenen, und man wünſcht in allen Provinzen ſich ihre Zahl vermehren zu ſehen, und ſchätzet ſie durchgehends als gute Bürger. Ja man darf ſagen, daß man Pennſylvanien um die gröſſere Menge beneidet; denn es iſt allgemein zugeſtan-

den, daß ohne ſie Pennſylvanien nicht das ſeyn würde, was es iſt.

5. Neger. Auch hier ſind alle Negerſclaven, die ſeit dem, daß ſich dieſe Provinzen frey gemacht haben, geboren worden, ebenfalls für freye Menſchen erklärt.

Beſonders volkreich iſt das Land an den Ufern des Delaware und Susquehanna. 1783 waren hier 320000 Menſchen, und darunter 1/5 Quäcker. Die Hälfte ſind Holländer, Schweden und beſonders Deutſche. Noch im Jahr 1750 wurden 4317 Deutſche dorthin gebracht.

Ueberhaupt ſind die Pennſylvanier mäßig und arbeitſam. Sie lieben Freyheit über alles, und unternehmen dieſer zu Gefallen alles. Da ſie aus vielerley Nationen beſtehen, ſo werden auch vielerley Sprachen hier geſprochen. Ihre Hauptſorge gehet dahin, Geld zu gewinnen.

II. Mineralien.

1. Eiſen wird in 17 Schmelzöfen und 25 Hämmern verarbeitet. Die Grube bey Durham, in der Grafſchaft Buks, liefert das beſte Eiſen. Das Pennſylvaniſche Eiſen ſoll für den Schiffbau noch beſſer als das Schwediſche ſeyn, weil es vom Roſt und Seewaſſer nicht ſo leicht als jenes angefreſſen wird. In manchen Jahren iſt davon nach England über 200000 Thlr. gegangen. Nordweſtlich von Philadelphia 35 Meilen weit, findet man einen kahlen Hügel ganz mit rothbrau-

nem

nem Eiſenmulm überdeckt und in demſelben 1 — 1 1/2 Lachter tief gelbröthlichen Eiſenſtein. Pennſylvanien liefert das meiſte Eiſen.

2. Schwärzlicher Marmor befindet ſich öſtlich, und um ihn her weicherer, bläulich-grauer Kalkſtein.

3. In der Gegend von Philadelphia ſind Hügel aus Geſtellſtein, in welchem zuweilen Granaten eingemengt ſind.

4. Seifenſtein einige Meilen von Philadelphia, beſonders in der Gegend von Cheſter, wo eine Grube davon iſt.

5. Amiant an mehreren Orten mit Granaten.

6. Viele mineraliſche Waſſer, worunter eins von dem vielen gelben Ocher, den es abſetzt, die gelbe Quelle genannt wird. In Philadelphia enthalten auch die gemeinen Trinkwaſſer viel Eiſen.

12. Pflanzen.

1. Getreide wird, bey dem blühenden Zuſtande des Ackerbaues, im Ueberfluß nach Weſtindien, England und den weſtlichen Europäiſchen Reichen geſchickt; nicht gerade in Natur, ſondern auch als Mehl und Zwieback; wovon allein nach England in manchen Jahren beynahe für 3000000 Thaler ging. 1773 erhielt London allein von hier 4000 Büſchel (jedes wiegt 61 Pf.) Weitzen und 1600 Büſchel andres Getreide.

2. Mit Flachs, Hanf und Leinſamen wurde ſonſt Schottland und Ireland von hier verſorgt. Da wegen des Nordamericaniſchen Krieges 1776

dieſe Zufuhr ausblieb, wären beynahe alle Irländiſchen Leinenmanufacturen zu Grunde gegangen.

3. Die Waldungen liefern alle mögliche Holzwaaren zur Ausfuhr. Ganze Schiffe wurden hier ſonſt für Europäer gebaut.

4. Der Löffelbaum (Kalmia). Den lateiniſchen Nahmen hat ihm Linne, dem Herrn Kalm zu Ehren, gegeben, der hier dieſen ſchönen Baum fand, welcher im Winter ſeine grünen Blätter behält und deſſen Blumen eine rothe Farbe haben. Seine Blätter aber ſchaden Schafen, Pferden, Kühen und Hunden; im Winter hingegen werden ſie von den Hirſchen ohne Schaden zur Nahrung geſucht.

13. Thiere.

Pelzwerk, Felle, bereitetes und unbereitetes Leder vermehren ſehr den Reichthum der Pennſylvanier. London erhielt 1773 über 20600, und darunter 7174 Rehhäute und 1900 Otterfelle.

14. Merkwürdigkeiten.

1. Die Fiſchergeſellſchaft beſteht aus 16 Damen und Herren, welche alle 14 Tage auf dem Schuylkill zuſammen kommen. Hier haben ſie am Ufer einen ſchönen Pavillon gebauet, wo ſie ſpeiſen und Thee trinken. In der Nähe ſind ſchöne Spaziergänge; einige Felſen, Büſche und das Waſſer geben eine reitzende Ausſicht. Von Fiſcherbarken und Garnen wimmelts auf dem Fluß. Die Geſellſchaft geht da ſpatzieren, fiſcht, fährt auf dem Waſſer, tanzt, ſingt

ſingt und unterhält ſich auf die angenehmſte Art. Die Damen ſind alle in einfachen und netten Uniformen, welche ihnen den Genuß dieſes Vergnügens noch ſehr erleichtern.

2. Das Geſinde hat es hier ſehr gut. In Philadelphia bekommt ein Knecht gegen 80 Thaler, eine Magd gegen 40 Thaler Lohn. Häufig gehen Arme nach America, die dem Schiffscapitän die Fracht nicht bezahlen können, welche 6—8 Pf. Sterling koſtet. Dieſer ſucht dafür einen Herrn für ſie aus, der ihm ein Stück Geld bezahlt, dafür dieſe etliche Jahre für die bloſſe Koſt ohne Lohn dienen müſſen. Auch wenn eine ganze Familie ankommt und ſich nicht fortzuhelfen weiß: ſo verkauft der Vater eins oder etliche von ſeinen Kindern an einen Herrn; dieſe müſſen auf gewiſſe Zeit bloß gegen den nothdürftigen Unterhalt dienen, und dabey lernen ſie etwas, z. B. den Ackerbau oder ein Handwerk. Dieſer Dienſt dauert bis zur Volljährigkeit der Kinder, das iſt, bey einem Knaben bis zum 21ſten Jahre und bey einem Mädchen bis zum 18ten Jahre. Dieſe Dienſtleute ſind die wohlfeilſten. Für 60 Thaler hat man erwachſene Kinder gemeiniglich 4 Jahre in Pennſylvanien; andre wohl noch wohlfeiler und in gewiſſen Fällen 8 Jahre. Alsdann ſind die Kinder frey und ihr Herr muß ihnen zum Anfang einer eignen Haushaltung noch etwas zugeben; z. B. eine Kuh, Ackerzeug, Handwerksgeräthe. Auf ſolche Art iſt Kindern und Aeltern geholfen.

3. Die Art des Anbaues. Wenn jemand tiefer im Lande ein Stück Landes anbauen will, ſucht er den Platz dazu aus, bezahlt dem Erbherrn (von der Familie Penn) für 100 Aecker 10 Pf. Sterling dortiger Währung und verbindet ſich zu einem Erbzins von einem Half Penny (ungefähr 1 Kreuzer) auf jeden Acker, ſo iſt er Herr davon mit dem völligen, freyen Erbeigenthumsrecht, ohne daß dieſe kleine Abgabe jemahls wider ſeinen oder ſeiner Erben Willen erhöhet werden kann. Oefters werden die Pflanzungen in dieſer Provinz auf folgende Art weiter gerückt. Es gibt unter den dortigen Coloniſten viele Jäger, die die Jagd als eine Profeſſion treiben. Dieſe ſetzen ſich der bequemern Jagd wegen an den Wald. Hierbey iſt das erſte, daß ſie ſich eine Hütte von Holz bauen. Das geht alſo zu: der Jäger bittet 20 bis 30 Nachbarn zuſammen, dieſe hauen ihm die benöthigten Bäume ab, legen ſolche in ein recht winkliges Viereck über einander, ſtopfen den Zwiſchenraum mit Lehm zu, machen die nöthige Bedeckung und Oeffnungen dazu, kurz, ſie bauen ihm ein hölzernes Haus, und dafür tractirt er ſie mit nichts als einem Stübchen Branntwein, ſteht aber ſeinem Nachbar künftig in ähnlichen Fällen auch wieder zu Dienſten. Bey dieſer Hütte legt er nun einen kleinen Garten und Ackerfeld an, ſo viel als er für ſich und ſeine Familie braucht. Dieſes Land iſt nun mehrentheils Holzung. Das kleine Geſträuche haut er gleich um, die groſſen Bäume köpft er

an.

anfangs nur, und ſchälet ihre Rinde ab, ſo kann er darunter ackern und ſäen, die geſchälten Bäume erſterben, und thun dem Lande und der Saat keinen Schaden mehr. Dergleichen Jäger ſitzen viele in den äuſſerſten Gegenden der Colonien hart am Walde, oder nicht weit davon, auch wohl im Walde ſelbſt. Einige Jahre nach dieſem erſten Anbau kommen arme Schottländer oder Irländer, die ſich anzuſetzen ſuchen. Hier finden ſie ſchon ein halb angebautes Landgut. Sie kaufen es den Jägern ab, und laſſen ſich von dem Erbherrn des Landes einen Erbbrief (oder die Zuſicherung dieſes Landes als ein immerwährendes Eigenthum) gegen die Gebühr darüber ausſtellen. Den hatte der Jäger noch nicht. Seine Sache war nur für eine Weile, und er rückt nun weiter fort, bauet ſich eine neue Hütte, und macht ein anderes Stück Land urbar. Der Schotte oder Irländer aber bauet nun das Landgut völlig, macht ſich auch ein beſſeres Haus von Zimmerholz auf eben die Art, doch alle Lücken mit Holz ausgefüllet. Die alte Hütte bleibt ſtehen, und wird nun ein Stall. Einige Jahre nachher baut er ſich ein bequemeres und vollkommneres Wohnhaus von Backſteinen, und nun wird ſein zweytes Haus eine Küche oder ein wirthſchaftliches Gebäude. Den Irländer oder Schotten kauft öfters wieder der Deutſche aus. Dieſe Nation (von welcher 90 bis 100000 Seelen in Pennſylvanien leben) hat den Grundſatz, ihre Baarſchaft lieber auf Grundſtücke,

als

als ſonſt woran zu verwenden. Der Schotte oder Irelånder findet beym Verkauf ſeinen Gewinn, und weiß ſich wieder anderes Land zu verſchaffen, alſo ſchlågt er das Gut los, und mithin bleibt der Deutſche gemeiniglich endlich der wahre Eigenthůmer der neuen Pflanzſtåtte.

4. Die Sprache unſerer dortigen Landsleute iſt ein erbårmlicher Miſchmaſch zwiſchen Engliſch und Deutſch. Erwachsne Perſonen, welche aus Deutſchland hinůber kommen, vergeſſen ihre Mutterſprache zum Theil, indem ſie eine neue zu lernen, ſich vergeblich bemůhen. Die Eingebornen lernen ihre Mutterſprache faſt niemahls ordentlich und rein. Die Kinder der Deutſchen, beſonders in den Stådten, gewöhnen ſich aus dem Gaſſen-Umgang ans Engliſche. Von ihren Eltern werden ſie in der einen Sprache angeredet und ſie antworten ihnen in der andern. Die nahe Verwandtſchaft, welche die Engliſche Sprache mit der Deutſchen hat, hilft die Verwirrung befördern. Wenn jemand nicht ſogleich das benöthigte Deutſche Wort finden kann, nimmt er ohne Bedenken das nåchſte beſte Engliſche dafür. Z. B. ein Deutſcher Bauer dort erzåhlt: „Mein Stallion iſt über die Fehnß „getſcheupt, und hat dem Nachbar ſein Whiet „abſcheulich gedåmåtſcht.„ d. h. Mein Hengſt iſt über den Zaun geſprungen, und hat des Nachbars Weizen ziemlich beſchådigt.

15. Oerter.

Philadelphia, oberhalb der Mündung des Delaware, nicht weit von da, wo der Schuylkill-Fluß ſich in den Delaware ergießt, iſt die Hauptſtadt und die anſehnlichſte und reichſte von allen in ganz Nordamerica. Sie iſt der Sitz des Congreſſes oder der Verſammlungsort der klügſten und angeſehenſten aus allen 13 freyen, vereinigten, Nordamericaniſchen Provinzen, welche von hier aus das ganze freye Reich regieren, und ſich über die beſten Mittel zur Wohlfahrt deſſelben berathſchlagen. Die Einwohner dieſer Stadt zeichnen ſich durch geſunden Verſtand, einfache Sitten, Rechtſchaffenheit, Freyheitsliebe, Ordnungsgeiſt, Genügſamkeit und Heiterkeit aus. Die Ordnung geht ſo weit, daß ſogar bey den Bällen ein Aufſeher iſt, der die Nummern austheilt, wornach den Tänzern die Tänzerinnen zufallen. Mit derjenigen, welche dem Tänzer durchs Looß zugefallen, muß er den ganzen Abend tanzen. Alle Tänze ſind ſchon zum voraus beſtimmt und die Tänzer werden aufgerufen.

Die Stadt ſelbſt iſt in einer Ebne ſehr regelmäſſig angelegt, beſteht aus acht geraden Gaſſen, die zwey Engliſche Meilen lang ſind, und von 16 andern, Meilen langen rechtwinklig durchſchnitten werden. Alle dieſe Gaſſen ſind 15 Schuh breit; die Hauptſtraſſe aber 100. Die Häuſer ſind faſt alle zwey Stockwerke, nur etliche wenige drey hoch. Dieſe Regelmäßigkeit, nebſt dem guten Anſehen der Gebäude, beſonders des Stadthauſes,

hauſes, machen dieſe Stadt auch zu einer der ſchönſten in den Nordamericaniſchen Staaten.

Von den hieſigen Preiſen der Bedürfniſſe kann folgendes Verzeichniß einen Begriff geben. Es koſten:

Stiefeln von der beſten Sorte		15 Thlr.
Mannsſchuhe beſte, eingefaßte		4 —
Gemeine, eingefaßte	3 Thlr.	12 Gr.
Grobe, dito	2 —	20 —
Frauenzimmer-Schuhe beſte ſeidne	6 —	12 —
dito zeugne, beſte	3 —	12 —
Starke, grobe dito	2 —	20 —
Lederne, eingefaßte Frauenzimmerſchuhe	3 —	12 —
Gemeine, dito	2 —	12 —
Pantoffeln	1 —	16 —

XXVII.

Neu-Jerſey.

1. Lage und Figur.

Liegt unter allen 13 Provinzen, die wir bisher kennen gelernt haben, am meiſten oſtwärts, und nähert ſich in der Ftgur einiger Maſſen einem S, dem ſie noch ähnlicher ſehen würde, wenn unten in Süden nicht das May-Cap eine vorſtehende Landſpitze bildete.

2. Grenzen.

Gegen Oſten mit der untern Hälfte an den Ocean, mit der obern theils an Staaten-Eyland, theils an Long-Island, von welchen beiden Inſeln ſie durch eine Meerenge getrennt iſt; theils an Neu-York,

das

das auch im Norden ſie begrenzt. In Weſten mit dem obern Theil an Pennſylvanien, mit dem untern an die Delaware-Bay, die ſie vom Delawarelande ſcheidet.

3. Gröſſe.

Der Flächen-Inhalt 317 Quadrat-Meilen, alſo nur etwas gröſſer wie Toscana. Die gröſte Länge 31, die gröſte Breite 12 Meilen.

4. Nahmen und Haupteintheilung.

Sie wird in Oſt- und Weſt-Jerſey eingetheilt, und daher auch in der mehrern Zahl die Jerſeys genannt. Hieß auch ehemals Neu-Schweden, weil es von den Schweden am früheſten beſetzt ward.

5. Flüſſe.

1. Der Delaware, welcher an der Weſtgrenze eine ſehr ſtarke Einbiegung in die Provinz macht, hat eine Meile von Trenton ein quer durchſtreichendes Felſenrief. Bey niedrigem Waſſer iſt es unbedeckt, und durch ſeine verſchiednen Lücken eilet das Waſſer mit ſchnellerem Strom und einigem Geräuſch. Dieß iſt der untere Fall des Delaware, welcher der inländiſchen Schiffahrt Grenzen ſetzt. Bis hierher nähmlich kommen kleine Schaluppen und Segelbothe; höher aufwärts geht es nicht. Nur im Frühjahr und Herbſt, wenn entweder der geſchmolzne Schnee oder die Regen den Strom anſchwellen, und dieſe und andre im Fluß befindlichen Felſen decken, kommen die Landleute der entlegnern

nern Gegenden mit groſſen, flachen Bothen, bey 100—150 Meilen den Strom herab, und bringen ihren Weitzen und andere Erzeugniſſe zu Markt. Man nennt dies Anſchwellen der Flüſſe durchgehends in America die Regenfluthen und ſie ſind für die entferntern Güterbeſitzer von Wichtigkeit. Die Meeresfluth ſteigt bis an obigen Fall, bey 200 Meilen von der See an, bringt aber kein Salzwaſſer ſo hoch herauf.

2. Der Hudſonsfluß ergießt ſich nordoſtlich in den Atlantiſchen Ocean.

6. Boden.

Iſt ſehr fruchtbar tiefer im Lande, nur nicht an der Seeküſte. Dort ſind unermeßliche Wieſen, und reichlich mit Holz bewachſene Moore. Long-Island gegen über iſt die ganze Gegend niedriges, den Ueberſchwemmungen des Salzwaſſers ausgeſetztes Sumpfland. Im Sommer werden ſolche Gegenden doch etwas trockner, und durch breite und tiefe Gräben kommt man ihnen noch mehr zu Hülfe. Sie werden dann Salzwieſen genannt, liefern aber nur ein kurzes, rauhes und ſteifes Heu, das größtentheils aus Binſen beſteht; denn die gewöhnlichen Wieſengräſer kommen auf ſolchen Wieſen nicht auf. Die Pferde lieben es nicht, und die Milch der davon freſſenden Kühe wird bald ſauer. — Sonſt iſt der hieſige Boden wegen ſeiner rothen Farbe, die von einem an der Oberfläche verwitterten, eiſenhaltigen Thonſchiefer herrühren mag, durch ganz America berühmt.

7. Einwohner.

Auf dieſem kleinen Raum leben 130000 Einwohner, deren nicht viel mehr werden können, da das Land überall angebaut iſt, und nicht, wie die andern ſüdlicheren Provinzen, noch wüſte, unangebaute Diſtricte auszutheilen hat. Wohlſtand, Ueberfluß, Reinlichkeit und erwerbſame Thätigkeit verkünden überall das Glück der Bewohner. Ihre Häuſer ſind beſonders ausnehmend nett und geſchmackvoll, meiſtens aus Quaderſteinen gebaut. Viele Beſitzer haben einen zu beiden Seiten mit rothen Cedern bepflanzten Raſenplatz vor ihren Hausthüren.

8. Mineralien.

1. Des rothen Thonſchiefers iſt ſchon erwähnt.
2. Verſchiedne Eiſen- und Kupfer-Bergwerke geben reiche Ausbeute. Die hieſige Charlottenburger Eiſenhütte wird für die wichtigſte in ganz America gehalten. Auſſer derſelben ſind hier noch 13 Schmelzöfen und 32 Eiſenhämmer.

9. Pflanzen.

1. Getreide.
2. Hanf und Flachs.
3. Türkiſcher Weitzen.
4. Gute Gräſerey. Unter andern gibt es eine einzige Wieſenſtrecke von 6000 Acker. Das Heu wird in groſſe Schober auf 4 Fuß hohe Gerüſte geſetzt, damit es vor der Fluth geſchützt ſey.
5. Unermeßliche Wälder weiſſer Cedern bedecken die Sand-Moore an der Seeſeite, und geben den Ein-

wohnern Dachſchindeln, Maſte, Segelſtangen und Breter. Dieſe Cedern haben 18 Zoll im Durchmeſſer und 60 Fuß Höhe.

10. Thiere.

1. Millionen von Musquito (Culex pipiens. L.) umſchwärmen dieſe ſumpfigen Geſtade, welche ihr liebſter Aufenthalt ſind. Je feuchter und regniger die Witterung iſt, deſto häufiger werden ſie. Das Geſumme einiger wenigen iſt hinlänglich, den Schlaf auf Stunden lang zu entfernen. Herr Hofmedicus Schöpf deckte ſich auf einem Schiff an der Küſte durch einen Mantel und ein dickes Segeltuch; dennoch fanden ſie ihren Weg durch. — Nur bey windiger Witterung kommen ſie nicht auf. Durch heftige kalte Nordweſtwinde werden die Gegenden auf eine Zeitlang von ihnen gereinigt, indem ſie davon entweder erſtarren, oder mit in die See geführt werden.

2. Das Opoſſum oder Beutelthier iſt hier, wo es noch ſeine Lieblingsſpeiſe, die Frucht des Perſimons (Diospyros virginiana. L.) findet; weiter nördlich aber nicht. Die Jungen werden ſehr klein und ungeſtaltet geboren, worauf ſie ein Beutel aufnimmt, wo ſie ihr ferneres Wachsthum an den in demſelben befindlichen Zitzen erhalten.

3. Eine Art Heuſchrecken findet ſich alle 17 Jahre ein, und richtet groſſe Verwüſtungen an, beſonders in den Wäldern, ſo daß man mitten im Sommer in

in allen Waldungen eine Menge rother und todter Blätter antrifft.

11. Merkwürdigkeiten.

1. Sonſt gehörte dieſe Provinz zu Neu-York, von der ſie erſt ſeit 1738 getrennt iſt.

2. Der ſchöne Waſſerfall des Pequanok oder Paſſaik. Ueber eine 70 Fuß hohe Felſenwand ſtürzt ſich der dort bey 60 Ellen breite Fluß ſenkrecht herab. Das Rauhe und Wilde der Gegend vermehren das Erhabne des Anblicks.

12. Oerter.

Trenton am Delaware wurde im letzten Kriege ſehr berühmt. Da ſich nähmlich die Americaner widerſetzten, ferner ſich unter den Forderungen und Einrichtungen der Engländer zu fügen, ſo ſchickten dieſe Truppen hin, um die Widerſpänſtigen mit Gewalt zu zwingen. Da es ihnen aber ſelbſt an der nöthigen Zahl von Soldaten fehlte, ſo nahmen ſie von unſern Deutſchen Fürſten Truppen in Sold, unter andern auch Heſſen. Dieſe und andre nebſt den Engländern wurden 1776. nach America hinüber geſchifft, wo es den Engländern auch ſo ziemlich gelang, ſich in dieſen Provinzen feſtzuſetzen und die Rebellen, wie ſie genannt wurden, zurück zu treiben. Unter andern hatten die Engländer die feindliche Armee unter dem Befehl des General Waſhington aus ganz Jerſey bis über den Delaware vertrieben, dagegen ſie nun ſelbſt in dieſer Provinz ihre Winterquartiere nahmen und den äußerſten Poſten zu Tren-

ton am Delaware vorzüglich mit Heſſen, unſern Landsleuten, beſetzten. Während dieſe ſich hier und überhaupt die Engländer in ihren Winterquartieren ganz ruhig verhielten, ging der muthige Waſhington in der Nacht vom 26ſten bis 27ſten December, ungeachtet der ſtrengſten Kälte und des Schnees, der eben fiel, über den Delaware, um den Feind bey Trenton zu überfallen, und ſein weiteres Vordringen zu hindern. In dieſer Abſicht ſchickte er den General Sullivan mit einem Theile ſeiner Truppen den Fluß hinunter, und marſchirte ſelbſt mit dem andern Theile, den der General Green commandirte, den längſten Weg. Sullivan blieb zwey oder drey Meilen von Trenton, um den General Green zu erwarten. Unterdeſſen unterſuchte er die Feuergewehre, und fand, daß wegen der Näſſe von fünfen nur eines Feuer geben konnte. Er ſchickte daher ſogleich ſeinen Adjutanten den Major Smith ab, um es dem commandirenden Generale zu melden, und ſich Befehle auszubitten. Waſhington ſchickte ihn ſogleich mit der Ordre zurück, daß er, wenn die Musketen nicht Feuer geben könnten, das Bajonett brauchen und in die Stadt dringen ſollte, weil die Stadt durchaus eingenommen werden müſſe. Sobald man den Generaladjutanten zurück kommen ſahe, ſo richteten alle Soldaten, welche die Nacht hindurch über Schnee und Eis marſchirt waren, die Köpfe in die Höhe, um Waſhington's Antwort zu hören, die der Generaladjutant dem General Sullivan laut ſagte. Kaum hatte

hatte er ſeinen Auftrag ausgerichtet, ſo ſteckten alle das Bajonett aufs Gewehr, ohne den Befehl ihres Generals zu erwarten, während dem dieſer zu Pferde ſtieg, und marſchirten, wie von Einem Geiſte beſeelt, in demſelben Augenblicke geſchwind und in guter Ordnung ab, und drangen in Trenton durch eine Hauptſtraße ein, während General Green auf der andern Seite einrückte.

XXVIII.

Neu-York.

1. Lage, Figur und Grenzen.

Die Figur dieſer Provinz, welche zwiſchen dem 40ſten und 45ſten Gr. Nord-Breite und dem 72ſten und 76ſten Gr. weſtlicher Länge von London liegt, iſt ſehr unregelmäßig. Sie ſelbſt beſteht aus zwey ſehr ungleichen Landſtücken. Der bey weitem größte Theil hat in der Richtung und mit der untern Hälfte auch in der Figur etwas ähnliches mit Neu-Jerſey; erſtere ſtreckt ſich nähmlich von Norden nach Süden herab, und ſtößt unten mit einer Landſpitze an eine Meerenge, die ſie von ihrem zweyten Theile, Long-Island, welches ſeine Richtung von Nordweſt nach Südoſt nimmt, trennt.

Rechts von Neu-York iſt Connecticut der nächſte öſtliche Nachbar, der durch die gleiche Meerenge ebenfalls von Long-Island getrennt iſt.

Weiter hinauf grenzt öſtlich Maſſachuſets-Bay; weiter nordöſtlich Neu-Hampſhire; und zuletzt in Oſten Neu-England.

In Norden macht Canada die Hauptgrenze, von welchem es auch weſtlich durch den Laurenzfluß und Ontario-See getrennt wird; ſo wie es weiter unten der Delaware-Fluß von Pennſylvanien ſcheidet. Südlich grenzt es an Neu-Jerſey. Oſtwärts erſtreckt ſich dieſe Provinz vom Hudſons-Fluß an nur 20 Meilen bis an die Grenzen von Connecticut; weſtwärts muß man auf eben dieſem Strom über 30 Meilen hinauf fahren, ehe ſich ihr Gebiet zu beiden Seiten des Fluſſes auszudehnen anfängt; denn von Sandy-Hook bis zum 41ſten Gr. der Breite, wo ein hoher Felſen die Grenze macht, gehört alles zu Neu-Jerſey.

Neu-York iſt indeß, wegen der Unbeträchtlichkeit ſeiner Seegrenze durch den weiten Umfang ſeines Gebiets in Nordweſten gegen die Seen Otſega und Caniaderaga zu, ſo wie in Oſten gegen den Champlain-See zu entſchädigt.

2. Gröſſe.

Ihr ganzes Gebiet beträgt 2463 deutſche Quadrat-Meilen; alſo iſt Neu-York etwa zwey Mahl ſo groß wie Neapel. Lang iſt es 300 Engliſche Meilen und 150 breit. Long-Island iſt 23 deutſche Meilen lang und größtentheils 3 1/2 Meile breit.

3. Clima.

Der Winter iſt nicht ſtreng, der Sommer nicht ſchwül, und die Abwechslung der Witterung nicht ſo ſchnell und ungeſund als in den ſüdlicheren Colonien.

4. Nah-

4. Nahmen.

Sie hieß zuerſt Neu-Schweden, ſodann von 1609 bis 1667 Neu-Belgien odr Neu-Nieder- lande, weil die Weſtindiſche Compagnie in Hol- land während der unruhigen Regierung Carl I. von England ſich die Herrſchaft darüber anmaßte, wozu die große Anzahl von Holländern Anlaß gab, die ſich mit Bewilligung ſeines Vaters, König Jacobs I., und mit dem Verſprechen, die Könige von England für ihre Oberherren zu erkennen, in dieſem Lande niedergelaſſen hatte. 1664 nahm ſie der Herzog von York, dem ſie ſein Bruder, König Carl II., ge- ſchenkt hatte, in Beſitz, worauf ſie nachher nach ihm benennt ward.

5. Eintheilung.

Sie wird eingetheilt in a) Neu-York an ſich und b) Long-Island oder die lange Inſel, die wegen ihrer Länge dieſen, aber auch noch den Nahmen In- ſel Naſſau führt; wozu man noch c) das Land Ver- mont nördlich zwiſchen dem Connecticut in Oſten, den Seen George und Champlain in Weſten, und Canada in Norden rechnen kann.

6. Gewäſſer.

1. Der ſchiffbare Hudſons-Fluß, auch der Nord- fluß genannt, entſpringt im nördlichen Theile auf der Weſtſeite des Georgen- und Champlain- See aus zwey Armen, die das Waſſer aus einer großen mit Sümpfen und Seen angefüllten Land- ſchaft aufnehmen. Nahe bey dem Georgen-See

biegt er ſich nach Süden, und theilt das Land der Länge nach in zwey Hälften. Er durchſtrömt in der Mitte die beſte und angebauteſte Hälfte dieſer Provinz. Vermittelſt derſelben haben die beiden Städte Neu-York und Albany, ein ſehr bequemes Verkehr und die Waren aus den entfernteſten Gegenden der Provinz werden auf demſelben bis ans Meer gebracht. Er fließt ziemlich gerade, welche Eigenſchaft nicht viel Flüſſe in Nordamerica haben. Er nimmt von Weſten her

2. den Mohawk auf. Da, wo er ſich in den Hudſon ergießt, bildet er den berühmten Waſſerfall, Cohos genannt. Der Mohawk iſt ſehr breit.

3. An der Weſtgrenze fließt der in Neu-York entſpringende Delaware-Fluß hinab bis nach Neu-Jerſey.

4. Der Sorel-Fluß, der aus den beiden Seen George und Champlain nordwärts hinauf in den St. Lorenz-Fluß fließt.

5. Dieſe beiden Seen ſelbſt, wovon der erſtere der ſüdlichſte und kleinſte iſt, und der zweyte nördliche ſehr groſſe bis nach Canada grenzt. Beide verbindet eben der Sorel. Der Champlain-See iſt 15—18 Meilen lang, im nördlichen mit groſſen unbewohnten Inſeln verſehenen Theile an drey, im ſüdlichen Eine Meile breit, durchgängig aber ſehr tief.

7. Gebirge.

Befinden ſich nördlich im Lande Vermont, welches voll davon iſt. Es ſind die blauen Berge, welche

bey-

beynahe den ganzen Raum zwiſchen dem Hudſon und Delaware einnehmen. — Quer durch die Provinz zieht ſich eine Gebirgskette, High-Lands genannt. Dieſe High-Lands ſind wegen eines der größten Natur-Phänomene merkwürdig. Durch ihre ganze Breite, die mehr als 20 Meilen beträgt, öffnen ſie dem Hudſons-Fluß einen Durchgang, gerade als wenn die Hand des Schöpfers ſie ausdrücklich hier deßhalb geſpalten hälte. Die Fahrt iſt frey und tiefer, als das Bette des Stroms an irgend einem andern Ort. Hier würde er die allergrößten Schiffe tragen können, ob er gleich dies, und jenſeits der Oeffnung nicht über 15 Fuß Tiefe hat. Die Berge zu beiden Seiten geben einen ſchrecklichen Anblick; ſie ſind faſt ſenkrecht abgeſchnitten. Eben ſo ſenkrecht gehen auch bis zu einer unermeßlichen Tiefe, die Felſen und Marmormaſſen, auf denen ſie ſich erheben, unterhalb des Waſſers hinab.

8. Boden.

Die gröſſere Nordhälfte von Neu-York iſt eine waldige Wüſte, beſonders die groſſe Grafſchaft Tryon, nebſt der ganzen Gegend um die Seen George und Champlain, die nicht einmahl wilde Völkerſchaften zur Wohnung benutzen. In den andern nördlichern Gegenden ſind die Felder ſo ergiebig, daß ſie ſchon ſeit 70 Jahren 20—30 Körner geben, ohne daß der Boden gedüngt ward. Die Südhälfte iſt ſehr fruchtbar und gut angebaut. Long-Island iſt ein ſehr fruchtbarer Strich Landes. In Vermont ſind herrliche Viehweiden.

9. Einwohner.

Ueber 200000 Seelen leben in Neu-York, worunter aber die freyen ſo wohl als leibeignen Neger und die unter den Chriſten zerſtreut wohnenden Wilden nicht mit zu rechnen ſind. Die Wilden treiben mit den Einwohnern Pelzhandel. Die Einwohner auf Long-Island treiben Ackerbau, Gärtnerey, Fiſchfang, und Viehzucht, und verſehen mit ihren Waaren die Stadt Neu-York. Die Einwohner von Vermont ſind ſtreitbare Leute. Ihnen hat vorzüglich dieſer Theil von America ſeine Freiheit zu danken.

10. Mineralien.

1. Eiſenwerke ſind ſehr ergiebig. Bloß aus den Eiſenminen der Grafſchaft Orange gewann man wohl des Jahres 120000 Thaler. Man verfertigt Stahl, Kanonen und Anker zu 4000 Pfund.
2. Der Schalen der Auſtern und andrer Muſcheln bedient man ſich in Neu-York zum Kalkbrennen, weil man keine Kalkſteine in der Nachbarſchaft hat. Zum Tünchen wird der daraus verfertigte Kalk vorzüglich ſchön und weiß; zum Bauen aber hat er nicht die beſte Haltbarkeit.

11. Pflanzen.

1. Der Kornbau in dieſer Provinz wird nur vom Pennſylvaniſchen übertroffen. England erhielt wohl ſonſt von hier des Jahres 250000 Fäſſer Mehl und Zwieback und 70000 Quartier Weizen, auſſer was noch an Korn nach Weſtindien, Portugal

und den Häfen des mittelländiſchen Meeres geſchifft wurde. Die auſſerordentliche Güte des hieſigen Mehls rührt von der Schönheit und dem Mechanismus der hieſigen Mühlen her, von deren Vortrefflichkeit man ſich daraus einen Begriff machen kann, daß oft der bloſſe Bau einer ſolchen an 25000 Thaler koſtet.

2. Der Hanf- und Flachsbau beſchäftigt viele Hände.

12. Thiere.

1. Nirgends trifft man ſchönere und gröſſere Auſtern an, als an den Küſten von Neu-York, und beſonders von Long-Island. Man führt von hieraus allein geſalzen für 6000—7000 Thaler jährlich nach Weſtindien. Eine von den kleinen vor der Küſte liegenden Inſeln hat von ihrer vortrefflichen Auſternbank den Nahmen Auſter-Eyland erhalten. Sie war ehedem ſo reich an Auſtern, daß von ihr allein die Stadt Neu-York und alle umliegende Gegenden hinlänglich verſorgt werden konnten. Einem groſſen Theil der ärmern Einwohner ſchaffte dieſes Unterhalt und Nahrung. Seit einigen Jahren hohlt man aber die meiſten und beſten Auſtern von der ſüdlichen Küſte Long-Island, wo ſie in weitläuftigen und viele Fuß tiefen Betten über einander liegen. Man hohlt ſie mit ſtarken eiſernen, gekrümmten Rechen herauf, denn ſie liegen nie ſehr tief, ſondern halten ſich gern an die flächern aber etwas felſigen Ufer.

2. Die Klammuſcheln (Venus mercenaria. L.), die

die man auch vorzüglich an der hieſigen Küſte findet, ſind den Einwohnern ſo gut, wie baar Geld, wegen des Handels mit den Wi den. Dieſe eſſen nicht nur das Fleiſch dieſer Schalenwürmer ungemein gern, ſondern die Schale ſelbſt gehörig zubereitet, iſt ihr liebſtes Geld. Man nimmt dazu den violetten, oder faſt purpurfarbenen Theil der Schale, ſchleift ihn länglicht rund, und polirt das Stück, ſo daß es auf eine Schnur gezogen werden kann. Daraus machen die Wilden ihren beſten Schmuck. Man kann mit ſolchem Muſchelgelde mehr ausrichten, als mit gewöhnlicher Münze; deßhalb legen ſich verſchiedene, beſonders auf die Verfertigung dieſes Muſchelgeldes.

3. Die Piſſer (Mya arenaria. L.?) gehören zu den gewöhnlichſten Schalenthieren, welche ebenfalls zu Markte gebracht und geſpeiſet werden. Sie wohnen im Sande des Seeſtrandes, und verrathen ſich durch eine runde Oeffnung im Sande. Den Nahmen Piſſer haben ſie, weil, wenn man ſie gelinde drückt, ſie ein klares Waſſer mit ziemlichem Nachdruck von ſich ſpritzen. Ihr Fleiſch iſt grob und zähe, die Brühe davon aber kräftig und nahrhaft.

4. Die **Kingskrabben** (Monoculus Polyphemus. L.) werden von einigen Landleuten auch nicht verſchmähet. Man nennt ſie gemeiniglich, ihrer Figur wegen, Pferdeſchuhe. Sie finden ſich nur in den Sommermonathen an den hieſigen Geſtaden ein,

und

und werden häufig von der Fluth auf dem Sand zurück gelaſſen, wo ſie beſonders von den Schweinen begierig aufgeſucht werden, die ſich wohl dabey befinden. Sie gehören zu den größern Inſecten. Es kommen einige vor, die mit dem Schwanze drey Fuß und drüber lang ſind. Sie leben einige Tage außer dem Waſſer.

13. Merkwürdigkeiten.

1. Die Grafſchaft Albany iſt wegen ihrer vortreflichen Sägemühlen berühmt. Der Fleiß der Einwohner verwandelt die Weißtannen, woran Ueberfluß iſt, in die köſtlichſten Breter. Es gibt hier Mühlen mit 14 Sägen und Breter drey Fuß breit und 18 Fuß lang, ohne einen einzigen Aſt.

2. Der Adlerkampf. Zwey Adler-Arten kommen alle Jahre an die Ufer des Hudſons, und bauen hier ihre Neſter, der Fiſcheradler und der kahlköpfige oder Bergadler, welcher letztre ein beſonders ſchöner Vogel iſt, eine mit ſeiner Größe verhältnißmäßige Stärke, einen weißen, kahlen Kopf hat, und den größten Theil des Jahrs auf den blauen Bergen lebt. Jeden Sommer kommt ein Seefiſch (La baſſe de mer) an 40—50 Pfund ſchwer, in den Hudſonsfluß hinauf, und ſucht hier eine ſichere Stelle, um ſeinen Rogen abzulegen. Mit demſelben erſcheinen auch ſogleich dieſe beiden Adler. Der Fiſcheradler, welcher ſonſt das ganze Jahr durch die Meerufer bewohnt, und ſich von Fiſchen nährt, begleitet jetzt dieſen Seefiſch bey ſeiner jährlichen

lichen Wanderung, folgt ihm bis an den Ort und Stelle, und weiß ihn da zu fangen. Er ſchwingt ſich zu dem Ende ſo hoch, daß man nicht mehr im Stande iſt, ihn in den Lüften zu erkennen. Dennoch bemerkt ſein durchdringender Blick von dieſem hohen Standpunkt recht gut die großen Fiſche, welche unter dem Waſſer ſpielen. So bald er ſein Ziel ſicher gefaßt hat, fährt er blitzſchnell herab. Der aufmerkſame Zuſchauer, der ihn faſt völlig aus dem Geſichte verloren hatte, kann ihm jetzt kaum ſchnell genug mit dem Auge folgen. Oft kann er ihn nur an dem Geräuſch, das er durch ſeinen Fall ins Waſſer macht, oder an der in demſelben hervorgebrachten Bewegung wieder erkennen. — Er taucht, wer weiß, bis zu welcher Tiefe, und verſchwindet. Nach einer halben Minute ſieht man ihn mit Erſtaunen wieder auf dem Waſſer. Er hebt ſich, mit dem ſchweren Fiſch zwiſchen ſeinen Klauen, wieder empor. Da die Laſt ſeine Kräfte überſteigt, ſo beſchleunigt er ſeinen Flug noch weit mehr, als zuvor. Endlich kömmt er zu gleicher Höhe mit ſeinem Neſt, und fliegt in daſſelbe. In dieſem Augenblick ſchickt ſich der kahlköpfige Adler, der ſich allezeit, wenn ihn Wildpretmangel nöthigt, die blauen Berge zu verlaſſen, in der Nachbarſchaft des Fiſcher-Adlers begibt, zum Kampf mit demſelben an, wobey er die bewundernswürdigſte Geſchicklichkeit zeigt. Er hatte bisher ſeinen Gegner nicht aus dem Auge gelaſſen; er kennt den rechten

Zeit.

Zeitpunct auf ein Haar, und verfehlt ihn niemahls. Er frißt gern Fiſche, ohne ſie doch fangen zu können, kennet aber ſeine ganze Uebermacht über den Fiſcher-Adler, verläßt daher ſeinen Baumſitz, fliegt dieſem nach, und verfolgt ihn mit größter Schnelligkeit. Dieſer, den die Laſt ſeiner Beute, die er kaum noch beym Anblick ſeines Feindes feſt halten kann, faſt niederzieht, läßt ſie fahren und flieht. Indem dieſe fällt, ſchießt der Kahlkopf auf ſie zu, und fängt ſie mit einer bewundernswürdigen Geſchicklichkeit noch auf, ehe ſie in den Strom ſinkt. Er trägt ſie im Triumph über ſeinen Sieg in ſein Neſt, und füttert ſeine Jungen damit.

14. Oerter.

Neu-York (ſonſt Neu-Amſterdam) auf der ſo genannten Staaten-Inſel an der Mündung des Hudſons-Fluſſes.

Es iſt eine ſchöne, obgleich unregelmäßig gebaute Stadt. Letzteres rührt von der Beſchaffenheit des Bodens, der Felſengeſtalt der Halbinſel, auf welcher die erſten Häuſer gebaut wurden, und von der Nothwendigkeit her, ſtets wieder neuen Grund und Boden durch die Kunſt zu ſchaffen, um die Stadt zu erweitern, und die zum Handel ſo nöthigen Magazine und Waſſerdämme anzulegen. Die Holländer, als erſte Bewohner, lehrten das Bauen auf dem Waſſer, und durch ſtetes Raffiniren haben es die jetzigen Einwohner in dieſer Art zu bauen zu einer außerordentlichen Geſchicklichkeit gebracht. Vielleicht hat man es nir-

gends

gends in der Kunſt, Waſſerdämme anzulegen, ſo weit gebracht. Sie bauen dieſelben wohl 40 Fuß ins Meer hinein, mittelſt übereinander gelegter Fichtenſtämme, welche mit Steinen beſchwert werden, damit ſie ſich feſt ſenken; endlich wird oben auf Erde geſchüttet. — Die Bieberſtraße die jetzt weit entfernt vom Meer iſt, bekam ihren Nahmen daher, weil ſie ehemahls eine kleine Bucht war, über welche die Bieber einen Damm gebaut hatten. Alte Leute erinnern ſich noch, daß die Fluth bis in die Gegend des Stadthauſes ſtieg, welches jetzt über 300 Klafter vom Meere entfernt iſt. — Verſchiedne Straßen haben zu beiden Seiten Steinplatten-Wege für die Fußgänger, die mit Platanen beſetzt ſind, welche im Sommer den Bewohnern der daran liegenden Häuſer und den Fußgängern einen angenehmen Schatten geben. Die Holländiſche Reinlichkeit vereinigt ſich hier mit dem Geſchmack und der Baukunde der Engländer. Die Häuſer zeugen in Anlage, Ausführung und Ausſchmückung von größter Sorgfalt. Die hieſigen Kaufleute ſind einſichtsvoll, geſchickt und reich, und die Künſtler überaus geſchickt, beſonders die Zimmerleute, Ebeniſten und Schreiner. Da die Steine rar ſind, ſo iſt beynahe die ganze Stadt von Backſteinen erbaut. Alle Einwohner ſind äußerſt gaſtfrey. Die Lebensmittel aller Art ſind eben ſo wohlfeil, als in Ueberfluß vorhanden — Fleiſch, Speck, Schinken, Butter, Käſe, Mehl, Fiſche, Auſtern. Jedermann, bis auf den geringſten Handwerksmann, lebt hier gut,

und

und ſpeiſet vortreflich. Wohl an 24 Arten von eßbaren Schalenthieren, z. B. Auſtern, Meerſchnecken, Muſcheln, Schildkröten und an 27 Arten Schuppenfiſche gibt es.

Jede hat ihre gewiſſe Zeit, ſo daß das ganze Jahr durch die größte Mannigfaltigkeit vorhanden iſt. Auf jede Fiſcherbarke folgt allezeit noch ein kleines von Cedernholz erbautes Fahrzeug, das völlig durchlöchert iſt. In dieſen frey herumwandelnden Fiſchbehältern kommen alle Fiſche nach Neu-York zu Markte. Die Menge Auſtern, welche hier von allen Orten herkommen, geht über alle Vorſtellung. Alle große Buchten von Long-Island und der Hafen ſelbſt ſind voll davon. Das Hundert gilt gewöhnlich eilf Groſchen. Man findet ſie aber nicht überall von gleicher Größe und gutem Geſchmack. Die, welche ganz im Salzwaſſer leben, ſind immer beſſer, als die, welche in der Nachbarſchaft von Flüſſen, von weniger geſalznem Waſſer, angeſpült werden. Sie legen ſich oft ſo hoch an den Geſtaden an Steine, Baumwurzeln rc. an, daß ſie bey der Ebbe mehrere Stunden lang ganz trocken liegen. — Die Stadt iſt faſt durchgehends von Waſſer umgeben. Nur von einer einzigen Seite her kann man über eine ſchmale Brücke, zu Lande, in dieſelbe kommen.

XXIX.

Connecticut.

1. Grenzen.

Wird ſüdoſtlich durch eine Meerenge von Long-

Jsland getrennt; grenzt weſtlich an Neu-York; nördlich an Maſſachuſets-Bay und öſtlich an Rhode-Jsland.

2. Größe.

Ihr Flächen-Innhalt iſt 246 deutſche Quadrat-Meilen; alſo nicht ſo groß wie Toscana. Die Länge beträgt an 20, die Breite meiſtens 13 Meilen.

3. Clima.

Die Luft iſt vortrefflich.

4. Nahmen.

Dieſe Provinz hat von dem großen Fluſſe ihren Nahmen.

5. Eintheilung.

Sie wird in ſechs Grafſchaften eingetheilt.

6. Gewäſſer.

Der Connecticut kommt über 100 deutſche Meilen weit von Norden nach Süden herab, und durchſtrömt das Land in der Mitte. Er hat ſeinen Urſprung aus einem ungeheuren Moraſt in der Nachbarſchaft des Champlain-See.

7. Boden.

Das Land iſt vortrefflich zum Ackerbau geſchickt. In gewöhnlichen Jahren trägt ein Morgen ſeinem Herrn 300 pro Cent ein.

8. Einwohner.

Ueber 200000 Seelen. In dieſer ganzen Provinz vereinigen die Einwohner die ſtärkſte Neigung für den Putz; ſelbſt für einen koſtbaren Putz, mit den einfach-

ſten,

ſten, reinſten Sitten. Zugemüſe, Mais und Milchſpeiſen ſind ihre gewöhnliche Nahrung. Sie trinken beſonders viel Thee. Dieſes fade Getränk iſt faſt ihr einziges Vergnügen. Jeder Einwohner trinkt ihn aus Porcellän, und weiß einem keine größere Ehre anzuthun, als eine Taſſe Thee vorzuſetzen.

Da ſie in den Waldungen zerſtreut leben, ſo kommen ſie faſt gar nicht zu einander, außer an Kirchentagen. Ihre Häuſer ſind groß, geräumig, reinlich. Sie laſſen ſie von der friſchen Luft durchſtreichen, und bauen ſie von Holz ſehr bequem. Ihr Verſtand iſt ſo thätig, als erfindungsreich. Sie können alle leſen. In ihrem Betragen ſind ſie kalt, langſam, ſtill und ſanft, nicht ſehr arbeitſam, da ihr fruchtbares Land ihnen immer mehr gibt, als ſie brauchen. Im ganzen Lande ſieht man keinen Reiſenden zu Fuß.

9. Mineralien.

Eiſen und Bley ſind im Ueberfluß vorhanden.

10. Pflanzen.

Vorzüglich Getreide.

11. Thiere.

Die Viehzucht wird mit gleichem Vortheil, wie der Landbau, getrieben, und Ochſen, die 1500 Pf. wiegen, ſind nebſt Schweinen, von 500 Pfund, nichts Ungewöhnliches; daher dieſe Provinz einen eben ſo vortheilhaften Handel mit Butter, Speck und geſalznem Fleiſch, als Ireland treibt. Eben ſo wichtig iſt die hieſige Pferdezucht. Die Pferde

ſind ſo vortrefflich, daß man leicht auf langen Reiſen täglich acht Meilen mit ihnen machen kann. Sie ſind dabey gelehrig, weder ſcheu noch widerſpänſtig.

Die Hunde ſind furchtſam und ſchmeichleriſch, beißen keinen Fremden. Sie bellen ſo heiſer, wie der Hahn krähet. Schafe werden zwar genug gehalten, aber die Wolle iſt doch kaum ſieben Zoll lang, da die Engliſche wohl 22 hält. An Weiche kommt ſie der Engliſchen noch weniger bey und in den ſüdlichen Provinzen ſoll ſie noch kürzer und harigter ſeyn. Eine Menge Lachſe werden in Connecticut gefangen.

12. Merkwürdigkeiten.

Man baut hier mitten im Lande, fern von der See, die größten Schiffe, unter andern im Walde Plainfield. Man nimmt ſie hernach aus einander, numerirt die einzelnen Stücke, ſtößt ſolche den Strom herunter bis in den nächſten Seehafen. Hier wird das Holz unter beſondern Schoppen getrocknet, und hernach das Gerippe des Schiffs wieder zuſammen geſetzt.

XXX.
Rhode-Island.

1. Lage und Figur.

Die öſtlichſte der XIII. Provinzen, durch das Meer ſehr zerſchnitten. Ihre öſtliche Hälfte gleicht einem Schrittſchuh oder Schlitten.

2. Grenzen.

Sie iſt im Norden und Oſten mit Maſſachuſetsbay, und im Weſten mit Connecticut umgeben.

3. Gröſſe.

3. Grösse.

Nur 80 Quadrat-Meilen groß, alſo beynahe ſo groß, wie Genua. Ihre Länge hält 14 Meilen, ihre Breite über 5 Meilen.

4. Clima.

Die geſundeſte Luft wehet hier; die Sommerhitze wird durch regelmäßige Seewinde, und die Winterſtrenge durch die Nachbarſchaft des Oceans merklich gemildert.

5. Nahmen.

Bey den Franzoſen heißt ſie Isle de Rodes.

6. Eintheilung.

Sie iſt abgeſondert

a) in die Inſel Rhode-Island, die über zwey deutſche Meilen lang und über Eine breit iſt, und die Grafſchaft New-Port ausmacht.

b) in die Provinz Providence auf der Küſte, die wieder vier Grafſchaften in ſich begreift.

7. Boden.

Das ſteinige Land iſt mehr zur Viehzucht, als zum Ackerbau geſchickt. Die Spitze dieſer Inſel nach der Seeſeite zu, beſteht aus einem ſonderbaren Gemiſche von mahleriſchen Felſen und kleinen, fruchtbaren Feldſtrecken, von Unfruchtbarkeit und Ueberfluß, von Sand und fettem Boden, ſanft gebognen und bequemen Buchten und ſteilen Vorgebirgen.

8. Einwohner.

Außer der Viehzucht beſchäftigen ſich die Einwoh-

ner vorzüglich mit der Schifffahrt. Da ſie ſelbſt wenig bauen, ſo verfahren ſie die Producte ihrer Nachbarn, vorzüglich der Provinz Connecticut, nach Weſtindien, hohlen auch Sclaven aus Guinea für die ſüdlichen Provinzen. Man zählt ihrer über 50000.

9. Mineralien.

Ganz Rhode-Island iſt auf bloße Felſen, von grauem, feinkörnigen, ins Röthliche ſpielenden Steine gegründet, der einen feinen Quarzſand zum Grund hat, ſchimmert, feinen Glimmerſtaub eingemiſcht hat, keinen Thongeruch gibt, und nicht immer am Stahl Feuer ſchlägt, eine matte Politur annimmt, und zu Leichenſteinen ꝛc. verarbeitet wird. In den Vertiefungen zwiſchen ſeinen Geſchieben findet ſich ſchwarzer, grobblätteriger Schiefer. — Auf Providence iſt vortrefflicher Kalk.

10. Pflanzen.

1. Indiſches Korn.
2. Die Wege ſind zu beiden Seiten mit Acacien und Plantanen beſetzt.

11. Thiere.

1. Viele Schafe.
2. Schöne und ſtarke Pferde.
3. Die größten und fetteſten Ochſen werden hier gezogen.
4. Eine groſe Menge Fiſche.

12. Merkwürdigkeiten.

1. Die erſten Einwohner von Rhode-Island waren

nichts

nichts als Vertriebene aus Maſſachuſetsbay, die man zwingen wollte, nicht zu denken, wie es ihnen ihre geſunde Vernunft lehrte, ſondern wie man es ihnen vorſchrieb. Sie glaubten, dieß dürfte ſich kein zu Verſtande gekommner Menſch gefallen laſſen, verließen daher ihr Vaterland, und legten den Grund zu der Stadt Providence.

2. Rhode-Island iſt eine der kleinſten, aber eine ſehr blühende und volkreiche Provinz.

3. Aus Wallrath (dem Hirn des Wallfiſches) verfertigt man zu New-Port Lichter, die noch weißer und ſchöner ſind, als Wachslichter. Sie riechen und dampfen nicht. Bey der nöthigen Zubereitung, um dem Wallrath die gehörige Feſtigkeit zu geben, weiß man noch ein flüſſiges Oehl zu gewinnen, das vortrefflich zum Lampenbrennen iſt, da es ebenfalls weder riecht noch dampft.

13. Oerter.

New-Port, in Süden, hat unter allen 13 Provinzen den beſten Hafen, und 1000 hölzerne Häuſer. Kranke von den Weſtindiſchen Zuckerinſeln kommen hierher, ihre Geſundheit wieder zu erlangen.

XXXI.

Maſſachuſetsbay.

1. Grenzen.

Es iſt die nördlichſte der XIII. vereinigten Provinzen; biegt ſich öſtlich um den Ocean herum bis an Neu-Schottland, in welches es ſich weiter hinauf

nördlich, faſt in Form eines Dreyecks hinein ſchiebt. Weſtlich wird es in der obern Hälfte von Canada, in der untern von Neu-York begrenzt, und in der Mitte ganz durch Neu-Hampſhire getrennt. In Süden liegt ihm öſtlich Rhode-Island und weſtlich Connecticut.

2. Clima.

Die Winter in Sagadahok und Main ſind ſtrenge; aber das Land geſund.

3. Gröſſe.

Die untere Hälfte, oder das eigentliche Maſſachuſetsbay, welches in Norden von Neu-Hampſhire begrenzt wird, enthält einen Raum von 460 Quadrat-Meilen, alſo mehr, als das Venetianiſche Gebiet. Die obere Hälfte jenſeits Neu-Hampſhire erſtreckt ſich auf 70 Seemeilen längs der Seeküſte hin. Der ganze Flächenraum von Maſſachuſetsbay, beide getrennte Hälften zuſammen gerechnet, beträgt 1644 Quadrat-Meilen, alſo ungefähr ſo viel, wie Schottland.

4. Eintheilung.

1. Die öſtlichen Zugehörungen jenſeits der Provinz Neu-Hampſhire, zwiſchen dieſer und Neu-Schottland
   a) Sagadahok, der nördliche,
   b) Main, der ſüdliche Theil. Beide machen mehr als die Hälfte des ganzen Landes aus.
2. Die eigentliche Provinz Maſſachuſetsbay, die in 13 Grafſchaften, und jede wieder in beſondre

Town-

Townſhips, oder Stadtgebiete vertheilt iſt. Ein ſolches Stadtgebiet begreift gewöhnlich einen Strich Landes von 23000 Morgen, oder ein reguläres Viereck von 6—8 Engliſchen Meilen.

3. Die beiden Inſeln
   a) Nantuket in Oſten und
   b) Martha's Weinberg oder Martha's Vineyard in Weſten nahe bey der ſüdlichen Küſte von Maſſachuſetsbay.

5. Gewäſſer.

1. Der Penobſcot kommt in Sagadahok aus Norden gerade herab, und bildet in Süden die Penobſcotsbay.
2. Der Kenebek oder Kenebuk entſpringt weſtlich aus einem auf der Grenze an Hampſhire gelegenen See, und ergießt ſich in den Ocean.
3. Der St. Croix-Fluß kommt aus Norden herab, und fließt auf der Neu-Schottländiſchen Grenze hin; trennt auch Maſſachuſetsbay von Sagadahok und Main. Flüſſe und Meer ſind überhaupt hier ſehr fruchtbar an Fiſchen.

6. Berge.

Das Vorgebirge Cod (d. i. Stockfiſch) hat von den vielen Stockfiſchen ſeinen Nahmen, und bildet den in die See ſich hinein krümmenden öſtlichen Landhaken von Maſſachuſetsbay.

7. Boden.

Der offne Theil iſt ſehr wohl angebauet; einen

groſſen Theil nehmen aber auch Waldungen ein. Er iſt ſehr feucht.

8. Einwohner.

Die Provinz iſt ſehr volkreich. Bloß im eigentlichen Maſſachuſetsbay leben über 350000 weiſſe Einwohner. Die Einwohner der Stadt Boſton beſchäftigen ſich, auſſer dem Handel, auch mit Wollenwebereyen, mit Rumbrennen, Schiffbau und vorzüglich mit der Fiſcherey. Die Waldungen machen, nebſt dem Ertrag des Feldbaues und der Fiſchereyen, den größten Reichthum der Bewohner aus. Sie führen ſehr viel Schiffsholz, Planken, ſogar fertig gezimmerte Häuſer, in beträchtlicher Menge, nebſt Ther, Pech, Terpentin und Pottaſche aus, und gewinnen bey ihrer Fiſcherey wohl jährlich an 2000000 Thaler. Von ihrem Fleiß findet man überall Spuren. Alle Wieſen ſind eben, rein, wohl verzäunt und ſorgfältig gewäſſert. Sägemühlen und Eiſenwerke wechſeln ab. Ihren Wohlſtand verdanken ſie weit mehr ihrer Thätigkeit, Beharrlichkeit und ihren Einſichten, als der Güte ihres Clima oder Bodens. Von den Aeckern laſen ſie die Steine ab, und umzäunten dieſe damit, ſchützten ſie vors Vieh, und ſparten doch das Holz. — Main und Sagadahok ſind nur längs der Meeresküſte bevölkert. Daſelbſt treiben die Einwohner beſonders einen ausgebreiteten Holzhandel. Es ſind ihrer hier an 17000 Seelen. Sonſt ſind dieſe Bewohner die beſten Leute von der Welt, von ſchlichter Denkart und ſehr gaſtfrey. Der Fremde kann ihnen kein gröſſer Vergnügen machen,

chen, als ſich eine Zeitlang bey ihnen aufzuhalten. Die beiden Inſeln Nantuket und Martha's Weinberg ſind gröſtentheils von Quäkern bewohnt, die ſich bloß von der Fiſcherey nähren, am meiſten vom Fang der Wallfiſche.

9. Mineralien.

Nicht weit von Boſton iſt ein Eiſenwerk, wo 18pfündige Kanonen gegoſſen werden.

10. Pflanzen.

1. Der groſſen Waldungen iſt ſchon erwähnt worden; beſonders ſind in Main und Sagadahok Weißtannen, welche zu 36elligen Maſten dienen, nicht ſelten, und welche die vielen Sägemühlen zum Theil auch in die vortrefflichſten Breter verwandeln. Auch liefern die Waldungen vortreffliches Werkholz, nebſt vielen Segelſtangen.

2. Weitzen wächſt nur öſtlich vom Connecticut in Ueberfluß; hingegen weſtwärts deſſelben wächſt nur Rocken und Türkiſch Korn.

11. Thiere.

Fiſche, beſonders Stockfiſche und Wallfiſche ſind hier am zahlreichſten. Am Vorgebirge Cod werden jährlich von den erſteren auf 50000 Centner gefangen. Die Flüſſe enthalten viele Lachſe.

12. Merkwürdigkeiten.

1. Die meiſten Städte im Innern des Landes ſind offne Oerter von 40—50 zerſtreut ſtehenden Häuſern, von denen viele die Nahmen ehmaliger Oerter in

Pa-

Paläſtina führen, daher man eher in das alte gelobte Land, als in eine von Europäern bewohnte Gegend von America zu kommen glaubt.

2. Die Inſel Nantuket vereint ſo viel Merkwürdiges, daß ſie einer beſondern Erwähnung verdient. Ihr Boden iſt unfruchtbar, ihr Umfang klein und ihre Lage nicht vortheilhaft. Es fehlt an allen Materialien zum Haus- und Schiffbau; weder Steine noch Steinbrüche ſind zu finden. Sie ſcheint nur deßwegen von Menſchen bewohnt worden zu ſeyn, damit Nachdenken, Beharrlichkeit, Freyheit und Fleiß zeigen könnten, was ſie vereint vermöchten. Alles athmet jetzt hier Wohlſtand, Zufriedenheit und Glückſeligkeit. Eine bloſſe Sandinſel, die kaum 23000 Acker enthält, ſo wenig Holz als Steine hat, und auf deren Oberfläche man weder Wieſen noch artbares Land erblickt, zeigt dem Reiſenden eine Stadt (Sherburn) von mehr als 500 Häuſern; in ihrem Hafen über 200 Schiffe, und gibt jährlich mehr als 2000 Matroſen volle Arbeit. Ja dieſer öde Boden ernährt 15000 Schafe, 500 Kühe, 200 Pferde und mancher Einwohner von Sherburn hat ſich ein Vermögen von mehr als 100000 Thalern erworben.

Die Kühnheit und Fruchtbarkeit in Entwerfung groſſer Plane, welche alle dieſen Inſelbewohnern eigen iſt, machte aus dieſen anfänglich armen Leuten wohlhabende Kaufleute, und verſchaffte ihnen beſonders unter allen auf den Wallfiſchfang ausgehenden

Seefahrern den erſten Rang. Sie verfolgen dieſe Fiſche bis jenſeits der Davidsſtraſſe in Norden, wieder bis unterhalb der Linie, an den Küſten von Guinea und Braſilien, ja ſogar bis an die Falklandsinſeln, von einem Pole bis zum andern.

Die Menſchen ſelbſt ſind daher auf dieſer Inſel die gröſte Merkwürdigkeit; ſie liegt unter dem 41 Gr. 10′ Breite, 100 Engliſche Meilen nordöſtlich vom Vorgebirge Cod, 80 nördlich von Boſton, 120 von Rhode-Island und 800 von den Bermuden entfernt.

Die Häuſer in Sherburn ſind alle bloß von Holz gebaut, inwendig mit Latten benagelt und dieſe übergipſet. Die beſten Zimmer mit ſchönem Papier überzogen. Von auſſen ſind ſie mit Cedernbretern bekleidet, welche überaus glatt gehobelt, ſehr künſtlich an einander gefügt und in einem einfachen Geſchmack bemahlt ſind. Jedes Haus hat einen Keller von gleicher Gröſſe, der von Steinen 2—3 Fuß über der Erde in die Höhe gebaut iſt. Dieſe Häuſer haben von innen und auſſen keine andern Zierrathen als Bequemlichkeit und Reinlichkeit. Alle Materialien zur Erbauung derſelben müſſen vom feſten Lande herüber geſchafft werden. Verſchiedne Straſſen, auch einige benachbarte Aecker, ſind mit Pfirſich- und Kirſchen-Bäumen geſchmückt. Aepfelbäume kommen nicht fort. Das um die Stadt gelegne Feld iſt erſt durch den Fleiß dieſer ehrlichen Leute fruchtbar gemacht worden, und trägt nun Früchte und Gemüſe.

Ob-

Obgleich dieſe Inſel keine Berge hat, ſo iſt doch ihre Oberfläche ſehr ungleich und bildet mehrere Thäler und mit Sumpfgras bewachsne Moräſte, welche aber den Aermern vortrefflichen Torf zur Feurung geben. An 14 kleine Seen durchkreuzen die Inſel, und geben theils viele verſchiedne Weideplätze für ihr Vieh, theils jährlich eine Menge Fiſche und wildes Geflügel.

Die Straſſen der Stadt ſind nicht gepflaſtert. Sie bedürfen es aber auch faſt nicht, da ſchwere Fuhrwerke, Karren, Laſtwagen ꝛc. niemahls hieher kommen und in leichtern Fahrzeugen die Einwohner nur um die Zeit der Ankunft oder Abfahrt ihrer Flotten hin und her fahren. Dieſe ſind nur mit Einem Pferde beſpannt.

Das Auffallendſte für einen Fremden iſt der ſtarke Thrangeruch; der Thran macht aber das Hauptgewerbe der Stadt aus; ſo wie ihre beſondre Geſchicklichkeit und Kühnheit beym Wallfiſchfang unter allen Himmelsſtrichen ihren Hauptreichthum. Vor der Stadt ſind die Thran-Magazine und die Vorräthe aller zum Schiffbau gehörigen Artikel.

Ihr Sandland machten ſie mit auſſerordentlicher Mühe durch ſtetes Nachdenken und unermüdete Aufmerkſamkeit. Straſſenkoth, Kuhmiſt, Schafdünger, Seeſchlamm aus dem Hafen, Strohwerk, und Dünger vom feſten Lande herüber gebracht — alles wußten ſie zur Bindung und Urbarmachung des Sandes auszufinden und zu benutzen. Sie haben darauf ſo

viel

viel Fleiß und Koſten verwendet, als wenn dieß das einzige Fleck des Erdbodens wäre, was ihnen als noch unbewohnt übrig bliebe. Und nun tragen ihre Felder Mais, vortreffliche Cartoffeln, gute, eßbare Kürbiſſe, Erbſen, Bohnen, Hopfen, Korn, Rüben, Klee und Buchweitzen.

Auf dem höchſten Platze haben ſie vier Windmühlen gebaut, welche das Korn, welches ſie bauen oder kaufen, in Mehl verwandeln.

Nicht weit von den Ufern des Hafens und den Dämmen der Stadt ſieht man mit eben ſo vielem Vergnügen als Erſtaunen eine vortrefflich ſorgfältig umzäunte Wieſe. Die Koſten, welche auf ihre Anlage verwendet wurden, zeigen hinlänglich, wie rar und wie geſucht das Heu hier ſey.

Nach der Landſpitze Schemah iſt das Erdreich ebner, und nicht ſo unfruchtbar. Hier iſt ein beträchtlicher Platz zum Ackerbau eingeſchloſſen. Auſſerdem ſieht man wenige angebaute Flecke, weil nur ſehr wenige Gegenden, ohne die koſtbarſten Verbeſſerungen, mit dem Pfluge bearbeitet werden können; beſonders viel Holz, um die künſtlich erhöheten Felder feſt einzuſchlieſſen, und eine Menge Düngung.

Die ganze Inſel ward 1671 ſieben und zwanzig Eigenthümern gegeben. Da dieſe den Boden zum Anbau untauglich fanden, wurden ſie eins, das Land nicht zu vertheilen. Sie blickten auf das Meer und deſſen Reichthum, und wurden Fiſcher. Zu dem Ende ſuchten ſie einen Hafen, an welchem ſie einen Flecken von

27 Häu-

27 Häuſern anlegten. So entſtand Sherburn und jede Stadt auf dem feſten Lande. Hierauf maſſen ſie die Gegend um die Bucht aus und theilten ſie in 27 Portionen (jede zu 4 Aecker), die jeder als beſondres Eigenthum bekam. Mehr Land ſchien ihnen unnütz, da ſie es nicht nützen zu können glaubten, und das neue nicht ein Mahl nach ſeinen Grenzen umzäunen konnten, da auf der ganzen Inſel auch nicht ein einziger Baum war. Dieſe vier Acker mußten ihnen alſo alles geben, was ſie an Bedürfniſſen zu ihrer Fiſcherey brauchten, den Platz zur Wohnung und die Hoffnung zu einem Gärtchen.

Sie wurden darauf eins, das übrige Land der Inſel gemeinſchaftlich zu nutzen. Sie ſahen voraus, daß das Gras auf der Inſel ſich durch Einführung der Schafe verbeſſern würde. Sie wurden daher eins, daß jeder das Recht haben ſollte, 560 Stück zu halten, welche gemeinſchaftlich auf dem unvertheilten Lande auf die Weide gingen. Sie wurden ferner eins, daß wenn die gemeinſchaftliche Herde die Weide wirklich verbeſſerte, auch ſtatt vier Schafe eine Kuh, und ſtatt zwey Kühe ein Pferd gehalten werden könnte. In Zukunft ſollte dann beſtimmt werden, wie viel Land zur Weide auf ein Schaf erforderlich wäre, und dem gemäß die Portionen des Ganzen vertheilt werden. Wirklich ſind nachher mehrere Portionen der Gemeinweide als Eigenthum abgegeben und bebaut worden. Die übrigen Hauptportionen ſind durch Heirathen ſo vertheilt worden, daß oft viele Mädchen bey ihrer Ver-

hei-

heirathung kein andres Heirathsgut haben, als ihren Hausrath, ihre Wäſche und das Recht, vier Schafe oder eine Kuh mit bey der Gemeinherde halten zu dürfen. Dieſes Vorrecht iſt jedem um ſo werther, da jeder, der eine gewiſſe Zahl beſitzt, einſt ſtatt deſſen ſo viel Land zu bekommen hoffen darf. Jeder freut ſich im voraus auf dieſe Freyſtätte, wo er ſich einſt für ſeine alten Tage ein Haus bauen kann.

Ihre Kinder lernen in der Schule bis ins zwölfte Jahr leſen, und eine ſchöne Hand ſchreiben. Hierauf müſſen ſie in die Lehre und das Böttcher-Handwerk lernen, welches hier jeder verſtehen muß. Mit dem 14ten Jahre gehen ſie auf die zum Wallfiſchfang beſtimmten Schiffe zur See. Hier lernen ſie von ihren Gefährten (welches meiſt ihre Verwandten oder Freunde ſind) die Regeln der Schiffahrt, die Kunſt, ein Schiff, in allen den mannigfaltigen Fällen, die Wind und Meer ſo oft verändern, zu regieren; alle Hinderniſſe, welche beide Elemente entgegen ſtellen, zu beſiegen. Sie müſſen ſich hierauf durch alle Stufen des Seedienſtes vom Schiffsjungen an bis zum Harpunirer rc. durcharbeiten. Dieſe Laufbahn betreten alle junge Leute ohne Unterſchied in Nantuket. Gibt ihnen das Glück ein Mahl Reichthum, ſo haben ſie aus eigner Erfahrung gelernt, wie ſauer ſich ihre Aeltern den Beſitz ihres Vermögens erwarben. Bekommen ſie kein Vermögen, ſo würden ſie ohne dieſe Schule nicht im Stande ſeyn, ſich ihren Unterhalt zu erwerben und ſich auf eigne Hand zu ſetzen. In

dieſer Uebungsſchule lernen ſie nun die Kunſt den Wallfiſchen beyzukommen, erwerben ſich jenen Muth und jene Kühnheit zur See, die ihnen den Ruf der erſten Schiffer in Nordamerica erwarben. Hier lernen ſie wie ein Schiff gebaut, ausgerüſtet und verproviantirt werden muß.

Nach einer drey= oder vierjährigen Erfahrung ſind ſie im Stande, ein Schiff zum Wallfiſchfang zu commandiren, Correſpondenten ihrer Väter in irgend einem Seehafen des feſten Landes zu werden, oder auf ihrem Contor mit zu arbeiten.

13. Oerter.

1. **Marblehead**, in der Grafſchaft **Eſſex**, treibt die größte Fiſcherey unter allen den vielen Seeſtädten dieſer Provinz. Die Einwohner machen gewöhnlich alle Jahre 5 Fahrten nach **Neu=Schottland**, und bringen oft 120000 Centner getrocknete Stockfiſche wieder zurück. Man hält aber dieſen Stockfiſch nicht für ſo gut, als den die **Engländer** bey **Neu-Foundland** fangen. Er iſt zu ſtark geſalzen, oder vom allzuſcharfen Salz etwas verdorben. Sie nehmen dazu, weil es ihnen, wie allen 13 Provinzen, an Salz fehlt, das ſcharfe Salz von **Tortugas** *), oder den **Capverdiſchen** Inſeln, dagegen zu dem **Brittiſchen** Stockfiſch Salz aus **Portugal** und **Frankreich** gebraucht wird.

2. Bo-

*) Tortugas oder Tortue iſt eine von den Weſtindiſchen Inſeln unter dem Winde, den Spaniern gehörig, meiſtens unfruchtbar und felſig. Von dem Salze, das man auf ihr findet, hat ſie auch den Beynamen Salſa.

2. Boſton, die Hauptſtadt, liegt auf einer Halbinſel an dem groſſen Maſſachuſetſiſchen Meerbuſen, um welchen ſich die krumme Erdzunge herum biegt, auf deren Nordſeite das Vorgebirge Cod liegt.

XXXII.

Neu-Hampſhire.

1. Lage und Figur.

Dieſe Provinz zieht ſich faſt wie ein gleichſeitiges Viereck zwiſchen Neu-York und Maſſachuſetsbay hinauf.

2. Grenzen.

Nördlich an Canada; weſtlich an die beiden Seen George und Champlain und weiter unten längs dem Connecticut hin an Neu-York; ſüdlich an das eigentliche Maſſachuſetsbay; öſtlich an Main und zum Theil an den Ocean, den ſie ungefähr 20 Meilen lang begrenzt.

3. Gröſſe.

Ihr Flächeninhalt iſt 560 Deutſche Quadratmeilen, alſo ungefähr ſo groß wie Sicilien.

4. Eintheilung.

Sie iſt in 5 Grafſchaften eingetheilt. Dieſe Eintheilung, welche wir hier durchgehends, Süd-Carolina ausgenommen, in den 13 Provinzen angetroffen haben, iſt eine Nachahmung Großbritanniens, welches ebenfalls in Grafſchaften vertheilt iſt.

5. Gewäſſer.

Auch durch dieſe ganze Provinz fließt der Connecticut, wegen der groſſen Strecke, die er durchfließt, auch der Lange genannt.

6. Gebirge.

Rauhe, unbewohnte Gebirgsketten durchſtreichen den nordweſtlichen Theil.

7. Boden.

Das Land iſt noch zur Zeit nur längs der Küſte angebaut. Landeinwärts beſteht es aus ungeheuren **Waldungen**, die noch für künftige Jahrhunderte reichen Vorrath von Schiff- und Bauholz enthalten und aus Gebirgen. Hier hat ſich der Anbau noch ſo wenig verbreitet, daß im Freyheits-Kriege General **Arnold** auf ſeinem berühmten Winterzuge nach Quebek von dem Ufer des Kenebecfluſſes bis zur Grenze von Canada 31 Tage lang marſchiren konnte, ohne eine menſchliche Wohnung anzutreffen. Längs den Flüſſen aber iſt das Land durchgehends fruchtbar. Beſonders iſt am Connecticut ein Strich, the Cohas, der wegen ſeiner Güte, der Garten von Neu-**England** genannt wird.

8. Einwohner.

Man zählt ihrer an 150000.

9. Pflanzen.

Vorzüglich **Waldholz** ſtatt der Producte des Feldbaues.

10. Thie-

10. Thiere.

Die Viehzucht iſt in Aufnahme; die ſchönſten Ochſen ſind hier. In den Waldungen trifft man Biber, Elendthiere und andres Wild, deſſen Felle und Pelzwerk geſchätzt werden, in groſſer Menge an.

A. Neu-England.

Mit dieſem gemeinſchaftlichen Nahmen werden die vier hier zuletzt beſchriebnen Provinzen von Nr. XXIX — XXXII. belegt.

Seine Lage und Grenze laſſen ſich aus dem bisherigen von ſelbſt beſtimmen. Im Norden Neu-Schottland und Canada; in Süden und Oſten das Atlantiſche Meer; in Weſten die Provinz Neu-York.

Der Gröſſe nach erſtreckt es ſich vom 41ſten bis 48ſten Grad nördlicher Breite und liegt der Länge nach vom 66ſten bis 76 Grad weſtlich von London. Es iſt über 300 Engliſche Meilen lang und in der gröſſten Breite kaum 200 breit. Der Flächeninhalt begreift 3000 Quadratmeilen; alſo nicht völlig ſo groß wie England.

Das Clima iſt nicht das angenehmſte. Lange und zuweilen harte Winter; ſchwüle und kurze Sommer, dabey heftige aber nicht lange dauernde Regengüſſe. Doch iſt das Wetter oft anhaltend klar und heiter und gemeiniglich ſehr geſund. Es iſt nichts ungewöhnliches, zwey Monathe hinter einander vollkommen heitern Himmel zu haben. Eine ſo lang anhaltende

Witterung im Sommer hält die Einwohner wegen ihres langen, empfindlichen Winters ſchadlos, und die Gewächſe, ob ſie gleich ſpäter hervor kommen, erlangen doch ſchneller, als bey uns, ihre Reife. Selbſt im ſüdlichen Theile iſt das Land vom November bis Februar mit Schnee bedeckt und die Kälte verdirbt hier oft das Winterkorn.

Den Nahmen Neu-England erhielten dieſe Provinzen von Carl I., da er noch Prinz von Wallis war.

Der Connecticut iſt der anſehnlichſte Fluß. An Gröſſe übertreffen ihn in der nördlichen Hälfte der neuen Welt, nur der Miſſiſippi und der groſſe Canadiſche Lorenzſtrom. Er iſt gegen 130 Deutſche Meilen lang und auf eine beträchtliche Strecke dehnen ſich ſeine Ufer eine halbe Meile weit von einander. Etwa 50 Meilen von ſeiner Mündung wird er innerhalb einem Raum von 400 Ellen durch zwey Gebirge eingeſchloſſen, und zeigt eins der merkwürdigſten Schauſpiele in der Natur. Der groſſe, reiſſende Fluß iſt hier nicht über 15 Fuß breit und muß ſich mit erſchreklichen Toben durch dieß enge Bett drängen. Das Waſſer friert hier nie zu, wird aber, bloß durch den heftigen Druck und den auſſerordentlichen ſchnellen Strom, dermaſſen zuſammen gepreßt, daß Eiſen, Holz und Kork hier gleich ſchwer, nicht unterſinken, und eine menſchliche Gewalt hier nicht den geringſten Eindruck in den Fluß machen kann.

Der Boden iſt ſehr verſchieden; bald rauh, ſteinig

nig und ſandig; bald aber auch tiefes und fruchtbares Land.

Auſſer den urſprünglichen Einwohnern, den Indianern, kamen die erſten Bewohner, an der Zahl 150, von England herüber, weil man es dort nicht dulden wollte, daß ſie in Religionsſachen andrer Meinung waren, und ſie deßhalb drückte. Sie kauften das der Handlungsgeſellſchaft zu Plymouth (in England) in Neu-England zuſtehende Stück Landes an ſich, und gingen mit Königlicher Erlaubniß, ſich wo und wie ſie nur wollen, anzubauen, nach Neu-England, und legten in Maſſachuſetsbay 1624 den Grund zu einer Stadt, die ſie nach dem Hafen, von welchem ſie in England ausgeſegelt waren, Neu-Plymouth nannten. Alles war, ſo zu ſagen, wider dieſe Leute. Ein rauher Himmelsſtrich, eine ungeſunde Luft, eine Menge Krankheiten bey einer langen Seefahrt und in einem neuen Lande; der Mangel an Bequemlichkeiten und ſogar bisweilen an Nothwendigkeiten des menſchlichen Lebens. Sie ſahen viele ihrer Mitbrüder dahin ſterben, und dennoch überwand ihre heldenmäßige, den Britten der damahligen Zeiten ganz eigne Stärke und Geſundheit, und die Liebe zur Freyheit im vernünftigen Handeln und Denken, ihrer einzigen Glückſeligkeit, alle Schwierigkeiten. Sie errichteten eine kleine Colonie, bearbeiteten die undankbarſte Erde, und nahmen, ſo gut als möglich, die beſten Maßregeln zur Beförderung des Wohlſtandes ihrer kleinen Geſellſchaft. Durch ihr Beyſpiel ange-

feuert und eben ſo unzufrieden mit ihrem Vaterlande, folgten ihnen bald noch mehrere in dieß Land der Freyheit, ſo daß ſie zu Ende des Jahrs 1630 ſchon vier Städte, Salem, Dorcheſter, Charles-Town und Boſton erbauet hatten. Aber eben dieſe neuen Coloniſten, welche der Verfolgung in ihrem Vaterlande entflohen waren, bekamen in kurzer Zeit gleiche unduldſame Geſinnung, und ſuchten mit größtem Eifer unter den Einwohnern ihres Landes eine gleichförmige Religion einzuführen. Man glaubte nun ein Mahl in jenem Zeitalter, es ſey unmöglich, in Anſehung der Glaubenslehren, verſchieden zu denken, und doch vergnügt und verträglich mit einander zu leben. Daher ſahen ſich wieder verſchiedne Glieder dieſer Colonie durch Gewaltthätigkeit genöthigt, ſich anderwärts niederzulaſſen, und weiter in Neu-England auszubreiten. Auf dieſe Art entſtand Neu-Hampſhire. Die erſten Einwohner von Rhode-Island waren gleichfalls Vertriebene aus Maſſachuſetsbay.

Die Hauptbeſchäftigung der Einwohner iſt der Handel mit ihren eignen Landesproducten. Vorzüglichen Gewinſt machen ſie durch die Schiffsfracht, da ſie auf gewiſſe Art die Frachtführer aller Nordamericaniſchen Colonien, von ganz Weſtindien, und ſogar eines Theils von Europa ſind.

Die eignen Landesproducte beſtehen vornehmlich aus Eiſen, welches in Klumpen und Stangen verführt wird; aus Maſtbäumen und Segelſtangen, Pech, Ther, Terpentin, Faßdauben, hölzernem

Ge-

Geräthe, Bretern, allerley Lebensmitteln, die nach den Großbritanniſchen, Holländiſchen und Franzöſiſchen Zuckerinſeln gebracht werden, als Körner, Zwieback, Mehl, Ochſen- und Schweinefleiſch, Butter, Käſe, Aepfel, Cider, Zwiebeln, Makrelen und gedörrter Stockfiſch. Desgleichen ſchicken ſie dahin Rindvieh, Pferde, Hopfen, Dachſchindeln, Faßdauben, Oehl, Talg, Terpentin, Gärberlohe, Kalbfelle und Tobak. Der Pelzhandel iſt nicht beſonders; deſto einträglicher iſt der Makrelen- und Stockfiſchfang an den Küſten, welcher eine Menge Einwohner ernährt, die mit Fiſchen nach Portugal, Spanien, Italien, dem Mittelländiſchen Meere und nach Weſtindien einen ſtarken Handel treiben. Auch gehen ſie auf den Wallfiſchfang. Auf die zum Lebensunterhalte nöthigſten Künſte haben ſie ſich am meiſten gelegt. Sie machen grobe leinene und wollene Tücher zu ihrem eignen Gebrauch. Mit ihren Hüthen treiben ſie einen Handel in alle übrige Colonien. In der Zuckerbäckerey, Verfertigung der gebrannten Waſſer und des Papiers haben ſie es weit gebracht. Jährlich erbauen ſie eine große Anzahl Schiffe ſowohl zu Boſton als in den andern Seeſtädten Neu-Englands, theils in Commiſſion für andre, theils für ihre eigne Rechnung. Dieſe werden mit Landesproducten der Colonie, Schiffsgeräthe, Fiſchen und Fiſchthran beladen und gehen nach Portugal, Spanien und dem Mittelländiſchen Meer. Iſt ihre Ladung ver-

kauft, ſo übernehmen ſie ſo lange Fracht, bis ſich eine bequeme Gelegenheit darbietet, die Schiffe ſelbſt an Mann zu bringen, welches gemeiniglich mit Vortheil geſchiehet.

In Neu-England iſt das einzige Salzwerk auf der ganzen Oſtſeite von Nordamerica.

Die Europäiſchen Kornarten ſchlagen nur mittelmäßig an. Der Mais oder das Indianiſche Korn hingegen wächſt in großer Menge, wird zu allem Nutzen verwendet und ſogar Malz daraus gemacht. Erbſen gibt es gleichfalls im Ueberfluß. Großer Wieſenwachs liefert ihnen mehr Gras und Heu, als ſie nöthig haben. Rindvieh und Schweine ſind ſchön. Die Schafe ſind nur mittelmäßig. Der Pflockfiſch, eine Art Wallfiſch, mit einem höckrichten Auswuchs auf dem Rücken, ſtatt der Finne, wird an den Küſten gefangen. Seine Seitenfinnen unter dem Bauche ſind 18 Fuß lang, daraus man auf ſeine Länge ſchließen kann.

Die wilden, Indianiſchen Hühner ſind häufig zu 40—60 Pfund und ſehr wohlſchmeckend. Wenn man ſie mit Hunden aus den langen Brenn-Neſſeln jagt, ſo fliegen ſie auf Bäume, wo man ſie ſchieſſet. Es hält ſchwer, ſie zahm zu machen, auch wenn die Eyer von einer zahmen Henne ausgebrütet ſind. Sie freſſen die kleinen Indianiſchen Hünereicheln ungemein gern, und machen tiefer im Lande, wo dieſe ſtehen, große Heerden aus. Ihre Farbe iſt dunkelgrau, auch braun. Aus den Schwanzfedern machen

die Indianer ſchöne Fächer. Eine erſtaunliche Mannigfaltigkeit von Zugemüſe und Küchenkräutern; das eßbare Wurzelwerk ungemein ſchmackhaft und Fruchtbäume genug, die ſo reichlich tragen, daß oft verſchiedne Ohmen Cider von einem einzigen Apfelbaume gemacht werden. Sie bereiten ihn zu Anfange Octobers. Ein Baum ſoll 7 Tonnen Cider geben, zu einer Tonne aber werden 10—12 Tonnen Aepfel erfordert. Bauholz von allen Arten, beſonders ſind Eichen, Kiefern und Tannen nirgends mehr und beſſer zu finden. Der gemeine Berbereisſtrauch ſteht in Neu-England in übelm Anſehen. Man beſchuldigt ihn, daß ſeine Nachbarſchaft dem Gedeihen des Weizens und andrer Feldfrüchte hinderlich ſey. Daher iſt ein ſtrenges Geſetz, dem zufolge die Landleute ſchuldig ſind, ſie überall auszurotten.

B. Die dreyzehn vereinigten Provinzen in Nordamerica.

Dieſen gemeinſchaftlichen Nahmen führen die 13 Landſtriche, die wir bisher von Nr. XX. bis Nr. XXXII. kennen gelernt haben.

1. Ihre Lage.

Dieſe iſt ganz vortrefflich. Da ſie ſich ſämmtlich in einer Kette von Nordweſt nach Südoſt erſtrecken, ſo grenzen ſie ſämmtlich an einander, ohne durch fremdes Gebiet unterbrochen zu werden. Ihre Lage längs dem Meere hin macht es möglich, daß jede Provinz einen beträchtlichen Theil von der Küſte des

At-

Atlantiſchen Meeres inne hat, welches ihnen den Handel unter einander und mit der alten Welt, mit Weſtindien und Südamerica ungemein erleichtert.

2. Grenzen.

Nach dem Kriege ſind 1783. die Grenzen dieſes nun unabhängig gewordnen, Nordamericaniſchen Reichs genau und beſonders gegen Weſten, wo es einen anſehnlichen Strich von Canada erhielt, neu beſtimmt worden. Hier macht nähmlich der Miſſiſippiſtrom von ſeinem Urſprunge an, bis daß er unter dem 31ſten Grad Nord-Breite Florida berührt, die neuen Grenzen und ſcheidet das frey gewordene America von der Spaniſchen Provinz Louiſiana im Weſten und von den Ländern der unbekannten Wilden. Die nördliche Grenze geht zwiſchen Neu-England und Neu-Schottland hin. Sie fängt bey der Mündung des St. Croix-Fluſſes an, und läuft längs dieſem Fluſſe bis zu den Gebirgen, wo die großen und kleinen Flüſſe entſpringen, welche ſich nord- und ſüdwärts demſelben in den Lorenz-Fluß und den Meerbuſen Fundy ergießen. Hier iſt ſie, weil dieſe Gebirge noch nicht genau unterſucht ſind, und man keine genauen Vorſtellungen von denſelben hat, nicht gewiß oder deutlich beſtimmt. Von dieſem Gebirge wendet ſie ſich ſüdwärts bis zum 45ſten Grad nördlicher Breite, an dem äußerſten Gebiet von Neu-York und Neu-Hampſhire hin bis an den Lorenz-Fluß in gerader Linie; von hier aber mitten durch dieſen Fluß, durch den See Ontario

rio und weiter weſtwärts durch die großen Canadiſchen Seen Erie, Huron, Superior und durch die Ströme und Meerengen, welche jene verbinden. Das weſtlichſte von dieſen inländiſchen Gewäſſern iſt der Holzſee (Lake of the Wood oder Wood Lake) der in den Hudſons Meerbuſen fließt. Auch durch jenen See läuft die Grenze bis zu den Quellen des Miſſiſippi, die noch nicht genau zu beſtimmen ſind. Gegen Süden ſchneidet eine vom Miſſiſippi oſtwärts durch den Apalachicola Flint und Marienfluß gezogene Linie, Georgien von Louiſiana und Florida, und gegen Oſten macht, nach wie vor, das Atlantiſche Meer die Grenze der 13 Provinzen aus. Sie erſtrecken ſich alſo vom 48ſten bis 31ſten Grad Nord-Breite und vom 49ſten bis 67 1/2 Grad weſtlicher Länge von Ferro.

3. Gröſſe.

Da noch zu dieſem geſammten Reiche ein großer Strich von dem weſtlich landeinwärts gelegnen Canada gehört, ſo übertrifft daſſelbe an Umfang ein jedes der Europäiſchen Reiche, das Ruſſiſche Kaiſerthum ausgenommen. Die 13 Provinzen betragen etwa 25470 deutſche Quadratm. und das neue Stück von Canada etwa 18000 Quadratm. alſo zuſammen 40—45000 Quadratm. In den nördlichen Provinzen beträgt das Americaniſche Gebiet, vom Ufer des Meers an quer landeinwärts von Oſten nach Weſten hin, über 520 Meilen, d. i. ſo weit als von Liſſabon bis Riga. Sämmtliche Provinzen erſtrecken ſich an der Kü-

ſte

ſte hin vom Fluß St. Croix in Nordoſt an in einer ſüdweſtlichen Richtung längs des Atlantiſchen Meers bis zum Fluß St. Marys oder vom 45ſten Grad Nord-Breite bis zum 31ſten. Ihr ganzes Gebiet iſt drey Mahl gröſſer als Deutſchland.

4. Clima.

Alle dieſe Länder, Neu-Hampſhire und ein Theil von Maſſachuſetsbay ausgenommen, liegen unter einem gemäßigten Himmelsſtrich, und in den beiden erſten iſt doch die Kälte ſo groß nicht, den Feldbau zu verhindern. Die Witterung iſt ſehr von der Europäiſchen unter gleichen Graden der Breite verſchieden. In den nördlichen Provinzen ſind die Winter ſo kalt, als in Norwegen und das Land bleibt 4—5 Monathe hindurch mit Schnee und Eis bedeckt. Eben dieſelben Gewächſe und Getreidearten, welche in Europa noch jenſeits des 50ſten Grades gezogen werden, hören hier ſchon unter dem 40ſten auf. Ueberall iſt der Winter hier länger und kälter als in Europa; der Sommer heißer und unerträglicher, und die Witterung unveränderlicher; daher Zitronen, Pomeranzen und andere Fruchtarten in heiſſern Gegenden, nahmentlich in Georgien und Carolina, zwar wachſen aber auch nicht ſelten erfrieren. Ueberhaupt da ſich dieſe Provinzen vom 48ſten Grad nördlicher Breite an (ſo hoch liegt gerade auch Paris) bis zum 31ſten Grad herunter, welches die Sonnenhöhe der Caroliniſchen Inſeln und der Barbarey in Africa iſt, erſtrecken; ſo vereinigen ſie die

Wit-

Witterungen aller Europäiſchen Länder in ſich — nur mit dem Unterſchiede, daß es immer um 15 Grade kälter in America als in Europa iſt; d. h. die Nordamericaniſchen Provinzen, welche mit den Europäiſchen unter einerley Himmelsſtrich liegen, verſpüren einen ſolchen Grad an Kälte, als wenn ſie in dieſem Erdtheile 75 Meilen höher gegen Norden lägen. So iſt der nördliche Theil von Neu-York und Neu-England, der mit Großbritannien unter einer Höhe liegt, gerade ſo kalt, als Dännemark und Norwegen. In Connecticut, Rhode-Island und Neu-York, welche mit Frankreich einerley Polhöhe haben, findet man das Clima von Nord-Deutſchland und Preußen. Die Haupturſache der harten Winter ſind wohl die Nordweſtwinde, welche ſo weit über das mit Gebirgen, Moräſten und großen Seen angefüllte Land wegſtreichen, ehe ſie die Küſte erreichen. — Die Witterung wechſelt auch zum Nachtheil der Geſundheit, oft und plötzlich ab. Mitten im Lande iſt das Clima unſtreitig milder und geſunder, wo die ſandige Küſte nicht ſo viel Hitze und das ausdünſtende Meer nicht ſo viel Feuchtigkeit verbreiten kann.

5. Nahmen.

1. Man nennt alle dieſe Provinzen zuſammen auch den Nordamericaniſchen Freyſtaat.
2. Normänner entdeckten von Island aus ſchon im 10ten und 11ten Jahrhundert einige dieſer Provinzen und nannten ſie, wegen der darin befindlichen wilden Weinſtöcke, Winland, d. h. Weinland.

6. Gewäſſer.

Verſchiedene ſehr anſehnliche Flüſſe durchwäſſern dieſen Freyſtaat von Weſten nach Oſten, ſind aber wegen der Waſſerfälle nicht alle in ihrem ganzen Laufe oder ſehr tief landeinwärts ſchiffbar.

a) Der größte Fluß iſt auf der äußerſten Grenze von Canada der Miſſiſippi, den wir bey Canada noch kennen lernen werden.

b) In denſelben ergießt ſich der in Pennſylvanien entſpringende Ohio.

c) Der Patowmac, der an der Grenze von Virginien entſpringt, eine Strecke weit der Provinz Maryland zur Grenze dient, und endlich in die Cheſapeakbay fällt, durchwäſſert nebſt

d) dem Susquehannah (welcher Pennſylvanien von ſeiner weſtlichen Grenze an durchſtrömt) die mittlern Provinzen.

e) Der Delaware entſpringt in den noch unangebauten Gegenden von Neu-York, ſcheidet hiernächſt einen Theil dieſer Provinz und Neu-Jerſey von Pennſylvanien, und ergießt ſich zuletzt ins Atlantiſche Meer.

Er fließt mit einem reißenden Strome eine lange Ebene hinab, und wird oft durch rauhe, felſige Untiefen unterbrochen. Die Fluth ſpürt man in demſelben nicht eher, als in einer geringen Entfernung von ſeinem Ausfluſſe in den Ocean.

f) Der Hudſonsfluß, welcher Neu-York von Norden gegen Süden theilt, entſpringt in der

Graf-

Grafſchaft Tryon, dieſſeits des Sees Ontario, nicht weit von den erſten Quellen des Susquehannah und Delaware. Dieſer Fluß iſt von Neu-York bis Albany über 28. deutſche Meilen ſchiffbar. Die Fluth ſteigt in ſeinem tiefen Bette außerordentlich hoch, ja ſelbſt faſt bis zur Quelle des Delaware hinauf. Man findet in demſelben und im Delaware oft Stellen, die auch der kleinſte Fiſcherkahn, ohne zertrümmert zu werden, nicht paſſiren kann; das Waſſer des Fluſſes wird auf ein Mahl ſeicht, und quer über denſelben läuft eine mit rauhen, ſpitzigen Felſen beſetzte Untiefe, welche oft nur 1—2 Fuß Tiefe hat. Die Felſen ragen theils hervor; der größte Theil aber liegt unter Waſſer. Der Strom macht fürchterliche Brandungen (Anſchlagen des Waſſers an die Klippen) und verwandelt ſein Waſſer in einen weißen Schaum.

g) Des Connecticut iſt ſchon bey Neu-England erwähnt.

7. Gebirge und Boden.

Die von Georgien bis Neu-Hampſhire ununterbrochen auf 360 deutſche Meilen lang fortlaufende Küſte, hat landeinwärts bis auf 40 und an andern Orten bis auf 60 Meilen einen ebnen, flachen, mittelmäßigen Boden. Jenſeits dieſer Entfernung vom Meer erheben ſich die Strecken der großen Apalachiſchen oder ſo genannten blauen Gebirge, welche die Länder der 13 Provinzen von Süden nach

Norden durchſchneiden und vor 1783 die Grenze von Canada und zugleich die Scheidelinie ausmachten, vermittelſt welcher das angebaute Land von den Wohnörtern der Wilden und von der bis zum Miſſiſippi hin unangebauten Wüſte abgeſondert ward. Auch jetzt iſt das neu erlangte Stück von Canada, nebſt den Ländern, die innerhalb der alten Grenze der meiſten Provinzen jenſeits der Apalachiſchen Gebirge oder in der Nachbarſchaft der großen Seen liegen, noch nicht angebaut, unerachtet das Land längs dem Ufer der Flüſſe ſehr fruchtbar iſt. Nur ſparſam trifft man in dieſer ungeheuren Wildniß einzelne Forts und Blockhäuſer an, die Grenze und den Handel mit den Wilden zu decken. Aber auch innerhalb der alten Grenzen, dieſſeits der Apalachen beſitzen die meiſten Provinzen unangebaute Wüſten genug. Der Boden iſt im Ganzen viel ſchlechter als bey uns, beſonders an den flachen Küſten und auf den Bergen. Die Schicht guter Gartenerde beträgt auch tiefer im Lande in Thälern und an Flüſſen meiſtens nur 4—5 Zoll. Der Ertrag des Getreides iſt zwar nach der Anzahl der Körner eben ſo reichlich wie bey uns, erfordert aber bey gleicher Menge 3—4 Mahl ſo viel Land und folglich auch weit mehr Arbeit und Koſten. In den beſten Provinzen iſt nur ein Drittel der Ländereyen angebaut, und meiſtens werden alle 4—5 Jahre, der Erſchöpfung wegen, neue Flecke Wald dazu ausgerottet. Die Apalachen ſind ganz mit Bäumen beſetzt, und nicht höher als das Kahlenbergiſche Gebirge bey Baden

in

in Oeſterreich. Sie beſtehen aus Sandſtein, der oben auf ſeiner und in Schichten iſt.

7. Bewohner.

Ihrer ſollen gegen 2 1/2 Millionen ſeyn. Sie beſtehen aus vielerley Arten von Leuten, beſonders aus Britten, Deutſchen, Holländern, Franzoſen, Schweizern, aus eingebornen Wilden, ja aus Negern und Halb-Negern. Die Pflanzer unter dieſen leben auf einen ziemlich patriarchaliſchen Fuß und ihre Sitten ſind weniger verdorben als der Städter ihre. Diejenigen, welche von den Städten weit entfernt wohnen (einige ſind über 200 Engliſche Meilen davon entfernt) müſſen, gleich den erſten Menſchen, für alle Bedürfniſſe ſelbſt ſorgen. Sie bereiten die Materialien zu ihren Kleidern, Schuhe und dergleichen, aus der Wolle und den Häuten ihrer Herden und aus dem Hanf, den ſie bauen; aber ſie müſſen auch ihre Kleider uud Schuhe ſelbſt verfertigen, ſo wie auch ihre Wagen und Pferdgeſchirr; nur müſſen ſie ſich dazu mit Eiſenwerk hinlänglich verſehen. Was ihnen immer am erſten abgehet, ſind Nägel, deren Mangel ihnen bey ihrem Bau ſehr beſchwerlich iſt, doch haben ſie auch dieſer entbehren gelernt. Herr Leibmedicus Schöpf traf in Neu-Jerſey einen Wirth an, der ihm ſelbſt ſagte: „ich bin ein Weber, ein Schuhmacher, ein Hufſchmid, ein Rademacher, ein Ackersmann, ein Gärtner, und wenn es ſeyn muß, auch „ein Soldat, ich backe mein Brod, braue mein Bier, „ſchlachte meine Schweine; ich ſchleife meine Axt

„und Meſſer; ich habe die Scheune und den Schop„pen dort gebaut; ich balbiere, laſſe Ader und cu„rire.“ Die Gebäude der Pflanzer ſind meiſtens ſehr geräumig, und ihre Aecker, Wieſen und Waldungen von einem erſtaunlichen Umfange. Sie führen in der That das glücklichſte Leben und die große Vermehrung des Menſchengeſchlechts in Nordamerica macht, daß es ihnen nicht an Geſellſchaft fehlt, für deren Unterhalt ſie auch nicht beſorgt ſeyn dürfen. So ſehr aber die Anzahl der Pflanzer ſich vermehrt, ſo ſehr verringern ſich die Wilden, folglich können noch viele hundert Meilen des ſchönen Landes urbar gemacht werden. Vom Adel weiß man dort nichs. Jeder iſt Bürger, entweder Kaufmann oder Bauer. Aber Bauer iſt ſo viel als Gutsbeſitzer, oder ſelbſt als Landedelmann in Europa.

9. An Mineralien.

Wird vorzüglich Eiſen ausgeführt. Von Philadelphia aus gegen Weſten erhöht ſich das Land nach und nach ſtufenweiſe, und zeigt eine Erdart von fruchtbarem mit gelblichem Thon vermiſchten Sande; nur das Ufer des Fluſſes Skuykill iſt nackter Fels von Granit; bey Schwedsfort zeigt ſich der erſte Kalkſtein, der von Nordoſten gegen Südweſten ſtreicht. An dem öſtlichen Ufer des Fluſſes iſt das Geſtein ſchwärzlich mit weißen Spathadern durchzogen, und ſo dicht, daß es ſich ſchön polieren läßt. Dieß iſt der ſogenannte Pennſylvaniſche Marmor. 18 Engliſche Meilen weiter gegen Nordweſt gibt ein rothbrauner Eiſen.

ſenmulm, der die Oberfläche des Erdreichs überdeckt, genugſame Anzeige von der Häufigkeit dieſes Metalls. Wenige Arbeiter pflegen in kurzer Zeit eine große Menge Eiſenſtein, die unter dieſem Mulme liegen, zum Schmelzofen und Hammer auszufördern. 12 Meilen von Richmond gegen Weſten ſtreicht ein Steinkohlenflötz von Nordoſt gegen Südweſt, das bey Gelegenheit eines umgefallnen Baumes, der die Kohlen mit ſeinen Wurzeln aus der Erde zog, entdeckt wurden. Ungeachtet ganz Richmond und die benachbarte Gegend lauter Kohlen brennt, ſo wird hier doch kein ordentlicher Stollen getrieben, ſondern es werden bloß Löcher gemacht, die, nachdem man 25—26 Fuß tief darin auf das Waſſer kömmt, verlaſſen und friſche geöffnet werden. Das Land zwiſchen Richmond und Williamsburg, unerachtet es über 100 Meilen von der See entfernt iſt, führt doch in der Tiefe von 15 Fuß eine Muſchelbank, worin ſich alle Arten von Conchylien vorfinden, deren einige noch ſo friſch ſind, daß ihre Sehnen (Tendines) beybehalten ſind, welches beweiſet, daß noch nicht lange von der öſtlichen Küſte des nördlichen America das Waſſer zurück getreten ſeyn und ſich das feſte Land angeſetzt haben muß.

10. Aus dem Pflanzenreich.

1. Getreide, 2. Reis, 3. Tobak, 4. Leinſamen, 5. Grapp, 6. Hanf, 7. Indigo, 8. Saſſafraß, 9. Saſſaparilla, 10. Ipecacuanha, 11. Holz, 12. Ther, 13. Terpentin. Unter den Bäumen ſind vorzüglich zu bemerken:

a) Die weiße oder Weymouthskiefer. Sie wird bis 200 Fuß hoch und 5 ſtark im Durchmeſſer und wächſt beſonders nach den erſten 30 Jahren ſo ſchnell, daß ſie nach 60 Jahren einer 100jährigen Edeltanne gleich kömmt.

b) Der rothe Maulbeerbaum iſt viel größer und gegen die Kälte härter, als der weiße, und doch zum Seidenbau eben ſo dienlich.

c) Die illinoiſche Wallnuß, deren Geſchmack der Mandel gleicht.

d) Der Tulpenbaum (Liriodendron Tulipifera) wächſt in Pennſylvanien und allen ſüdlichen Provinzen. Iſt eine Art Pappeln, ſtreitet, in Anſehung ſeiner Größe, mit den höchſten Bäumen in Europa um den Vorzug. Sein Stamm hat oft über 20 Fuß im Umfange. Man ſagt insgemein, daß ſeine Blüthen die Geſtalt, Größe und Farbe der Tulpen haben ſollen. Andre finden ſie der weiſſen Seeblume (Nymphea alba. L.) ähnlicher. Sie geben dem Baume, wenn er blüht, eine ungemeine Pracht. — Das Holz dieſes Baumes wird dort zu Bretern, Canoten, Schüſſeln, Löffeln und allerley Tiſchlerarbeit gebraucht. Herr Kalm fand eine Scheune, die mit der Decke und den Wänden aus einem einzigen Stamm verfertigt war, den man in Breter zerſchnitten hatte. Das gilt aber nur von den oben angegebnen Gegenden, denn weiter nördlich wird er viel kleiner. Die Schale ſeiner Wurzeln und noch mehr die einem

Tann-

Tannzapfen oder einer geſchloßnen Tulpenblu-blume ähnliche Frucht iſt ein ſichres Mittel wider das Fieber.

e) Der Bieberbaum (Magnolia) in den ſüdlichen Provinzen trägt weiſſe Blumen, von der Gröſſe der Oeſterreichiſchen Roſe, deren angeneh-mer Geruch in den Wäldern, wo ſie häufig ſind, auf eine Viertelmeile weit zu riechen iſt. Die Fruchtcapſeln bilden auch einen Knopf oder Za-pfen von der Gröſſe eines Taubeneyes. Der Stamm erreicht dort nur die Höhe von 15—26 Fuß, iſt aber ſo dicht belaubt, daß faſt kein Re-gen durchdringen kann. Die Bieber laſſen ſich durch die Rinde des Baumes fangen. Man braucht ſie auch im Fieber nebſt dem Samen in Branntwein gethan, gegen Huſten und Bruſt-krankheiten.

f) Die Indiſche Feige oder Dornbirne (Cactus Ficus Indica), ein aus Blättern zuſammen ge-ſetzter Baum; ein Blatt in die Erde geſteckt, treibt andre Blätter, welche eins über das andere wach-ſen. Aus den Gipfeln derſelben kommen gelbe Blüthen hervor, wie Granatblüthen. Ziehet man ſie aus Samen, ſo bekommen ſie, gleich an-dern Bäumen, einen runden Stamm, an wel-chem dann Blätter auf erſt beſchriebne Art wach-ſen. Der Baum bekömmt auch Auswüchſe von Cochenillenwürmern, die die ſchönſte Schar-lachfarbe geben.

Sowohl die ſüdlichſten Provinzen am Meere als im innerſten Theil des Landes bringen vielen wilden und zahmen **Wein** hervor.

Bey dem Getreide iſt zu bemerken, daß der **Weitzen** beynahe jährlich durch den **Mehlthau** leidet, und gewöhnlich zwiſchen dem 1ſten und 10ten Julius.

II. Aus dem Thierreich.

1. **Wolle**, 2. **rohe Seide**, 3. **Pelzwerk**, 4. **Wachs**.
5. **Fiſche**.
6. Eine Gattung **Grashüpfer**, etwa 1 1/2 Zoll lang, kömmt zu gewiſſen Zeiten in allen Provinzen aus der Erde, wo ſie wie Raupen in Löchern liegen, in unbeſchreiblicher Menge zum Vorſchein, bleiben etwa ſechs Wochen, paaren ſich unterdeß, und legen ihre Eyer in die weiche Rinde der jungen Zweige, davon dieſe häufig verdorren. Sie machen ein ſolches Getöſe in den Wäldern, daß Kalm fürchtete, davon das Gehör zu verlieren. Die Indianer ſammeln ſie in Körben, braten und eſſen ſie als eine wohlſchmeckende Speiſe. Eben ſo begierig ſtellen ihnen die Schweine, Hühner und Vögel nach.
7. Alles zahme Vieh iſt aus **Europa** hierher gekommen. Es artet aber aus und wird kleiner, doch weniger in dem ſüdlichen als in dem nördlichen Theile. Doch ſollen die **Pferde** hier hurtiger und dauerhafter werden. Nirgends gerathen Schweine beſſer als hier, und das wegen des Futters, das ſie in den Wäldern finden. Ihr Fleiſch iſt wohlſchme-

ſchmeckender und geſunder, als das Europäiſche, ungeachtet ſie nicht ſelten eine Klapperſchlange verzehren. Sie freſſen aber nie den Kopf, der das Gift enthält, ſondern nur dasjenige, was ſich auch mancher Americaner wohl ſchmecken läßt. Das Schwein iſt alſo dem Anbauer einer Wildniß ſchon um der gefährlichen Klapperſchlange willen ſo nöthig, als die Katze wider die Mäuſe. Das Schweinefleiſch iſt auſſerdem noch ein wichtiger Handelsartikel auf den Antillen.

8. Der braune Wäſchbär (Racon auch Coati) findet ſich in allen Provinzen, beſonders in den ſüdlichen. Er iſt ſo groß als ein Haſe, mit einem dicken Kopfe, ſpitzer Naſe, kleinen Augen und Ohren, und ſehr kurzem Halſe. Seine Speiſen pflegt er vorher mit Waſſer abzuwaſchen, ehe er ſie genießt, und eben daher hat er ſeinen Nahmen. Jung läßt er ſich leicht zahm machen. Er frißt gern Auſtern und Seekrebſe. Um dieſe zu fangen, hängt er ſeinen Schwanz ins Waſſer. Der Krebs ergreift dieſen, ſogleich aber ſpringt er zurück aufs Land und verzehrt den Krebs, der ihn nicht lange am Schwanze kneipt, wenn er aus ſeinem Elemente gezogen iſt. Die Häute dieſes Thiers kommen in groſſer Menge aus America. Die röthlichen, mit ſchwarzen Ringen gezeichneten Schwänze werden als Bedeckungen um den Hals auf Winterreiſen und der übrige Pelz als Unterfutter oder Gebräme um ſchlechtere Mützen gebraucht.

9. Die Füchſe in Virginien und Carolina ſind grau und ſtinken nicht. Wenn ſie gejagt werden, ſo nehmen ſie ihre Zuflucht auf die Bäume.

10. Die wilden Wandertauben (Columba migratoria) mit einem Keilſchwanze, ſind wegen ihrer erſtaunlichen Menge merkwürdig. Ihre Menge iſt zuweilen ſo groß, daß ſie bey ihrem Fluge einige Minuten die Sonne verdunkeln. Ungeheure Schwärme derſelben kommen im Winter aus den nordweſtlichen Gegenden in die öſtlichern Provinzen und verwüſten, gleich den Heuſchrecken, die Gegenden, wo ſie ſich niederlaſſen. Die Bäume werden von ihnen ſo bedeckt, daß die Aeſte brechen. Nichts freſſen ſie lieber, als die kleinen Hühnereicheln, und davon laſſen ſie den Indianiſchen Hühnern und Schweinen, wo ſie hinkommen, nichts übrig. Sie freſſen aber auch allerley Beeren und Früchte. Sie ſind eine Laſt dieſer Länder, ob ſie gleich ein ſehr ſchmackhaftes Fleiſch haben. Sie haben die Gröſſe der Europäiſchen Tauben; Augen in kahlen, blutrothen Flecken, und einen ſchwarzen Schwanz, ſo lang als der Körper, der oben aſchgrau, an der Bruſt aber röthlich iſt. Auch die Füſſe ſind roth. An den Ufern des Lorenzfluſſes findet man ihre Neſter.

Man fängt ſie mittelſt eines langen, auf der Erde ausgeſpannten Netzes, an deſſen Enden zwey Holzfedern befeſtigt ſind. In der Mitte iſt eine blinde zahme Taube, mit einem langen Bindfaden angebunden. So bald dieſe den Waldgeſang ihrer alten

ten Kameraden hört, lockt ſie; gleich fallen die wilden auf. Ein im Geſträuch verſteckter Menſch zieht die beiden Federn los. Das Netz ſchlägt zu und bedeckt alles, was darunter iſt; ſo daß man zuweilen über 12 Dutzend auf Ein Mahl fängt. Sie waren öfters ſo wohlfeil, daß man für den achten Theil eines Piaſters (3—4 Groſchen) ſo viel kaufen konnte, als einer tragen mochte. In Newport und Philadelphia fängt man ſie des Nachts auf den Dächern, und ſchlägt ſie mit Stöcken von den Bäumen. Von den Federn machen ſich die ärmſten Betten.

11. Der Königsvogel, kleiner als eine Krähe (vielleicht Merops cinereus), iſt einer der nützlichſten Vögel. Er ſtößt auf die Feldkrähen, bewahrt das Korn vor ihren Verwüſtungen und bewacht die Ernten. Sein Streit mit den Krähen iſt ſehenswerth, das verdoppelte Geſchrey, die ungeſtüme Hitze und Geſchwindigkeit des Vogels wird nur gar zu oft durch die plötzlichen Wendungen und durch das ſchnelle Herabſchießen der Krähe vereitelt. Da er ſeine Kleinheit und Schwäche fühlt, ſo ſucht er mit bewunderungswürdiger Liſt ſeinen Feind an den ſchwächſten Stellen anzugreifen. In dieſer Abſicht ſchwingt er ſich über ihn, und hakt ihm in die Augen. Dann gibt die Krähe durch ihr Geſchrey ihre Furcht zu erkennen. Sie fällt wie ein Stein zur Erde und ſucht dem Feinde zu entkommen, der ſie aber aufs neue verfolgt. Kömmt aber die Krähe durch den Vortheil des Windes, die Gröſſe ihrer Flügel, oder

durch

durch einen andern Vortheil über ihn, ſo hebt er ſich mit einer beſondern Geſchwindigkeit und greift ſie unter den Flügeln an. Endlich wird die Krähe des heftigen Streits müde, und rettet ſich in den Wald. Kaum iſt ſie fort, ſo kömmt der Sieger zurück, verkündigt durch das Schütteln ſeines Gefieders ſeinen Triumph und ſeine Freude, und geht zu ſeinem Neſte und zu ſeiner Familie, für deren Erhaltung er gekämpft hatte. Eben dieſe nützlichen Vögel leben aber auch im ewigen Kriege mit den Bienen. Mit groſſer Dreiſtigkeit ſetzen ſie ſich an die Stöcke und ſchnappen die vom Felde zurück kommenden Bienen weg.

12. Der Spottvogel (Engl. Mocking bird. Franz. Oiſeau moqueur) ahmt den Geſang andrer Vögel nach und gehört zu den beſten Sangvögeln in der Welt. Es gibt zweyerley Arten. Einer in der Gröſſe einer Droſſel mit grauen und weiſſen Federn, wie die Elſter, ſingt melodiſcher und angenehmer, als der andre, welcher der Grund-Spottvogel heißt, eine helle Zimmtfarbe hat, auſſerordentlich ſchön ſingt, aber nicht in die Häuſer kömmt, ſondern ſich unter den Myrthenbäumen aufhält.

12. Merkwürdigkeiten.

I. Americaniſche Münzen.

1. Die Kupfermünzen heiſſen:
   a) Milles. Ihrer Tauſend machen einen Piaſter.
   b) Cents. 100 machen einen Piaſter.
   2 1/4 Pfund Kupfer geben 100 Cents.

2. An Silbermünzen werden geprägt:
   a) 9 Piaſter (Piaſtre foederal). Sie enthalten $375 \frac{61}{100}$ Gran fein Silber.
   b) Halbe Piaſter.
   c) Double Dimes enthalten $75 \frac{128}{1000}$ Gran fein Silber.
   d) Dimes enthalten $37 \frac{6564}{1000}$ Gran fein Silber.
3. Die Goldmünzen heiſſen:
   a) Adler, gleich 10 Piaſter und hält an Golde $246 \frac{268}{1000}$ Gran, und
   b) halbe Adler.

II. Die groſſe Vermiſchung der Nationen, welche an keinem Orte in der Welt ſo groß iſt, wie hier. In einer Familie war der Großvater ein Engländer und die Großmutter eine Holländerinn. Ihr einziger Sohn verheirathete ſich mit einer Franzöſinn aus Rochelle, die ihm vier Söhne gebar, welche eine Deutſche, eine Ireländerinn, eine Schottinn und eine Schwedinn zu ihren Weibern erwählten.

III. Ihre Unabhängigkeit. Schon lange, beſonders aber ſeit 1776 haben die, bis dahin unter Brittiſcher Herrſchaft als Colonien geſtandenen, 13 Provinzen nach Unabhängigkeit geſtrebt. Seit 1778 haben ſie ſich durch eine genaue Verbindung unter einander zur Behauptung der Unabhängigkeit verbunden und im Pariſer Frieden 1783 hat Großbritannien ihre Unabhängigkeit feyerlich anerkannt.

IV. Die Bienenjagd. In der Mitte des Octobers wird darauf eine Woche verwendet. Man geht in die von den Wohnungen entfernteſten Gegenden; die groſſen Bäume viſitirt man am ſorgfältigſten und ſchlägt mit einer Keule daran, ob ſie oben hohl ſind. So bald man vermuthet, daß Bienen in der Gegend ſind, zündet man auf einem flachen Steine ein kleines Feuer an, und thut etwas Honig hinein, mit dem man ſich zu dem Ende verſehen hat. Auf einen andern Stein ſtreicht man auch einige Tropfen. Sind nun Bienen in der Nähe, ſo werden ſie durch den auf allen Seiten verbreiteten Rauch aus einer ziemlichen Weite herbey gelockt, weil ſie Honig zu finden glauben. Sie können ſich zu dieſem aber nicht nahen, ohne ſich die Haare des Körpers mit dem ſorgfältig um jeden Honnigtropfen geſtreuten Zinnober roth zu färben. Sobald ſie ſo viel genommen haben, als ſie fortbringen können, fliegen ſie fort. Dann wird mit der, zu dem Ende mitgenommenen Bouſſole die Richtung ihres Fluges beobachtet, den ſie immer in einer geraden Linie nehmen.

Nicht lange nachher pflegen ſie mit ihren Kameraden wieder zu kommen. An der rothen Uniform erkennt man ſie gleich, und nach der mitgenommenen Uhr kann man die Zeit von ihrem Abzuge bis zu ihrer Wiederkunft beſtimmen. Aus dieſen beiden Umſtänden ſchließt man ungefähr, wie weit ſie ſind, und wo ihr Aufenthalt iſt. Daher kann man ſie dann

leicht mit der Bouſſole verfolgen. Je näher man dem Orte kommt, deſto ſorgfältiger unterſucht man den Gipfel der Bäume. — Die Entdeckung des umhergeſtreuten Honigs macht Lärm in allen Stök-ken. Aus allen Löchern kommen ſie heraus — alles iſt in Bewegung. Viele kommen noch beladen zurück. Nun bezeichnet man die Bäume ihres Aufenthalts, die Sitze ihrer eingeſammelten Schätze, und erntet dieſe ein.

Die Americaner kannten vorher unſre Europäiſche Biene, die nun in den meiſten, beſonders ſüdlichen Waldungen, einheimiſch geworden iſt, nicht, und nennen ſie die Europäiſche Fliege. In den vielen hohlen Bäumen und dem günſtigen, für ſie nahrungsreichen Clima haben ſie ſich bald und häufig vermehrt. Dennoch wird es nicht ſo häufig geſammelt, als es vorhanden iſt. Die Bären ſpüren ihm nach und finden es durch ihren feinen Geruch. Sie ſchleichen um ſolche Bäume herum und benagen ſie. Wenn die im Walde umherſtreichenden Jäger dieſes bemerken, ſo wird ihnen gemeiniglich das Fell des Bären, und der von ihm ausgewitterte Honig zu Theil.

XXXIII.

Neu-Schottland mit Cap Breton.

1. Lage.

Es liegt zwiſchen dem 43ſten und 48ſten Grad Nord-Breite und zwiſchen dem 59ſten und 67ſten Grad weſtlicher Länge, alſo öſtlicher als alle Americaniſche

Pro-

Provinzen, die wir bisher kennen gelernt haben, und iſt eigentlich eine Halbinſel.

2. Grenzen.

In Weſten an Sagadahok längs des Fluſſes St. Croix; in Norden an Canada, nicht völlig bis an den St. Lorenzſtrom, ſondern nur bis an Chaleur-Bay und zum Theil an den darein ſich ergieſſenden Fluß Teſchenikeet; in Oſten und Süden an den Atlantiſchen Ocean.

3. Gröſſe.

1960 Quadratmeilen, alſo gröſſer als Neapel und Sicilien.

4. Clima.

Den Winter ſtrenge Kälte, obgleich ſie unter einem ziemlichen gemäßigten Himmelsſtrich liegt. Der Schnee liegt gemeiniglich vom Anfange Octobers bis zu Ende Aprils; der Sommer feucht und neblig.

5. Nahmen.

Heißt Engliſch New-Scotland, hieß ſonſt bey den Franzoſen Acadien, ſo wie Cap Breton Isle-Royale. Den Nahmen Neu Schottland bekam es von Sir Wilhelm Alexander, nachherigen Grafen von Stirling und Staats-Secretär von Schottland, dem Jacob I. dieſe Provinz 1621 ſchenkte. Cap Breton erhielt ſeinen Nahmen daher, weil ſich hier zuerſt eine Brittiſche Colonie niederließ.

6. Eintheilung.

1. Die Halbinſel Neu-Schottland.
2. Die Inſel Cap Breton.

7. Ge-

7. Gewäſſer.

1. Bayen. a) Chaleur Bay geht von Oſten nach Weſten ins Land hinein und bezeichnet die Nordgrenze.

b) Fundy-Bay, welche die groſſe Halbinſel in eine zweyte, bis auf eine Meerenge faſt völlig zerſchneidet. Sie ſelbſt iſt wieder in eine Menge Arme zerſchnitten, ſo daß man nichts als Flüſſe, Meerengen, Bayen, Seen, ewige Moräſte und gar wenig gut Land an derſelben wahrnimmt. Alle dieſe Umſtände verurſachen eine auſſerordentliche Feuchtigkeit, welche eine unzählige Menge ſtechender Inſecten hervor bringt. Da die Fluth in der Fundy-Bay höher als 25 Fuß ſteigt, ſo werden dadurch alle ſechs Stunden unermeßliche Strandplätze entblößt. Ja ſie drängt ſich an vielen Orten in die kleinen Buchten mit einer ſolchen Gewalt und reiſſenden Geſchwindigkeit, daß das Waſſer auf 50—60 Fuß Höhe getrieben wird. Die an den Küſten weidenden Schweine merken ihre Ankunft eher, als der Menſch. Man hat bemerkt, daß ſie aufhorchen, die Ohren einige Zeit ſpitzen, und dann plötzlich in aller Eil davon laufen.

2. Meerengen. a) Fronſtraſſe, welche Cap Breton von Neu-Schottland abſondert.

b) Canſo Meerenge, welche Cap Breton von Neu-Foundland trennt.

3. Buſen. a) Der groſſe St. Lorenzbuſen, der hier durch die Mündung des Fluſſes gleiches Nahmens gebildet wird.

b) Von Nordoſt auf Südweſt läuft auf Cap Breton ein Buſen faſt durchaus.

4. Flüſſe. a) Der Teſchenkket, der bey der Nordgrenze in die Chaleur-Bay fließt. Eben dahin
b) fließt von Weſten der Nipiſſiguit oder Nipiſiki.
c) Der Stenuak fließt von Oſten nach Weſten in die Fundy-Bay; und eben dahin
d) der St. Johns oder Clyde von Nordweſten her.

8. Gebirge.

Die Inſel iſt hoch, felſig und hat ein fürchterliches Anſehen. Auf der Halbinſel ſieht man viele Berge, die als eine Fortſetzung der Gebirgskette anzuſehen ſind, welche den ganzen Erdtheil durchſtreicht.

9. Boden.

Dieſer iſt ſehr waldig und meiſtens an den Flüſſen angebaut, aber von Natur faſt überall fruchtbar, auf der Halbinſel, jedoch nur zur Viehweide vortrefflich, zum Ackerbau hingegen nicht tauglich; auf der Inſel hingegen verſtattet derſelbe weder den Ackerbau noch die Viehzucht. Die beiden Haupttheile der letztern hängen durch eine Erdenge, die nur ungefähr 800 Schritte breit iſt, zuſammen. Ueberhaupt iſt das ganze Land durch Meer-Arme, Seen oder Berge durchſchnitten.

10. Einwohner.

Dieſe haben ſich erſt hier ſeit dem Americaniſchen Kriege gemehrt, indem ſich viele Royaliſten, oder die, welche es mehr mit der vorigen Königlichen Regierung, als mit der Freyheit halten wollten, hieher begaben. 1604 lieſſen ſich hier Franzoſen, und 1621 einige

Brittiſche Familien aus Schottland nieder. Man kann die Einwohner eintheilen

1) in die Ueberbleibſel der alten Eingebornen, beſonders der Mikmaken auf der untern Halbinſel.

2) Ankömmlinge, beſonders Britten, Deutſche ꝛc.

11. Mineralien.

Mächtige Steinkohlenbergwerke befinden ſich auf der Inſel.

12. Pflanzen.

Maſten liefern ſeine groſſen Wälder nicht, aber unerſchöpflichen Vorrath von Holz zu den Zuckerplantagen. Mais iſt die vorzüglichſte Getreideart.

13. Thiere.

1. Der Fiſchfang gibt die beträchtlichſte Nahrung. Die benachbarten Sandbänke wimmeln von Stockfiſch.

2. Ochſen von 1600 Pfund findet man wohl.

14. Merkwürdigkeiten.

1. Der Venetianer Sebaſtian Cabot, den König Heinrich VIII. von England ausgeſchickt hatte, entdeckte es 1497.

2. Die hieſigen Häfen frieren nie zu, daher können von hier aus die Schiffe zu allen Jahreszeiten in die See laufen, und ſie ſind, die Monathe, worin Orcane herrſchen, ausgenommen, von aller Gefahr frey, indem es ihnen leicht wird, in wenig Tagen die Gegend der Paſſatwinde zu erreichen.

XXXIV.

Neu-Foundland.

1. Lage und Figur.

Dieſe groſſe Inſel liegt vor der Mündung des Lorenzſtromes, weiter öſtlich, (ſo wie die kleinen Inſeln Anticoſti und St. Johann weiter weſtlich). Sie wird vom Atlantiſchen Meere gegen Oſten und Süden, von der Straſſe Belle Isle, die ſie von Labrador trennt, gegen Norden umgeben.

2. Clima.

Die ſüdlichen und öſtlichen Küſten dieſer Inſel ſind meiſtens mit Nebel und Reif bedeckt, und haben ein ſtürmiſches Meer; aber auf der nördlichen und weſtlichen iſt der Himmel meiſtens heiter. Der Winter iſt ſehr ſtreng; der Sommer, beſonders in den ſüdlichern Theilen, überaus heiß, mit unerträglicher, ſchwüler Hitze, aber von kurzer Dauer. Auch ſind dann die vielen Mücken eine groſſe Plage. Auch auf der Inſel St. Johann ſind Luft und Boden feucht.

3. Gröſſe.

2090 Quadratmeilen, alſo bald ſo groß wie Island.

4. Nahmen.

Bey den Franzoſen heißt ſie Terre neuve, ſonſt auch noch Neuland. Der obige Nahme heißt ſo viel als neu erfundenes Land. Der durch die Entdeckungen des Chriſtoph Colom angefeuerte, zu London wohnende Venetianer Cabot entſchloß ſich zu gleichen Unternehmungen, kam, ſeiner Erzählung nach, bis zum

zum 56 Grad Nord-Breite, und erblickte dieſes Land, das er prima viſta (das zum erſten Mahl geſehene) nannte.

5. Haupteintheilung.

A) Die groſſe Inſel Neu-Foundland ſelbſt.

B) Die zwey kleinern.

a) Anticoſti.

b) St. Johann, St. Jean oder St. John.

Letztere iſt in drey Grafſchaften abgetheilt.

6. Gewäſſer.

Auſſer dem groſſen Lorenzbuſen und der ſchon erwähnten Canſo-Meerenge iſt die Straſſe von Belle Isle, welche ſie in Norden von Labrador trennt. Sie wird von dem Treibeiſe aus Norden oft bis zur Mitte des Junius verſtopft. Sie geht in den groſſen, dreyeckigen Golf, St. Lorenz und wird daher in Weſten noch von Neu-Schottland begrenzt. Der Lorenzfluß ergießt ſich in den weſtlichen Winkel derſelben. Das Meer bildet, beſonders an der Oſt- und Südſeite, auſſerordentlich viele Buchten und Häfen. Der Hafen St. Jean oder St. John, unten auf der Oſtſeite, kann 200 Schiffe faſſen. Die Bay von Plaiſance oder Placentia in Süden geht auſſerordentlich tief ins Land hinein, und bildet am Ende einen Hafen, zu welchem ein enger Canal führt, durch welchen nicht mehr, als Ein Schiff auf Ein Mahl kommen kann; und dieſes muß noch, wegen des entgegenflieſſenden Stromes, mit Seilen fortgezogen werden.

7. Gebirge.

Weſtwärts von Plaiſance iſt das Vorgebirge Redhood, welches den Seeleuten zu einem Wegweiſer in die Bucht von Plaiſance dienet.

8. Boden.

Das Innere iſt wenig bekannt; man weiß überhaupt nur, daß es bergig und ſumpfig iſt. In den Thälern gegen die See zu und an den Flüſſen iſt der Boden ſehr gut, und bringt Rocken und andres Korn ohne viele Wartung. Auf der Inſel Johann ſind unzählige vortreffliche Wieſen.

9. Einwohner.

Theils Eingeborne oder Eskimoer, welche hier den Nahmen Mikmak haben, theils Engländer und Franzoſen. Letztere beſitzen ſeit dem zweyten Pariſer Frieden 1783 die ganze Küſte von Cap St. John auf der Oſtſeite im 50ſten Grad Nord-Breite an, nordwärts hinauf und wieder herum längs der ganzen Weſtküſte bis zum Cap Ray an der Südweſtſpitze der Inſel. Die urſprünglichen Einwohner, die wahrſcheinlich von der Küſte Labrador herüber kamen, ſind nicht zahlreich, und die Zahl der hier ſich aufhaltenden Engländer iſt ſehr veränderlich. Im Winter ſind ihrer nicht halb ſo viel, als im Sommer. Auf der Inſel St. Johann wohnen viele Fiſcher.

10. Pflanzen.

Groſſe Tannen- und Fichten-Wälder, welche Holz im Ueberfluß, ſowohl zum Schiffsbau als auch zur Errichtung der zum Trocknen und Einpökeln der

Fiſche

Fiſche nöthigen Gebäude liefern, ſind auf den Bergen und Felſen im Innern des Landes in groſſer Menge.

II. Thiere.

1. Lachſe findet man in den Strömen.
2. Wallfiſche
3. Seehunde } werden an den Küſten gefangen.
4. Meerſchweine

Die Küſten der Inſeln Johann wimmeln von Klammmuſcheln, Auſtern und allen Arten von Fiſchen.

Von den Wallfiſchen benuzt man beſonders den Thran zu grober Mahlerey, zur Zubereitung der Häute, zur Erleuchtung der Städte. Faſt durchgehends erſetzt er den Talg. Vor allem aber ſind hier

5. Die Haupt-Stockfiſchbänke des Erdbodens.

Die groſſe Fiſchbank (welche ſo genannt wird, um ſie von acht andern benachbarten kleinern Sandbänken zu unterſcheiden, unter welchen die grüne Bank, die Petersbank und die Wallfiſchbank die bekannteſten ſind) liegt in einiger Entfernung von der ſüdlichſten Landſpitze, wo ein ſteter, kalter und dicker Nebel herrſcht. Hier findet ſich eine ungeheure Menge ſolcher Fiſche, welche den Stockfiſchen zur Nahrung dienen, deren Fang hier das vornehmſte Geſchäft iſt. Die beſten und gröſten werden in den mittägigen Gegenden der groſſen Bank, vom Anfang des Februars bis zum Ende des Aprils gefangen. Auch die vom März bis Junius gefangnen halten ſich noch. Allein vom Julius bis September

gähren die Fiſche und verderben leicht. Die Engländer fangen wohl jährlich über 600000 Centner, am Werth 3 1/2 Million Thaler, und beſchäftigen mit dieſer Fiſcherey jährlich 20000 Mann. Die Stockfiſche ſind hier ſo häufig, daß oft vor denſelben die Fahrzeuge nicht weiter kommen können. Jeder Fiſcher fängt an 400 Stück täglich.

6. Eine große Art Hunde braucht man zum Ziehen. Man ſpannt vier, ja wohl zehn Hunde vor einen Schlitten, auf welchem ſie große Laſten weit hurtiger als Pferde fortziehen.

7. Die Feuchtigkeit der Luft und des Bodens, die vielen Wieſen auf St. Johann erzeugen hier und auf der großen Inſel eine unzählige Menge von Mücken, welche faſt jeden Einwohner vertreiben. Viele wurden durch die beſtändigen ſchlafloſen Nächte und die Plage am Tage genöthigt, die Inſel zu verlaſſen. Sogar das hergebrachte Vieh konnte es kaum aushalten. In der heißen Jahrszeit kann es auf der Weide nicht bleiben, ſondern geht bis an die Naſe ins Waſſer.

12. Merkwürdigkeiten.

1. Unter allen Entdeckungen Cabots war ſie die erſte 1497.

2. An den Küſten erblickt man nicht ſelten eine Menge unüberſehlich großer Eisfelder, die völlig das Anſehen einer mit Schnee bedeckten großen Landſchaft haben, in der man Berge, Thäler, ſteile

Ufer,

Ufer, Teiche und Flüſſe erblickt. Sie kommen aus den nordlichen Gewäſſern.

Anmerkung. In Süden liegen die beiden Franzöſiſchen Inſeln.

1. St. Pierre, welche in ihrer größten Länge 2, ſo wie

2. Miquelon 5 Seemeilen beträgt.

XXXV.

Neu-Britannien.

1. Lage und Figur.

Liegt auf dem feſten Lande von America am weiteſten nordöſtlich, und ſtellt eigentlich eine große von vier Seiten vom Meere umfloßne Halbinſel und eine kleinere Inſel vor, welche die Geſtalt eines durch krumme Linien eingeſchloßnen Dreyecks hat. Beide ſind mit unzählbaren kleinern Inſeln umgeben, wovon viele ſehr weit vom feſten Lande entlegen ſind. Die ganze weſtliche Küſte von der James-Bay hinauf bis zum 62ſten Grad Nord-Breite, beſtimmt der Meridian des 60ſten Grades weſtlicher Länge von Ferro.

2. Grenzen.

Nordweſtlich von Neu-Foundland wird es durch die Meerenge Belle-Isle getrennt; öſtlich iſt der Scandinaviſche Ocean; nordoſtlich die Hudſonsſtraße oder Meerenge; weſtlich in Norden die Hudſonsbay; weſtlich in Süden die Jamesbay; ſüdlich in Weſten Canada; ſüdlich in Oſten der Lorenzbuſen.

3. Gröſſe.

24300 Quadratmeilen, alſo noch ein Mahl ſo groß, wie Schweden und Finnland.

4. Clima.

Iſt meiſtens kälter wie in Grönland. Man hat wenig Sommer vor der Mitte des Julius und im September tritt ſchon der Winter wieder ein.

5. Nahmen.

Es heißt auch Labrador, aber dieſer Nahme kommt urſprünglich nur der Südküſte am Lorenzbuſen zu: denn der Portugieſe Caſpar Cortereal, der dieſe Küſte 1500 oder 1501 zuerſt entdeckt hat, nannte ſie Terra verde (Grönland) oder wie ſie andre ihm zu Ehren nannten, Terra de Cortereal, und nur die Gegend des Landes, von welcher er hoffte, daß man ſie würde beackern und anbauen können, hieß er Labrador (ackerfähiges Land). Die Nordoſtküſte entdeckte Davis 1586, zum Theil auch der Capitän Gibbons 1614, die Nord- und Weſtſeite aber Hudſon 1610, welcher auch zuerſt dem ganzen Lande den Nahmen Magna Britannia oder Groß-Britannien (Great-Britain eigentlich), welches zur ſchicklichern Unterſcheidung neuerer Zeit in Neu-Britannien verwandelt worden. Es führt auch den Nahmen Eſtotiland; ſo wie der nordweſtliche Theil noch beſonders Oſt-Main genannt wird.

6. Eintheilung.

Man kann es ſehr füglich

a) in die kleinere nördlichere Inſel und

b) in

b) in die größere ſüdlichere Halbinſel abſondern.

7. Gewäſſer.

a) Die New-Sea oder neue See, welche gerade in Norden und

b) die Straße of Hope advance (zur Hoffnung), welche oſtwärts die Inſel von der Halbinſel ſcheidet.

c) Wenige Quellen ſind hier. Hingegen trifft man durch das ganze Land

d) eine große Menge Teiche und Seen an, welche von dem Regen und geſchmolzenen Schnee entſtanden ſind.

e) Längs der Küſte ſind viele Flüſſe, die ſich in die See ergießen; doch ſind ſie nicht beträchtlich und der breiteſte kommt dem nicht bey, was man ſonſt einen Fluß nennt.

8. Berge.

Das ganze Land beſteht aus fürchterlichen Bergen und unfruchtbaren Thälern. Die Berge ſind von jeder Art des Graſes entblöſet. Groſſe Felſen von einer erſtaunlichen Höhe und Dicke, die gemeiniglich nakt ſind, etwas armſeliges Geſträuch und niedriges Moos ausgenommen, das man zuweilen erblickt.

9. Boden.

Das Land iſt äußerſt unfruchtbar und keines Anbaues fähig. Die Oberfläche iſt überall uneben und mit erſtaunlichen großen Steinen bedeckt. Beſonders wechſeln an der Weſtſeite unfruchtbare Thäler mit fürch-

fürchterlichen Bergen ab, von welchen einige erſtaunlich hoch ſind. Die erſtern werden nur durch eine Kette von Landſeen bewäſſert, die aber nicht von Quellen, ſondern von Regen und Schnee entſtehen; ihr Waſſer iſt ſo kalt, daß nur einige Forellen darin leben können.

10. Einwohner.

Daß ein ſolches Land wenig bewohnt iſt, ſcheint natürlich. Die Eingebornen, die ſich hier aufhalten, ſind außerordentlich wild. Die verſchiednen Stämme ſind in einem beſtändigen Kriege unter einander. Ehedeſſen wohnten

1. die Eskimoer häufig an der Seeküſte, aber ſeit mehrern Jahren haben ſie ſich weiter nach Norden gewendet, entweder dem beſtändigen Streite mit den Hochländern zu entgehen, oder den Europäern auszuweichen.
2. Die Hochländer bewohnen die Gebirge ziemlich weit weſtlich in das Land hinein, zwiſchen welchen und den Eskimoern eine außerordentliche Feindſchaft herrſcht. Nächſt bey den Hochländern, noch etwas weiter gegen Weſten, ſind
3. die Escopiks, von denen wir nicht viel wiſſen. Unterhalb derſelben wohnen
4. die Hudſonsbay=Indianer, mit denen wir beſſer bekannt ſind.
5. Die vereinigten Brüder oder Herrenhuther haben auf der Mitte der Südküſte eine Niederlaſſung.

6. Eng-

6. Engliſche Kaufmannsbediente halten ſich auf der Südweſtküſte auf.

Andere Nationen, die etwa hier noch ſeyn mögen, ſind uns bis jetzt unbekannt.

Die Hochländer hält man für eine fleißige, arbeitſame Nation. Ihre vornehmſte Beſchäftigung iſt, ſich mit Pelzwerk zu verſorgen und damit die andern Bedürfniſſe des Lebens auszutauſchen. Sie ſind wenig unterrichtet, aber von einer guten Gemüthsart und minder wild, als andre Indianiſche Nationen. Sie kommen alle Jahre, um mit den Canadiſchen Kaufleuten zu handeln. Sie ſind große Liebhaber von geiſtigem Getränke; für dieſes, wie auch für Gewehr und Pulver, vertauſchen ſie den größten Theil ihres Pelzwerks. Sie ſind von einer dunklern Farbe, als die Eskimoer, und klein von Wuchs. Ob ſie ſchon von einer ſtarken Leibesbeſchaffenheit ſind, ſo haben ſie doch kleine Gliedmaßen und ſind daher überaus geſchickt, die felſigen Gegenden zu durchſtreifen, die ſie bewohnen. Sie haben kein Haar, außer an dem Kopfe. Ihre Gewohnheit iſt, die alten und abgelebten Perſonen unter ihnen umzubringen, ſo bald ſie für die Geſellſchaft ohne Nutzen und ſich ſelbſt zur Laſt werden. Man hat ſie wegen dieſer Unmenſchlichkeit zur Rede geſetzt und ſie antworteten: „Da es ſchwer iſt, die Bedürfniſſe des Lebens „hier anzuſchaffen, ſo kann niemand unter uns ge„duldet werden, der nicht das Seinige dazu beyträgt. „Wir haben keinen gewiſſen Ort, wo wir wohnen „und da es unmöglich iſt, die Hülfloſen mit uns zu

„ſchlep-

„ſchleppen, weil wir beſtändig herum ziehen, ſo fra„gen wir, ob es nicht beſſer ſey, dem Elende dieſer „Leute ein Ende zu machen, als ſie durch Hunger und „Kälte umkommen zu laſſen?“ Der Sohn erweiſet dieſen Liebesdienſt ſeinem Vater, und da dieß zur beſtändigen Gewohnheit bey ihnen geworden iſt, ſo wundern ſie ſich, daß wir es als eine Unmenſchlichkeit anſehen.

Die Eskimoer, welche die Küſte des nordlichen Theiles von Labrador bewohnen, ſtammen unſtreitig aus Grönland her, mit deſſen Bewohnern ſie einerley Sprache, Sitten und Lebensart haben. Sie ſind von einer blaſſen Kupferfarbe. Im Ganzen genommen, ſind ſie kleiner, als die Europäer, denn nur wenige unter ihnen ſind von einer mittelmäßigen Höhe, dabey aber dick und unterſetzt. Sie haben ſo wohl in ihrer Geſtalt, als in ihren Gewohnheiten ebenfalls viele Aehnlichkeit mit den Lappländern. Sie haben Bärte wie die Grönländer und die Lappen, da hingegen die Escopiks und die Hochländer, ihre Nachbarn, nirgends als an dem Kopfe Haare haben. Dieſe Indianer ſind überhaupt von keiner unangenehmen Geſtalt, wiewohl einige unter ihnen ſehr häßlich ausſehen. Sie haben ein plattes Geſicht und eine kurze Naſe, ihr Haar iſt ſchwarz und ſehr grob; ihre Hände und Füſſe ſind beſonders klein. Die Weiber haben breite Schnüre von Corallen um den Kopf, mit welchen ſie die Haare über die Ohren binden. Sie lieben die Ringe von glänzendem Kupfer ſehr, welche ſie wie Kronen tragen. Ihre Kleidung beſteht bloß aus

Häu-

Häuten, ausgenommen bey denjenigen, die durch den Handel ſich andre erworben haben. Da ihnen in ihrem ſo kalten Lande nichts nöthiger iſt, als eine warme Kleidung, ſo haben ſie an ihrem ſchön bebrämten Pelze eine Kappe, die ſie über den Kopf ziehen können. Ihr Pelz geht vorn nicht viel weiter als bis an den Gurt, wo er ſich an die langen Pelzſtrümpfe anſchließt, hinten aber iſt er mit einem Streifen verſehen, der beynahe bis an die Füſſe herunter hängt. Im Winter ſchützen ſie ihre Füße durch mehrere Strümpfe und Socken gegen den Froſt, und, um nicht im Schnee zu verſinken, ziehen ſie fünf Schuh lange Schneeſchuhe an. Die Frauensſtiefeln haben noch die Einrichtung, daß ſie ihre Kinder zugleich mit hinein ſtecken können. Die Eskimoer auf Labrador müßten im Winter, wenn alles von Schnee weiß iſt, blind werden, allein die Nothwendigkeit, ſich auch dann durch die Jagd ihre Nahrung ſuchen zu müſſen, hat ſie gelehrt, ſich aus Wallroßzähnen ovale hohle Deckel für die Augen zu verfertigen. Sie bohren in die Mitte derſelben ein kleines Loch, befeſtigen ſie auf Leder, und binden ſie vor die Augen, ſo daß nur wenige blendende Strahlen in dieſe hinein kommen können. Dieſe kluge Erfindung hat auch einen paſſenden Nahmen, ſie wird nähmlich von den Eskimoern Schneeaugen genannt. Statt der Wallroßzähne gebrauchen ſie auch Scheibchen Holz oder Elfenbein, darin eine feine Ritze zum Durchſehen gemacht iſt, und welche ſie vor die Augen binden.

Sie haben keine Gattung Brotes, auch kein Salz,

ſondern leben vom Fleiſche der Seefiſche, von Wildpret und von Vögeln. Des Winters bleiben ſie in ihren Häuſern oder vielmehr in ihren Höhlen (denn ſie machen ſie unter die Erde) durch das vortrefflichſte Pelzwerk gegen die ſtrengſte Kälte geſchützt. Sie ſpüren aber oft ſo ſehr Mangel an Nahrung, daß ſie ſich bisweilen ſelbſt verwunden, um den Hunger mit ihrem eignen Blute zu ſtillen. Zur Sommerszeit ſind ſie unter Zelten, welche rund aufgeführt und mit zuſammen genähten Thierhäuten bedeckt ſind. Sie ſtreifen dann umher und kommen bisweilen über die Straſſe von Belle Isle nach Neu-Foundland, und können dann Wallfiſche und Seehunde, deren Thran ſie gern genießen, auch andre Fiſche, ſo wie Wildpret und Vögel genug bekommen. Man ſagt, daß ſie Fiſche und Fleiſch roh genieſſen, und nennt ſie deßhalb Eskimoer, welches von dem Indianiſchen Wort Eskimantſik, roh eſſen, herkommt; allein dieß thun ſie nur auf der Jagd, ſonſt kochen ſie ihre Speiſen beym Feuer.

Die Häuſer beſtehen aus einer Stube, die, ob ſie ſchon nicht ſehr geräumig iſt, dennoch von einer ganzen Familie mit allen Verwandten bewohnt wird. Keiner iſt bey ihnen mehr als der andre, auſſer derjenige, der ſich in Stärke und Herzhaftigkeit hervor thut, und die meiſten Weiber und Kinder hat. Da ſie keine Geſetze unter ſich haben, ſo iſt die allgemeine Verachtung die einzige Beſtrafung der größten Laſter. Sie wiſſen wenig von Krankheiten und haben daher keine Aerzte.

te. Die Blattern ſind noch nicht bis zu ihnen gekommen.

11. Mineralien.

Vorzüglich eigen iſt hier der auch von dieſem Lande benannte Labradorſtein, eine Spathart. (Siehe davon meine gemeinnützigen Spaziergänge.)

12. Pflanzen.

Niedrig und krumm gewachsne Tannen, Kiefern, Fichten, Wachholder, Birken und Cedern-Bäume füllen die Thäler aus. Auf den Bergen ſieht man nur hie und da einen zuſammen geſchrumpften Buſch oder ein kleines Moos. Mit dem 60ſten Grade hört das Wachsthum der Pflanzen ganz auf.

13. Thiere.

Von kleinen Forellen wimmeln die Teiche.

14. Merkwürdigkeiten.

Die Schiffahrt iſt hier ſehr gefährlich. Gegen das Land zu iſt die See mit groſſen Stücken Eis bedeckt, und je weiter man nordwärts gehet, deſto gröſſer iſt die Menge, die man davon antrifft. Einige von dieſen Maſſen, welche die Seefahrer Eisinſeln nennen, ſind von einer ungeheuern Gröſſe, und man glaubt gemeiniglich, daß zwey Drittel davon unter dem Waſſer gehen. Oefters ſieht man ſie mehr als hundert Fuß hoch über der Oberfläche und nichts kann mehr Grauen erwecken, als wenn man in einem Sturme oder Nebel in dieſen Gegenden herum ſchifft. Dieſe erſtaunlichen Eisklumpen kommen von Norden her, und man glaubt, daß ſie durch das Zufrieren der Waſſerfälle um Grön-

land und den Pol gebildet werden. So bald die Strenge des Winters nachläßt, brechen ſie durch ihr eignes Gewicht vom Ufer los, und werden ſüdwärts getrieben. Für die armen Einwohner von Labrador ſind ſie die Zeichen des heran nahenden Sommers.

XXXVI.

Die Eskimoiſchen Inſeln.

1. Lage, Figur, Gröſſe und Nahmen.

Sie liegen ſämmtlich im Eskimoiſchen Meere, nördlich von Labrador, und weſtlich von Grönland. Die nördlichſte von ihnen iſt

1. die James-Inſel, welche den übrigen nordöſtlich von Grönland liegt. Sie liegt zwiſchen 35 bis 45 Gr. weſtlicher Länge von Ferro, und zwiſchen 69 bis 72 1/2 Gr. Nord-Breite. Sie macht zwey Straſſen, die zur Baffinsbay führen; öſtlich mit Grönland die Davis-Straſſe und weſtlich mit der Cumberlandsinſel die Baffins-Straſſe. Sie iſt mehr lang als breit, auf der Oſtſeite am breiteſten. Der Gröſſe nach iſt ſie die zweyte.
2. Die Disco-Inſel, welche zwiſchen der James-Inſel und Grönland liegt und die öſtlichſte dieſer Inſeln iſt. Sie hat die Figur eines verſchobnen Winkelmaſſes, und nimmt ihre längſte Richtung von Nordoſt nach Nordweſt.
3. Die Cumberlands-Inſel, welche in ſüdweſtlicher Richtung die nächſte unter der James-Inſel iſt. Sie hat mehr Länge als Breite, iſt ſüdöſtlich am brei-

breiteſten und ſpitzt ſich nordweſtlich zu. Sie erſtreckt ſich bis zum 70ſten Grad Nord-Breite über den Polarkreis.

4. Die Inſel Good Fortune, bonne Fortune, gut Glück, liegt zwiſchen Cumberland und Labrador, unter dem Polarkreiſe an der Hudſons-ſtraſſe. Der Gröſſe nach die erſte.

5. Die ungenannte Inſel, nordweſtlich von bonne Fortune und weſtlich von Cumberland, zu der ſie auch zuweilen mit gezählt wird, öſtlich vom feſten Lande.

6. North-Main, in ſüdweſtlicher Richtung von der vorigen, in ſüdöſtlicher Richtung vom feſten Lande, weſtlich von bonne Fortune, und nördlich von der Labradoriſchen Inſel, zwiſchen dem 53ſten bis 60ſten Grad weſtlicher Länge von Ferro.

7. Barren, auch Southampton genannt, die weſtlichſte in der Hudſonsbay, erſtreckt ſich ſo ſchmal wie eine Landzunge von Südweſt nach Nordoſt bis an den Polarkreis. Sie liegt zwiſchen dem 62ſten und 66 1/2 Grad Nord-Breite. Der Mittagskreis unter dem 65ſten Grad weſtlicher Länge durchſchneidet ſie völlig. Vom Capitän Thomas Button und deſſen Oberſteuermann Nelſon 1612 und 1613 entdeckt. Dieſe Inſeln betragen zuſammen über 10000 Quadratmeilen, alſo mehr wie Frankreich.

2. Clima.

1. Die äuſſerſt ſtrenge Kälte verhindert allen Getrei-

debau. Man hat nur etwa drey Monathe Sommer, die übrige Zeit aber den härteſten Winter, und wenigſtens ſo lange iſt die Hudſonsbay mit Eis bedeckt. Die Luft iſt nie oder ſelten helle. Im Frühling und Herbſt iſt ſie mit dicken, feuchten Nebeln und im Winter mit Eisſpitzen angefüllt, die man mit bloſſen Augen ſehen kann, beſonders wenn der Wind nördlich oder öſtlich und die Kälte ſtrenge iſt. Die Urſache dieſer Eisnebel iſt der vom Eiſe aufſteigende Dampf, Froſtrauch genannt. Daher kommen die häufigen Neben-Sonnen und Kreiſe um den Mond, die ſehr helle ſind und mit allen Farben des Regenbogens glänzen.

2. Die häufigen Nordlichter ſind ſo helle, daß man dabey leſen kann. Sie machen einen Schatten hinter den Körpern nach Süden, und verbreiten tauſend verſchiedene Lichtſtrahlen und Farben über das ganze Gewölbe des Himmels, die auch der volle Mond nicht unkennbar macht.

An der auf- und untergehenden Sonne bemerkte Ellis eine kegelförmige Figur von einem gelblichen Lichte, die ſenkrecht daran erſchien; die Sterne funkelten mit einer feurigen Röthe.

3. Die Geſellſchaft des Herrn Ellis hatte ſich ein kleines dichtes Haus von Holz zu ihrer Winterwohnung erbauet und darin einen Ofen von Ziegelſteinen ſechs Fuß lang, zwey weit und drey hoch, darein ſie gewöhnlich eine Pferdeladung Holz legten. Wenn das Holz meiſt abgebrannt war, ſo nahmen ſie die noch übri-

übrigen Brände heraus und machten den Schorn-ſtein zu. Die darauf erfolgende Hitze im Zimmer ſetzte ſie bisweilen in den Schweiß. So bald aber wegen des ſchweflichten Geruchs ein Fenſter oder auch die ganz kleine Stubenthür geöffnet wurde, ſo verwandelten ſich die eingeſchloßnen Dünſte, wegen der plötzlich eindringenden, heftigen Kälte in Schneeflocken. Faſt hätten ſie keine Fenſter gebraucht; das Eis konnte ihnen dazu dienen, welches ſich häufig genug daran ſetzte. Auch Wände und Boden waren damit überzogen und wer an der Wand ſchlief, war gewiß mit ſeinem Bett des Morgens angefroren. Der Saft im Zimmerholze machte, indem er fror, oft einen Knall wie eine Muskete und zerſplitterte das Holz. Das Eis im Fluſſe war über acht Fuß dick.

4. Die eigentliche Winterkälte geht im October an und dauert bis zum April. Den zweyten November war die Kälte ſchon ſo heftig, daß das in Werg gepackte und nicht weit vom Feuer geſtellte Bier in den Bouteillen fror.

3. Gewäſſer.

A. Bayen. Die beiden vornehmſten ſind

a) die Baffinsbay zwiſchen der Nordküſte von America und den Inſeln James und Cumberland. 1616 kam der Capitän Bylot mit ſeinem Steuermann Wilhelm Baffin dahin, von dem ſie auch den jetzigen Nahmen erhielt. Sie beträgt mit den Inſeln über 21000 Quadratmeilen.

b) Hudſonsbay zwiſchen Labrador und New-Wales. Auch dieſe entdeckte ein Däne, Friedrich Anſchiold, da er einen Weg nach Nordweſt ſuchte, um nach Oſtindien zu gehen. Heinrich Hudſon, ein Engländer, ſegelte 1607 in gleicher Abſicht dahin. Von ihm bekam dieſer Meerbuſen und noch eine Meerenge den Nahmen, da er hier 1611 ſein Leben einbüßte. Sie iſt ungefähr 14000 Quadratmeilen groß. 1619 fand ſie auch der Däniſche Admiral, Johann Münch oder Munk und nannte ſie ſeinem Könige Chriſtian IV. zu Ehren, Mare Chriſtianum. Der ſüdlichſte Theil von der Hudſonsbay vom 51ſten bis 55ſten Grad Nord-Breite, welchen der Capitän, Thomas James, 1631 entdeckt hat, wird beſonders Jamesbay genannt, ſo wie der nordweſtliche Theil zwiſchen der Weſtküſte und Inſel Barren, welchen der Capitän, Lucas Fox, 1631 durchſchifft hat, Thomas Roes Welcome, oder ſchlechtweg Welcome heißt.

B. Seeſtraſſen. Sind die vornehmſten:

a) Davisſtraſſe zwiſchen Grönland in Oſten und James in Weſten.

b) Baffinsſtraſſe zwiſchen James und Cumberland.

c) Cumberlandsſtraſſe zwiſchen Cumberland und Bonne Fortune.

d) Nameleß Straits (Nahmenloſe Straſſen) zwiſchen der Weſtküſte von America und den Inſeln Cumberland und North-Main in Oſten.

e) Hud-

e) Hudſonsſtraſſe zwiſchen Labrador in Süden und den Inſeln Bonne-Fortune und North-Main in Norden.

4. Thiere.

1. Der weiſſe Seebär oder Bär des Eismeeres in der Hundſonsbay. Er iſt gröſſer, hat einen längern Kopf und dünnern Hals, als der Landbär, und unterſcheidet ſich von demſelben auch durch das Geſchrey, welches dem Bellen eines heiſern Hundes gleich kömmt.

2. Der Wolfsbär oder Wolfverene (QuickHatch) iſt ein Schrecken der Bären, auch wenn ſie ihn todt finden. Er ſieht einem Wolf und Fuchs ähnlich, iſt auch nicht gröſſer als ein groſſer Wolf, hat einen raſtfarbigen Pelz, trägt ſeinen Kopf ſehr niedrig und erhebt im Gehen ſeinen Rücken, wie einen Bogen, dennoch ſchleppt der Bauch, wegen ſeiner kurzen, krummen Füſſe, faſt auf der Erde. Er lebt, wie der Eisbär, von Seehunden und Wallfiſchen. Auch im Schwimmen gibt er dem Eisbär nichts nach. Er wehrt ſich heftig und zerreißt die Fallen und Stricke, die man ihm legt, auf eine bewundernswürdige Art. Sein Vaterland iſt die Hudſonsbay.

3. Der Muscusochſe an der Hudſonsbay hat ſehr kurze Beine, groſſe Hörner, lange Haare, die faſt die Erde erreichen. Er führt einen ſo ſtarken Muscus bey ſich, daß er zu gewiſſen Zeiten gar nicht zu eſſen iſt.

4. Der Pelican oder die Kropfgans iſt in der Hudſonsbay nicht ſelten. Es iſt eine ſehr groſſe Gans, deren Schnabel beynahe ein Drittel ſo lang iſt, als der ganze Vogel. Sie wird vom Schnabel bis zur Schwanzſpitze 5 Fuß lang, davon erſterer allein 1 1/2 Fuß hält. An dem Unterkiefer hängt ein groſſer Sack, darein ſie Fiſche ſammelt. Wenn dieſer Kropf auch leer iſt, ſo gleicht er doch einer aufgeblaſenen Ochſenblaſe. So lange aber das Thier lebt, iſt er ſo groß, daß ein neugebornes Kind darin liegen kann. Aus dieſem Kropf freſſen auch die Jungen die todtgebißnen, blutigen Fiſche, indem er den Kopf herunterwärts gegen die Bruſt hängen läßt, und daher kommt die Fabel, daß er ſie mit dem Blute aus ſeiner Bruſt tränke.

5. Der gemeine Wallfiſch iſt häufig. Die Fiſcherey der Beluga oder des weiſſen Wallfiſches wird mit beſonders gutem Erfolg getrieben. Er kömmt im Junius an die Mündungen der Flüſſe, ſo bald ſie vom Eiſe frey ſind, und wird daſelbſt in groſſer Menge gefangen.

6. Der gemeine Froſchfiſch erſcheint nur bey windigem Wetter an der Oberfläche, und er wird deßwegen von den Eingebornen Thurina-meg, d. i. Windfiſch, genannt.

5. Merkwürdigkeiten.

1. Die Entdecker dieſer Inſeln und Gewäſſer waren vorzüglich folgende Engländer:

a) Davis 1585—87.

b) Hud-

b) Hudſon 1610 und
c) Bylot mit } 1616.
d) Baffin }

2. Die ſchwimmenden Eisinſeln haben in der Straße Davis und Hudſons Meerenge das Anſehen kleiner Gebirge, welche tief im Waſſer gehen. Herr Ellis ſchätzt ihre Dicke 1500 — 1800 Fuß. Baffin fand die Höhe einer Eisinſel 240 Fuß über dem Waſſer. Außer dieſen Eisbergen trifft man viel treibendes Eis 5 — 10 Klaftern dick an. Wenn ein Schiff mit Gewalt daran läuft, ſo ſcheitert es, wie an einer Klippe. Bey Annäherung ſolches Eiſes wird die Luft jähling kalt, und es iſt ein dicker Nebel, etwa ſo hoch als ein Schiffsmaſt um daſſelbe herum. An den größten Stücken, die vom Winde und Fluthen nicht ſo ſehr bewegt werden, befeſtigt man wohl die Schiffe vermittelſt der Eisanker und füllet die Gefäße mit ſüßem Waſſer aus den Teichen, die man ordentlich auf dem Eiſe findet. Dieſes Eis, womit Waſſer und Land in Norden bedeckt iſt, verurſacht an der Küſte der Hudſonsbay die außerordentliche Kälte, davon Herr Ellis folgendes Beyſpiel anführt. Sie hatten für ihr Bier eine 12 Fuß tiefe Grube gemacht, und dieſe mit der ausgegrabnen Erde bedeckt, dennoch war der Froſt noch vier Fuß tiefer gedrungen, und die Fäſſer mit dünnem Bier geſprungen.

XXXVII.

Gänzlich unbekanntes Polar-America.

1. Die Weſtſeite im Eismeer. Cook ging 1778 glücklich durch die Meerenge, welche Aſien und America ſcheidet, Cook-Beringsſtraße genannt. Er kam nordoſtwärts bis zum 70ſten Gr. 45′ Nord-Breite an eine Landſpitze, die er Icy-Cape (Eis-Vorgebirge) nannte. Weiter konnte er wegen des Eiſes nicht vordringen.

2. Die Oſtſeite an der Baffinsbay. Die erſten Beſchiffer dieſer Bay, nach denen ſie benennt ward, unterſuchten die herum liegenden Küſten, und entdeckten unter andern in Nordoſten

   a) den Horn-Sound unter dem 73ſten Gr. 45′ Nord-Breite.

   b) In Norden den Thomas Smith's Sound unterm 78ſten Grad Nord-Breite.

   c) In Nordweſten den Alderman Jones-Sound unterm 76ſten Gr. 45′ Nord-Breite, und

   d) weiter nach Süden den James Lancaſters-Sound unterm 74ſten Grad Nord-Breite.

Alſo nordwärts erſtreckt ſich unſre Kenntniß von weſtlich America nicht weiter als bis zum Eiscap und öſtlich nur bis zu Thomas Smith's, und Horn-Sound.

XXXVIII.

Prinz Williams Land.

Heißt die unter dem gänzlich unbekannten Polarlande

lande öſtlich ſich hervorſtreckende Halbinſel des feſten Landes, der die ungenannte Inſel in Oſten gerade gegen über liegt.

Den ſüdlichen Theil dieſes Landes, nebſt der daſelbſt befindlichen Repulſebay entdeckte 1741 der Seecapitän Middleton.

Auch hier wohnen Eskimoer.

Hier, wo America ſeine größte Breite hat, iſt uns dennoch der ganze Landſtrich von Williams-Land bis quer gegen über auf der Weſtküſte faſt völlig unbekannt. Nur eine Nachricht haben wir davon, die aber ſchicklicher weiter unten bey Neu-Wales mitgetheilt werden ſoll. Wir gehen daher gleich zur Weſtküſte über.

XXXIX.

Nördlichſtes bekanntes Weſt-America.

1. Lage.

Dieſes erſtreckt ſich vom Cap Blanco, d. i. der Nordgränze Californiens bis nordwärts zum Eiscap. Hier kennt man nur, und das nicht ein Mahl überall, die Küſten.

2. Clima.

Nordwärts hinauf hinderten die Eisfelder, Cook 1778 beym 70ſten Grad weiter zu ſchiffen. Das Eis war 8—10—18 Fuß dick.

3. Küſten-Theile.

1. Des Landes Fouſang, im 50ſten Grad Nord-Breite, erwähnt ein Chineſiſcher Geograph. Die

in demſelben hineingehende groſſe Bay heißt der Nootka-Sound bey den Eingebornen; von Cook aber ward ſie Georg-Sound genannt.

2. Den Hafen Bucoarelli unter 55 Grad 17′ entdeckten 1775 Spaniſche Schiffe.

3. James Cook fuhr Cabo Blanko vorbey (jenſeits deſſelben etwa unterm 44ſten Grad der Breite fällt der Oregoa, ein groſſer aus Weſten kommender Fluß, ein wenig gegen Norden ins Meer) kam 1778 bis jenſeits des 60ſten Grades Nord-Breite, entdeckte da eine tiefe, weit ins Land hinein gehende Bucht, die er Sandwich-Sound, ſo wie die daran liegende Meerenge, Prinz Williams-Sound nannte. Weiter nach Nordweſten fand er noch einen Sound, in den ſich ein beträchtlicher Fluß ergießt, dem er den Nahmen River Turnagain- (Kehrewieder-Fluß) gab. Ein anderer, aber weiter weſtlich, unter dem 207ten Grad der Länge und 60′ Breite, wurde ihm zu Ehren nachher Cooks-Fluß genannt, deſſen weſtliche Gegend ſehr felſig iſt. Nachdem er die gefährliche Fahrt längs der ſüdweſtlich laufenden Landzunge Alaska vollendet hatte, gerieth er unter 54 Grad 18′ Nord-Breite in einen tiefen von Felſen umgebenen Hafen auf der, von den Ruſſen entdeckten Inſel Unalaſchka, den er Providencebay nannte. Von hier wand er ſich wieder hinüber zur Americaniſchen Küſte und gab mehreren Vorgebirgen und Bayen Engliſche Nahmen, konnte aber wegen der

Untiefen nirgends landen. Ungefähr im 65ſten Grad der Breite weſtlich von Nootka-Sound ſtarb Cooks vortrefflicher Schiffs-Chirurgus Anderſon, der durch ſein Tagebuch uns ſo viele Nachrichten von dieſer Reiſe aufbewahrt hat, an der Auszehrung und da man in der Stunde ſeines Todes eine Inſel entdeckte, ſo gab ihr Cook den Nahmen Anderſon-Eyland. Endlich näherte er ſich der Aſiatiſchen Küſte unterm 66ſten Grad 28′ Nord-Breite, alſo ganz nahe beym Polarkreiſe, und im 188ſten Grad 3′ Oſtlänge von London, und fuhr dann durch Cook Bering-Straße zwiſchen Tſchukotskoi-Nos in Weſten und dem von ihm ſo genannten Vorgebirge Cap Prince of Wales in Oſten hinüber zur Americaniſchen Küſte, und längs derſelben bis zu einer niedrigen wüſten Landſpitze unter 70 Grad 45′ Nord-Breite, welche er Icy Cape nannte. Weiter zu kommen, verhinderte das Eis.

4. Berge.

Die Küſten am Nootka-Sound ſind felſig, und in dem Sund ſieht man einen Arm der hier von Süden herauf ſtreichenden Gebirgsreihe. Sie iſt hier in ſteile Berge abgetheilt, welche eine ungleiche Höhe, ſpitzige Seiten und rund abgeſtumpfte Gipfel haben und meiſtens bis oben hinauf mit Holz bekleidet ſind. An einigen Orten, wo ſie nackt ſind, ſieht man ihre Beſtandtheile. Sie ſind felſig und zum Theil mit einer Lage verfaulter Bäume oder Mooſe bedeckt. Gegen Nor-

Norden zu wird das Land vom 55ſten Grad an immer höher. Im Innern deſſelben ſieht man eine Reihe hoher Berge, welche meiſtens mit Schnee bedeckt ſind und beynahe mit den Küſten parallel laufen. Unterm 57ſten Grad Breite und 224 Grad Länge ragte ein großer, coniſcher Berg über alle andre hervor; Capitän Cook nannte ihn Edgecumbe. Noch etwas weiter hinauf iſt ein hoher ſpitziger Berg, Schönwetter genannt. Er iſt der höchſte in einer Bergkette, welche mit Schnee bedeckt iſt. Unter dem 59ſten Grad war die Ausſicht aufs Land fürchterlich, denn man ſahe im Julius hohe, mit Schnee bedeckte Gebirge. Noch weiter hinauf waren Vulkane.

5. Einwohner.

1. Die Bewohner dieſer Americaniſchen Weſtküſte, die ſich den Schiffen näherten, bewillkommten die Engländer dadurch, daß ſie Federn, oder rothen Staub gegen ſie ausſtreuten und ſodann Reden hielten. Einige hatten ſich die Haare mit kleinen weißen Federn gepudert. Auf die Reden folgten Geſänge, bald einzeln, bald in Chören. Sie verlangten ſehr nach Eiſen, das ihnen nicht unbekannt ſchien. In Nootka-Sound verhandelten ſie den Engländern Thierhäute. Das außerordentlichſte aber, das ſie zum Verkaufe brachten, waren Menſchentodtenköpfe und Häute, von denen das Fleiſch noch nicht völlig abgelöſet war. Sie gaben deutlich zu verſtehen, daß ſie ſolches gefreſſen hätten. Sie tauſchten Meſſer, Hammer, Stücke von Eiſen und Blech,

Nä-

Nägel, Spiegel und Knöpfe ein. Glas und Corallen achteten ſie nicht ſehr, und Zeuge aller Arten verwarfen ſie gänzlich. Nachdem ſie einige Zeit gehandelt hatten, ſchätzten ſie endlich gar nichts mehr, als das Metall, und Meſſing verdrängte nun das Eiſen. Die Engländer mußten, um ſie zu befriedigen, die Knöpfe von allen Kleidern, ſogar den Beſchlag von den Schreibtiſchen und Schränken herunter reißen.

Das Gras des Feldes, das ihnen nichts nützte, Cook aber für ſein Vieh brauchte, mußte er ihnen abkaufen. Ein gleiches verlangten ſie vor Holz und Waſſer. Da aber die Engländer auf dieſe Forderungen nicht achteten, ſo wurden ſie oft von den Einwohnern erinnert, daß ſie Waſſer und Holz aus Freundſchaft bekommen hätten. Eine höchſt ſonderbare Sitte dieſes Volks ſind ihre ſcheußlichen Maskeraden. Dieſe beſtehen in einer unendlichen Mannigfaltigkeit von hölzernen Larven, womit das Geſicht und der obere Theil des Kopfes bedeckt wird. Einige darunter ſind den menſchlichen Geſichtern ähnlich, mit Haaren, Bärten und Augenbraunen. Andre Larven ſtellen Köpfe von Vögeln vor, beſonders von Adlern; die meiſten aber zeigen die Köpfe von Land- und Seethieren. Dieſe Larven ſind ſehr groß, bemahlt, und oft mit einer glänzenden Materie beſchmiert, die die ſcheußliche Ungeſtalt noch vermehrt. Ueberhaupt waren ſie äußerſt ſchmutzig und auch ihre bloßen Geſichter meiſtens eine Maſſe

von

von Unflath und Fett, daher man ſich auch erſt nach langem Waſchen und Reiben von der weißen Farbe ihrer Haut überzeugen konnte. Sie gehen noch weiter und fügen ans Kopfſtück große ausgeſchnittene Figuren an, die das Vordertheil eines Canots vorſtellen und auch eben ſo bemahlt ſind. (Hieraus könnte man ſich die Sagen von Völkern, oder Perſonen, die halb Menſchen und halb Thiere geweſen ſeyn ſollen, erklären. Wenn Reiſende in einem unwiſſenden leichtgläubigen Zeitalter, da man viele unnatürliche oder wunderbare Dinge als wirklich vorhanden annahm, eine Menge Volks auf dieſe Art ausgeziert geſehen hätten, ohne im Stande zu ſeyn, ſo nahe zu kommen, die Gegenſtände genau zu unterſuchen; ſo würden ſie leicht geglaubt und in ihren Erzählungen ſich bemüht haben, es auch andern glauben zu machen, daß eine Art Weſen exiſtire, die halb Menſch und halb Thier ſey. Dieſe Vorſtellung wäre dann dadurch beſtätigt worden, wenn ſie außer den Thierköpfen auf menſchlichen Schultern, die ganzen Körper ihrer vermeinten Ungeheuer mit Häuten von vierfüßigen Thieren bedeckt geſehen hätten.) Außer ihrer Geſchicklichkeit im Ausſchnitzeln ihrer Masken, welchen ſie die Form von Köpfen verſchiedner Thiere und Vögel geben, können ſie mit ziemlicher Genauigkeit ein Gemählde verfertigen. So ſtellen ſie auf ihren Kappen öfters den ganzen Vorgang des Wallfiſchfanges vor. Auf ihren Bogen graben ſie alle einzelne Gegenſtände

des Fanges ſehr deutlich ein. Sie ſind ein gelehriges, höfliches und gutherziges Volk, aber von groſſer Schläfrigkeit.

2. Die Einwohner von Nootka-Sound ſind unter mittlerer Größe, plump, doch nicht musculös, das Geſicht rund, voll, mit hervor ſtehenden Backen, oben zuſammen gedrückt, die Naſenlöcher weit, die Naſe flach, platt, mit einer zugerundeten Spitze, und durch die Scheidewand mit einem metallnen Ringe geſchmückt; die Augen klein, ſchwarz; der Mund rund, und die Lippen groß und dick. Das Haupthaar dick, lang und ſchwarz; die Augenbraunen ſehr dünne, der Hals kurz und dick, die Arme und Beine dünn und übel geſtaltet; die Farbe der Haut, wo ſie nicht bemahlt und mit Koth beſchmiert iſt, blaß weiß. Einige Alte haben lange Bärte, welche die Jungen auszurupfen ſcheinen. Ihre Kleider ſind Mäntel und Decken von Wolle, Matten oder von einer hanfartigen Materie, die ſie ſelbſt verfertigen. Die Männer werfen gemeiniglich über ihre andern Kleider noch das Fell irgend eines wilden Thieres, welches ſtatt eines großen Mantels dient. Den Kopf bedecken ſie mit einer aus Matten gemachten Kappe, dieſe gleicht einem abgeſtumpften Kegel oder Blumentopfe, und iſt oben mit einem ſpitzigen oder runden Knopfe, auch wohl mit einem Büſchel lederner Quaſte geſchmückt. Der ganze Körper dieſes ſchmutzigen und eckelhaften Volks iſt ebenfalls mit einer Kruſte von Kothfarbe überzogen.

Sie ſind tückiſch, phlegmatiſch und außerordentlich träge, können dabey leicht zum heftigſten Zorn gereitzt werden, laſſen ſich aber doch bald wieder ausſöhnen. Sie haben ebenfalls vielerley Masken und beſitzen überhaupt viele Kenntniß in bildenden Künſten.

3. Die Bewohner an den Küſten von Prinz Williams Sound ſind von einer übergewöhnlichen Gröſſe, ein robuſtes Volk mit groſſen Köpfen, kurzen dicken Hälſen und breiten Geſichtern. Sie haben die tolle Gewohnheit, beſonders die Weiber, die Unterlippe in zwey Theile zu ſchneiden, dadurch, daß ſie den dicken Theil derſelben durch eine mit dem Munde parallel laufende Oeffnung ſpalten, welches einen ſehr widerlichen Anblick verurſacht; denn das Loch iſt ſo groß, daß ſie die Zunge dadurch ſtecken können. Sie tragen auch in demſelben ein rundes ausgehöhltes Stück Holz, wodurch ſie vollends das Anſehen bekommen, als ob ſie mit einem doppelten Munde verſehen wären.

4. Faſt allenthalben an den nördlichen Küſten waren die Einwohner in Häute gekleidet; auch ihre Canote waren von Häuten gemacht. Ihren Todten ſchneiden ſie den Kopf vom Rumpfe, wickeln ihn in Pelzwerk ein, und bewahren ihn in einer beſondern kleinen Kiſte auf. Die Weiber ſtecken ihre Kinder hinten in ihre Jacke. — Ueberhaupt ſind ſie in Kleidung und Sitten von den Bewohnern des Nootka-

Soun-

Soundes ſehr verſchieden. Ihre Böthe und Geräthſchaft zur Jagd und dem Wallfiſchfange ſtimmen genau mit denen bey den Grönländern überein. Sie haben zweyerley Böthe; das eine iſt groß, offen, und kann über 20 Mann in ſich faſſen, die Rippen ſind von Holz und mit Fellen von Seethieren überzogen. Die weite Oberdecke und der Mantel der ſüdlichen Bewohner werden hier mit einem engen Kleide vertauſcht, welches aus Fellen von verſchiednen Thieren gemacht iſt und die Haare auswärts gekehrt hat; oder es iſt aus der Haut von Vögeln verfertigt, wo nur die Daunen dran gelaſſen ſind. Einige haben eine Kappe, andre eine Haube. Sie ziehen über dieſe Kleidung bey Regenwetter noch einen Ueberzug, welcher einem Fuhrmannsrocke mit langen Aermeln gleicht. Er wird um den Hals zugebunden, iſt aus Gedärmen, wahrſcheinlich vom Wallfiſche, verfertigt und ſo fein als Goldſchlägerhaut. Die Hände ſind beſtändig mit Fauſthandſchuhen bedeckt, welche aus Bärentatzen gemacht werden; ſie tragen auch Strümpfe, welche bis mitten auf die Lenden reichen. Der Kopf iſt gewöhnlich entblößt; diejenigen aber, welche ihn bedecken, bedienen ſich, wie die in Nootka, einer hohen, abgeſtumpften Mütze. — Ihre Geſichter bemahlen ſie, ſo wie ſie das Kinn tattowiren, d. i. punctiren. Sie ſind auſſerordentlich reinlich in ihren Speiſen und in ihrer Art zu eſſen, ja ſie halten ſogar ſehr genau auf die Reinlichkeit ihrer Gefäſſe. Nicht mindere Sorg-

falt wenden ſie auf ihren Körper und leiden weder Fett noch Koth an ſich.

5. Die Bewohner auf der Halbinſel **Alaſchka** unterm 58ſten Grad, waren noch weit ſchmuziger in ihrem Anzuge, als die ſüdlichern, und verunſtalteten auch, wie die andern, ihre Naſen und Lippen. Sie ſchoren ihren Kopf, oder ſchnitten das Haar dicht ab, und lieſſen, einiger Maſſen nach der Mode der Sineſer, bloß hinten oder an einer Seite einige Büſchel ſitzen.

6. Zwiſchen dem 63 und 64ſten Grad iſt die Küſte ſehr volkreich. Die Männer waren ungefähr 5 Fuß 2 Zoll hoch. Sie hatten ihre Unterlippen an zwey Orten durchbohrt. Ihre Haut war kupferfarbig, das Haar kurz und ſchwarz; der Bart der Männer klein. Ihre Kleidung war vorzüglich aus Rehfellen gemacht und hatte groſſe Kappen. Die Geſtalt derſelben glich einer weiten Jacke und ſie reichte kaum weiter, als bis auf die Hälfte der Lenden, wo die groſſen Stiefeln mit weiten Stulpen anfingen. In dieſe Stulpen ſtecken oft die Weiber bey den **Eskimoern** ihre Kinder; die Weiber dieſes Landes aber tragen ſie mit gröſſerer Bequemlichkeit in dem obern Theil der Jacke über der einen Schulter. Ihrer Bothe bedienen ſie ſich zuweilen zum Schutz gegen das Wetter, indem ſie ſie umwenden und ſich darunter ſetzen. Ihre Hütten waren elender, als man ſie bisher geſehen hatte. Sie beſtanden nur aus aufgerichteten Pfeilern, mit einem abhängigen Dache ohne alle Seiten.

tenwände; ſo war auch der Fußboden; an einem Ende war der Eingang und ein Loch zum Ausgange des Rauchs. Dieſe armen Leute ſchienen doch ſehr theilnehmend zu ſeyn, wann ihren Mitbrüdern ein Unglück begegnete.

6. Mineralien.

In der Gegend vom Cooks-Fluß entdeckten Portlok und Dixon auf ihrer neueſten Fahrt Glanzkohlen.

7. Pflanzen.

Die Fichten erreichen in Nootka-Sound eine auſſerordentliche Höhe, denn einige ſind 120 Fuß hoch und zu Maſten oder anderm Schiffs-Bauholz ſehr brauchbar. Ihre erſtaunliche Dicke aber kann man am beſten aus den Bothen in Nootka-Sound erſehen. Sie werden aus einem einzigen Baume gehauen, ſind 7 Fuß breit, 3 tief und können in ihrer Höhlung zwanzig Menſchen faſſen. Sie gehen am Vordertheile in eine Spitze aus, nehmen nach hinten zu in der Breite ab, und haben ein abgeſtumpftes Ende.

8. Thiere.

1. Auf den Eisfeldern trafen die Engländer eine erſtaunliche Menge Wallroſe oder Seepferde an, die bey tauſenden auf dem Eiſe lagen, und bedienten ſich ihrer zur Speiſe. Sie warnten auch bey nebligem Wetter durch ihr Brüllen die Engliſchen Schiffer, an den Eisklippen zu ſcheitern. Man findet ſie gewöhnlich ſchlafend, doch aber nicht ohne Schildwachen, welche ihnen bey annähernder Gefahr

Nachricht geben; dieſe wecken die, die ihnen am nächſten ſind, die ferner ihre Nachbarn u. ſ. w. bis die ganze Herde erwacht iſt.

2. Die hieſigen Thiere machen den Pelzhandel ſehr ergiebig, beſonders mit See-Otterfellen. Man hat aber ſchon bemerkt, daß dies nur anfänglich galt. Denn je mehrere Schiffe nach dieſer Küſte kommen, deſto theurer halten die Wilden ihre Felle. Dieſe werden beſonders, da ſie die Sineſer ſehr gern haben, nach Canton gebracht, wo aber ihre Preiſe in demſelben Verhältniſſe fallen, wie die Zahl der Schiffe zunimmt, welche hier das Pelzwerk zum Verkauf bringen. So verkaufte zuletzt der Engländer Dixon, welcher nach Cook in neueſter Zeit, die nordweſtliche Americaniſche Küſte befuhr, hier 2552 See-Otter, nebſt etwa 470 Bären- und Fuchsfelle für 50000 Thaler. Er erhielt im Durchſchnitt keine 25 Thaler für jedes See-Otterfell, da vor ihm dorthin gekommene Schiffe eben dieſe Waare für 60—70 Thaler verkauften. — Auch haben ſich ſchon durch die vielen zu dem hieſigen Pelzhandel ausgerüſteten Schiffe, die See-Ottern, welche der Gegend des Nootka-Soundes eigenthümlich ſind, ſehr vermindert.

3. Auſſer der See-Otter hat dieſe Küſte alle Thiere mit der Oſtſeite von Nordamerica gemein.

4. Hunde ſah man nur erſt bey Cooks-Fluß.

5. Der Kragencolibri wohnt in groſſer Menge um Nootka-Sound. Die Indianer brachten dieſe Vö-

gel

gel den Engländern lebendig, und hielten ſie an einem langen an ein Bein feſtgebundnen Haare Ihr dünner Schnabel iſt lang und gerade; der Kopf ſchillert prächtig grün und goldfarbig; die Halsfedern lang, an jeder Seite in Geſtalt eines Kragens geſtellt, glänzend carmoſinroth und kupferfarbig, Rücken und Deckfedern des Schwanzes roſtfarbig; Bruſt und Bauch weiß; letzterer mit rothen Flecken; die Schwanzfedern zugeſpitzt; die Spitzen braun, die Wurzel roſtfarbig; die Deckfedern der Flügel grün; die vordern Schwungfedern dunkelblau. Das Weibchen dieſes ſchönen Vögelchens iſt etwas anders gezeichnet.

6. Der groſſe Sturmvogel (von den Spaniern Quebrenta hueſſos, d. i. der Knochenbrecher genannt) iſt an dieſer Küſte. Sein Schnabel iſt ſtark und gelb, das ganze Gefieder ganz roſtig ſchwarz; die Beine eben ſo und roth beſpritzt. Er hat die Gröſſe eines Raben.

9. Merkwürdigkeiten.

1. Capitän Bering, ein geborner Däne, fuhr 1728 wirklich durch die Meerenge, welche Aſien und America ſcheidet, aber ohne es ſelbſt zu wiſſen. Beide Welttheile ſind hier nur eine Tagesſchiffahrt aus einander.

2. Dieſe Küſte gab dieſes Jahr (1790) Veranlaſſung zu Kriegsſtreitigkeiten oder wenigſtens zu groſſen Kriegsrüſtungen zwiſchen Spanien und England. Erſteres behauptete nähmlich, es ſtehe ihm die aus-

ſchlieſſende Herrſchaft über alle Meere zu, die im Oſten, Süden und Weſten an das Spaniſche America ſtoſſen. Dieß kann England nicht zugeben, dem vordem ſchon der Wallfiſchfang an der Südſee, die an Spaniens America umgränzt, ſo einträglich und wichtig war, und das durch die Cookſche Reiſe nun eine neue Handlung und Schiffahrt nach der nordweſtlichen Küſte von America bekommen hatte, wo beſonders im Nootka-Sounde von ihnen ein Handelsplatz errichtet war. Da dieſer Handel immer beträchtlicher wurde, ſo blieb Spanien dabey nicht gleichgültig. Der Vicekönig zu Mexico ließ eine Eskadre ausrüſten und die in Nootka-Sound einlaufenden Engliſchen Schiffe wegnehmen. Zwey Fregatten reiſeten deßhalb im März ab und kamen im May im Nootka-Sounde oder (wie ihn die Spanier nennen) zu San Lorenzo an. Sie fanden, auſſer einigen fremden Schiffen, auch ein Engliſches, das in der Abſicht hergekommen war, hier den ſo vortheilhaften Handel mit Pelzwerk zu treiben. Die Spanier behielten es zurück und beſchäftigten ſich nun gänzlich mit der Anlegung einer neuen Colonie daſelbſt, lieſſen Häuſer und Magazine von Holz bauen, eine Batterie anlegen und ſie mit groſſen Kanonen gegen den Eingang in den Hafen beſetzen. Während dieſer Beſchäftigung lief ein Engliſches Schiff ein. Der Prinz von Wallis hatte eine Compagnie Kaufleute bevollmächtigt, bey dieſem Hafen eine ſichere und bleibende Niederlaſſung zu

errich-

errichten, den doch nun ſchon die Spaniſchen Unterthanen beſetzt hatten. Dieſes Schiff kam zu dem Zweck, ward aber von den Spaniern weggenommen. Nachher nahmen die letztern noch zwey hierher beſtimmten Engliſchen Schiffe weg, worauf England gleich anfänglich ernſtliche Kriegszurüſtungen machte und noch bis zum October glaubte man gewiß, es werde zum Ausbruche kommen. Den 28ſten dieſes Monaths aber ward alles friedlich ausgeglichen, trotz der auſſerordentlichen Rüſtungen. Die Engländer haben die ihnen weggenommenen Beſitzungen wieder und mehrere Vortheile erhalten. Von hier wenden wir uns wieder zurück durch das unbekannte feſte Land auf die bekannte Oſtſeite von der Hudſonsbay.

XL.

Neu-Wales.

1. Lage.

Es liegt auf der Weſtſeite des Welcome, der Hudſons- und James-Bay, ungefähr vom nördlichen Polarkreis an bis an Canada etwas über dem 49ſten Grad Nord-Breite.

2. Clima.

1. Zunächſt an der Küſte iſt die Witterung ſehr kalt. Im October fängt es zuerſt an zu ſchneyen und der Schnee hält mit einigen Unterbrechungen den ganzen Winter durch an. Bey ſehr ſtrengem Froſt hat der Schnee die Geſtalt des feinſten Sandes. Das Eis

iſt in den Flüſſen 8 Fuß dick. Portwein friert in eine feſte Maſſe zuſammen, und der Branntwein verdichtet ſich. Der Athem ſelbſt macht einen Raureif auf den Bettdecken und die Betttücher waren oft an der Mauer feſtgefroren. Die Sonne geht am kürzeſten Tage 5 Minuten nach 9 Uhr auf und 5 Minuten vor 3 Uhr unter. Am längſten Tage geht ſie um 3 Uhr auf und um 9 Uhr unter. Das Eis fängt im May an aufzuthauen, und warmes Wetter empfindet man z. B. erſt in der Mitte des Junius; die Hitze iſt dann oft ſo heftig, daß ſie den Jägern das Geſicht verbrennt.

2. Tiefer im Lande nach Weſten iſt es weit erträglicher. Sogar an der Mündung des Nelſonfluſſes gewinnt man im Sommer die meiſten Engliſchen Gartenfrüchte, als Erbſen, Bohnen, Kohl, Rüben und mancherley Salate. Tiefer im Lande iſt der Winter kürzer; das Erdreich friert nicht ſo tief und thauet weit eher auf. Im Sommer iſt auch an der Küſte bisweilen eine ſchwüle Hitze und unerachtet Donner und Blitz ſehr ſelten ſind, ſo hat man doch hier auch ſehr ſtarke Gewitter, wodurch wohl Bäume in den Wäldern entzündet werden. Alles geſchoßne Wild dauert den ganzen Winter ohne Salz. Man ſteckt es in den Schnee und hohlt es daher, wenn man es gebrauchen will.

3. Eintheilung.

A. Neu-Nordwales vom Polarkreiſe bis ungefähr zu 59 Grad Nord-Breite, zuerſt von Thomas

mas Button und Nelſon 1612 und 1613, genauer aber vom Capitän Scroggs 1722, von Chriſtoph Middleton 1742, und von William Moor und Franz Smith 1747 entdeckt.

B. Neu-Südwales vom 49ſten bis 59ſten Grad Nord-Breite, nach und nach von 1612—1668 entdeckt.

4. Nahmen.

Der Theil von Neu-Südwales, der an der James-Bay liegt, heißt auch Weſt-Main.

5. Gewäſſer.

a) Wager-Waterbay, die nächſte unter der Repulſe-Bay, vom Capitän Middleton 1742 entdeckt, iſt bey ihrer Mündung nicht viel über eine Meile breit: die Fluth geht daher hier ſo ſtark, als in einer Schleuße. Bald darauf aber erweitert ſie ſich bis en 12 Meilen breit.

b) Der Nelſon-Fluß, der aus Oſten kommt und ſich in die Buttonsbay ergießt. Beide ſind nach ihren Entdeckern bekannt. Button entdeckte dieſe Gegend mit ſeinem Oberſteuermann Nelſon 1612 und 1613. Der Nelſon-Fluß iſt der ſchönſte in der Hudſonsbay und einige Meilen weit ſchiffbar. Er hat auch mit den groſſen Seen in Canada Gemeinſchaft. Bey der Mündung iſt er faſt eine halbe Meile breit und 5—15 Klafter tief. Das nördliche Ende der Buttonsbay, das jetzt Thomas Roes Willkommen heißt, nannte Button Ne ultra. Sie erſtreckt ſich bis zur Repulſebay.

6. Berge.

6. Berge.

Das Gebirge Landes-Zeight macht die natürliche Grenze vom 53ſten bis 70ſten Grade in Weſten. Unter dem 56ſten Grade theilt es ſich in zwey Arme. Einer geht nach der Küſte bey York-Fort und beſtimmt die nördliche Grenze von Neu-Südwallis, welches alſo von dieſem Gebirge und einem Theile der Hudſonsbay eingeſchloſſen iſt. Der andere Arm, deſſen Richtung unbekannt iſt, macht nach dieſer Gegend die natürliche Grenze von Neu-Nordwallis.

7. Boden.

Die ſüdlichen Küſten bis zur Buttonsbay ſind flach, moraſtig und mit Holz bedeckt, als Fichten, Birken, Lerchenbäume und Weiden. Vom Cap Churchill an, das ſich über den Nelſon weit in die Bay hinein erſtreckt, ſind ſie bis in die See hoch, felſig. Die Mündungen aller Flüſſe ſind mit Untiefen angefüllt; der Churchill, der über den Nelſon von Weſten her nach Cap Churchill fließt, iſt hievon ausgenommen. Die größten Schiffe können darin ſicher liegen; aber 10 Meilen weiter hinauf iſt er mit Sandbänken verſtopft. Alle Flüſſe ſind mit felſigen Untiefen und Waſſerfällen, die 10 — 50 Fuß ſenkrechte Höhe haben, angefüllt. Die Indianiſchen Handelsleute haben die Flüſſe herab eine geſchwinde Fahrt, aber ihre Rückreiſe iſt eine Arbeit von vielen Monathen. Das ganze innere Land iſt flach.

8. Einwohner.

Sind die Eskimoer, dieſe brachten noch in den

nörd-

nördlichſten Gegenden den Europäiſchen Seefahrern Seehundsfelle, Thran und Fiſchbein zum Verkauf. Der Speck der Seehunde und Wallfiſche, und der davon gemachte Thran wird von ihnen sehr gern genoſſen und eben deßhalb ziehen ſie ihr rauhes Land andern weit vor, die ihnen davon nicht ſo viel liefern. Sie ſind mittelmäßig groß und kupferfarbig; freundſchaftlich und ehrlich im Handel, liebreich, gutartig, geſprächig. Ueberhaupt zeichnet ſie Liebe zur Rechtſchaffenheit aus. Im Sommer tragen ſie einen engen Rock von weißer Leinewand, lederne Strümpfe, die ſo hoch herauf gehen, daß ſie zugleich ſtatt der Hoſen dienen und lederne Schuhe. Im Winter kleiden ſie ſich in Thierhäute. Sie wohnen in runden Zelten von Reh- oder Elendfellen, welche oben eine Oeffnung haben, um das Licht hinein und den Rauch heraus zu bringen. Sie leben bloß von den Thieren, die ſie auf der Jagd erlegen oder in Fellen fangen. Sie haben, wie die Eskimoer überhaupt, die unmenſchliche Gewohnheit, ihre alten Aeltern zu erdroſſeln, ſo bald ſie der Geſellſchaft nichts mehr nützen können. Oefters bitten die Aeltern die Kinder ſelbſt um dieſen Dienſt.

9. Mineralien.

a) Steine mit ſchwarzer Spiegelfläche, die ſich in dünne Scheiben blättern laſſen und von den Einwohnern ſtatt der Spiegel gebraucht werden.

b) Rothe und weiße ſehr durchſichtige Bergcryſtalle.

c) Bley-Erz, das auf der Oberfläche häufig gefunden wird.

d) Kupfer.

e) Schwefelkies, davon man viele runden Stücken, ſo groß, wie eine ſechspfündige Kanonenkugel, findet.

10. Pflanzen.

Viel Holz, wobey das Landesgeſetz merkwürdig iſt, daß, wo jemand ein Gezelt aufgerichtet hat, alles Holz um daſſelbe ſo weit ihm zugehört, als er einen Stamm auf ſeiner Schulter, ohne unterwegs zu ruhen, nach Hauſe tragen kann. In dieſem Bezirk darf alsdann keiner, ohne ſeine Einwilligung, einen Stamm umhauen oder ſein Gezelt aufſchlagen.

11. Das Thierreich.

liefert beſonders Pelzwerk und Fiſche. Nirgends findet man beſſeres Pelzwerk als hier. Viele Thiere, die den Winter über dort bleiben, verändern ihre Farbe und werden weiß. Die vierfüßigen Thiere bekommen einen dickern und wärmern Pelz, die Vögel doppelte Federn, die ſie im Frühjahr wieder verlieren. Die meiſten Thiere haben kürzere Füße, Klauen und Schwänze, als in wärmern Gegenden, weil ſonſt die äußern Theile leicht erfrieren würden.

1. Die Rennthiere ziehen jährlich im Frühjahr in großen Herden von Norden nach Süden wegen der Musquitos, und im Herbſt wieder nach Norden, in die ſtrengſte Kälte.

2. Graue, weiße und ſchwarze Wölfe finden ſich hier.

3. Die

3. Die Quappe iſt in den Flüſſen gemein und wird des Abends nach 9 Uhr an Angeln gefangen. Sie wird dort Marthy genannt, erreicht ein Gewicht von acht Pfunden und iſt ſo gierig, daß ſie ſelbſt den Hecht frißt. Sie frißt todte Hirſche und jedes andere Aas; ja ſie verſchluckt oft Steine, um ihren Magen zu füllen. So wurde einſt ein Stein von einem Pfunde in einem Fiſche dieſer Art gefunden. Sie leichet um den 8ten Februar und iſt ſehr fruchtbar.

4. Eine Menge Vögel zieht nach dieſen entfernten Gegenden aus den entlegenſten ſüdlichen. Man ſieht die meiſten von ihnen zugleich mit groſſen Scharen Waſſervögeln nach Süden in ein günſtigeres Clima mit ihrer jungen Brut zurück kehren. Die Wilden ordnen gewißer Maßen ihre Monathe nach der Erſcheinung dieſer oder jener Vögel; ſo haben ſie ihren Gänſemonath von der Ankunft der Gänſe im Frühjahre aus Süden hergenommen. Sämmtliche Waldhühner, die Raben, die aſchgraue Krähe, die Meiſe und der Lappländiſche Fink bieten dem ſtrengſten Winter Trotz, und verſchiedne Arten von Falken und Eulen ſuchen in den Wäldern Schutz.

5. Die männlichen Eisbären ſteigen aus dem Meere hervor, und ſchwärmen den größten Theil des Winters bis in den Junius auf dem Treibeiſe umher. Die Weibchen liegen unterdeſſen bis zum März in den Wäldern oder unter den Ufern der Flüſſe verbor-

borgen, kommen dann mit ihren Zwillingsjungen ins Meer und ſuchen ihre Gatten. Verſchiedne werden auf dieſer Reiſe getödtet, die Verwundeten zeigen eine fürchterliche Wuth, heulen gräßlich, beißen um ſich und werfen ſelbſt ihre eigne Brut in die Luft. Die Weibchen ſetzen ihre Reiſe mit ihren Jungen nach dem Meere fort, wenn ſie nicht unterweges beunruhiget werden. Im Junius kehren die Männer an die Ufer zurück und werden im August mit ihren Gattinnen und Kindern, die nun ſchon eine anſehnliche Größe haben, wieder vereinigt.

12. Merkwürdig

iſt 1. die Hudſonsbaygeſellſchaft, welche 1669 zu London errichtet ward, welche, vermöge ihres Freyheitsbriefes, von Carl II. nicht nur den eigenthümlichen Beſitz von allen Ländern, Küſten, Meeren, Bayen, Straßen und Flüſſen innerhalb des ganzen Hudſonsbuſens, ſondern auch den ausſchließlichen Handel in allen dieſen Gegenden hat.

2. Eine wichtige Entdeckungsreiſe über Land bis in die Nähe der Gegend, wo Cook von ſeiner nördlichen Durchfahrt abſtehen mußte, die Herr Samuel Hearne, in Dienſten der Hudſonsbay-Compagnie, auf Befehl der Gouverneure am 7ten December 1770 nach den nördlichen Grenzen von America unternahm. Er wurde nur von Indianern begleitet, mit welchen er ſeit langer Zeit bekannt geweſen war. Der Ort ſeiner Abreiſe war Prinz von Wallis Fort, unterm 58ſten Grad 50′ nördlicher

Breite. Er nahm eine ſüdweſtliche Richtung, fuhr über den See Meniſchtic, unter dem 61ſten Grade der Breite, welcher 35 Meilen breit war, viele ſchöne Inſeln in ſeinem Innern hatte, und ſich mit dem Fluſſe Namaſſy vereinigte. Er paſſirte nur die Seen Winthen und Caſſed, und hielt ſich von dem letztern nach Weſten. Im April erreichte er unter dem 19ten Grade der Länge, gegen Weſten vom Fort Churchil, und unterm 61ſten Grad 30′ Breite, einen kleinen See Thleweyaza Yeth; hier lag er einige Zeit ſtille, um Canote zu bauen, welche ihm jetzt, da das Eis anfing, aufzubrechen, ſehr nöthig waren. Von dort nahm er ſeinen Lauf ganz gegen Norden, und ſetzte über eine ganze Kette Seen, unter welchen ſich Titumeg befand. Unter dem 64ſten Grade kam er über den See Peſchew, und dann über den groſſen See Cogeed, aus welchem ein Fluß gegen Nordoſten ſich ergießt, der in die Baffinsbay fallen ſoll. In der Mitte des Junius ſetzte er über den groſſen Fluß Conge=catha=wha=chaga, unterm 68ſten Grad 46′ Breite und 42ſten Grad 2′ weſtlicher Länge vom Churchilfluſſe. In dieſer Gegend liegen die Stoney Mountains (ſteinige Gebirge), welche ſich vom 116ten bis zum 122ſten Grade der Länge von London fortziehen, und ein rauhes fürchterliches Anſehen haben. Am 7ten Julius kam er unterm 69ſten Grad 30′ Breite nach dem Büffelſee (Buffalo lake) und ſahe hier zuerſt den Moſchus=Ochſen. An dem nördlichen

Ende deſſelben, unter dem 70ſten Grade der Breite liegt der (Grizzle Bearhill) graue Bären-Hügel, welcher von der groſſen Menge dieſer daſelbſt wohnenden Thiere ſeinen Nahmen erhalten hat. Am 13ten Julius erreichte er die Ufer des Kupferfluſſes, welcher gegen Norden in das Eismeer läuft. An ſeinem ſüdlichen Ende ſind viele Wälder und ſehr hohe Berge. Sein Lauf iſt ſehr reiſſend, durch viele Untiefen oft gehemmt, und quer durch denſelben laufen Reihen Felſen, welche drey groſſe Waſſerfälle bilden. Seine Ufer ſind hoch, und ſeine Breite an 180 Yards, an einigen Orten aber erweitert er ſich ſo ſehr, daß er die Geſtalt eines Sees annimmt. Sie trafen unglücklicher Weiſe auf einer Inſel dieſes Fluſſes ein Sommerlager der Eskimoer von 5 Zelten. Die Indianer, welche Herrn Hearne begleiteten, wurden wüthend, ſo bald ſie jene erblickten. Sie glauben ſteif und feſte, daß dieſe Wilden Hexenmeiſter ſind, und daß alle ihr Unglück von ihren Zauberſprüchen herrühre. Herr Hearne wandte vergeblich alle Mühe an, um ſeine Indianer abzuhalten, dieſem armen Volke doch kein Leid zuzufügen. Sie verſchoben nach ihrer bekannten Feigheit die Attake bis auf die Nacht, überfielen ſie dann und ermordeten alle an der Zahl zwiſchen 20 und 30. Ein junges Weib ſuchte bey Herrn Hearne Schutz, umfaßte ſeine Knie, einer der Barbaren verfolgte ſie aber und durchbohrte ſie. Er bemerkte in ihren Zelten, welche aus Hirſchhäuten mit den noch darauf ſitzenden Haaren gemacht waren, kupferne Gefäſſe, Fiſchbein,

bein, Seehundsfelle, hölzerne Tröge, aus einem weichen Stein gemachte Keſſel (nach ſeiner Beſchreibung ein Lapis ollaris), Schüſſeln und Löffel aus den dicken Hörnern der Büffel gemacht. Ihre Waffen waren Speere, Wurfſpieſſe, Bogen und Pfeile. Die letztern waren mit Stein oder Kupfer zugeſpitzt, aber aus Mangel an gehörigen Werkzeugen ſehr ſchlecht gearbeitet. Sie gleichen in Anſehung ihrer Kleidung den Eskimoern der Hudsonsbay ſehr, aber die Schöſſe ihrer Jacken waren kürzer, und die Weiber ſtopften auch nicht, wie jene, die Stulpen ihrer Stiefeln aus. Die Vordertheile ihres Canots ragen nicht ſo weit vor, ſonſt aber ſind ſie eben ſo gebaut. Dieſes Volk gleicht dem an der Bay in den mehrſten Stücken; weſentlich aber ſind ſie nur in einem einzigen verſchieden, denn die Männer rupfen alle ihre Haupthaare mit der Wurzel aus. — Herr Hearne ſahe das Meer zuerſt am 16ten Julius, in einer Entfernung von acht Meilen. Er kam an die Mündung desjenigen Fluſſes (unter dem 72ſten Grade der Breite und unter dem 121ſten weſtlicher Länge von London), welcher ſo viele Untiefen und Waſſerfälle hatte. Die Fluth, welche 12—14 Fuß zuzufließſen ſchien, konnte ihn nicht erreichen. Das Meer war zu dieſer Zeit voller Eis, und auf vielen Stücken ſahe er Seehunde. Das Land zog ſich ſowohl gegen Oſten als gegen Weſten, und das Meer war mit Inſeln angefüllt. An dem Kupferfluſſe herauf war das Land auf 9—10 Meilen von der See ab Moor, und an vielen Orten mit ſchlanken Weiden beſetzt, aber

man ſahe keine Art Beeren tragender Geſträuche. Innerhalb 30 Meilen von der Mündung des Kupferfluſſes gibt es kein Gehölz und die Bäume, welche man hier und da ſieht, ſind ungeſtaltete und kurze abgeſtumpfte Fichten.

Die Nationen, welche dieſem Fluß zunächſt wohnen, ſind die Coppermine Indians, Kupferminen Indianer, und die Dog-ribbed Indians, Indianer mit Hunderippen. Sie haben keinen unmittelbaren Handel mit der Hudſonsbay, ſondern verkaufen ihr Pelzwerk den ſüdlichen Indianern, die es bey ihnen abhohlen, und es dann den Colonien herab bringen. Die Dog ribbed Indians machen noch jetzt ihre Meſſer aus Knochen und Steinen, und ſpitzen ihre Pfeile mit Schieferſteinen. Die Kupfer-Indianer beſitzen eine Menge gediegenes Kupfer in ihrem Lande, und ſie verfertigen daraus Meiſel und Pfeilſpitzen. Die Minen ſind nicht bekannt, nach einer Nachricht aber von einem Indianiſchen Anführer, welcher viele Jahre vorher mit Herrn Froſt in Dienſten der Compagnie in Verbindung ſtand, wird das Kupfer von einem Felſen mit ſcharfen Steinen abgeſchlagen, und findet ſich auf gewiſſen weit gegen Norden gelegenen Inſeln, wo es den ganzen Sommer hindurch nicht Nacht würde.

Anmerkung. Die Oſtſeite an der Baffinsbay im gänzlich unbekannten Polar-America, Prinz Williams Land und Neu-Wales führen auch den gemeinſchaftlichen Nahmen Hudſonsbay-Länder. Die Gröſſe derſelben beträgt an 200000 Quadrat-

dratmeilen; alſo mehr als noch Ein Mahl ſo viel als das Europäiſche Rußland.

XLI.

Canada.

1. Lage und 2. Grenzen.

Es liegt in der Mitte zwiſchen dem unbekanntern Weſt- und dem bekanntern Oſt-America. Oeſtlich grenzt es von Georgien in Süden an bis Sagadahok in Norden an die Americaniſchen Freyſtaaten, und noch an Neu-Schottland; in Norden an Neu-Britannien und Neu-Südwallis, ferner an die nördlichſten unbekannten Polar-Länder; in Weſten an das unbekanntere Weſt-America; in Süden an Neu-Mexico, an Louiſiana und Weſt-Florida.

3. Gröſſe.

Es enthält ungefähr 35800 Quadratmeilen, alſo faſt ſo viel als der vierte Theil von Europa. Quebec mit Inbegriff des Lorenzfluſſes 6160 Quadratmeilen, alſo ſo viel als Großbritannien und Ireland, nach Abzug des groſſen Meerbuſens aber, den ſeine Mündung bildet 5480 Quadratmeilen.

4. Clima.

1. Im ſüdlichen Canada iſt der Winter kurz und die Luft ſehr angenehm und geſund. Im nördlichen aber iſt der Winter ſo ſtreng, daß, wenn die Europäiſchen Einwohner gegen den Winter ihr Federvieh gemäſtet haben, ſo ſchlachten ſie es ab und vergraben es im Schnee. Weil es gefriert, ohne wieder

aufzuthauen; ſo kann es nicht verderben und ſie haben immer friſches Fleiſch.

2. Da Canada einige Grade ſüdlicher als z. B. Niederſachſen liegt, ſo hat auch die Sonne im Winter dort ſtärkere Kraft, als hier. Daher kommt es, daß der kürzeſte Tag im Winter eine Stunde mehr hält, wie bey uns und folglich der längſte Sommertag auch um eine Stunde kürzer iſt.

3. Der hohe Schnee, die vielen und dicken Wälder, die wenig bebauten Gegenden und flachen Felder, die vielen groſſen Flüſſe und Seen und die durchdringenden kalten Nord- und Nordweſtwinde machen Canada kälter als es nach ſeiner natürlichen Lage eigentlich ſeyn müßte. Wenn ein ſolcher Wind es ernſthaft meint, ſo erſtarrt gleich alles, und in gar wenig Minuten können unbedeckte Theile des Körpers erfrieren, ohne daß man es ſelbſt merkt. Für Menſchen, die keine gute Bruſt oder Lunge haben, ſind dieſe Winde gefährlich, und man kann alsdann kaum die Zimmer erheitzen.

4. Heftige Sturmwinde, die höchſtens 12 Stunden dauern, ſind gemeiniglich die Vorboten ſehr kalter Tage; und von dieſen ſind anſehnliche Nordlichter wieder die Vorläufer. Die recht ſtrengen Tage halten indeß gleichfalls nicht viel über 72 Stunden an; und man findet Tage mitten im Winter, an welchen die Sonne eine recht erwärmende und erquickende Kraft zeigt, und die man Frühlingstage nennen könnte.

5. Aus folgendem mache man ſich einen Begriff vom rauhen, obwohl geſunden Clima: den erſten May war der Lorenzſtrom zugefroren. Man ſchlug auf demſelben Zelte auf, und gab darunter den Damen der Stadt Quebec eine Fete.

6. Die Hitze iſt dennoch im Sommer heftig, aber von keiner langen Dauer. Während derſelben entwickelt ſich das Wachsthum der Pflanzen mit bewundernswürdiger Schnelligkeit. — Alles Europäiſche Getreide wird hier reif und man hat ſchon die Bemerkung gemacht, daß beide Extreme des hieſigen Clima ſich mildern.

5. Haupteintheilung.

1. Das Engliſche Canada oder Quebec im Norden von Neu-York zu beiden Seiten des Lorenzfluſſes.

2. Das zum Gebiete der 13 Provinzen gehörige Canada erſtreckt ſich von dieſen ſüdwärts der groſſen Seen bis an den Holz-See, von da diesſeits des Miſſiſippi herab, bis an Florida.

3. Das nördliche Canada jenſeits der Seen in Nordweſten.

6. Nahmen.

1. Die Spanier ſollen es zuerſt entdeckt, und weil ſie nichts darauf fanden Cabo de Nada, das Vorgebirge von Nichts genennt haben, woraus der Nahme Canada entſtanden.

2. Es hieß ſonſt Nouvelle France, weil es vordem den Franzoſen gehörte, aber im 1755 zwiſchen

England und Frankreich ausgebrochnen Kriege ward es von England erobert, und demſelben auch im Verſailler Frieden 1762 abgetreten. Dieſes mußte aber wieder 1783 den ſüdlichen Theil (wenigſtens ſeine Anſprüche darauf) dem Americaniſchen Freyſtaat überlaſſen, zu dem Ende die Grenzlinie über die Mitte der groſſen Seen bis an den Holzſee in Weſten gezogen ward.

7. Gewäſſer.

A. Flüſſe.

1. Der nördlichſte Fluß iſt der Bourbon. Er entſpringt aus einer der nördlichſten Seen, dem Bourbon-See, fließt nachher mit mehreren Nebenflüſſen und Seen zuſammen, und ergießt ſich unter dem Nahmen Nelſon oder York in die Hudſonsbay. Carver macht ihn zu einem der vier größten Flüſſe.
2. Der Orega- oder Weſt-Fluß (Riviere de l'Oueſt) fließt weſtwärts in den groſſen Ocean. Wahrſcheinlich nimmt er den aus Südweſten des Winipigon-Sees kommenden St. Charles oder Aſſinibult-Fluß auf.
3. Der Miſſiſippi entſteht hier aus mehrern Armen, die ihre Quellen in Seen am Fuſſe der nordweſtlichen Gebirgsreihe haben, welche ein Fortſatz der ſüdlichen Cordilleras iſt.
4. Der St. Lorenz- auch Canada-Fluß genannt, welcher durch die fünf ſo genannten Canadiſchen Seen und den in dieſelbe und aus denſelben ſich ergieſſenden Flüſſe gebildet wird. Auch zwiſchen dieſen

Seen

Seen und ſeiner Mündung bildet er Seen von drey Stunden breit. An ſeiner Mündung iſt er 25—30 Meilen breit und bey 200 Klaftern tief. Er läuft über 600 Seemeilen in die Länge; iſt voller Fiſche. Ein beſondrer Anblick würde es für einen Deutſchen ſeyn, der zum erſten Mahl über dieſen drey Deutſche Meilen breiten Fluß im Winter über eine Eisbrücke führe, und an manchen Stellen, rechts und links, von derſelben, auf keine drey Schritte weit, den offnen und heftigen Fluß ſähe: wenn er wieder über Rudera andrer zerbrochner Brücken führe, welche gerade die auf der jetzt bereiſeten entſtandnen Lücken glücklich zugeſtopft haben: wenn da das Eis unter einem zu ſchwanken ſcheint, kracht, und an beiden Seiten hin und her Spalten ſchießt; oder wenn man über Handbreit offne Ritzen jagen muß. Zur Zeit der Fluth fährt man unter dieſen Umſtänden nicht gern über den Fluß und noch weniger, wenn der Wind heftig iſt und aus Oſten wehet. Hat das Eis nur eine Dicke von vier guten Zollen erhalten; ſo wagt der Canadier ſchon ſicher mit Cariolen darüber zu fahren. In denſelben ergießt ſich unter andern

5. der große und anſehnliche Sorellfluß, deſſen eigentlicher Nahmen Riviere Richelieu iſt. Er kommt von Süden her aus dem Champlain-See.

B. Seen.

1. Der Oberſee ſoll einen Umfang von mehr als 2000 Engliſchen Meilen haben. Andre berechnen ſeinen

Flächeninhalt auf 1800 deutſche Quadratmeilen. Er iſt einer der größten Landſeen in der Welt. Da ſeine Länge die Breite weit überſteigt, ſo kann man erſtere wenigſtens auf 190 deutſche Meilen rechnen; und dieß wäre ungefähr ſo weit, wie von Berlin nach Rom. Er hat in Nordweſten eine groſſe Inſel Isle Royale, und hängt in Südoſten durch St. Marysſtraits, worin ein Waſſerfall gleiches Nahmens iſt, mit dem

2. Huronſee zuſammen. Er hat einen Umfang von 900 Engliſchen Meilen, und hängt in Nordweſten theils mit dem Oberſee durch die Straße von St. Marys, theils mit dem See Miſchigan durch die Straße von Miſchillimakinak, ſo wie in Süden durch die Straße Detroit, und durch den kleinen See Claire, mit dem See Erie zuſammen.

3. Der See Miſchigan oder Ilinois im Süden des Oberſee, hat einen Umfang von beynahe 600 Engliſchen Meilen, und, hängt in Nordoſten mit dem Huronſee zuſammen.

4. Der See Erie oder Oſwego hängt durch die Straße von Niagara mit dem

5. Ontario-See zuſammen. Dieſer iſt 33—40 Meilen lang und 25 Meilen breit. Die Straße von Niagara hat einen hohen Waſſerfall. Sie iſt in der Gegend des Falls eine halbe Engliſche Meile breit, der quer durch ſie gehende Felſen ſtellt einen halben Mond vor. Ehe man an den Fall kömmt, liegt eine Inſel eine halbe Engliſche Meile lang, die kurz

vor

vor dem Fall aufhört. Sie theilt die Straße in zwey Theile. Anfangs fließt ſie langſam, aber ſo, wie ſie ſich dem Falle nähert, geſchwinder, und mit ſolcher Heftigkeit, daß ſie das Waſſer in die Höhe wirft, und wie lauter Schaum ausſieht. Der ſenkrechte Fall iſt 150 Fuß hoch, und ſetzt jeden, der ihn erblickt, in Erſtaunen. Man ſieht eine ungeheure Menge Waſſer mit Gewalt auf die unterſten Felſen herab ſtürzen, und ſich wieder in weißen Schaum verwandelt in die Höhe heben. Man hört das Getöſe oft auf 15 Engliſche Meilen weit; man ſieht die davon aufſteigenden Dünſte, in einer groſſen Entfernung, wie eine Wolke, oder Säule von Dampf, und nachdem ſich die Sonnenſtrahlen brechen, ſtellt ſich dem Auge ein Regenbogen dar. Vielen vierfüßigen Thieren und Vögeln, die über den Strom hinüber wollen, koſtet dieſer Fall das Leben, und man findet ſie unten in Stücken wieder. Eine Menge von herumſchweifenden Adlern lauert auf die Beute der Verunglückten. Der Erie-See hat über 82 Meilen in die Länge, oder enthält, nach andern, 600 Quadratmeilen, wäre alſo faſt ſo groß wie Holland. Aus dem Ontario-See ſtrömt in Nordoſten der Lorenzfluß heraus.

Außer dieſen fünf ſo genannten großen Canadiſchen Seen iſt noch zu merken

6. der Champlain-See. In dieſen läuft von Süden des Laurenz-Stroms der Sorellfluß. Mehrere Inſeln ſind auf demſelben. Ueber ſeine Mitte geht die

Grenze

Grenze von Canada und York. In ſeinem Beſitz hat man den Schlüſſel zu ganz Canada.

7. Der große Doppelſee Winipigon weit in Norden.

8. Der Holz-See in Weſten. In der Gegend deſſelben entſpringt der Miſſiſippi, ungefähr unter dem 98ſten Grad weſtlicher Länge von London, oder unter dem 280 1/2 Grad öſtlicher Länge von Ferro. Andre ſetzen ſeinen Urſprung noch weiter weſtlich.

9. Der Regen-See in Weſten.

10 Der See Bourbon iſt der weſtlichſte von allen bekannten Seen in Nordamerica.

8. Gebirge.

1. Die nördliche Fortſetzung der Cordilleras de los Andes erſtreckt ſich in einem eignen Arm auch bis in dieſe Provinz.

2. Auch der Arm dieſes groſſen Kettengebirges, den wir ſchon bey den 13 vereinigten Provinzen unter dem Nahmen der Apalachen kennen lernten, erſtreckt ſich hier an der Südoſtſeite hin.

3. Das ungenannte Kettengebirge, welches bey der Quelle des Ohio von dem Apalachiſchen Gebirge ausgeht, ſich ſodann weſt. und nordweſtwärts um die Süd- und Südweſtſeite der groſſen Canadiſchen Seen herum beugt und zuletzt mit der Nr. 1. erwähnten Bergreihe zuſammen läuft.

4. Das Centralgebirge oder Landeshaupt iſt das ungeheure Kettengebirge, welches Canada in Norden von Neu-Wales und Labrador ſcheidet.

9. Bo-

9. Boden.

Die Brachfelder im Engliſchen Canada geben erſt die ſchönſte Weide für das Vieh und dann wieder die beſten Kornfelder ab, ohne Düngung mit Miſt, denn davon weiß man hier gar nichts; denn, wenn das Land erſchöpft iſt, ſo räumt man lieber eine Strecke im Walde auf und läßt jenes wieder ſo lange brach liegen, bis es ſich von ſelbſt wieder erhohlt hat. — In andern Gegenden ſteinige Berge mit ſteilen Hohlwegen, wie auf dem Harz. Mit undurchdringlichen Waldungen bewachsne Gebirge ſteigen gleich den Wänden in die Höhe, an deren Fuß Steine von 6—8 Ellen lang und dick liegen. — Dann kommt man wieder an ebne Flußgegenden, die mit Feldern und Wieſen eingefaßt ſind. — Hin und wieder groſſe, ſandige Ebnen, doch am meiſten noch gröſſere Strecken des fruchtbarſten Landes. Je weiter man nach Weſten kommt, deſto wärmer und fruchtbarer wird das Land.

10. Bewohner.

Dieſe kann man überhaupt eintheilen in **Eingeborne** und **Fremde**.

A. Eingeborne.

Dieſe beſtehen aus mehrern kleinern und gröſſern Völkern, wovon einige kaum 300, andre dagegen 10, 20—30000 Mann ins Feld ſtellen können. Sie ſind im Kriege wüthend, und ihre Grauſamkeit gegen ihre Feinde erregt Schaudern. Indeſſen haben ſie doch auch gewiſſe, ſelbſt mitten im Kriege, unverletzliche Friedensplätze, wie z. B. der groſſe, friedliche Marktplatz

zu La prairie des Chiens am Miſſiſippi, etliche Meilen oberhalb der Stelle, wo er den Ohio aufnimmt, und das ſo genannte Land des Friedens, oder der rothe Berg, von welchem ſie die Steine zu den rothen Köpfen ihrer Friedenspfeifen hohlen, zwiſchen dem 41ſten und 42ſten Grad Nord-Breite, und bey dem 80ſten Grad weſtlicher Länge von Ferro.

Die den Sitzen der Europäer näher wohnenden Völkerſchaften haben auch Feuergewehr, die entferntern aber nur Bogen und Pfeile, Spieſſe, Streitäxte. In den unbekannten ſüdweſtlichſten Gegenden ſind auch berittne Völkerſchaften. Sie führen, zumahl in den nördlichern Ländern, meiſtens ein herumziehendes Leben, ob ſie gleich, beſonders in den ſüdlichen Gegenden, eine Art von Dörfern und zum Theil ſehr groſſen und volkreichen Städten haben.

Sie theilen ſich in Stämme und Familien und werden entweder von mehrern Stamm-Fürſten und Familien-Aelteſten, oder zugleich auch von einem Erbkönig regiert. Der oberſte Feldherr aber wird gewöhnlich aus alten, erfahrnen Kriegern, die überhaupt auch in den Volksverſammlungen groſſes Anſehen haben, erwählt. Faſt bey allen bürgerlichen und Kriegsgeſchäften werden beſondre Volkslieder, von Tänzen begleitet, geſungen.

Es iſt faſt unglaublich, welche Jagdzüge dieſe Wilden durch Wälder, über Berge, Flüſſe, Seen und Moräſte machen, und welche Mittel ſie wiſſen, alle Schwierigkeiten zu überwinden. Sie gehen 50—60

Deut-

Deutſche Meilen in die Wildniſſe, ſchlagen daſelbſt Hütten auf, laſſen in ſolchen einige Menſchen zurück, und die übrigen gehen nach allen nur möglichen Weltgegenden zu zwey und drey, jagen und ſchießen, was ihnen vorkommt, und verſammeln ſich nach vier bis fünf Wochen wieder bey ihren aufgeſchlagnen Hütten, und wiſſen ſich ſo gut wieder dahin zu finden, als wenn ſehr richtige Wege dahin gingen. Der Wilde kann überhaupt auf viele hundert Meilen durch Wildniſſe und alle natürliche Hinderniſſe eine gerade Linie gehen und auf dem Platz, den er ſich vorgenommen, ſeine Reiſe richtig endigen. An den Bäumen, an den Blättern, an den Flüſſen und an andern natürlichen Dingen, wiſſen ſie ſolche Merkmahle zu finden, nach welchen ſie ſich eben ſo genau und richtig zu richten wiſſen, als Seefahrer nach dem Compaß. Sie machen natürliche Schlüſſe in Gegenden, die ſie noch niemahls betreten haben, und ſagen z. B. zwey Tage vorher: „da und da kommt ein „Fluß aus der und der Gegend, er muß ſich aber da und „dorthin wenden,„ — und ihre Angabe trifft ein — Aus den Fußſtapfen erkennen ſie, von welcher Nation ſie eingedrückt ſind, und gehen dieſen im Dunkeln durch Buſch und Moraſt nach, indem ſie ihre Naſe allein zum Steuerruder brauchen. Mit dieſer wittern ſie eben ſo gut, wie unſre Jagd- und Hühnerhunde.

Der Sprache nach theilen ſie ſich in ſieben Hauptvölker: I) Schipiwäer, II) Huronen und Mohaker, III) Nadoweſſier, IV) White Indians, V) Miſſurier, VI) Jllinäer und VII) Scherokier.

I. Schi-

I. Schipiwäer.

Sie wohnen am nördlichſten unter allen zu beiden Seiten des nördlichen Fortſatzes der Cordilleras, um die größten Seen Nordamerikens, den Winipigon-Holz-Regen See in Weſten; um den Ober-Miſchigan- und Huron-See in Oſten, diesſeits des Centralgebirges. In Oſten trennt ſie der Franzoſenfluß vom eigentlichen Canada; ſo wie die Nordoſtſeite des Huronſees und die ganze Nordweſtſeite des Sees Erie vom Lande der Mohaker oder Irokeſen. In Süden grenzen ſie an das Land der Illinäer, von dem Weſtende des Sees Erie an, längs einer Bergreihe bis zur Quelle des Uisconſin hinüber, und dieſen Fluß abwärts bis zu deſſen Einfluß in den Miſſiſippi. In Weſten ſtoſſen ſie an das Land der Nadoweſſier. Die Grenze macht hier unten am ſüdlichſten der Miſſiſippi, vom Einfluß des Uisconſin bis zum Einfluß des St. Croix hinauf. Von da läuft die Grenzlinie ſchräg hinüber zum Fortſatze des Südamericaniſchen Kettengebirges und, dieſem nach, bis gegen den Holzſee hin, längs dieſem und dem Doppelſee Winipigon in Süden, bis wieder hin an das groſſe Kettengebirge.

Ihrer eignen Erzählung nach ſind ſie von Norden her in ihr Land gekommen. Sie wohnen unter verſchiednen Nahmen zwiſchen dem 54ſten und 42ſten Grad der Nord. Breite. Eine der dazu gehörigen Nationen ſind 1) die Uttawawas oder Ottowaer, auch Souties genannt. Ihre Hütten ſind kegelförmig. Jeden Frühling und Herbſt ändern ſie ihre Wohnung.

Im

Im Sommer iſt ſie an Flüſſen und Seen; im Winter, um der Jagd willen, tief im Lande. Man rühmt ihre Mäſſigkeit, beſonders im Gebrauch des Bränntweins, und andre gute Sitten. Sie ſollen keinen hülflos laſſen.

Ferner 2) die Killiſtinoer, um den Doppelſee Winipigon in Nordweſten. Kinder ſind der Jagd wegen ihr größter Reichthum. Sie jagen für ihren Vater, wenn er ſelbſt ſolches zu thun nicht mehr vermögend iſt. Auch müſſen ſie denſelben, wenn er des Lebens müde iſt, tödten. Wenn im Winter die Hungersnoth groß iſt, ſo geſchieht es auch wohl zuweilen, daß ſie eins von ihren Kindern eſſen. Alles, was ſie von den Engländern brauchen, tauſchen ſie mit Biberbälgen aus. Z. B. für eine Flinte geben ſie 10 Biberbälge; für ein Pfund gläſerne Halscorallen zwey Bälge; für das Dutzend Kämme oder Spiegel zwey Biberbälge. Von dieſen Bälgen aber verkauft die Engliſche Handelsgeſellſchaft in London den ſchlechteſten nach dem geringſten Preiſe um beynahe zwey Thaler.

II. Mohaker.

Dieſe bewohnen ein ziemlich ſchmales, aber von Norden und Oſten nach Südweſten ziemlich weit ausgedehntes Land, zwiſchen den Ländern der Illinäer und Schipiwäer in Nordweſten; Quebec in Nordoſten und den Provinzen Neu-York, Pennſylvanien und Virginien und dem Scherokierland in Südoſten.

Zu ihnen gehören 1) die ſo genannten 5 oder 6 Nationen. Dieſen Nahmen, auch den der vereinigten Nationen,

tionen, gaben ihnen die Engländer; denn ſie ſtehen in einem engen Bündniß mit einander, welches ſie ſchon vorher geſchloſſen hatten, ehe ſich die Engländer dort niederlieſſen.

Sie werden von allen übrigen wegen ihrer vorzüglichen Einſichten geſchätzt und ihrer auſſerordentlichen Tapferkeit im Kriege gefürchtet. Dieſe letzte wird durch eine unaufhörliche Uebung bey ihnen unterhalten, denn ſie ſind beſtändig mit einem, auch oft mit mehrern benachbarten Völkern zugleich in Streitigkeiten verwickelt. Sie werden von den übrigen Indianern für die vornehmſten geachtet und als Muſter der Nachahmung in Sitten, Tracht ꝛc. angeſehen. Ehedem waren die Mohawks der zahlreichſte Stamm unter ihnen, jetzt iſt er einer der ſchwächſten, behauptet aber dennoch das meiſte Anſehen.

Sie ſind alle wohl gebaut, ſtark und ziemlich groß. Die meiſten halten ungefähr 7 Zoll Preußiſches Maß und nicht viele unter ihnen ſind gröſſer oder kleiner. Sie ſind gut, freundlich und offenherzig. Ihre Phyſiognomie iſt zwar beym erſten Anblick nicht ſehr einnehmend, aber ihr ehrliches, geſelliges Weſen entdeckt ſich in der erſten halben Stunde, die man mit ihnen umgeht; ſie ſind dann ſo frey, ſo dienſtfertig und zudringlich, ohne doch unbeſcheiden zu ſeyn, daß man ihnen unmöglich ſein Mitleiden und ſeine Freundſchaft verſagen kann.

Ein Kunſtſtück ſind ihre Bothe von Birkenrinde. Dieſe, von den größten Bäumen abgeſchält, iſt ſehr zierlich zuſammen genähet; die Näthe ſind mit Pech dicht

dicht verklebt und die Seiten inwendig mit feinen, dünnen Schindeln von dem nähmlichen Holze ausgelegt und einige ſchmale Querbreter zum Sitzen und zugleich zur Befeſtigung des kleinen Fahrzeugs in ſo vortrefflicher Proportion angebracht, daß man nichts niedlichers ſehen kann. Und dieſe Kähne ſind ſo leicht, daß ein einziger Mann einen derſelben, der 4—6 Perſonen hält, auf die Schultern nimmt und ihn nach ſeiner Bequemlichkeit trägt, wohin es ihm gefällt.

Ihre Hütten ſind halb unter, halb über der Erde, ſehr warm und bequem genug. Da wohnt alles vertraut beyſammen, ſpeiſet, ſchläft und arbeitet in einem Behältniß. Ihre Lagerſtätten ſind Binſen, Moos und manchmal wollene Decken, die ſie von den Europäern kaufen. Ein Stück Bärenſchinken, nebſt Fiſch und Vögeln von aller Art, die meiſten an einem hölzernen Spieß gebraten, von dem ſie die Mahlzeit verzehren und den ſie hernach ins Feuer werfen, ſind ihre liebſten Gerichte. Brot haben ſie nur ſehr ſelten, und nur zum Geſchenk für ihre Kleinen nehmen ſie ſolches zuweilen mit aus den Städten. Sie werden von den Franzoſen Iroquois oder Irokeſen genannt.

2) Die Huronen wohnten ſonſt auf der Oſtſeite des Huronſees, wurden aber von den Irokeſen an das ſüdweſtliche Ende des Erieſees hingedrängt. Hier wohnen ſie in einem zwar kleinen, aber überaus fruchtbaren und wohlangebauten Lande. Sie haben ihre Sitten vor andern Wilden merklich verbeſſert. Sie bauen ordentlich gezimmerte Häuſer und decken ſie mit

Baumrinde. Sie halten eine Menge Pferde, Rindvieh und Schweine; bauen auch Getreide zum Verkauf und ſind die reichſten Indianer in America.

Eine dritte zu ihnen gehörige Nation ſind die Twigthwier (Twigtwees) oder Neahtamier (Myamis), die mächtigſten in der Gegend. Kein Indianer ſoll ſo ſehr Meiſter von ſeinen Leidenſchaften ſeyn, als ſie. Sie mögen die Engländer gern in ihrem Lande haben, von denen ſie immer treue Freunde waren Sie beſitzen ein vortreffliches Land, das ſehr ſchätzbare Producte liefert und durch ſeine Flüſſe den Handel auf dem Ohio und Miſſiſippi befördert. Die Mohaks haben ſich zuerſt mit einer Nation vereinigt und dieſem Bunde traten nach und nach andre Nationen bey. Jetzt beſteht er eigentlich aus ſieben vereinigten Nationen.

III. Nadoweſſier oder Siuer.

Sie wohnen theils in den Süd- und Weſtgegenden des groſſen Doppelſees Winipigon, theils um den Miſſiſippi. Sie wohnen den Schipiwäern ſüdwärts, von denen ſie auch in Oſten, ſo wie von den Jlinäern durch den Miſſiſippi, in Weſten hingegen durch die oft erwähnte, groſſe Bergkette von den ſo genannten White Indians getrennt werden. Sie ſind zahlreicher, als irgend eine Völkerſchaft in Canada. Sie wohnen auf groſſen Wieſen unter Zelten von Häuten und ziehen Truppweiſe herum, wie die Tataren.

IV. White Indians oder weiſſen Indier.

Sie heiſſen ſo, weil ſie weiſſer von Farbe, auch kleiner von Statur ſind, als andre eingeborne Nord-

americaner. Sie wohnen im Weſten der Nadoweſſier und Miſſurier, und in Süden der Aſſinibulen (eines Stamms der Nadoweſſier) überhaupt auf der Weſtſeite der groſſen Bergkette. Sie ſollen den Ackerbau und ſelbſt Künſte treiben, in groſſen Städten beyſammen wohnen, bequeme Häuſer haben, Mais bauen, zahme und wilde Kühe halten, wovon ſie ſo wohl die Milch als das Fleiſch nützen; ſind erfahrne Jäger und halten zu dem Ende eine groſſe Anzahl Hunde; können 20000—30000 Krieger ins Feld ſtellen; ermangeln aber des Feuergewehrs und kommen daher öfters in Gefechten mit andern Völkern, die Feuergewehr haben, zu kurz.

V. Die Miſſurier.

Sie wohnen den Nadoweſſiern ſüdlich, den Jlinäern weſtlich und den White Indians öſtlich, um den Fluß Miſſuri und deſſen Arme, wovon die beiden äuſſerſten über 215 Meilen von einander abſtehen, auf einem ſehr fruchtbaren Boden, in angenehmer und geſunder Luft.

VI. Die Jllinäer.

Sie heiſſen auch noch Schiktaſchiker, und wohnen zu beiden Seiten des Miſſiſippi, in einem ſehr angenehmen und fruchtbaren Lande. Das öſtliche Jllinäerland liegt auf beiden Seiten des Fluſſes Jlinois, und erſtreckt ſich in Norden bis an das Schipiwäerland, und in Süden bis an das Mohakierland. Jn Nordoſten haben ſie wahrſcheinlich ehedem bis an den See Miſchigan gewohnt, weil dieſer See auch Jlinois

nois heißt. Heut zu Tage haben die Illinäer dieſen Theil ihres Landes faſt gänzlich verlaſſen und ſich auf die Weſtſeite des Miſſiſippi hinüber gezogen, welches ebenfalls ein herrliches Land in der Nachbarſchaft der Nadoweſſier und Miſſurier iſt.

VII. Scherokier.

Sie wohnen zwiſchen dem Miſſiſippi in Weſten und den Apalachiſchen Gebirgen in Oſten, die ſie von den Bewohnern Virginiens, Carolinens und Georgiens trennen. In Norden wohnen ſie zum Theil bis an den Ohio, ſo wie in Süden bis an Florida. Ihr Land iſt eben ſo geſund und fruchtbar, wie alles Land zu beiden Seiten des Ohio und Miſſiſippi; nur iſt es etwas wärmer und in den öſtlichen Gegenden gebirgig.

Zu ihnen gehören unter andern 1) die Chikaſaws oder Schikaſaer, ein tapfres, groſſes und anſehnliches Volk hinter Carolina, in einem fruchtbaren Lande, das groſſe Städte oder Ortſchaften enthält. Sie gewinnen Korn im Ueberfluß und halten beſonders viele Pferde, etwas Hornvieh und Schweine. Sie ſollen aus Süd-America gekommen ſeyn, und daher die Pferde mitgebracht haben. Die Wittwen trauern bey ihnen drey Jahre und das erſte Jahr hindurch alle Morgen und Abend mit lautem Heulen und Wehklagen. War der Mann ein Kriegsheld, ſo muß ſie den ganzen erſten Monath unter ihres Mannes Kriegespfahl zubringen und immer heulen und weinen. Dieſer Pfahl iſt roth angemahlt und mit den Waffen und Siegeszei-

chen

chen des Verſtorbnen behangen, die man daran läßt, bis ſie ſelbſt abfallen. Viele Wittwen ſterben über dieſer Ceremonie weg. Die ganzen drey Jahre über ſind ihr alle Arten von Vergnügen unterſagt, ſelbſt das ſo ſehr Entzückende für ſie, ihre Haare mit Oehl und Fett ſchmieren zu dürfen. Die nächſten Anverwandten des Verſtorbenen bewachen ſie genau, ob ſie auch alles erfüllt.

2) Die Scherokier oder Cherokees an der ſüdweſtlichen Spitze der Apalachen, hinter Süd-Carolina, in einem bergigen Lande, wo der Zugang überall ſchwer iſt. Sie leben in einer ſo guten Ordnung, als irgend Wilde auf dem feſten Lande, halten eine groſſe Menge Pferde, etwas Hornvieh und viele Schweine. Sie gewinnen Korn im Ueberfluß, und zäunen ihre Felder ein, welches keine andern Indianer thun. Sie halten auch Federvieh, und haben Obſtgärten von Pfirſichbäumen, und Küchengärten; dabey ſind ſie berühmte Jäger. Zween Knaben von 14—15 Jahren zeigten auf den Straſſen von Charlestown ihre Geſchicklichkeit im Bogenſchieſſen. Auf 16—18 Schritte fehlten ſie beynahe niemahls einen kupfernen Penny, die von den Zuſchauern ihnen als Prämie häufig vorgeſteckt wurden. Ihre Pfeile waren von Rohr, am Ende im Feuer gehärtet oder halb gebrannt, und der Schwung daran von den Federn des wilden Türkiſchen Hahns. Ihre Bogen ſind ganz einfach, mit einer Sehne von Büffeldärmen. Ihr Land aber hat einen Ueberfluß an Wildpret, Bären, Elendthieren und Puterhühnern.

Die Schaktaer, Schattaer, Chaktaws oder Plattköpfe, von der Geſtalt, welche ſie den Köpfen ihrer Kinder geben, längs dem Miſſiſippi, hinter Georgien. Ihr Land iſt gebirgig, aber doch ziemlich fruchtbar an Getreide und Vieh, beſonders Kühen, Schweinen und vielen Pferden. Auch viel Bohnen und Erdäpfel gewinnen ſie.

4) Die Criker oder Creek-Indianer, zunächſt hinter den Gebirgen von Carolina und Georgien. Ihr ebnes Land liefert gleiche Producte, wie die Länder der vorigen, mit denen ſie auch einerley Lebensart führen. Ihre Plage ſind die Moskieten, Alligatoren und Schlangen von erſtaunlicher Gröſſe.

B. Fremde, beſonders Franzoſen und Engländer im Engliſchen Canada.

Dieſer Theil von Canada iſt bey weitem noch nicht ſo bewohnt, als er ſeyn könnte. Ungeheure Waldungen decken noch den gröſten Theil des Landes, von welchen die Beſitzer, die ſo genannten Seigneurs, noch genug übrig haben, um davon verkaufen zu können. Der ganze Platz, der zu einer Niederlaſſung erhalten werden kann, beträgt vier Morgen in die Länge und 30—40 in die Tiefe. Da bekommt alſo der neue Einwohner (Habitant, denn Payſan, Bauer wird hier keiner genannt), einen ſo gewaltig groſſen Platz, daß er ihn nachher wieder zu neuen, beſondern Beſitzungen unter ſeine Kinder und Kindeskinder vertheilen kann. Um nun das groſſe Stück Wald, welches er bekommen hat, in Acker zu verwandeln, zündet er ſo viel Bäume an,

an, wie er des zu machenden Ackers wegen ausgerottet wiſſen will. So wie die Bäume umſtürzen, bekommt er zugleich Holz zu ſeinem Hausbau. Die Wurzeln der Bäume macht er durch Ausgraben der Erde hohl, legt Feuer darunter, und läßt ſie gleichfalls ausbrennen; und ſo iſt ſein Feld zum Acker fertig. Er nimmt erſt mit einem kleinen elenden Hauſe für lieb, welches einer Hütte gleicht, und in welcher nur eine Stube und eine Küche iſt. So wie er jährlich durch das Ausbrennen der Wurzeln ſein Land vergrößert, vergrößert er auch wohl ſein Gebäude, und in 20 Jahren hat er gemeiniglich ein gutes Haus und ſehr gute Länderey. Aeltere Einwohner haben ſchon ſo viel Waldung zu Ackerland gemacht, daß ſie ganz vortreffliche Fluren von Feldern haben, und die Holzung auf eine Viertel Stunde und weiter ſchon von ihren Häuſern entfernt iſt.

Jeder Einwohner hat ſein Pferd, ſeine Caleſche und ſeinen Schlitten. — Jeder kann auſſerordentlich rudern, welches bey den unzähligen Seen, Bächen und Flüſſen, welche das Land durchſchneiden, ſehr nöthig iſt. In Canoten von Baumſtämmen oder Birkenrinden gehen ſie weite Strecken auf dem Laurenzfluß hinab. — Jeder iſt Jäger und Fiſcher. Jagd und Fiſcherey ſind frey. (Fiſchteiche hat man aber wenig.) Ein Ochſenhorn iſt das Pulverhorn. Daher hat auch jeder wenigſtens eine Flinte im Hauſe. — Schreiben können wenige, und die Vornehmſten ſchreiben nicht orthographiſcher, als bey uns der gemeine Mann. Sie ſchreiben, ſo wie ſie reden, und ziehen immer 3—4 Worte

in Eins zuſammen. — Das macht, es fehlet an guten Lehrern, Schulanſtalten und Lehrbüchern. Wie glücklich ſind doch dagegen Deutſche Kinder!

Sie ſind vergnügt, ohne reich zu ſeyn; geduldig bey ihren beſchwerlichen Arbeiten, ſelten müſſig und doch ohne groſſe Kunſtfertigkeiten. Die Unermeßlichkeit ihrer Wälder iſt ihr Lieblingsgegenſtand. Sie ſind mit ihrem Schickſal zufrieden, ohne auf groſſe Projecte und Unternehmung zu ſinnen. Sie ſind in ihren geſellſchaftlichen Zirkeln liebreich gegen einander, ohne viele Umſtände zu machen. Ihre Sitten ſind keuſch und rein. Sie durchſtreichen die Wälder mit eben ſo vieler Kenntniß und Herzhaftigkeit, als die Wilden. Sie kennen keine Sorgen, erweiſen jedermann Liebe und Gaſtfreundſchaft. Reich können ſie nicht werden, weil ſie aus Liebe zur Geſellſchaft und einer guten Tafel, den Sommergewinn Winters über wieder drauf gehen laſſen. Sie ſind geſund, ſtark und kraftvoll, und erreichen ein hohes Alter.

II. Pflanzen.

1. Sehr guter **Weitzen** wird beſonders in Canada gebaut, wovon jährlich verſchiedne Tauſend Laſten zu Schiffe weggeſchickt werden — aber nur Sommerweitzen, den von Winterfrucht weiß man wegen des langen Winters nichts. Ziemliche Gerſte und Hafer, auch Türkiſcher Weitzen, hin und wieder Flachs und Hanf.
2. Rocken, Sommer- und Winter-Saat wird gar nicht gebaut.

3. Erb-

3. Erb'en, Wicken, Feldbohnen und Vietsbohnen werden gebaut.

4. In den Gärten findet man weiſſen Kohl, Steckrüben, Cartoffeln, Kohlrüben, gelbe Rüben, Kürbiſſe, Gurken, Lauch, Zwiebeln, Peterſilie, ja Spargel und Melonen.

5. Winterobſt iſt nur um Montreal häufig und gut. Da die Bäume des Winters mehrentheils ſehr verderben, ſo legt man ſich nicht ſehr auf die Obſtzucht. Gute Aepfel, treffliche Birnen, ja ſogar, wiewohl ſehr ſelten, Pfirſiche und Apricoſen kann man haben.

6. Haſel-Lamberts. und Wallnüſſe gibt es gar nicht.

7. An Himbeeren, Heidelbeeren, Brombeeren und Holz-Erdbeeren haben die Wälder Ueberfluß. Der eigentlich ſo genannte Canadiſche wohlriechende Himbeerſtrauch wird hoch und ſtark. Seine wohlriechende Blume iſt eine Zierde der Gärten, aber die Frucht ſchlechter, als die hieſigen Himbeeren.

8. Die ungeheuren Wälder geben hier Holz im Ueberfluß, auf deſſen Schonung daher gar nicht gedacht wird. Die Bäume, welche man fällen will, zündet man unten durch ein umhergelegtes Feuer an, und läßt ſie ſo ausbrennen, daß ſie entweder von ſelbſt umſtürzen oder einige Axthiebe ihren Umſturz befördern. Daher ſehen die Waldungen ſcheußlich aus, und man glaubt oft nicht anders, als daß Feuer vom Himmel in einen dieſer Wälder gefallen ſeyn müßte, wenn man halb verbrannte, halb dürre, und ganz

dürre Bäume darin erblickt. Die in den Wäldern abgebrannten Stellen tragen ein ſo vortreffliches Gras und Heu, daß das Vieh keine beſſere Fütterung haben haben. — Vorzüglich gibt es Fichten, deren Holz von ganz ausnehmender Zähigkeit und Güte iſt. Auſſerdem Tannen, Eichen, Birken, Ellern, wilde Aepfelbäume, Eſchen.

9. In manchen Gegenden wachſen viele Baumwollenſtauden wild, aber nur zu einzeln. Doch reifen ihre Früchte und die Einwohner ſtopfen mit der Baumwolle ihre Betten aus, welches ein weit geſunderes Lager gibt, als unſere Federn.

10. Im ſüdlichen Theile wird auch Wein gebaut.

11. Die Ginſengwurzel, die man ſonſt vorzüglich aus China bekam (ſiehe den zweyten Theil), erhält man eben ſo echt, doch auch oft verfälſcht aus Canada. Sie wird ſehr theuer bezahlt.

12. Thiere.

1. Die Viehzucht iſt ſehr gut. Jeder Landeinwohner hat ſeine Pferde, Ochſen, Kühe, Schafe und Schweine, auch, jedoch ſelten, Ziegen.

2. Die Ochſen ſind in groſſer Menge da, von 300—600 Pfund ſchwer, ſehr feiſt und von ungemein wohlſchmeckendem Fleiſch. Von den Kühen kann man ſich Milch und Butter nicht beſſer wünſchen; Käſe wird aber wenig gemacht. Alles trächtige Vieh bleibt den Winter über im Stalle und wird ziemlich ordentlich gepflegt. Alles andre Vieh aber, ſowohl Rindvieh als Schafe, geht den ganzen Tag im Schnee

Schnee herum. Es wird ihnen Heu und Stroh auf den Schnee vorgeſtreut, welches ſie, nebſt Schnee, ſtatt des Waſſers, nach und nach auffreſſen. Bey heitern und kältern Tagen ſind ſie ſehr hinter die Abtritte her, welche Stellen ſie im Schnee und Eis ganz rein lecken. So elend und langharig das Vieh im Winter ausſieht, ſo geſund und munter iſt es im Grunde: und der Genuß der friſchen Kräuter im Frühling ſetzt es innerhalb vier Wochen in den vortrefflichſten Stand. Die **Viehſeuche** iſt in Canada ganz unbekannt.

Der **wilde Ochſe** am **Miſſiſippi** iſt gröſſer als der gewöhnliche, hat niedrige, ſchwarze und kurze Hörner, unter der Schnauze einen groſſen Bart und auf dem ſehr dicken Kopfe einen groſſen Büſchel Haare, welcher vorwärts herunter auf die Augen fällt, auf dem Rücken einen Buckel, der von den Hüften an bis zu den Schultern ſich allmählich erhöhet, und mit röthlichen ſehr langen Haaren bedeckt iſt. Das Uebrige des Leibes iſt mit einer ſchwarzen Wolle bewachſen, die ſehr geachtet wird. Die Bruſt iſt ſehr breit, das Hintertheil aber ſchmal, und der Schwanz kurz. So fürchterlich er auch ausſieht, ſo flieht er doch bey dem Anblicke eines Menſchen, und mit einem kleinen Hunde kann man eine ganze Herde verjagen. Iſt er aber verwundet, ſo geht er wüthend auf den Jäger los. Das Fleiſch iſt, vorzüglich von einer Kuh, wohlſchmeckend und die Haut ſtark, doch geſchmeidig. Die Wilden machen ihre Schilde davon. Sie wiſſen die Felle vortrefflich zu bereiten, und man findet keinen Canadier, der

nicht einige Stücke haben ſollte. Man deckt ſich damit in den Cariolen zu, und man kann auch darauf ſchlafen, oder ſich damit im Bette bedecken. Ein gutes Fell koſtet zwey Louisd'or.

3. Hühner, Puter und Gänſe hat jeder Landeinwohner in Menge.

4. Zahme Enten ziehet man nicht, weil ſie auf den Flüſſen davon gehen.

5. Feld- und Haustauben fehlen gänzlich; Schnepfen, wilde Tauben und Enten ſind aber im Ueberfluſſe da.

Die ſo genannten Perdrix haben wenig Aehnliches mit unſern Feldhühnern. Es ſind ihrer eigentlich drey Sorten, von welchen die erſte unſern Haſelhühnern ſehr gleicht, die zweyte ſehr viel Faſanenartiges an ſich hat, und die dritte an Gröſſe zwar einem Repphuhn gleicht, allein mit ſehr langen Hälſen verſehen iſt. Sie ſitzen zu 20—30 auf einem Baume, und zwar ſo ſtill, daß man zehn Mahl unter dieſen Bäumen weggeht, ohne ſie zu entdecken. Hat man einen Hund bey ſich, ſo pflegt dieſer unter einem ſolchen Baume zu ſtehen. Alle Perdrix ſtrecken den Hals nach dem Hund herunter und ſehen ihn an. Der Jäger ſchießt den oberſten Vogel herunter, und alle andern bleiben ruhig ſitzen und meditiren über den Hund; dann nimmt man abermahls den oberſten Vogel und ſchießt auf die Art ein Stück nach dem andern herunter. Die noch lebenden Vögel laſſen ſich in ihren philoſophiſchen Betrachtungen

über

über den dummen Hund nicht ſtören, und finden nach einander einen unerwarteten Tod. Schießt man aber von unten in den Baum, ſo macht das Geraſſel des Hagels und der Dampf des Pulvers alles aufſätzig und der ganze Trupp fliegt weg, und ſetzt ſich in einen andern nahe ſtehenden Baum. Dieſe Vögel ſchmecken ziemlich gut und haben ein ſehr weiſſes und zartes Fleiſch. Man kauft das Paar für 6 Pence (1 Groſchen) und ſie ſind im größten Ueberfluß vorhanden.

6. Die Pferde ſind von mittelmäßiger Höhe, leicht, ſtark und unglaublich hart. In einem ſtarken Trab laufen ſie bergauf, bergab, durch dick und dünne 2—3 Meilen fort, und ein Paar groſſe Schellen erfreuen dabey des Reiſenden Ohr. Man kann mit einem Pferde 6—7 Meilen in Einem Tage machen, ohne daß es nach dem Freſſen verlangt. Spannt man es aus, ſo ziehet man es in einen Verſchlag, in welchem es ſich am Graſe ſatt frißt. Nur des Winters und ſelten des Sommers füttert man die Pferde mit Hafer. Des Sommers laufen die Pferde barfuß, des Winters beſchlägt man ſie. In niedrigen und unten mit Eiſen beſchlagnen Schlitten, der über die Eiswege faſt von ſelbſt läuft, fährt man in einer Stunde 2—2 1/2 Deutſche Meilen. — Mit dieſen Pferden wird ein anſehnlicher Handel in die Engliſchen Colonien getrieben.

7. **Bären, Haſen, Muscusratzen** und **Biber** werden im Winter geſchoſſen. Die größten Biber (Caſtor Fiber) ſind vier Fuß lang und wiegen an

60 Pfund.

60 Pfund. Es gibt Land- und Waſſer-Caſtore, wovon die letztern um 50 pro Cent beſſer, wie die erſtern ſind. Man findet ſie 3—5 Stunden weit von den Wohnungen. Ein recht ſchwarzes Winter-Caſtorfell gilt unter Brüdern einen halben Carolin. Zwölf ſolcher Felle gehören wenigſtens zu einem guten Pelze. Man ißt ihr Fleiſch und beſonders ihren Schwanz. Letzterer iſt aber widernatürlich fett. Die Muscusratze iſt ungefähr vier Pfund ſchwer, deren Haare unter den Biberhaaren mit verarbeitet werden. Der Schwanz iſt ſenkrecht platt, ſtatt daß er bey dem Biber horizontal platt iſt. Den Muscus hat es in einer Beule.

Unter den Bären iſt hier beſonders der ſchwarze Grasbär. Er frißt kein Fleiſch, deſto lieber Milch und Honig, ſodann Eicheln und andre Früchte. Sie fallen keinen Menſchen an, man müßte dann auf ſie ſchieſſen und ſie verwunden. Nichts iſt bey den Wilden feyerlicher, als die Bärenjagd. Ehe ſie ſolche anſtellen, wird ein Kriegsrath gehalten. Um die Schutzgeiſter der Menſchen und Bären zu gewinnen, faſten ſie acht Tage, und erwarten durch Träume die Offenbarung ihres Aufenthalts. Die Jagd geſchiehet nämlich im Winter, wo ſich der Bär in hohlen Bäumen und finſtern Höhlen verkriecht, ohne andre Nahrung zu genieſſen, als die er vielleicht aus ſeinen Tatzen ſaugt. Kommt der zur Jagd beſtimmte Tagd, ſo gibt der Anführer einen Schmaus und die Geſellſchaft geht in einem kriegeriſchen Aufzuge

ſchwarz

ſchwarz bemahlt an die Oerter, die ihnen im Traume angegeben ſind. Wer nun viel Bären erlegt hat, erlangt ſo viel Ruhm, als wenn er groſſe Kriegsthaten verrichtet hätte. Ja die Freundſchaft eines groſſen Bären-Jägers wird noch eifriger, als die Gunſt eines Kriegshelden geſucht, weil er mehr Nutzen ſtiftet. Selbſt der Biber iſt ihnen nicht einträglicher als der Bär. Seine Haut iſt unter dem groben Pelzwerk die theuerſte; ſein Fleiſch und Fett aber ihnen nicht weniger angenehm und nützlich.

Schwarze und weiſſe Bären gibt es vorzüglich an der Nordſeite gegen das Land der Eskimoer zu. Es gibt keinen bemittelten Habitant, der nicht ein Paar Bärenfelle haben ſollte, um ſie in ſeiner Caleſche oder Cariole auszubreiten. Man ißt das Fleiſch der jungen Bären auf den Tafeln der Vornehmen.

Die Haſen ſind klein, jämmerlich und weiß. Ihre Löffel ſind kleiner, als die von unſern Haſen, und ihr Fleiſch hat nicht den Wildgeſchmack. Ihre Lebensart iſt traurig. Sie laufen nicht in die Felder, ſondern liegen unter einem Baum oder Buſch und halten ſich in ſehr kleinen Revieren von einigen 100 Schritten auf, in welche ſie gleichſam wie bezaubert ſind. Man verwendet keinen Schuß Pulver an ſie, ſondern fängt ſie in gewaltiger Menge in Schlingen. Man kauft das Paar für 5—6 Pence (1 Pence iſt 2 Pfennige). Zur Noth legt man ein halbes Dutzend dieſer gebratnen Schächer auf eine Schüſſel voll Sauerkohl.

8. Schwarzdroſſeln ſieht man zu hunderten beyſammen.

9. Der Goldmarder (Muſtela Martes) heißt ſo wegen ſeines rothgelben Pelzes und wird dem Zobel gleich geſchätzt. Der ſchwarze Marder iſt rar, und ein Damenpelz davon, der ſchön ſeyn ſoll, kommt ohne Ueberzug leicht auf 12 Carolin zu ſtehen.

10. Der Hermelin iſt nicht viel gröſſer als der gemeine Wieſel.

11. Das Carcaju oder Quincaju, eine Art wilder Katzen, hat einen ſo langen Schwanz, daß es ſolchen einige Mahl um den Hals des Elendthiers, dem es ſehr nachſtellt, ſchlingen kann. Dieß hat in dieſem Falle das einzige Rettungsmittel, daß es ſich in das Waſſer ſtürzt. Sie halten ſich nur an der Nordſeite des Lorenzfluſſes auf, nach dem Lande der Eskimoer zu. Sonſt gibt es wilde Katzen genug in den Wäldern, und die Wilden brauchen gewöhnlich ihr Fell zu den Beuteln, in welche ſie ihre Meſſer ſtecken, und die ſie vor der Bruſt hängen haben.

12. Der Luchs iſt in den Wäldern häufig und gefährlich. Wenn die Luchspelze ſchön weiß oder gelblich und mit recht ſchwarzen Flecken beſetzt ſind, ſo werden ſie ſehr theuer bezahlt.

13. Kleine rothe Eichhörnchen, nur halb ſo groß, wie die unſrigen, ſind in Menge da.

14. Weiſſe, rothe und ſchwarze Füchſe trifft man auf 2—3 Stunden weit von den Wohnungen an, und ſelten wagen ſie ſich zum Walde heraus. Sie ſind nicht ſo ſchelmiſch, wie die bey uns.

15. Von

15. Von den Fellen der Fiſch-Ottern, deren es genug gibt, trägt man Caſaquins.

16. Wölfe gibt es nur in den Wäldern nach Neu-Schottland zu. Sie ſind ſchlechter und kleiner, wie bey uns. Ihr Pelzwerk wird nicht geachtet.

17. Seehunde ſchlägt man am Ausfluß des St. Laurenzfluſſes in Menge todt. Man kocht Thran daraus, und beſchlägt Koffer mit ihren Fellen. Auch macht man Winterſchuhe davon.

18. Etwa den 6ten Jänner geht jährlich eine beſondre Fiſcherey in Canada an, die vier Wochen dauert. Kleine Fiſche ſteigen in dieſer Zeit in unglaublicher Menge in den Lorenzfluß, gehen ſolchen bis über Montreal hinauf und treten zugleich in alle, in den Lorenz ſich ergieſſende, kleine Flüſſe. Man haut daher zu dieſen Zeiten Löcher in das Eis, nimmt einen Stock, befeſtigt daran 10—12 verſchiedne Stränge von Bindfaden, bindet an jeden Faden ein Stück rohes Fleiſch (am beſten Lungenſtücke), hängt die Stränge ohne alle Angeln in das Waſſer, zieht nach einer Secunde die Stränge zum Waſſer heraus und ſchüttelt ſo viele Fiſche auf das Eis, die ſich an das Fleiſch angeſogen haben, und läßt ſie auf dem Waſſer erfrieren. Es iſt unglaublich, welche Berge von Fiſchen auf dieſe Art gefangen werden, und wie viele Tauſend Fuder mit hölzernen Schaufeln in Cariole geladen und nach Hauſe gefahren werden. Die Kunſt, ſie aufzubewahren, beſteht darin, daß man ſie auf einen Haufen ſchüttet, und dem Winde, der Luft und dem Schnee überläßt, jedoch ſie durch eine Um-

pfählung vor den Schweinen wohl verwahrt. Dieſe Fiſche ſind die Hauptnahrung der chriſtlichen Canadier in der Faſtenzeit. Sie ſind in Anſehung der Gröſſe völlig mit unſern Stinten zu vergleichen, haben aber ein ſehr weiſſes, ſüſſes und blättriges Fleiſch, müſſen folglich ſtark geſalzen werden, und ſchmecken gebraten oder gekocht und mit Baumöhl und Eſſig appretirt, ſehr gut. Im April und May marſchieren ſie nach den Bänken von Terre Neuve wieder ab, ſind in Canada nicht klüger geworden, ſondern laſſen ſich zu Tauſenden daſelbſt wieder fangen, um den Nahmen Stockfiſche anzunehmen. Das Sonderbarſte iſt, daß man ſowohl trächtige Kühe als Schafe mit dieſen gefrornen Fiſchen füttert, welche ſie gern freſſen. Auch viele Pferde ſind Liebhaber davon.

13. Merkwürdigkeiten.

1. In dem ganzen groſſen Canada ſind nur drey Städte, nähmlich Quebec, Trois-Rivieres und Montreal, alle drey am Lorenzfluſſe gelegen.
2. Alle übrigen Niederlaſſungen der Europäer beſtehen in Paroiſen oder Forts. Der erſtern ſind überaus viele. Ein Paroiſe iſt eine Art von Dorfſchaft, deren Häuſer aber nicht dicht an einander ſtoſſen, ſondern 100, 200, ja oft 600 Schritt weit von einander liegen, auch wohl durch Flüſſe und ganze Waldungen getrennt werden. Daher iſt gemeiniglich eine Paroiſe ein Paar Stunden lang. Die Landſtraſſe läuft alle Mahl längs derſelben hin, ſo daß man ſtets rechts oder links dicht an Häuſern vorbey kommt. Daher liegen alle Häuſer neben, niemahls hinter ein-

einander. In der Mitte jeder Paroiſe liegt die Kirche und das Pfarrhaus und von einer Kirche zu der andern, werden die Lieues (ein Meilenmaß etwas über eine Stunde weit) gerechnet.

3. Jeder Einwohner einer ſolchen Paroiſe hat, nach Beſchaffenheit der Umſtände, alle ſeine Felder, Wieſen, Anger und Gärten dicht vor, neben oder hinter ſeinem Hauſe. Auch die zu ſeinem Hauſe gehörige Waldung hat er gleichfalls in der Nähe. Jedes Feld, Wieſe, Anger und Garten iſt mit einer ſehr leichten Umzäunung umgeben, die, wenn es die Umſtände nöthig machen ſollten, leicht verändert werden kann. Die ganze Einrichtung, ſo wie ihr Ackerbau, hat viel Aehnliches, mit den Einrichtungen im Bremiſchen und den vom vorigen Könige von Preuſſen im Herzogthum Magdeburg neu angelegten Coloniſtendörfern.

4. Die Häuſer aller Einwohner in den Paroiſes ſind viereckig und alle nach Einer Form gebaut, nur daß Eines gröſſer iſt, als das andre. Wo Steine ſind, führt man ſie auswendig von Steinen auf; wo aber keine ſind, baut man die Häuſer, trotz aller Kälte, von Holz auf und ſcheuet die Mühe, nur eine Stunde weit die Steine zu hohlen. Steinbrüche hat man nicht. Wo man daher von Steinen baut, gebraucht man Kieſelſteine dazu, welche an den Ufern der Flüſſe liegen, oder von den waldigen Bergen mit dem aufgehenden Schnee herab rollen. Denn auch Back- und Ziegelſteine kennt man in ganz Canada nicht. Jedes Haus nun, es ſey gemauert oder hölzern, iſt

ſich, in Abſicht ſeiner innern Einrichtung, ſo gleich, wie ein Ey dem andern. Die Grundlage eines hölzernen Hauſes beſteht aus vier dicken Balken. Auf dieſe wird das Ständerwerk aufgeführt. Die Ecken des Hauſes beſtehen aus dicht über einander gelegten, viereckigen Balken, deren Ritzen mit Moos, Steinchen, Leim oder Kalk verſtopft werden. Dann wird auch die ganze Auſ-ſenſeite mit Kalk überzogen, oder, welches noch mehr gebräuchlich iſt, man benagelt ſie rund umher mit Bretern. Daher ein ſolches Haus von auſſen, wenn es nicht Fenſter hätte, einer Bude gleichen würde. Man faßt auch wohl das ganze Haus mit Schindeln ein, welches ſehr vornehm iſt. Inwendig ſchlägt man ebenfalls alle vier Hauswände mit fichtnen und ſchön gehobelten Bretern aus, von der Decke bis auf den Fußboden. Der Fußboden iſt alle Mahl von Bretern und die Decke des Zimmers gleichfalls, ohne daß dieſe jemahls, wie bey uns, mit Kalk überzogen würde. Alle Abtheilungen des Hauſes, der Küche Stube und Cabinette beſtehen bloß aus breternen Wänden. Daher ſind in allen Häuſern drey Unbequemlichkeiten. Geht einer im Zimmer, ſo ſpürt man eine kleine Erſchütterung. Geht jemand auf den Boden, ſo glaubt man, auf den Kopf getreten zu werden. Spricht man, ſo kann man im nächſten Zimmer alles hören. — Um in ein Haus zu kommen, muß man jedes Mahl 2—3 Tritte ſteigen. Der erſte Tritt beſteht aus einem breiten, viereckigen Balken; der zweyte aus zwey über einander befeſtigten, und der dritte aus drey über einander befeſtigten Balken. In einer Paroiſe findet man höchſtens zwey Häuſer von zwey Stock,

und

und in ſehr vielen nur Häuſer von Einer Etage. Auch die Häuſer der Reichern haben mehrentheils nur Eine Etage und ſind nur etwas gröſſer, als die gewöhnlichen. Die Diele des Hauſes iſt mehrentheils zugleich die Küche. Bey der Küche iſt die Stube und mehrentheils ein Schlafcabinet. Häuſer mit zwey Stuben ſind rar, und eins mit drey Stuben iſt gewiß ein ſehr vornehmes Haus. In vornehmen Häuſern ſind alle Wände und die ganze Decke mit papiernen Tapeten überzogen. Die Fenſter gehen ſo niedrig herunter, daß ſie einem bis ans Knie reichen und oberwärts reichen ſie beynahe bis an die Decke. Sie beſtehen aus zwey Flügeln, und in jedem Flügel ſind zwölf groſſe viereckige Glasruthen in zwey Reihen, welche von auſſen mit Kitt in einem hölzernen Rahm feſt gemacht ſind. Ein Riegel oben und einer unten halten die Fenſter zu, die, wenn man ſie aufmacht, alle Mahl in die Stube hinein gehen. Jede Stube hat ein Camin. Im Winter aber mauert man denſelben zu, und ſezt einen viereckigen, eiſernen, gegoßnen Windofen beynahe mitten in die Stube, deſſen eiſerne Röhre in den Camin gehet. Oefen mit Aufſätzen, wie bey uns, ſind hier gar nicht zu ſehen. Bey den Geringern ſtehen die Betten in den Stuben. Zwey Tannentiſche mit einem Kreuzgeſtell und höchſtens acht ganz hölzerne, oder hölzerne und mit Ried geflochtne Stühle, worauf auch wohl Kiſſen liegen; einige tannene, wohlgemachte Schränke und höchſtens eine Commode von Tannenholz ſind alle Möbeln in der Stube. Von Sopha, Canapeen, Lehnſtühlen, Schreibtiſchen ꝛc. weiß man auf dem Lande nichts. Vor keiner Thür im Hauſe iſt ein

Schloß, auch in dem rechtlichſten Hauſe nicht. Eine eiſerne Klinke hält die Thüre zu, und mit einem Riegel verwahrt man die Hausthür. In keinem Hauſe findet man einen Abtritt, und ſehr ſelten eine Commodite auf dem Hofe. Alle Dächer beſtehen aus Bretern oder Schindeln, auch ſogar auf den Kirchen. So frey, wie das Wohnhaus am Wege ſteht, ohne einen Zaun oder Stacket um ſich zu haben, eben ſo frey ſtehen auch die Scheuren und Ställe um das Wohnhaus her. Dieſe ſind vollends ſo einfach als möglich gebaut, von runden Baumſtämmen aufgeführt und nur mit Raſen, Stroh oder Birkenrinde gedeckt, ſo daß es ein Wunder iſt, daß das Vieh darin aushalten kann.

5. Der hieſige Ackerbau. Alles Getreide wird mit der Sichel geſchnitten, daher nur kurzes Stroh geerntet wird. — Das Feld, welches das folgende Jahr beſäet werden ſoll, wird im ſpäten Herbſt gepflüget und bleibt ſo den Winter liegen. Im Frühjahr wird das Korn hinein geſäet und der Acker alsdann mit dreyeckigen Eggen geegget.

6. Getränke. Von unſerm Bier und Branntwein weiß man in ganz Canada nichts. Rum iſt der einzige Branntwein, den man hat. Das Epinettenbier, welches man aus den Sprößlingen des Epinettenſtrauchs kocht, ſchmeckt widerlich ſüß, etwas bitter und ſehr harzig.

7. Fuhrwerke. Die hieſigen Caleſchen, deren jeder Einwohner eine hat, gleichen unſern Cariolen, nur daß die Sitze im Kaſten bequemer für zwey Perſonen

ein=

eingerichtet ſind und die Axe länger iſt. Vorn ſitzt der Fuhrmann auf einem ſchmalen Brete und ſetzt ſeine Füſſe auf die beiden Bäume. Die ganze Caleſche iſt von Fichtenholz gemacht und es iſt nicht für 6 Groſchen Eiſen daran. Die Räder ſind unbeſchlagen, doch haben ſie inwendig eine eiſerne Büchse. Die Axe, um welche ſie herum laufen, iſt von bloſſem Holze. Die Lenſe iſt ein hölzerner Nagel; die Bäume ſind von ſehr dünnem Holze, der ganze Kaſten iſt von Holz und ruhet auf ſelbſt gemachten ledernen Riemen oder auf Stricken. Die Wege ſind zum Theil halsbrechend, und dennoch läuft man ſelten Gefahr, ſeine Caleſche zu zerbrechen, weil das Fichtenholz ſo ſehr dauerhaft iſt — Caroſſen, Chaiſen rc. überhaupt vierrädrige Wagen gibt es in ganz Canada nicht. Vornehme haben ein Verdeck über ihrer Caleſche, ſpannen auch wohl zwey Pferde davor. — Ihre zweyräderigen Karren ſind eben ſo leicht gebaut. Sie ernten darauf ihr Korn und Heu ein. Der Fuhrmann leitet dabey ſein folgſames Pferd mehr mit Worten, als mit der Peitſche. Er ſpricht den ganzen Weg über mit ihm, und es hat alle Mahl einen Nahmen.

„Va donc pareſſeux oder pareſſeuſe!„
„Prenez garde à vous!„
„Doucement!„
„Ah que vous êtes maladroit!„
„Cours donc!„
„A droite!„ &c. *)

So geht es den ganzen Weg über.

*) Da Canada ſonſt den Franzoſen gehörte, ſo iſt deren Sprache noch die allergemeinſte.

8. Eine Canadiſche Brücke iſt ein närriſches Ding. Sie beſteht aus lauter bey einander gelegten Balken, oder die meiſte Zeit aus runden Baumſtämmen, die alle loſe liegen und nicht angenagelt ſind, bis auf die äuſſerſten beiden Endſtücke. Bricht ein Baum oder Balken, ſo ſchadet dieſes nichts, denn der andre hält. Des Nachts müſſen ſie ſehr gefährlich zu paſſiren ſeyn, wenigſtens für die Pferde.

9. In der Mitte des Decembers iſt das Schlachtfeſt der Canadier. Alles fette vierfüßige und alles feiſte Federvieh muß in ganz Canada in einer Zeit von 8—10 Tagen ſein Leben hergeben, und aller Orten ſieht man Merkmahle von einem allgemeinen Morden. Alle fetten Ochſen, Schweine, Hammel, Hühner, Gänſe, Enten und welſche Hühner müſſen ihre Kehlen, ohne alle Gnade darreichen, um das Menſchengeſchlecht auf den ganzen Winter zu verſorgen. Aber ganz anders, wie bey uns, wird verfahren! Man haut di Theile der vierfüßigen Thiere in beliebige Braten . oder Kochſtücke, rupfet die Federn aus dem zahmen Geflügel, ohne warmes Waſſer dabey zu gebrauchen, läßt ſolchen die äuſſerſten Schwanz-, kurzen Flügel- und Kopf-Federn, bindet mit Baſt ihre Flügel und Keulen feſt an ihren Leib, und übergibt alles Fleiſch und Flügelwerk der Vorſorge der Natur, läßt ſolches im Freyen erſt recht durchfrieren, und legt es darauf in einen bloß dazu erbauten Speicher, der von allen Seiten durch die Winde beſtrichen werden kann, und nimmt den ganzen Winter ein gefälliges Stück nach dem andern

her.

heraus, kocht und verzehrt es. Das Fleiſch verliert dadurch weder ſeinen Geſchmack, noch ſeine Kraft, noch ſein Anſehen, und es wird dadurch Erſparniß und Gewinſt gemacht; denn der Canadier macht die groſſe Erſparung des Futters, welches die im December geſchlachteten Thiere ſonſt bis Ende Aprils noch gefreſſen haben würden. Dann auch würde das im Spätherbſt noch ſo gut gemäſtete Vieh die harten Wintermonathe durch wieder abnehmen. — Vom Einſalzen, Räuchern oder andern Arten, das Fleiſch zu verwahren, weiß man hier nichts. Nicht nur Haſen und Haſelhühner hängen in ihren Fellen und Federn den ganzen Winter durch; auch ſehr delicate Fiſche erwarten im Speicher ihre Zeit, heraus genommen und gekocht zu werden. Man weiß daher nichts davon, daß hier Fiſche, wie bey uns, im Winter abſtehen. — Sogar auch Kuhmilch gießt man in groſſe Gefäſſe, und läßt ſie in beliebige Maſſen frieren, von denen man ein Stück nach dem andern abſchlägt und kocht. Sehr ſelten gerinnt dabey die Milch.

10. Kornmühlen gibt es genug. Die Seigneurs haben Mühlen, welche im härteſten Canadiſchen Winter dennoch Tag und Nacht gehen. Solche Mühlen ſind über warmen Quellen in den kleinen Flüſſen angelegt. Die Räder laufen inwendig in der Mühle. Auf einer oder auch zu beiten Seiten ſind groſſe Gewölber angebracht, in welchen ein ſehr groſſes Ofenfeuer unterhalten wird, welches die Quelle in Circulation erhält. Ohne ſolche Mühlen würde man den Winter kein Brot haben können.

11. Der

11. Der Schnee. Wenigſtens alle drey Tage wehen im Winter die Winde 12 Stunden lang ſo heftig, daß ſie den Schnee von einem Ort zum andern wegführen und nach und nach alle Graben, Tiefen und Abgründe ſo mit Schnee anfüllen, daß ſie mit den Höhen nur einerley Fläche auszumachen ſcheinen. So niedlich dieß auch ausſieht, ſo halsbrechend iſt es, ohne Kenntniß und Vorſicht alsdann zu reiſen. Man kann z. B. in den Grund ſtürzen, in welchem man einige Theile des Leibes zerſchmettert, oder in welchen man mit Pferd und Schlitten im Schnee auf einige Wochen lebendig begraben wird. Die Unvorſichtigkeit des Fuhrmanns braucht nicht groß zu ſeyn, denn Ein Fuß ſeitwärts kann ſchon ein ſolches häßliches Stück hervorbringen. Doch iſt dieſen Gefahren dadurch vorgebeugt, daß jeder Habitant verbunden iſt, den Weg zwiſchen ſeiner und ſeiner zwey Nachbarn Habitationen, ſo genau mit jungen Tannenbäumchen abzuſtecken, daß er für zwey Cariolen breit genug iſt und an beiden Seiten die Bäumchen von 20 zu 20 Fuß ſtehen. In dieſen künſtlichen Alleen fährt man ſicher. Dieſe Wege werden unglaublich oft nach Beſchaffenheit der Witterung und Umſtände verändert, werden jedesmal neu bezeichnet und die Bäumchen der alten Wege ausgeriſſen. Sogar werden die Wege auf den Flüſſen, ja auch auf dem Lorenzfluß abgeſteckt, und jeder, der eine gefährliche Stelle darauf antrifft, iſt verbunden, ſolche zu bezeichnen Daher bleiben die Wege nie dieſelben. Heute reiſet man auf Höhen; morgen geht man vielleicht

über

über einen Fluß. Die Fußgänger können im Winter über allen Schnee weglaufen, wenn ſie nur Racketen unter die Füſſe binden. Dieſe Inſtrumente haben wirklich die größte Aehnlichkeit mit unſern Racketen, mit welchen der Federball geſchlagen wird. Nur ſind ſie noch ein Mahl ſo groß, man muß daher weit und ſchiefbeinig darauf wegſchlurfen.

12. Das einzige Maß für die Preiſe im Handel bey den Wilden iſt das Fell eines Bibers. Man gibt zehn für eine Flinte, zwey für ein Pfund Schießpulver, eins für vier Pfund Bley, eins für ſechs Meſſer, eins für ein Beil, ſechs für einen wollnen Tuchrock, fünf für einen Weiberrock, und eins für ein Pfund Tobak.

XLII.

L o u i ſ i a n a.

1. Lage und Grenzen.

Dieſe Provinz liegt weſtlich von Canada jenſeits und längs des Miſſiſippi vom 29ſten bis 42ſten Grad Nord-Breite und öſtlich von Mexico. In Süden erſtreckt ſie ſich bis an den Mexicaniſchen Buſen, ſo daß es alſo öſtlich an Florida auch ſtößt. In Norden ſtößt es an Canada.

2. Clima.

Im Innern iſt die Luft geſünder, als an der Küſte. Im ſüdlichen Theile iſt es nicht ſo heiß, als unter gleicher Breite in Africa; die Kälte aber gegen Norden iſt auch ſtrenger, als unter eben der Breite in Europa. Es gibt wenig Tage in Louiſiana, da man die Sonne nicht ſiehet; hingegen fallen oft unvermuthet Regen und ein Thau, der den Mangel des Regens erſetzt.

3. Nah-

3. Nahmen.

Louiſiana heißt es Ludwig XIV. zu Ehren, unter deſſen Regierung es von den Franzoſen entdeckt ward. Es hieß auch vordem Franzöſiſch Florida, zum Unterſchiede von dem öſtlich gelegnen Spaniſchen. Seit 1763 gehört aber Louiſiana ebenfalls den Spaniern.

4. Haupteintheilung.

1. Das hohe Louiſiana begreift die nördlichſte hohe Gegend, bis Manchao, wo das hohe Land ein Ende hat.
2. Das niedre Louiſiana. Der ſüdliche Theil bis an die See.

5. Gewäſſer.

Auſſer dem Mexicaniſchen Meerbuſen bemerken wir hauptſächlich folgende Ströme:

a) Den Miſſiſippi auf der Oſtgrenze.

b) Den Rio de los Adayes auf der Weſtgrenze.

c) Den groſſen Miſſuri, der von Weſten nach Oſten mitten durch Florida in den Miſſiſippi fließt.

d) In gleicher Richtung fließt weiter ſüdlich der Arkanſas, Akanſas oder Imahans in den Miſſiſippi.

e) In eben der Richtung fließt noch weiter ſüdlich der rothe Fluß, zum Theil parallel mit dem weſtlichen Grenzfluß, ebenfalls in den Miſſiſippi.

6. Gebirge.

Auf der Grenze von Mexico befinden ſich die höchſten Ebnen, 200—300 Meilen lang, und über 50 breit. Dieſe Ebnen ſind mit den Trümmern einer alten Ge-

birgskette, die allem Anſchein nach, einſt hier ſich erhob, bedeckt. Mitten auf denſelben ſieht man noch die ſonderbaren Ueberbleibſel dieſer Urberge, in groſſen, einzeln, ziemlich weit von einander ſtehenden Felſen, welche mit der Richtung, welche dieſe Ebnen in die Länge nehmen, parallel gehen, nähmlich von Norden nach Süden. Wenn man über den Arkanſas und durch das erſte Dorf der Panis gekommen iſt, ſieht man zuerſt dieſe Felſen, die ſich von weitem wie Kegel oder Zuckerhüthe ausnehmen. Sie ſind alle von Erde entblößt und flächen ſich ſehr ab, dennoch ſind manche wohl über 200 Fuß hoch. Je weiter man nordwärts kommt, deſto anſehnlicher und höher werden ſie, ſo daß ſie in der Gegend des Miſſuri ſchon hohe Berge bilden, welche Erze aller Art enthalten. Einer dieſer Berge iſt ſogar durch einen Vulcan in ſeinem Innern geſpalten. Nach den Berichten der um den Miſſuri wohnenden Wilden ſind ſeine Ausbrüche häufig und machen ein Getöſe, das ſehr weit zu hören iſt. Oft ſieht man auf dem Miſſuri Bimsſteine ſchwimmen, die er ausgeworfen hat. Die hohe Gegend dieſer Felſen und Berge flächt ſich in Weſten nach dem del Norte-Strom in Mexico und in Oſten nach dem Miſſiſippi hin ſanft ab und gibt einer unzählbaren Menge von Flüſſen ihr Daſeyn.

7. Boden.

Am Mexicaniſchen Buſen, beſonders um die Mündung des Miſſiſippi iſt der Boden ziemlich ſchlecht, weiter ins Land hinein aber ungemein fruchtbar; in Norden zum Weitzenbau, und in Süden zum Reis-

To-

Tobaks = Baumwollen = und Indigobau geſchickt.

8. Einwohner.

A. Europäer.

a) Spanier und beſonders

b) Franzoſen. Ihr Muth und Fleiß verdient hier Bewunderung. Um einiges Vermögen zu erwerben, nehmen ſie ganz die Lebensart und ſogar die Kleidung der Wilden an. Um einen oft ſehr unbeträchtlichen Vortheil unternehmen ſie die mühſamſten Arbeiten. Einige begeben ſich an die Meeresküſte, um aus den Sumpfvögeln Oehl zu ziehen; andre ſtreifen 400—500 Meilen ins Land hinein, um Bären, Rehe und Jlliniſche Stiere zu jagen, wovon ſie die Häute, das Fett und gedörrtes Fleiſch mit nach Hauſe bringen; andre ziehen in die Wälder, wo ſie Cedern, Cypreſſen und Ahornholz hauen, womit ſie einen anſehnlichen Handel nach den Weſtindiſchen Inſeln treiben. Einige führen dieſe Producte zu Schiffe nach jenen Inſeln und bringen Waren zum Umtauſch mit den Wilden, oder zu anderm Handel von daher zurück; andre wieder, um dieſe Waren vier oder fünfhundert Meilen weit ins Land hinein zu transportiren, unterziehen ſich der Beſchwerde, einen ſehr reiſſenden Strom ſo weit hinauf zu rudern. Auf ihren Streifereyen zu Lande eſſen ſie nichts anders, als das Fleiſch von erlegtem Wilde. Ihre ganze Bedeckung beſteht in einem flatternden Hemde und einer breiten Binde von Tuch um ihre Hüften. Alle ihre Reiſen machen ſie zu Waſſer, und um ihre Familien

milien nach den Oertern zu bringen, wo ſie jagen oder ihren Handel treiben, bedienen ſie ſich der Pirogen, welches ausgehöhlte Bäume ſind. Wenn ſie an dem Orte ihrer Beſtimmung angekommen ſind, ſo dient ihnen eine Hütte von Zweigen, mit Leimen beworfen, ſtatt aller Wohnung. Einige unter ihnen machen es zu ihrem Geſchäft, gewiſſe Bäume aufzuſuchen, die ſie hier **Wachsbäume** nennen, deren junge Zweige Wachs geben, welches durch eine Lauge auf folgende Art aus denſelben gezogen wird. Sie ſchneiden dieſe zarten Zweige in ziemlich kleine Stücken, und legen ſie in eine Kufe auf eine Art von Gerüſt, welches einigen Raum zwiſchen ihnen und dem Boden läßt. Dann gieſſen ſie eine Art Lauge darüber, welche ſie ungefähr zwey Tage laufen laſſen: indeſſen ſondern ſich die fetten Theile dieſer Zweige unvermerkt ab, und fallen auf den Boden der Butte, wo ſie einen Satz formiren, welcher, wenn er abgekühlt iſt, eine Tafel von grünlichem Wachſe gibt, das ziemlich feſt iſt, und woraus man nachher Wachslichter verfertigt. Alle dieſe Leibesübungen machen die Einwohner ſtark und wohlgeſtaltet, ſtählen ihren Körper und Geiſt zum Muthe und zur Arbeit, von welcher ſie ſich nach geendigten Geſchäften in der Stadt **Neu-Orleans** wieder erhohlen.

B. **Eingeborne.**

a) **Miſſurier** und

b) **Illinäer** in den nördlichen Gegenden, wovon die erſteren die mächtigſten ſind.

c) Die Akanſaer oder das ſchöne Volk in den ſüdlichen Gegenden.

d) Die Panis in Weſten des Miſſuriſluſſes, zwiſchen dieſem und der Mexicaniſchen Grenze.

e) Die Aitaner, welche in der bey den Gebirgen beſchriebnen, höchſten Gegend wohnen, können ungefähr 25000 Mann ins Feld ſtellen. Sie wohnen unter Zelten und ziehen herum, wie die Araber und Tatarn. Die ganze Nation iſt in Horden getheilt, deren jede ungefähr 2000—3000 Mann zählt. Die unermeßlichen Ebnen ſind voller wilden Ochſen, Hirſche und Rehe, von denen ſie ſich nähren. So bald dieſe unzähligen Herden Wild die Weide in einer Gegend aufgezehrt haben, ziehen ſie weiter und die Aitaner ihnen nach. Im Sommer wenden ſie ſich nordwärts, und im Winter kommen ſie wieder nach Süden zurück.

Das Feuergewehr kennen ſie nicht, und haben keine andre Waffen als den Pfeil und die Lanze. Sie jagen und kriegen ſtets zu Pferde. Sie dörren ihr Fleiſch, um es aufheben zu können. Auſſerdem verſehen ſie ſich mit getrockneten Früchten, die ſie in den ihren Wieſen nächſtgelegnen Wäldern aufſuchen, beſonders mit Trauben, Pflaumen, Nüſſen ꝛc. Auch ſammeln ſie verſchiedne eßbare Wurzeln, Rohrſamen und wilden Hafer, der nördlich wächſt, ein. Von einer Art Wurzeln, die ihre beſte und geſundeſte Nahrung iſt, wiſſen ſie ein rothes, überaus feines Mehl zu bereiten, das einen vortrefflichen Teig gibt. Auch eine Art Eicheln

cheln wiſſen ſie genießbar zu machen, welche auf kleinen Eichen wachſen, die ſie alle Herbſte durch angelegtes Feuer verbrennen. Die Wurzeln treiben im Frühjahr neue Zweige, welche das nähmliche Jahr noch dicke Eicheln tragen, aus denen ſie einen nicht im mindeſten bittern Saft ziehen.

Den ſonderbaren Geſchmack, lehmige oder thonige Erde mit Salz zu eſſen, haben ſie mit allen Wilden im weſtlichen Louiſiana gemein. Vermuthlich haben ſie dieſe Art, ſich zu nähren, den Thieren abgelernt; denn zu den hier befindlichen Salzquellen kommen die wilden Ochſen, die Rehe, ſogar die wilden Puterhühner und lecken die Salzerde. Die Franzoſen thun eben damit ihrem zahmen Vieh in ihren groſſen Meyereyen etwas zu gute. Sie machen Thongruben und werfen einige Fäſſer voll Salz hinein. An dieſe Plätze wird das Vieh gewöhnt, denen es auch wieder nachgeht, wenn es ſich zu weit entfernt hat.

Dieſe Aitaner ſind die beſten und geſittetſten Indianer in ganz Louiſiana und Neu-Mexico. Ehemals trugen ſie ihre Zelte nebſt dem andern Gepäck auf dem Rücken. Nachdem aber die Spanier vor mehr als 200 Jahren Neumexico mit Pferden bevölkerten, haben ſie Reit- und Pack-Pferde, von denen ſie ſich einen groſſen Theil ſelbſt ziehen. Sie machen ihre Sättel auf eine ganz eigne Art und bedienen ſich weder der Zügel noch der Steigbügel. Sie haben ihre Pferde ſo abgerichtet, daß ſie bloſſen Zeichen der Hand gehorchen. Bey den Spielen, in welchen ſich die Jugend üben muß,

ſich feſt auf dem Pferde zu erhalten, ſchießen ſie einen Pfeil ab, ſo weit als ſie können, und ſuchen ihn im ſtärkſten ununterbrochnen Galopp des Pferdes wieder aufzuheben. Andre ſchlüpfen unter den Bauch des Pferdes, das mit der größten Schnelligkeit läuft, hin und ſchwingen ſich von der andern Seite wieder in den Sattel. Kinder von 5—6 Jahren reiten ſo ſchnell und halten ſich ſo feſt, wie unſre beſten Reiter. Die groſſe Geſchicklichkeit, mit welcher dieſe Nation ihre Pferde und Lanzen zu gebrauchen weiß, hat ſie auf ihren Ebnen gegen alle andre Wilde, die mit ihnen Krieg angefangen haben, unüberwindlich gemacht. Dieſe nehmen ſich auch wohl in Acht, ſie in offnem Felde anzugreifen; ſie paſſen ihnen aber in den Gegenden auf, wo ſie wiſſen, daß die Aitaner hinkommen, wenn ſie ihre Vorräthe an Früchten und Wurzeln zu ſammeln anfangen, und fallen ſie dann, nicht ohne Erfolg, an, weil die Aitaner nur zu Pferde gut fechten können. Auſſer ihren vortrefflich abgerichteten Pferden haben ſie lederne Schilde, die in ihrer Sprache Pfeilſchützer heiſſen, die ſie mit vieler Geſchicklichkeit brauchen, und mit denen ſie die Pfeile hinlänglich abhalten können. Wenn ſie im Begriff ſind, auf den Feind loszugehen, ſo ſingen ſie zuvor, wie die Alten, Schlachtgeſänge; darauf erheben ſie das Kriegsgeſchrey und in demſelben Augenblick ſchieſſen ſie, wie der Bliz, mit unglaublichem Ungeſtüm auf den Feind los. Keine Nation unter den Wilden kann dieſem erſten Anfall widerſtehen. Oft dringen ſie durch Verſchanzungen und werfen alles

über

über den Haufen, was ihnen in den Weg kommt. Aber merkwürdig iſt der Umſtand, der gewiß mehr als ein Mahl ihre Feinde rettete, daß ſie ſogleich, wenn ſie auch Sieger ſind, die Schlacht endigen, wenn ihr Anführer getödtet iſt. Einſt waren ſie in das verſchanzte Dorf der Oſajer gedrungen und ſtachen im Triumph alles mit ihren Lanzen nieder, was ihnen vorkam. Die Männer und einige Weiber waren auf ihre Rettung bedacht; andre Weiber aber verbargen ſich nebſt ihren Kindern in ihren Hütten und erwarteten Knechtſchaft oder Tod. Der Anführer der Aitaner war an der Spitze und ſang im Tone des Siegers, nun gehöre das Dorf ſein, und das Leben eines Jeden darin ſey in ſeiner Hand. Aber indem er ſo ſang, ſtürmte eine Oſajiſche Frau, die ſich auch verſteckt hatte, aus ihrer Hütte, und traf ihn ſo glücklich mit ihrer Lanze, daß er todt vom Pferde ſtürzte. Seine Partey ſuchte gar nicht den Tod ihres Anführers zu rächen, hob ſeinen Leichnam auf, und zog ſich verwirrt und mit niederhängenden Köpfen, ohne nur ein Wort zu ſagen, zurück. Ihr Lager ſchlagen ſie allezeit in Geſtalt eines halben Mondes auf. Ihre Zelte machen ſie von wohlgegärbten wilden Ochſenhäuten. Sie nähen ſie ſehr dicht zuſammen, und ſchmücken ſie mit allerhand Figuren; drey oben verbundne und unten in Form eines Triangels auseinander ſtehende Stangen müſſen ſie halten. In der Mitte des Zeltes ſchlagen ſie einen Pfahl feſt ein. Mittelſt eines dicken Seiles von Pferdeharen verbinden ſie das obre Ende der Gabeln mit dieſem

Pfahl und befeſtigen noch den Rand des Zeltes an kleine in die Erde geſchlagne Pflöcke; endlich ſchnüren ſie einen Theil des Eingangs zu. Kurz, ſie verwahren es ſo wohl, daß ſie weder Wind noch Regen zu fürchten haben.

Sie verfertigen ſich ihre Waffen ſelbſt, beſonders eine Art eiſerner Sicheln, mit denen ſie den wilden Ochſen, die ſie allezeit im Laufen tödten, die Knie zerſchneiden. Können ſie von den Spaniern oder andern Wilden ein Gewehr erwiſchen, ſo machen ſie ſolche Sicheln und Lanzen aus dem Laufe. Ihre Bogen, Pfeile, Schilde und Küraſſe ſind mit bewundernswürdiger Kunſt gemacht. Vorzüglich aber zeichnen ſie ſich durch ihre Bekleidung auf eine auffallende Art aus. So wenig ſich die andern, eingebornen Americaner im mindeſten ſcheuen, faſt völlig nackend zu gehen; eben ſo ſehr bezeugen ſie den größten Abſcheu gegen alles Nackte. Die kleinſten Kinder ſind bekleidet, und bedecken ſorgfältig alles, was die Schamhaftigkeit nicht bloß gibt. Die Weiber tragen lange Röcke von Ziegenhäuten, mit ſehr weiten Aermeln. Durch dieſe Aermel laſſen ſie die Kinder an ſich bedeckt ſaugen, damit ſie nicht genöthigt ſind, ihre Bruſt zu entblöſſen. Die Schuhe beider Geſchlechter ſind eine Art lederner Socken. Den Obertheil des Fuſſes ſchmücken ſie mit ſtachelförmigen Zierrathen von allen Farben aus. Die Männer tragen ein enges Kleid, welches den Leib, die Lenden und einen Theil der Beine bedeckt. Auch haben ſie eine Art Caſakin, das ſie zum Staat anzuziehen pflegen. Die Häute zu dieſen Kleidungsſtücken ſind

weiß,

weiß, weich und ſehr wohl zubereitet. Die anliegende Kleidung ſchnüren ſie zwiſchen den Lenden und über dem Bauch zu. Ihre Haare ſind rund abgeſchnitten; aber nirgends ſcheeren ſie ſie ab. Ihre Ohren und Naſenlöcher ſind nicht, wie bey den andern Nationen, durchbohrt. Sie behängen ſich mit einer groſſen Menge kleiner Zierrathen und wenden viel Zeit auf ihren Anzug.

Sie haben abgeſonderte Handwerke. Einige verfertigen bloß Sättel, andre bloß Küraſſe, andre bloß Waffen, andre wieder bloß Schuhe rc. Ihre Todten begraben ſie mit ihren Kleidern, Zierrathen und Waffen. Ehe ſie anfangen zu eſſen, werfen ſie vier Stückchen von ihrem Gerichte nach den vier Weltgegenden. Wahrſcheinlich hat ihnen die Kälte eine Bekleidung nothwendig gemacht, welche auf den freyen Ebnen und Wieſen, die ſie bewohnen, weit empfindlicher, als in den Wäldern iſt, wo man vor den Winden Schutz hat. Sie haben hier nichts, als Kuhmiſt, um ſich zu wärmen; da hingegen die in der Nähe der Wälder an den Ufern der Flüſſe wohnenden Wilden Holz im Ueberfluß haben. Zur Zeit der ſtärkſten Kälte nähern ſie ſich jedoch dieſen Wäldern, um Holz zu bekommen, aber, wegen ihrer Feinde, nur einen, höchſtens zwey Monathe.

Um friſches Gras zu bekommen und die Geſträuche und Bäume auszurotten, welche in den Ebnen aufwachſen, unterlaſſen ſie niemahls, im Herbſt Feuer anzulegen. Das Gras wächſt auf dieſen fetten Weiden ſo hoch, daß die Flamme auſſerordentlich hoch ſteigt.

Geht unglücklicher Weiſe ein ſtarker Wind, ſo kommen viele Thiere ja auch Menſchen, um. Wenn der Wind die Flamme horizontal forttreibt; ſo greift das Feuer mit ſolcher Schnelligkeit um ſich, daß ein Menſch zu Pferde ſich nicht retten kann, wenn er weit flüchten muß. Wenn in ſolchen mißlichen Augenblicken die größten Thiere die Flamme von der Windſeite her kommen ſehen; ſo fliehen ſie auf die entgegengeſetzte Seite und laſſen ein ganz eignes Geſchrey hören, welches ihren Jungen die bevorſtehende Gefahr anzeigen ſoll.

Die andern kleinern Thiere wiſſen ebenfalls ſogleich, was dieß zu bedeuten hat und zeigen es. Die Luft ertönt dann von Geheul, Gemuhuh und Geblöke. Bald wird der Lärm allgemein, das Geſchrey vermehrt ſich und jedes ſucht Schutz gegen die Wuth der verfolgenden Flammen. Die Furcht vor dem Feuer erſtickt jede andre. Ochſen, Hirſche, Rehe, Tiger, Wölfe, alles fliehet unter einander nach der nähmlichen Gegend. Man ſieht dann Rehe hinter den Wölfen drein und vor ihnen vorbey laufen, ohne ſie zu ſcheuen. Einige erreichen Moräſte und Flüſſe, andre Felſen. Noch mehr zu bewundern iſt es, daß auch dann, wenn ſie auf dieſen Zufluchtsörtern zuſammen gekommen ſind, alle dieſe einander ſo widrige und feindliche Thierarten, jede in kleinen Haufen für ſich abgeſondert, ihr Geheul fortſetzen, ohne im mindeſten einander etwas zu Leide zu thun. Selbſt, wenn die Gefahr vorüber iſt, ſcheinen ſie noch Ehrfurcht gegen ihren Schutzort zu haben; denn kaum iſt das Feuer erloſchen, ſo entfernen ſich

die Raubthiere zuerſt, laufen, was ſie können, auf die verbrannte Ebne und verzehren die gebratnen und halb verbrannten Thiere, welche ſie da vorfinden. Dieſe letztern, welche auf dieſe Weiſe umkommen, ſind entweder noch nicht lange zur Welt gekommne Junge oder Kranke, welche ſich aus Mangel an Kräften nicht retten konnten. Die Flammen ſind ſo ſtark und breiten ſich auf dieſen Ebnen ſo weit aus, daß ſie einen beträchtlichen Theil der Atmoſphäre erleuchten. In der Nacht ſieht man den Himmel auf mehr als hundert Meilen in die Runde, gleich einem Nordſchein erhellet, und das dauert, wegen des groſſen Umfangs dieſer Ebnen, oft länger als 14 Tage. Aber wenige Tage darauf, nachdem das Feuer die Plätze verlaſſen hat, wird die Erde gleich wieder grün, und in kurzer Zeit iſt alles in eine ungeheuer groſſe Wieſe verwandelt, welche mit Thierherden bedeckt iſt, die von allen Seiten herbey kommen, zu weiden, oder die weidenden zu freſſen. Die Aitaner laufen dann zum Zeitvertreib, wenn das Gras noch kurz iſt, hinter den Kälbern her, und fangen ſie mittelſt einer daumendicken Haarſchlinge, die ſie ihnen um den Hals werfen, lebendig. Sie ſind in dieſer Jagd ſo geſchickt, daß Kinder von ſieben bis acht Jahren Pferde im vollen Galopp auf die Weiſe feſt halten.

Die benachbarten Nationen in Louiſiana ſind die **Panis**, die Oſajas und **Panducas**, zwiſchen dem **Miſſuri** und Akanſas. In Nordweſten von ihnen wohnt noch eine Nation, die ſich im Winter ſehr ſonderbar kleidet. Männer und Weiber, Alt und Jung über-

flicht ſich den ganzen Körper, Antlitz und Geſicht ausgenommen, ungefähr ſo, wie man bey uns Flaſchen mit Weiden zu überflechten pflegt. So lange dieſe Nachbarn den Aitanern nicht in den Weg kommen, d. h. ſo lange ſie nicht in ihren Ebnen jagen, ſo lange leben ſie auch mit ihnen in gutem Vernehmen. Sind dieſe aber dreiſt genug, von ihrem Eigenthume mit leben zu wollen, ſo greifen ſie zu den Waffen.

Auch die Spanier führten oft mit ihnen Kriege. Die Franzoſen kennen dieſe Nation erſt ſeit etwa 40 Jahren und lebten bis dahin immer mit ihnen in Frieden. Auf dem Arcanſas und rothen Fluß reiſen die Franzoſen zu ihnen hinauf, wenn ſie mit ihnen handeln wollen. Sie packen ihre Waren, z. B. Decken, Scharlach, Spiegel, Feuerſtähle, Flintenſteine, Pfriemen, Nadeln ꝛc. Sie bringen dafür zurück Ochſenhäute, Häute von Ziegen, Rehen und andern Thieren.

So bald ein Franzoſe mit ſeinem Gefolge ankommt, ſtellt man ihn dem Caſſiken oder Oberhaupt vor, der ſogleich ein Zelt für ihn allein aufſchlagen läßt. In daſſelbe bringt man die Waren; die Pferde werden beſorgt, ohne daß ſich die Leute des Kaufmanns darum zu bekümmern brauchen. Für alle Lebensmittel wird geſorgt; dauert aber der Handel lange, ſo muß er ſich entſchließen, ihnen überall, wo ſie hinwandern, zu folgen. So haben manche oft 250 Meilen mit ihnen machen müſſen. Uebrigens geht es einem ſehr wohl, und man braucht ſich weder wegen des Lebens, noch wegen der Waren bange ſeyn zu laſſen. In eben

dem

dem Grade, wie ſich die benachbarten Wilden bos- haft, hinterliſtig und diebiſch bezeigen, beſonders die Sioux und Oſajer, eben ſo zeichnen dieſe ſich durch die entgegen geſetzten Tugenden aus. Sie würden nicht eine Stecknadel werth nehmen. Vor dem Willen ihrer Caſſiken hegen ſie die gröſste Ehrfurcht; der ge- ringſte ſchlechte Streich würde auf das ſtrengſte beſtraft werden. Sie leben auch in der gröſsten Eintracht.

Sie haben, wie die andern Wilden, ihre Zauberer. Dieſe nehmen groſſe glühende Kohlen in ihren Mund und halten ſie einige Minuten darin. Dieſe Kohlen berühren aber das Fleiſch nicht; ſie halten ſie bloſs zwiſchen den Zähnen, vergeſſen aber nicht, zuvor erſt Aſche in den Mund zu nehmen, um die Zunge, Lippen und den Gaumen zu verwahren. — So löſchen ſie auch eine Kohle völlig im Waſſer aus, wickeln ſie dann in eine Hand voll Heu, aus welchem, nach ver- ſchiednen Figuren, Springen und Geſängen des He- xenmeiſters, Rauch und dann eine Flamme aufſteigt, die das Heu verzehrt. Vermuthlich läſst er ſich, wäh- rend dem Hocuspocus, womit er die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer zu zerſtreuen ſucht, eine kleine glühende Kohle zuſtecken.

Die ſo genannten Beſeſsnen unter ihnen haben, wie auch bey andern Americaniſchen Völkern, ſchreck- liche Convulſionen, und ſcheinen durch Mund und Naſe Blut von ſich zu geben, aber es iſt nichts als, nunmehr entdeckter, Betrug. Dieſs Blut iſt weiter nichts als der rothe Saft einer Pflanze, die ſie kauen,

und

und der mit Speichel vermiſcht, dem Blute ſehr ähnlich wird. Die Franzöſiſchen Jäger in Louiſiana kennen die Pflanze und nennen ſie Dragonerblut.

Sie haben bemerkt, daß, ſo bald ihre Wieſen in Feuer ſtehen, ſich das Wetter ändert und Regen fällt, wenn auch vorher noch ſo groſſe Dürre war. Dies wiſſen auch die Natches und andre Nationen in Louiſiana, welche daher den Franzoſen weiß machen wollten, ſie könnten regnen laſſen, wenn es ihnen beliebte. Wirklich verſprachen ſie auch zur Zeit einer groſſen Dürre, binnen drey Tagen Regen zu ſchaffen und hielten Wort. Denn obgleich ihre Wieſen im Umfange gar nicht mit den Aitaniſchen in Vergleich kommen, ſo ſind ſie doch groß genug, um eben dieſe Erſcheinung, wie jene, zu veranlaſſen. Um ihr Verſprechen zu erfüllen, dürfen ſie nur ihre, durch die lange Dürre welk gewordne und ausgedörrte Wieſen, in Brand ſtecken.

Die Caſſiken ſtehen in ſo groſſem Anſehen bey den Aitanern, daß groſſe Verbrechen unter ihnen ſehr ſelten begangen werden. Wenn einer unter ihnen boshaft, ſtreitſüchtig iſt und ſich gegen das alte Herkommen oder ſein Anſehen auflehnen will, ſo gibt er ihm unter vier Augen einen Verweis und ermahnt ihn, ſich zu beſſern. Er wiederhohlt dieß öffentlich, wenn jener beharrt. Vergeht ſich jener dennoch wieder, ſo drohet ihm der Caſſike öffentlich, daß er ihn die Wirkungen ſeines Zornes werde empfinden laſſen. Fruchten endlich alle dieſe Warnungen nichts, ſo bemahlt ſich der

Caſſike

Caſſike ſchwarz, nimmt ein Beil und ſucht ſeinen Mann auf. Jetzt ſtellt er ihn über ſeine Aufführung und Verachtung gegen ſeine Verweiſe zur Rede und kündigt ihm zuletzt den Tod an, indem er mit ſtarker Stimme ſagt: Du mußt ſterben oder ich. Hierauf ſpaltet er ihm den Kopf mit ſeinem Beil, und kein Menſch ſetzt ſich dagegen. So ſind die Caſſiken zugleich Richter und auch die Vollzieher ihrer Richterſprüche. So ſtrafen ſie todeswürdige Verbrechen. Geringere Fehler werden mit verhältnißmäßigen Strafen, die allezeit der Caſſike auferlegt, gebüſſet. Die Jagd iſt ihr Hauptgeſchäft. Sie vertritt bey ihnen die Stelle des Ackerbaues. Daher müſſen ſie ſich das Recht des Eigenthums auf dieſelbe in ihren Ebnen erhalten, wenn ſie leben wollen. Daher verhindern ſie mit Recht andre Nationen, ſich in ihren Ebnen niederzulaſſen und da zu jagen. Bis jetzt kann der Handel mit Häuten, den ſie mit den Franzoſen treiben, ihre Ebnen nicht entvölkern, aber es kann dahin kommen, wenn ſie ihre Pfeile und Bogen mit dem Gewehr vertauſchen und ſich beſonders den ſtarken Getränken ergeben.

9. Thiere.

1. Die Crocodille liegen den Winter über im Schlamm der gefrornen Moräſte ausgeſtreckt, ohne zu erfrieren. Ihre Füſſe bleiben beweglich und ihr Fleiſch weich. Dennoch ſind ſie ohne alle Empfindung. Man kann ſie in Stücken hauen, ohne daß ſie das geringſte Zeichen des Lebens von ſich geben.

2. Die

2. Die ſumpfigen Ufer, beſonders am Miſſiſippi, dienen einer Menge von Sumpfvögeln aller Art zum Aufenthalt. Sie ſind ſo fett, daß ſie Gelegenheit zu einem eignen Erwerbszweige der arbeitſamen Einwohner von Neu Orleans (der Hauptſtadt von Louiſiana) gegeben haben, die das Fett oder Oehl aus denſelben ziehen und einen kleinen Handel damit treiben.

3. Manche der Europäer legen ſich vorzüglich auf die Bärenjagd, die nur im Winter angeſtellt wird, wo der Bär fett iſt und viel Oehl gibt. Dieſes Thier hat gewöhnlich ſeine Wohnung in hohlen Cypreſſenbäumen, deren Eingang in der Höhe iſt; der Jäger paßt ihm auf, und wenn ſich der Bär in ſein Lager begeben hat, ſteigt dieſer mit Hülfe von Haken auf den nächſten Baum; er iſt mit einer Flinte und einer brennenden Lunte bewaffnet. So bald er die Oeffnung des hohlen Baumes bemerkt, wirft er ſeine brennende Lunte hinein, der Bär wird dadurch wild, verläßt ſein Lager und während er herab ſteigt, ſucht ihn der Jäger auf den Kopf oder in den Nacken zu ſchieſſen. Das Thier ſtürzt, und der Jäger wiederhohlt dieſes ſo oft, bis es völlig todt iſt.

10. Merkwürdigkeiten.

Am Ufer des Miſſiſippi, ungefähr 11 Meilen von ſeiner Mündung iſt der Auſternſumpf. In demſelben befinden ſich Auſtern von ungeheurer Gröſſe, deren Schalen zum Kalkmachen gebraucht werden, da es hier keine Kalkſteine gibt.

XLVII.

XLVII.
F l o r i d a.

1. Lage.

Es iſt die ſüdlichſte Nordamericaniſche Provinz auf der Oſtſeite.

2. Figur.

Sie gleicht einem umgekehrten Winkelmaß, deſſen herunterwärts gehender perpendiculärer Schenkel weit ins Meer reicht.

3. Grenzen.

In Oſten ſtößt es an das Atlantiſche Meer; in Süden an den Mexicaniſchen Meerbuſen; in Weſten an Louiſiana; in Norden an den Americaniſchen Freyſtaat.

4. Größe.

3100 Quadrat-Meilen, alſo ungefähr ſo groß, wie England.

5. Clima.

Die Luft iſt heiß, aber in vielen Gegenden rein und geſund.

6. Nahmen.

Es ward Florida genannt, entweder wegen der Reitze der blühenden Natur, mit welchen man das erſte Mahl dieß Land prangen ſah, oder weil es an einem Palmſonntage entdeckt ward, welcher im Spaniſchen den Beynahmen Florida hat.

7. Haupteintheilung.

Der Fluß Apalachicola ſcheidet es in Oſt- und Weſt-Florida. Jenes eine Halbinſel, zwiſchen dem

81ſten

81ſten bis 85ſten Grad weſtlicher Länge und 25ſten bis 31ſten Grad Nordbreite, iſt ungefähr 2300 Quadratmeilen groß. Dieſes ein ſchmaler Küſtenſtrich, zwiſchen den Flüſſen Apalachicola und dem Miſſiſippi von Oſten bis Weſten, an 70 Meilen lang und 10—19 breit, iſt 810 Quadrat-Meilen groß.

8. Gewäſſer.

1. Den Bahama-Canal oder Golfo von Florida auf der Oſtſeite haben wir ſchon bey den Bahama-Inſeln kennen gelernt.
2. Der Apalachicola oder Chatahooche.
3. Der Rio de St. Juan oder St. John in Oſten fließt von Süden her faſt durch die ganze Halbinſel, welche Oſtflorida bildet, wovon der größte in Südoſten Mayaco heißt.
4. Der groſſe Hauptfluß Miſſiſippi auf der Weſtgrenze.
5. Der Meerbuſen von Florida in Süden, zwiſchen dem feſten Lande und der Inſel Cuba.

9. Gebirge.

Mitten durch Oſtflorida geht von Süden nach Norden ein unfruchtbares Gebirge, an deſſen öſtlicher Seite ſich verſchiedne Seen befinden.

10. Boden.

Faſt ganz Oſtflorida beſteht aus Sandbänken zwiſchen Canälen und Sümpfen, und Bergen. In dem loſen, tiefen, weiſſen Sande muß man bis über die Schuhe waten. Weſt-Florida hat einen beſſern Boden.

11. Ein-

II. Einwohner.

Spanier, Franzoſen, Engländer, auch Griechen, und von den eingebornen Indianern die Apalachiten.

Von Griechiſchen Familien, die vor mehreren Jahren aus Smyrna, Minorca ꝛc. herüber gebracht worden, iſt meiſtens das öſtliche Land bewohnt. Sie leben aber ärmlich, da das Land von geringem Ertrage iſt. Nur auf eine kurze Strecke einwärts iſt das Land bewohnt, indem die Jagdplätze der Indianer nicht weiter als 15 Meilen entfernt ſind; und vermuthlich werden ſie ſich bald noch näher herziehen, indem ſie jederzeit die abgeſagteſten Feinde der Spanier ſind, in deren Beſitz ganz Florida iſt. Die Indianer ſind olivenfarbig, wohlgewachſen, beſonders ſind die Weiber wohlgeſtaltet und dabey ſo behend, daß ſie mit erſtaunlicher Geſchwindigkeit auf die Gipfel der höchſten Bäume klettern, und mit ihren Kindern auf dem Rücken über breite Flüſſe ſchwimmen. Die Männer wiſſen mit Bogen und Pfeil geſchickt umzugehen Sie könnten in den fruchtbareren weſtlicheren Gegenden wohl drey Ernten des Jahrs haben. Sie bauen das Feld aber nur Ein Mahl, und zwar nur ſo viel, daß ſie auf ein halbes Jahr genug haben. Das Korn wird in gemeine Kornmagazine geſammelt und iedem ſein Theil daraus gegeben. Nachdem ſie ihren Vorrath verzehrt, ſo begeben ſie ſich in die Wälder, und leben das andre halbe Jahr

von Wurzeln, Vögeln und Fiſchen, und ſelbſt von jungen Alligatoren. Sie beten Sonne und Mond an. Ihre Oberhäupter heiſſen Caſſiken, welche ſie im Kriege anführen und groſſe Ehre genieſſen.

12. Pflanzen.

1. Einige Meilen gegen Weſten nehmen die groſſen Fichtenwälder ihren Anfang, die den einzigen Ertrag des Landes abwerfen.

2. Unter den Pomeranzenbäume ſah hier Märter einen, der einem Europäiſchen Eichbaume glich, 50 Fuß im Durchſchnitt mit ſeinen Aeſten bedeckte, und in einem Jahre, 500 Früchte zum Verkaufe geliefert haben ſoll.

3. Die kohltragende Areca-Palme wird hier nur 100 Fuß hoch. (Siehe Weſtindien überhaupt.)

4. Der Latanier wächſt an der Seeküſte. (Siehe Georgien.)

5. Statt andrer Verzäunungen um Gärten und Felder bedient man ſich hier des Palmetto (Yucca glorioſa), deren abgehauene Kronen auf kleine Erdwälle gepflanzt, ſehr leicht und geſchwind wurzeln. Sie wachſen hoch und dick, und mit ihren ſteifen und ſtehenden Blättern bilden ſie einen undurchdringlichen Zaun. Ihre ſchöne Blüthe gibt dem Auge einen prachtvollen Anblick, ſo wie ihre ſüßlichſchleimichte Frucht ein gelindes Abführungsmittel.

13. Thiere.

13. Thiere.

1. Der Cardinalsvogel iſt in ganz Oſtflorida ſo häufig, daß jährlich verſchiedne Spaniſche Fahrzeuge von Havanna an dieſer Küſte landen und ſich mit dieſem Vogelfange beſchäftigen, der ſo einträglich iſt, daß ſie das Stück in der Hauptſtadt der Inſel Cuba um 4 Thaler verkaufen.

2. Biſonochſe hat kurze Füſſe, einen Camelhöcker, lange fahle Haare und einen büſchelichten Schwanz; ſonſt iſt er dem Büffelochſen, in Anſehung des Kopfs, der breiten Bruſt und ſchmalen Hintertheils, ähnlich. Die Haare am Halſe riechen nach Biſam. Es iſt eins der wüthendſten und wildeſten Thiere in den Amerikaniſchen Wäldern, läßt ſich aber doch zahm machen. Die Häute werden mit Farben gebeitzt und zu Bettdecken gebraucht.

3. Das Rindvieh iſt nicht von der beſten Beſchaffenheit. Wieſen hat man nicht. Das Vieh muß entweder ſein Futter ſelber von dem dürftigen und ſparſamen Graſe zwiſchen den Palmen oder in den Sümpfen ſuchen, oder ein Neger muß tagtäglich einen Vorrath von Rohr und und anders rauhes Gras in den Sümpfen zuſammen ſchneiden, und nach Hauſe bringen, wenn das Vieh der Milch wegen ſoll im Hauſe behalten werden. So wird auch für Pferde geſorgt. Auſſerdem dienen die Maisſtängel und Blätter zum Wintervorrath.

14. Merkwürdigkeiten.

1. Längs der Küſte bemerkte Märter an den Wurzeln und Zweigen des Mangrottenbaums (Rhizophora Mangle) die ſo genannten, an den Bäumen wachſenden Auſtern ſehr häufig.

2. Unter den Barren (Sandbänken), welche an den ſüdlichen Küſten von Nordamerica ſo gemein ſind, iſt die vor St. Auguſtin (der Hauptſtadt von Oſt-Florida) ohne Zweifel die gefahrvollſte, weil ſie die ſeichteſte, und zugleich der ganzen Gewalt des anſpülenden Oceans ausgeſetzt iſt. Es ſind gewöhnlich nur drey, oft nur zwey Canäle, wo ſie paſſirt werden kann, und dieſe haben bey Ebbzeit nur 4 - $4\frac{1}{2}$, und bey hoher Fluth nicht über 8 - 9 Fuß Waſſer. Dieſe Canäle, welche an ſich nur kleine und leichte Schiffe ein- und zulaſſen, ſind überdieß noch enge und gekrümmt, und was das ſchlimmſte iſt, ſo verändern ſie ſich mehrentheils nach ſtürmiſchem Wetter, wegen des lockern Triebſandes, der die Barre macht, in der Lage ſo wohl, als in der Tiefe, ſo daß ein Schiffer, der auch genau mit ihnen bekannt war, nach einer kurzen Abweſenheit von Auguſtin, bey ſeiner Zurückkunft es nicht ohne Gefahr wagen darf, den alten Weg zu ſuchen, den er bey ſeiner Abfahrt genommen hatte. Daher müſſen die Lootſen, ſo oft ſie heraus kommen, um ein Schiff einzubringen, immer ihren Weg von neuem unterſuchen. Auch führen ſie kein

Fahr-

Fahrzeug weder herein, noch heraus, als allein bey Fluchtzeit, und zwar ehe ſie ihre gröſste Höhe erreichet; denn im Fall, daſs ein Fahrzeug verunglücken ſollte, ſo würde die noch wachſende Fluth das Schiff, wenn es nicht durch die unvermeidlichen harten Stöſſe bald berſtet, entweder wieder flott machen, oder doch die darauf befindlichen Perſonen, mit Hülfe von Bretern ꝛc. an das gegenſeitige Ufer ſchwemmen, welches beynahe der einzige zu hoffende Rettungsweg iſt, denn Bothe können hier keinen Beyſtand leiſten. Es iſt in der That fürchterlich, das wilde Getöſe der Wellen zu hören, die ſich hier brechen, und ihr Schäumen, ihr Prallen und Widerprallen von allen Seiten her zu ſehen, und nicht tröſtlich, wenn man dem Ziele ſeiner Reiſe bis auf eine oder zwey Meilen nahe gekommen, dann erſt ſich noch der gröſsten Gefahr ausgeſezt zu ſehen, um die Stadt, welche man ſchon deutlich vor Augen hat, vollends zu erreichen. Es iſt ſo etwas gewöhnliches in St. Auguſtin, Schiffe auf dieſer Barre, und überhaupt an dieſen Geſtaden verunglücken zu ſehen, daſs es kaum mehr weder Bewunderung nach Mitleiden erreget. Nach der Verlaſſung von Charleston 1782 gingen binnen zwey Tagen nicht weniger als 16 Fahrzeuge, welche Refugiés und ihre Effecten führten, hier zu Stücken, und ſehr vieler Menſchen Leben verloren. Beym Ein- und Ausfahren bedient man ſich des Vortheils der

Wellen, und drey bis vier Wogen heben gemeiniglich das Fahrzeug über die ſeichteſten Stellen, die es ſonſt nicht paſſiren könnte. Hier aber müſſen ſcharfe Aufmerkſamkeit, groſſe Geſchicklichkeit und gutes Glück ſich vereinigen. Die Woge, welche das Schiff heben ſoll, muß ſolches gerade packen, und es muß keine andre zu gleicher Zeit etwa von der Seite herkommen, in welchem Fall das Schiff ſonſt gleich aus dem engen Kanal, worein es gelenkt worden, auf eine Bank gedrängt wird, und durch die ſtete Bewegung bald in Trümmer geht, oder ſich auf die Seite legt. Eine groſſe Menge trauriger Ueberreſte von Schiffen ragen auf allen Seiten aus dem Sande und Waſſer hervor.

3. Der Strand iſt ein herrlicher Anblick — Der blendend weiſſe Sand macht die ferne Ausſicht davon wie ein Schneefeld erſcheinen; der Sand iſt ſehr fein, daß ein Hauch vom Winde Furchen darin ziehet, glatt und ſanft nach dem Waſſer hin abhängend, nahe am Waſſer hart, wie eine Tenne; das Geräuſch der anſpülenden Wogen, und der freye offne Ocean, trägt dazu bey, den Anblick angenehm zu machen, den auf der einen Seite eine Wand von ſchönem grünen Gebüſche beſchränket. — Die Wogen des Meeres kommen gemeiniglich in drey Schichten auf und hinter einander nach dem Ufer zugerollt, jede ſolche Schicht iſt einen halben bis einen Fuß hoch, und ſcheint

ſcheint ganz ſenkrecht abgeſchnitten zu ſeyn. Die letzte prallt immer mit dem ſtärkſten Stoß an.

XLIV.

Neu=Mexico.

1. Lage und Gränzen.

Die Provinz begreift weſtwärts von Louiſiana den ganzen übrigen weſtlichen Strich von Nordamerica bis ans Südmeer vom 25ſten Grade an bis höchſtens zum 40ſten Grad der Nordbreite.

2. Clima.

Im Ganzen iſt dieß gemäßigt.

3. Nahmen.

Den Nahmen Neu=Mexico hat es im Gegenſatz von Alt=Mexico, woran es in Süden grenzt, erhalten.

4. Haupteintheilung.

A. Neu=Mexico an ſich, zunächſt an Louiſiana.

B. Neu=Navarra, weſtlich von Neu=Mexico vom 26ſten bis höchſtens 37 Grad Nordbreite.

C. Die Halbinſel Californien in Norden bis Cabo Blanco, unter 43 Grad Breite; in Süden bis Cabo St. Lucas, unter 23 Grad Breite.

5. Gewäſſer.

A. Flüſſe.

a) Der Rio de la Trinidad oder Dreyeinigkeitsfluß, der nächſte große an Louiſiana, fließt in Neu-Mexico von Weſten nach Oſten in den Mexicaniſchen Meerbuſen. Er iſt faſt bis an ſeine Mündung ſo ſeicht, daß man ihn durchwaten kann, ob er gleich einen ſchnellen Strom hat und ſeine mittlere Breite ungefähr zwey Büchſenſchüſſe beträgt.

b) Weſtlicher von dieſem der Rio St. Marco oder Colorado, auch Rio de las Canas genannt, fließt in gleicher Richtung in die Bay von St. Bernard oder St. Louis.

c) Der Rio del Norte oder Bravo, der am weiteſten von Norden herfließt, und mehrere Nebenflüſſe aufnimmt, ehe er in den Buſen fällt. Er iſt einer der größten Ströme der Gegend, ſehr breit und ſchnell.

d) Der Rio de las Palmas oder Palmenfluß ebenfalls in Neu-Mexico, fließt von Weſten nach Oſten in den Buſen, und macht die Südgrenze zwiſchen Alt-Mexico.

e) Am nördlichſten in Neu-Navarra fließt von Oſten nach Weſten in den Californiſchen Buſen der große und reiſſende Fluß Rio Colorado de los Martyres mit

f) dem ſüdlichern Rio grande de los Apoſtòlos oder

oder Rio del Coral (Corallenfluß) eben dahin.

g) Eben ſo der ſüdlichſte Rio de Ziaque.

B. Buſen.

a) Der große Mexicaniſche Buſen.

b) Der Californiſche Buſen, auch genannt Mar Vermejo oder Purpurmeer, macht die Weſtgrenze von Neu-Navarra. Es nimmt in ſeinem hinterſten Theile den Colorado auf.

C. Meer.

In Weſten von Californien das Californiſche Meer, ein Theil des großen Oceans.

6. Gebirge.

Eine Fortſetzung der Andiſchen Gebirge zieht ſich nach Norden hinauf, und macht die Grenze zwiſchen Neu-Mexico und Neu-Navarra. Ein Theil davon führt den Nahmen der glänzenden Berge. Auf der Weſtſeite Californiens ſind verſchiedene Vulcane. In Süden iſt die ſo genannte Tafel von Caldera, ein einzeln liegender Berg. Er iſt von allen Seiten ganz ſenkrecht abgeſchnitten, und nur ein einziger, ſehr beſchwerlicher und faſt unzugänglicher Weg führt auf denſelben. Man kann den Berg nur auf dieſem einzigen Wege erſteigen, und es würde ſogar für Ziegen unmöglich ſeyn, anderswo hinauf zu kommen. Oben auf demſelben iſt eine fruchtbare Ebne, welche gute Weiden hat.

Man findet Quellen an ſeinen Erhöhungen. Man hält Vieh auf demſelben, welches großen Nutzen abwirft, und ein Haus, welches auf dieſem Fußſteige gebaut iſt, verhindert, daß die Thiere aus dieſem Park oder von dieſer Terraſſe nicht weglaufen können.

7. Boden.

Dieſer iſt von Natur durchaus ſehr fruchtbar, doch in Californien weniger. Die Weſtſeite des nördlichſten Theiles von Californien hat ein mäßig hohes Land; Hügel wechſeln mit Thälern ab, und Wälder bedecken es ſelbſt bis an die Küſten. Die Küſte iſt ſich auf eine groſſe Strecke beynahe ähnlich, faſt gerade und ohne Hafen. Sie bildet ein weiſſes, ebnes Geſtade, iſt ſandig und unfruchtbar. — Auf dem öſtlichen Theile wechſeln Anhöhen, die ſich in weite Ebnen ausdehnen, mit angenehmen, von vielen Flüſſen durchwäſſerten Thälern, die beſonders fruchtbare Wieſen enthalten, ab. Die Anhöhen ſind mit ungeheuern Wäldern beſezt.

8. Einwohner.

Der größte Theil dieſes Landes, das ſich die Spanier als Eigenthum zueignen, iſt noch in der Gewalt der Eingebornen, die zwar ſehr gutmüthige Leute, aber zugleich auch ſehr eiferſüchtig auf ihre Freyheit ſind, und von den Spaniern nicht als Unterthanen, ſondern als Bundesgenoſſen behandelt werden. Unter ihnen haben ſich beſonders die Apatſchen am weiteſten in Neu-Mexico ausgebreitet,

ſo wie in Neu. Navarra. Die zwey anſehnlichſten Völker ſind

a) die Teguayoer oder Teguaer, auch Tegas genannt, in Norden

b) die Pimaer in den mittlern Gegenden des Landes. Auſſerdem ſind noch die Californier und die Coumachers.

Die Eingebornen Californiens, das unſchuldigſte Volk von der Welt, leben oder lebten vielmehr in einem paradiſiſchen Zuſtande, ehe die Europäer zu ihnen kamen. Die Männer giengen beynahe nakt, ohne es zu wiſſen. Das Haupt iſt der einzige Theil, welcher ihre ganze Aufmerkſamkeit auf ſich zieht. Es wird mit einem netzartigen mit Federn, Früchten oder Perlmutter gezierten Kranze umwunden. Die Weiber tragen eine nette Schürze von Matten, welche bis auf die Knie herab fällt. Sie ſchlagen die Haut eines Thiers oder groſſen Vogels um ihre Schultern, und zieren das Haupt eben ſo, wie das andre Geſchlecht. Ihre Waffen beſtehen aus Bogen, Pfeilen, Wurfſpieſſen und Wurfpfeilen mit Widerhaken, welche entweder zum Kriege oder zur Jagd eingerichtet ſind. In der Schiffsbaukunſt ſind ſie nicht weiter als bis zu den Flöſſen gekommen. Sie binden einige Bäume zuſammen, und bieten auf dieſen dem ſtürmiſchen Elemente Trotz.

Sie haben keine Häuſer. Im Sommer ſchützen ſie ſich gegen die Sonne durch den Schatten der

Bäume,

Bäume, und des Nachts ſchlafen ſie unter einem Dache von Zweigen. Im Winter hingegen bauen ſie ſich Höhlen unter der Erde, und wohnen darin ſo einfach, als die Thiere ſelbſt. So war ihr Zuſtand 1697. Seitdem ſind viele Spaniſche Colonien hier angelegt, ohne daß man weiß, ob ſich die Eingebornen verändert haben. Dieſe ſind übrigens ſchön, ſchlank, fleiſchig, wohlgebildet, mit ſchwarzem über die Schulter hängendem Haar und kupferfarbner Haut.

Die Tegas ſind eine ſehr zahlreiche Nation. Sie haben ihre Hütten und Dörfer weit von beträchtlichen Strömen angelegt. Sie ziehen Pferde zu ihren Reiſen; führen Spießgeräthe; handeln mit Franzoſen in Louiſiana; ſind fleiſſig, bauen viel Indiſches Korn, legen ſich weniger auf die Jagd, als andre Wilden, und leben zum Theil den Winter durch von Früchten der Wälder, aus denen ſie Kuchen bereiten. Ihr Körperbau iſt groß und nervigt. Sie jagen im ſtärkſten Galopp, und haben ihre Flinte vor ſich auf dem Pferde. Eine Decke, oder ein Stück Tuch, das ſie als Schärpe tragen, flattert im Winde, den die Schnelligkeit ihres Laufs verurſacht. Der übrige Körper iſt beynahe ganz nackend. Einige haben dabey ihre Weiber und Töchter hinter ſich auf dem Pferde.

Die Spanier in Neu-Mexico leben hier ebenfalls faſt wie die Halbwilden. Sie ſind dabey faul, ſo daß es ihnen oft am allernothwendigſten ihrer

Bedürf-

Bedürfniſſe gebricht, welches ſich auf Indiſches Korn einſchränkt. Sie laſſen daſſelbe mit Kalk ſieden, um die Schalen davon zu pülvern, und das Korn nur ein wenig weich zu machen: wenn ſie es alsdann tüchtig gewaſchen haben, zerſtoſſen ſie es auf einem Schocoladeſtein, feuchten es mit einer hinlänglichen Quantität von Waſſer an, und machen einen Teig daraus, den ſie zwiſchen ihren Händen kneten: hieraus machen ſie ſodann ſehr dünne und ziemlich groſſe Kuchen, die ſie auf einem auſſerordentlich dünnen Eiſenbleche backen. Dieß iſt die urſprüngliche Nahrung der Einwohner von Neu-Spanien, und dieſe Kuchen oder Fladen, welche ſie Tortillas nennen, ſchmecken nicht übel, wenn ſie gut zugerichtet ſind.

Ihre Zeit bringen ſie damit hin, ihre Thaten entweder im Kriege oder bey Bekämpfung der Hinderniſſe, die ihnen in dieſen wilden Gegenden aufgeſtoſſen ſind, zu erzählen, oder ſich zu Pferde zu ſetzen, ihre Heerden zu beſuchen, und ſie zahm zu gewöhnen; die übrige Zeit vergnügen ſie ſich am Spiel. Sie ſind allezeit ſehr dienſtfertig, menſchenfreundlich, mitleidig und tapfer; ſehr gaſtfrey, und, wenn ſie gleich ſelbſt vom Hunger gedrückt werden, ſo theilen ſie doch ihren letzten Biſſen mit dem erſten, der ſie darum anſpricht. Aber zu gleicher Zeit ſind ſie auch ſtolz, lügneriſch und diebiſch.

Dieſe halbwilden Spanier ſind ſehr wunderlich gekleidet; ſie tragen eine Art von Camiſol ohne

Aermel, und Beinkleider ohne Nath, ziemlich ſchlecht beſetzt, und ſo gemacht, daß die Stücke durch vergoldete und verſilberte Knöpfe zuſammen halten. Wenn ſie zu Pferde ſind, tragen ſie einen langen Mantel, auf die Art eines Meßgewandes, unten rund, und um den Hals mit fünf oder ſechs breiten Borten beſetzt. Bey dieſer Kleidung haben ſie manchmal weder Huth noch Hemd, und oft iſt dieſer Mantel, ohne abgetragen zu ſeyn, durch die Dornen, die ſie in den Wäldern antreffen, ſo zerriſſen, daß die Lappen daran herunter hängen. Sie tragen lederne Strümpfe und Schuhe, an denen das Oberleder in Riemen geſchnitten iſt, um der Luft, dem Kothe oder dem Staube freyen Durchzug zu laſſen: ihre Ferſen ſind mit zwey ſchleppenden Spornen belaſtet, die wenigſtens ſechs Zoll lang ſind, wovon das Rädchen allein zwey Zoll ausmacht. Ihre Rüſtung beſteht aus einem Harniſch von Rehfellen, einem Schilde, einem Haudegen, und einem Carabiner. Zwey kleine lederne Ranzen, die vorn am Sattel hängen, enthalten ihre Lebensmittel; das Leder und Geſtell des Sattels dient ihnen zur Matratze und zum Kopfkiſſen; das leztere dient ihnen auch zum Fußgeſtell des Carabiners, welchen ſie als Stange zu einer Art von Zelte gebrauchen, das ſie aus ihrem groſſen Mantel machen. Ihre Sättel ſind mit ſehr gut gearbeiteten ledernen Decken behängt, die mit verſchiedenen darauf eingedruckten Zeichnungen geziert, und rund umher mit kleinem Gehänge von Stahl be-

ſetzt

ſetzt ſind, die, wenn ſie bey der Bewegung des Pferdes an einander ſtoſſen, eben die Wirkung, wie kleine Schellen, hervor bringen.

Ihre Hauptbeſchäftigung iſt Viehzucht, und zwar von Pferden, Maulthieren, Kühen und Schafen. Sie laſſen dieſe Thiere in Haufen auf den Feldern herumirren, und alle zwey Monathe bringen ſie ſie in die eingeſchloſſenen Weiden, die ſie bey ihren Häuſern haben; zu dem Ende fangen ſie ſie ein, binden ſie an, und quälen ſie auf alle nur mögliche Art, um ihre Wildheit zu vermindern; nach zwey oder drey Tagen, wenn ſie merken, daß der Hunger dieſe Thiere zu plagen anfängt, laſſen ſie dieſe los, und führen andre hinein. Bey dieſer Sorgfalt, die ſie anwenden, ihre Herden nicht ganz wild werden zu laſſen, haben ſie bisweilen eine Zahl von fünf bis ſechs tauſend Stücken Vieh.

Die Art, ſie einzufangen, iſt folgende. Da ſie ſehr gute Reiter ſind, ſo ſtreifen ſie zu Pferde über die Felder und durch die Wälder, und verfolgen in vollem Lauf das Thier, das ſie fangen wollen. In ihrer Hand halten ſie eine lange Schlinge, die oben um ihren Arm gewunden iſt; dieſe werfen ſie dem Thiere entweder über den Hals, oder um die Beine, halten ihr Pferd im Laufe an, und bringen das Thier zum Stehen. Sie haben auch zahme Thiere, die ihnen Milch geben, und zu ihren Reiſen dienen. Die halb wilden Kühe brauchen ſie dazu, Fett aus ihnen zu ziehen, und gedörrtes Fleiſch

zu

zu machen. Die Pferde und Maulthiere werden gemeiniglich verkauft, wenn ſie halb gezähmt ſind; dieſe beiden Gattungen von Thieren ſind nicht theuer, man hat welche für ein Paar Schuh verkaufen ſehen. Auch ihr zahmes Vieh laſſen ſie Tag und Nacht in den Wald gehen, und ſie haben nur Einen oder zwey Hüter für den ganzen Haufen des Poſtens. Wenn eins von dieſen Thieren ſich verläuft, ſo ſehen ſie an der Spur auf dem Graſe, ob es ſich auf der Weide verloren hat, oder ob es entflohen iſt, und ſo verfolgen ſie es auf funfzehn bis zwanzig Meilen. Dieſer ſcharfe Blick des Auges, den ſie ſich ohne Mühe durch Gewohnheit erwerben, dient ihnen auch dazu, die Wilden in den Wäldern zu verfolgen. Manche, die ihre Spuren verbergen wollen, zünden das Gras in den Gegenden an, die ſie hinter ſich laſſen. Man findet auch oft Strecken verbrannten Landes von zwey bis drey Meilen.

Um ſich nicht zu verirren, merken ſie ſich auf den Wieſen, nach der Lage der benachbarten Wälder, gewiſſe Puncte, nach denen ſie ſich richten; in den Wäldern erkennen ſie die Nordgegend an der Seite der Bäume, welche, weil ſie der Sonne nicht ausgeſetzt iſt, grünlich und mit einer Art von Mooſe bedeckt wird. Die andre Seite des Baums, die nach Süden gekehrt iſt, wird weißlich und glatt.

Die Apatſchen führen Pfeile.

Die Coumachers führen ebenfalls Pfeile. Sie

wohnen

wohnen nach der ſüdöſtlichen Meerküſte zu, und werden für Menſchenfreſſer gehalten. Die Spanier ſchildern ſie nur als zaghafte, grauſame Wilden, die der Sclaverey bloß dadurch entgehen, daß ſie ſich auf die kleinen Inſeln und in die Moräſte am Ufer des Meeres flüchten.

9. Mineralien.

Silber findet man in Neu-Mexico.

10. Pflanzen.

1. Zu Santa Fe hat man Chinabäume entdeckt, wovon die Rinde weit beſſer iſt, als diejenige, welche man aus Peru erhält.
2. In Californien wird ein guter Wein von den durch die Coloniſten eingeführten Weinſtöcken gewonnen.
3. Nüſſe ſind in Neu-Mexico, die eben ſolche Kerne, aber eine andre Schale, wie die Europäiſchen haben. Ihre Schale gleicht im Aeuſſern der Schale von Muscatennüſſen.

11. Thiere.

An a) Schildkröten und

b) Perlenmuſcheln hat Californien einen Ueberfluß.

c) Findet ſich daſelbſt eine Art Kaninchen, deren Kopf wie bey unſrer Art gebildet iſt; die Füſſe aber ſind wie bey dem Maulwurfe, und der Schwanz wie bey der Ratte, aber von groſſer Länge. Unter dem Kinne haben ſie an jeder

Seite einen Sack, worin ſie ihr Futter ſammeln, wenn ſie den Bauch gefüllt haben. Sie dienen dem gemeinen Manne zur Speiſe, und ihre Felle geben dem König ſeinen Rock. Es gehört eigentlich zu den Ratten mit den Backentaſchen.

d) In Neu-Mexico findet man Bären, die ein vortreffliches Fleiſch haben.

e) Ochſen wurden anfangs zahm dorthin gebracht, ſind aber wild geworden, haben ſich ſtark vermehrt und über die dortigen unbewohnten Gegenden verbreitet. Sie werden von den Reiſenden und Wilden zu Pferde gejagt. So bald man welche entdeckt, zerſtreuen ſich die flinkſten unter den Reitern auf der Ebne, ſchlieſſen die Ochſen in ihrer Mitte ein, und jagen ſie mit Peitſchenſchlägen ſo lange hin und her, bis ſie müde werden. Dann ſuchen ſie durch ihr Geſchrey die noch übrigen Kräfte dieſer armen Thiere anzufriſchen. Wenn ſie endlich nicht mehr weiter können, tödtet man ſie, nimmt etwas Vorrath von ihrem Fleiſche auf die weitere Reiſe mit, und läßt das Uebrige zurück.

f) Das Stinkthier iſt in den ſüdöſtlicheren Gegenden. Es hat ungefähr die Gröſſe eines Kaninchens, iſt aber weit plumper gebaut. Die Natur hat ihm ein beſondres Vertheidigungsmittel gegeben. Wenn man es jagt und es beynahe erreicht hat, gibt es einen ſo abſcheulichen Geſtank von ſich, daß der, welcher ihm zu nahe

kommt,

kommt, Gefahr laufen würde, davon erſtickt zu werden. Eine ſchnelle Flucht iſt das einzige Mittel dagegen.

12. Merkwürdigkeiten.

1. An der Weſtſeite von Californien entdeckte Juan Rodriguez de Cabrillo, ein Portugieſe, in Spaniſchen Dienſten 1542 unter 42 Grad Nordbreite, ein Vorgebirge, das er Cap Mendocino oder Cabo di Mendoca, zu Ehren des damahligen Vicekönigs, Antonio de Mendoca, nannte.

2. Der Engländer, Franz Drake, entdeckte 1578 unter 38 Grad 30′ Nordbreite den nach ihm genannten Drake's Hafen. Hieher mußte er wegen der ſtrengen Kälte wieder zurük kehren, denn er war zum erſten Mahl bis zu dem 43ſten Grad gekommen, ſtieg auch daſelbſt ans Land, nahm es, da es ihm der dortige König übergeben hatte, im Nahmen des Königs von England in Beſitz, und nannte es, wegen ſeiner weiſſen Klippen, New-Albion.

3. Der Spanier, Sebaſtian Vizcaino, fand 1602 unter dem 36ſten Grad 44′ Nordbreite einen ſehr bequemen und ſichern Hafen mit ſchönem Schifsbauholz in der Nähe, welchen er Monterey nannte und Martin Aguilar, der das kleine Both commandirte, entdeckte unter dem 43ſten Grad ein Vorgebirge, das er Cabo Blanco de St. Sebaſtian hieß, und das noch jezt die Nordgränze von Californien macht.

4. Pater Euſebius Franz Kino, ein Jeſuit, entdeckte zwiſchen den Jahren 1698 und 1701, daß Californien eine Halbinſel ſey. Sie iſt die gröͤßte unter den Amerikaniſchen.

5. Californien ſelbſt und die angrenzenden Gegenden wurden von Francisco Ulloa 1539 und von Fernando Alarchon 1540 entdeckt.

6. Cook erblickte Neu-Albion 1778.

7. Die Art auf Reiſen die Ströme in dieſem Lande mit Flößen zu paſſiren. Man bewaffnet ſich mit Aexten, und ſucht im Walde groſſe ausgetrocknete und geſunde Bäume aus, dieſe wirft man in den Fluß, macht Flöſſe daraus, die man mit den Halftern der Pferde zuſammen bindet, und bringt auf dieſe Weiſe allmählig das Gepäck hinüber. Die Spanier nennen dieſe Flöſſe Balſas; der Strom wirft ſie an das andere Ufer. Sie ſind ſehr klein; ein guter Schwimmer ſchwimmt voraus, und hält zwiſchen ſeinen Zähnen ein ziemlich langes Seil, durch welches er dem Floß ſeine gehörige Richtung gibt, indeß zwey andere Schwimmer, an den beiden Seiten Achtung geben, daß es ihnen glücklich nachkomme, und verhindern, daß es der Strom nicht umwerfe.

Wenn alles Gepäck hinüber iſt, werden alle Pferde und Maulthiere an das Ufer gebracht. Ein guter Schwimmer ſtürzt ſich in den Fluß, ein anderer zu Pferde ihm nach, und der Haufe

von

von Pferden, der in das Waſſer gejagt wird, folgt dem Reiter nach, der ihnen zuruft, indeß andre Leute am andern Ufer ein groſſes Geſchrey an dem Orte erheben, wohin dieſe Thiere ihre Richtung nehmen ſollen, um daſelbſt anzulanden. Alles kömmt auf dieſen Flöſſen glücklich hinüber. Man kann ſich indeſſen die Beſchwerde nicht vorſtellen, welche die Ueberfahrt über die Flüſſe oder groſſen Bäche verurſacht. Da das Bette der Flüſſe gemeiniglich tief iſt, und die Ufer oft ſchlammig ſind, ſo ſieht man ſich genöthigt, zum Hinabſteigen, ſich mit Schaufeln und Spaten einen Weg zu bahnen, oder Faſchinen und Erde auf den Schlamm zu tragen, um nicht darin zu verſinken. Auſſerdem muß man oft ſein Gepäcke, das man auf trocknen Plätzen gelaſſen hat, eine ziemliche Strecke bis dahin tragen; dieſelbe Arbeit fängt am andern Ufer von neuem an; ſo wird man oft von ſchmalen aber ſchlammigen Bächen manchmahl zwey oder drey Tage aufgehalten.

8. Schilderung der Landſchaft in Nordoſten. Die Ufer der Bäche und Flüſſe ſind mit Wäldern beſetzt. Hin und wieder zeigen ganz, oder nur zum Theil, verdorrte Bäume, die mächtigen Ueberreſte, eines männlichen und fruchtbaren Bodens; andre, eben ſo alt, ſtützen ſich auf Schmarozerpflanzen die ſich um ſie herum ſchlingen, und durch die Zeit beynahe die Dicke ihrer erſten Stütze erreichen. Die Mannigfaltigkeit der Blätter

bringt hier die lieblichſte Miſchung hervor: einige enthalten in ihren hohlen Stämmen einen Haufen Dünger, der aus den modernden Blättern und halb abgeſtorbenen Zweigen entſteht, und die Samenkörner, die hinein fallen, erwärmt, und nun ſcheinen ſie durch die Bäumchen, die im hohlen Stamme hervor ſproſſen, eine Entſchädigung für den Verluſt der Väter zu verſprechen. Am Rande der Wieſen ſcheint es, als wenn die Natur verſchiedene alte Bäume, die unter der Laſt ihrer Jahre umſinken, vor den Beleidigungen der Zeit ſchützen wollte, ſie hüllt dieſelben in einen Mantel von graulichem Mooſe, das in langen und breiten Bändern von der Spitze der Zweige bis zur Erde herab hängt. Dieſe Gattung von Moos nennen die Franzoſen Spanierbart.

Die Ausſicht, die in den Wäldern begränzt iſt, dehnt ſich aus nach allen Seiten auf den Wieſen, welche durch ihre Gröſſe die Freyheit ihrer Bewohner ankünden. Rehe, die faſt gar nicht ſcheu ſind, weiden hier in ſo groſſer Anzahl, daß man ſie in der Ferne oft für Haufen von Pferden hält, die ſich verlaufen hätten. Das natürliche Zutrauen, welches die Entfernung von Menſchen in allen Thieren erhält, macht ſie ſo zahm, daß die weiſſen Reiher und andere Vögel ſich auf den Rücken der Maulthiere ſetzen.

XLV.

XLV.
Alt-Mexico.

1. Lage.

Es liegt im großen Erd-Ocean gleichſam als Brücke zwiſchen den zwey großen Americaniſchen Continenten, in der Richtung von Nordweſt nach Südoſt vom 30ſten bis 7ten Grad Nordbreite.

2. Figur.

Eine Erdenge, die am Nordende am breiteſten, am Südende am ſchmalſten iſt; in der Mitte eine große Ausbiegung nach Oſten, gerade nach der weſtlichſten Spitze von Cuba zu hat, wodurch oberhalb und unterhalb dieſer wieder zwey Schmälerungen entſtehen.

3. Grenzen.

In Oſten das Mexicaniſche Meer; in Norden Neu-Mexico; in Weſten der große Ocean; in Süden Terra Firma.

4. Clima.

Es liegt größtentheils in der heißen Zone.

5. Nahmen.

Dieſes Vicekönigreich heißt auch Mexico ſchlechtweg, auch Neuſpanien.

6. Haupteintheilung.

Es wird in ſo genannte Audiencien eingetheilt:

A. Audiencia Guadalaxara, auf manchen Charten auch Neu-Gallicien genannt, begreift den nordweſtlichſten Theil.

B. Audiencia Mexico begreift den nordöſtlichen und mittlern Theil.

Zu derſelben gehört unter andern Yucatan, eben die Halbinſel, welche ſich öſtlich ſo weit nach Cuba herüber biegt, zwiſchen der Campeſche-Bay in Weſten und der Honduras-Bay in Oſten. Ihren Nahmen hat ſie aus einem Mißverſtande erhalten. Als die Spanier die Einwohner dieſer Halbinſel nach dem Nahmen derſelben fragten, antworteten ſie: „Yucatan“ d. i. Was ſagt ihr? Dieß hielten die Spanier für den Nahmen der Halbinſel, welchen ſie ihr darauf beylegten und ſie hat ihn auch immer behalten.

C. Audiencia Guatimala. Zu derſelben gehört unter andern

1. Guatimala, theils in Süden der Andes, an der Weſtküſte, theils in Norden bis zur Honduras-Bay, welche in der nördlichen Gegend Vera Paz heißt.
2. Honduras, im Norden der Andes, in Süden der Hondurasbay ꝛc.

Und nebſt zwey andern Landſchaften noch 3. Veragua, die ſüdlichſte Landſchaft auf dem ſchmalſten Landſtrich, zu beiden Seiten der Andes.

7. Gewäſſer.

Außer den ſchon mehrmals erwähnten beiden großen Meeren zu beiden Seiten, an Buſen

a) Die Bay Tecoantebec.
b) Die Campeſchenbay, auch Bucht von Campeche in Yucatan, ein Theil des Mexicaniſchen Meerbuſens.
c) Die Hondurasbay.

8. Ge-

8. Gebirge.

1. Die Andiſchen Gebirge durchſtreichen es von Süden nach Norden und theilen es in zwey ungleichartige und ungleich groſſe Küſten. Am merkwürdigſten iſt darunter der Vulcan Popocatebec, zwiſchen der Stadt Mexico und Vera Cruz. Dieſer erlitt zu Cortez Zeiten einen fürchterlichen Ausbruch. Aus ſeiner noch wenig bedeckten Lava ſchließt man, daß er erſt neuerlich erloſchen ſey.

2. Das Vorgebirge Gracia a dios in Honduras, wegen der benachbarten Indianer merkwürdig. (Siehe Einwohner.)

9. Boden.

Die Oſtküſte iſt meiſtens niedrig, voller dicken Wälder, ungemein ſumpfig, beſonders während des Regenſommers, und ſehr ungeſund; die Weſtküſte hat meiſtens die gegentheiligen Eigenſchaften.

10. Einwohner.

1. Ueberbleibſel der Ureinwohner oder der Tſchitſchimecoer. Dieſes Urvolk ging bey der Ankunft der eigentlichen Mexicaner theils aus dem Lande, theils entwich es in die innern Gebirge, wo noch jetzt Ueberbleibſel von ihm vorhanden ſind. Sie werden Moskiten genannt, oder Moskito=Indianer, und wohnen beſonders um das Vorgebirge Gracia a Dios oder Gratias Dios. Mit den Engländern auf Jamaica ſtehen ſie in ſehr gutem Vernehmen. Die Spanier hingegen

haſſen ſie tödtlich, die ſie auch nie haben unterjochen können. Daher werden ſie von dieſen auch Indios Bravos genannt. Da ſie ſehr gute Jäger und Fiſcher ſind, ſo pflegen die Engliſchen und Franzöſiſchen Freybeuter immer einige von ihnen am Bort ihrer Schiffe zu haben, die ihnen in vielen Stücken nützlich ſind. (Siehe bey Chili die Merkwürdigkeiten Nr. 12.)

2. Mexicaner, als die zweyten Bewohner. Die alten Mexicaner ſind jungen Leuten aus Campens Entdeckung von America bekannt. Die heutigen ſind gute, aufrichtige und gaſtfreye Leute. Ihre feſte Geſundheit, und das Vergnügen eines harmloſen und ruhigen Lebens, ſind die Früchte ihrer Mäßigkeit und ihrer Liebe zur Arbeit. Sie leben ohne Aufwand, ohne Stolz, und gehen einfach gekleidet, einige in Spaniſcher, und andre in ihrer urſprünglichen Volkstracht. Die Männer tragen eine Hoſe, und ein kurzes Hemd ohne Falten, das bis auf die Hüften geht; andre tragen ſtatt des Hemdes und der Hoſe eine Art Meßgewand, wovon die Seiten gegen unten zu zuſammen genähet ſind. Die Weiber haben ein Stück Zeug um den Leib, welches bis auf die Waden herab fällt: ihre geflochtenen Haare knüpfen ſie auf mancherley Arten hinten auf dem Kopfe zuſammen; ihren Kopf tragen ſie allezeit bloß. Die Männer bedecken den ihrigen mit einem Huthe nach Spaniſcher Mode.

3) Frem-

3) Fremde Ankömmlinge.

A) Europäer, beſonders Spanier.

B) Africaner oder Neger und Halbneger.

11. Mineralien.

Außerordentlich viel Silber und Gold. Die Adern dieſer Metalle laufen zum Theil ſehr tief, wie die zu Pachuca, die über 300 Ellen tief iſt, und worin beſtändig über 1000 Neger arbeiten. Jeder, der eine Gold- oder Silberader entdeckt, hat die Freyheit, ſie zu bearbeiten, wenn er nur dem Könige $\frac{1}{5}$ der Ausbeute entrichtet.

12. Pflanzen.

1. Der Campechen-Baum oder Blutholz (Cæſalpinia Jappan L.) hat ſeinen Nahmen von der Campeche-Bay, auf der nördlichen Seite der Halbinſel Yucatan. Er wächſt im heißern America ſehr häufig. Das Holz iſt dicht und ſchwer, nimmt eine ſchöne Politur an. Dieß, nebſt ſeiner rothen und ſchwarzen Farbe macht es den Kunſtſchreinern zu Tafelwerk und eingelegter Arbeit ſehr werth, die es auch in großer Menge verbrauchen. Es wird aber auch ganz vorzüglich zur Färberey gebraucht. Es färbt violet, und die ſchwarzen Tücher werden in England meiſtentheils, um die Farbe deſto dauerhafter zu machen, erſtlich mit dem Campeche-Holz gefärbt. In den neuern Zeiten hat man es auch als Arzneymittel bey dem Durchlaufe und der Ruhr zu brauchen angefangen, und die Kräfte

deſ-

deſſelben ſehr gerühmt. Auch ſchwitzt es ein Gummi aus, welches im Waſſer aufgelöſet, daſſelbe dunkelroth färbt. Seitdem die Engliſchen Holzfäller (meiſtens Landſtreicher und Flüchtlinge aus allen Theilen von Nordamerica, welche in einer niedrigen und ſumpfigen Gegend eine ſichre Freyſtätte gewählt haben, ohne ſich durch ihre ungeſunde Lage, die vielen großen Americaniſchen Mücken und Weſtindiſchen Crocodille, oder ſo genannte Alligatoren abſchrecken zu laſſen) aus der Campeche-Bay von den Spaniern vertrieben worden ſind, haben ſie ſich auf der ſüdlichen Seite eben dieſer Halbinſel geſezt, und daſelbſt ein Fort zu ihrer Vertheidigung errichtet. Spanien hat ſeit dem letzten Frieden 1762 ſich nun nicht mehr widerſetzt, und ſie können jetzt ohne Hinderniß daſelbſt Holz ſchlagen. Nur im Friedenstractat von 1783 wurden ſie auf beſtimmte engere Plätze eingeſchränkt. Aus der Entſtehungsart dieſer Colonie, welche ungefähr 1500 Mann ſtark iſt, kann man ſehr leicht auf ihre Lebensart ſchlieſſen, welche äußerſt zügellos iſt. Das Holz wird in der trocknen Jahreszeit geſchlagen. Die Holzfäller gehen alsdann, gut mit Waffen verſehen, tief in das Land, dem Kampeche-Holz nach, welches ſich wie Metalladern in Bergwerken, durch die andern Bäume hinzieht. Wo nun ſolche Bäume gefällt ſind, da machen ſie ſich gewiſſe Zeichen, um die Stämme, welche ihrer Schwere wegen zu Boden ſinken, wieder finden zu können,

wenn

wenn die Regenzeit eingetreten iſt, und die ganze Gegend überſchwemmt hat. Dieſe Jahreszeit dient ihnen dazu, das Holz in dem Fluſſe, welcher ſich in die Bay von Honduras ergießt, vermittelſt der Landflöße bis zum Hafen Barcaderas zu führen, wo die Engliſchen Schiffe ankern, und gegen Branntwein, Maderawein, Kleidungsſtücke, Leinwand u. ſ. f. Campecheholz eintauſchen.

Da aber auf der Weſtküſte von Yucatan, wo der Boden viel trockner iſt, das Campechenholz auch weit vorzüglicher iſt, als in der feuchten Moraſtgegend, in der ſich die Engländer aufhalten; ſo munterte der König von Spanien ſeine Unterthanen auf, ſelbſt dieß Holz zu fällen, und befreyte zu dem Ende ſeine Einfuhr von den bisher üblichen Abgaben. Dadurch verlor das Engliſche Gewerbe merklich.

2. Die erſte groſſe Americaniſche Aloe kam aus Mexico 1561 nach Padua. Die Agave = Aloe gibt den Mexicanern Zucker.

13. Thiere.

1. Eine Art Eidechſen iſt hier ein ſehr wirkſames Mittel gegen den Krebs. Die Indianer in Guatimala heilen ihn durch den Genuß derſelben. Sie ſchneiden ihr Kopf, Schwanz und Füße ab, reißen die Gedärme aus dem Bauch, ziehen die Haut ab und eſſen das Fleiſch ſogleich. Eine Eidechſe, ſo täglich genoſſen, iſt von ſchnellem und glücklichem Erfolg.

2. Schöne

2. Schöne Pferde, auch
3. Viele Kühe werden gezogen. Die Art, dieſe Kühe zu fangen, iſt ſehr behende und ſonderbar: ſie irren nähmlich frey auf den Feldern umher, und wenn man ſie braucht, werden ſie zu Pferde, in vollem Lauf gejagt: wenn der Jäger nahe zu ihnen kömmt, ſo nimmt er ſeine Zeit im Galopp wahr, wenn ſie auf die Vorderfüße fallen, dann hebt er ſie mit einer Wendung, und mit aller Kraft in die Höhe; das Thier verliert dadurch ſein Gleichgewicht, und ſtürzt auf die Naſe; zugleich zieht er den Schwanz, den er in der Hand hatte, zwiſchen den Hinterbeinen nach vorne zu, dieſe Stellung martert das Thier ſo ſehr, daß ſie ganze Tage lang in dieſer Lage ruhig bleiben, und wenn er nun, ſeine Zahl, die er braucht, voll hat, ſo kömmt er, ſie los zu machen.

14. Oerter.

Mexico, die Hauptſtadt des ganzen Vicekönigreichs, an einem Salzſee, der 15 Meilen im Umfang hat. Man hält ſie für die regelmäßigſte Stadt in der Welt, indem ſie ein vollkommnes Viereck macht, und ſchnurgerade Straſſen hat. Die Häuſer ſind nicht ſehr hoch, weil ſie Erdbeben ausgeſetzt ſind. Die verſchiedenen Arten von Handelsleuten bewohnen auch ihr eignen Straßen. Z. B. in der Tacubaſtraße wohnen die Arbeiter in Kupfer, Stahl und Eiſen. In der Straße von St. Auguſtin ſind die

Laden

Laden der Seidenhändler; in der Goldſchmidtſtraße ſind unſchätzbare Koſtbarkeiten von Gold, Silber und Juwelen. Die prächtigſte iſt die Adlerſtraße, wo meiſtens der Adel wohnt, unter dem ſich auch Grafen von Montezuma, Abkömmlinge des Mexicaniſchen Königes Montezuma, zu deſſen Zeit Cortes ins Land kam, befinden.

Die Verſchwendung mit dem Silber geht hier ſo weit, daß einige die Räder ihrer Caroſſen und ihre Pferde ſtatt mit Eiſen mit Silber beſchlagen.

15. Merkwürdigkeiten.

1. Die Stadt Guatimala, war noch zu Anfang des Jahres 1774 die Hauptſtadt einer der größten Provinzen dieſes Nahmens in Neuſpanien. Sie wurde in den Jahren 1524 und 1525 von Peter Alvorado, einem Gefährten des bekannten Cortes, erbaut. Sie lag unter dem 14ten Grade 30 Minuten nördlicher Breite, in einem beynahe drey Stunden weiten Thale, zwiſchen zwey ziemlich hohen Bergen. Von dem ſüdlichen ergoſſen ſich Waſſerfälle und Quellen, welche den an der Anhöhe erbauten Dörfern eine anmuthige Kühlung verſchafften, und die umliegende Gegend zu einen immer grünen Garten machten, der nie ohne Blumen, Blüthen und Früchte war. Der Anblick des nördlichen Berges hingegen erweckte Grauen; hier erſchien nie weder Gras noch Laub. Man ſah nichts als Aſche und ausgebrannte Steine.

ne. Eine Art eines betäubenden Getöſes, das dem Donner ähnlich war, und das die Einwohner dem Kochen der in den Höhlen der Erde geſchmolzenen Metalle zuſchrieben, ließ ſich beſtändig hören. Ströme von Flammen und Fluthen von brennendem Schwefel, brachen von Zeit zu Zeit aus ſeinem Schoße hervor. Nichts deſto weniger war keine Gegend der neuen Welt, wo die Natur ihre Wohlthaten mit größerer Verſchwendung ausgetheilet hatte. Die Luft war geſund, und der Himmelsſtrich gemäßiget. Wildpret und Flügelwerk fanden ſich hier in Menge, und beide waren von dem vortreflichſten Geſchmacke. Die Erde brachte nirgends beſſeres Getreide hervor. Das Meer liefert allenthalben die ſchmackhafteſten Fiſche. Das Rindvieh hatte ſich ſo vermehrt, daß man die wilden Ochſen in den Gebirgen töden mußte, damit ihre große Anzahl dem Landbau nicht ſchädlich würde. Dieſe geſegnete Lage von Guatimala und die mäßige Entfernung von Mexico und Guadalaxara machten, daß man dieſe Stadt zum Sitz einer Audienz (d. i. eines Obergerichtshofes) wählte, die ihre Gerichtsbarkeit dreyhundert Meilen gegen Süden, hundert gegen Norden, ſechzig gegen Morgen und zwölf gegen Abend nach dem Südmeer erſtreckt. Der Vorzug, den ſie hierdurch erlangte, war Urſache, daß ſie gar bald bevölkert wurde. Man rechnete, daß allein fünftauſend Spaniſche Familien in derſelben wohnten, die

für

für die reichſten Leute in ganz America gehalten wurden. Doch nicht nur bloß die Fruchtbarkeit machte Guatimala den Spaniern ſchätzbar. Sie fanden vorzüglich ihren Vortheil in dem Handel mit Indigo, den ſie daraus zogen, und der allen andern in America an Güte übertraf. Man brauchte zu dem Anbaue deſſelben einige Schwarze, die übrigen Arbeiter waren Indianer, welche die Tyranney der Eroberer übrig gelaſſen hatte. Ihr Schweiß lieferte jährlich nur allein für Europa zwey tauſend fünf hundert Surrans, wovon das Surran eines in das andere gerechnet, für dreyhundert und zwanzig Piaſter in Cadix verkauft wurde. Alle dieſe Herrlichkeit verſchwand auf Ein Mahl. Den 3ten Junius 1774 gegen fünf Uhr des Morgens, verſpürte man in einem Indianiſchen Dorfe, ſechs Meilen von Guatimala, und nahe an den Küſten der Südſee zuerſt einige geringe Stöße eines Erdbebens, die aber damahls keine andern Folgen hatten, als daß ſie die Einwohner in Schrecken verſetzten. Die Stöße dauerten bis fünf Uhr des Abends fort, da ſich ein unaufhörliches Donnern und Blitzen, mit den heftigſten, und in dieſer Gegend ganz ungewöhnlichen Regen in dieſelben miſchte. Ein wüthender Sturm erhob die See ſo hoch, daß ſie allenthalben über die Ufer drang. Die Erſchütterungen der Erde wurden heftiger. Die Häuſer dieſes unglückſeligen Dorfes ſtürzten ein, die Fluthen der See riſſen die Trümmer mit ſich fort, und in

kurzer Zeit war kein Merkmahl mehr davon da. Der größte Theil der Einwohner war bey dem erſten Ausbruche der drohenden Gefahr gegen Guatimala zu geflohen. Sie ſuchten aber vergebens hier ihre Zuflucht. Das Elend dieſer Stadt war gröſſer, als dasienige, dem ſie entgangen waren. Die zwey berühmten Berge nahe bey dieſem Orte, hatten längſtens angefangen, ihre ſchrecklichen Ausbrüche mit dem Donner und Blizen, mit den Erdſtöſſen, mit dem Toben des Meeres zu vereinigen. Aus dem einen ergoſſen ſich Ströme von Feuer, und von dem andern ſtürzten Waſſerfluthen, und beide führten über die geängſtigten Einwohner eine neue Art von Verderben und Tod. Dieſer Kampf der Natur und ihrer Elemente gerieth endlich Abends um 8 Uhr in ſeine ganze fürchterliche Stärke, und dauerte bis in die Nacht des ſiebenden Tages, in welcher Zeit das Univerſitätshaus, die Gerichtsgebäude, die Cathedralkirche nebſt den andern Kirchen und allen öffentlichen Gebäuden, theils durch die wiederhohlten Stöſſe des Erdbodens; theils durch die Feuerſtröme und Steinmaſſen aus dem Berge, theils durch die Gewalt des Fluſſes, der aus ſeinen Ufern getreten war, und alles mit ſich fortriß, nach und nach einſtürzten. An verſchiedenen Orten hatte ſich auch die Erde geöffnet und eine ungeheure Kluft viele der Häuſer mit ihren Einwohnern verſchlungen, ſo daß auch der Platz, worauf ſie geſtanden, nicht mehr

zu erkennen war. Den ſiebenden Tag um zehn Uhr in der Nacht wurde das Toben der Berge noch heftiger, die Erde verdoppelte ihre Stöſſe mit gröſſerer Gewalt und Donner und Blitz hielten beſtändig an. Hier näherte ſich endlich der ſchrecklichſte der Augenblicke, da die ganze Stadt Guatimala in einen geöffneten Abgrund aufgenommen, und von demſelben verſchlungen wurde. Eine mit brennendem Schwefel vermiſchte Erde wälzte ſich darüber hin, und entzog ſie auf ewig dem Geſichte der Menſchen. Um Mittag des folgenden Tages wurde der Himmel wieder heiter, und die Erde wieder ruhig, aber die ganze Gegend war verändert und nicht kennbar. Keine Spur war von der Stadt mehr zu ſehen: der feuerſpeyende Berg war geborſten, und die Felſen hingen mit ihrer Spitze zur Erde, der Fluß hatte das Land bedeckt, und bildete nun ſtehende Seen bittern Waſſers; Steinmaſſen und Lava lagen da, wo ſonſt Bäume und Pflanzen geſtanden hatten, und die ſchönſte der Gegenden, die man das Paradies von America genannt hatte, war in die traurigſte Wüſteney verwandelt. Die Anzahl der Verunglückten kann nicht mit Gewißheit angegeben werden, Der Präſident von der Audienz, der Biſchof und etwa hundert und ſiebenzig andere Perſonen hatten Mittel gefunden, ſich nach Trinidad, 30 Meilen von Guatimala, zu retten. Gegen 200 Einwohner, die auf eine andere Art dem Schickſale ihrer Mitbrü-

brüder entgangen waren, fanden ſich nach und nach wieder ein.

2. Die erſte Schocolade iſt 1520 durch einen Spanier aus Mexiko nach Europa gebracht worden.

3. Die Tobakspflanze fanden die Spanier 1520 zuerſt in Yucatan. Nach Deutſchland kam der Tobak mit dem Spaniſchen Kriegsheer unter Carl V.

Von Nord-America überhaupt.

1. Lage und Grenze.

Es erſtreckt ſich ſüdwärts bis an die Landenge von Panama. Der bekannte nördliche Theil reicht ſchon ſo weit nach Norden, als Europa und Aſien.

2. Gröſſe.

1. Vom Cap Hope an bis zur ſüdlichſten Spitze von Florida iſt Nord-America 621 Meilen lang.

2. Vom Cap Roſier an auf der öſtlichen Küſte von Neu-Schottland, an der Mündung des Lorenzfluſſes bis eben dahin beträgt die Länge 417 Meilen.

3. Nach Tempelmann iſt der ganze Flächeninhalt 231192 geographiſche Quadratmeilen.

3. Clima.

1. Nicht nur der allernördlichſte Theil, ſondern auch ſchon diejenigen Gegenden, welche mit Großbri-

tan-

tannien und dem größten Theile von Deutſchland unter einerley Breite liegen, haben wegen ihres äuſſerſt ſtrengen Winters und ſehr kurzen Sommers gar keinen Ackerbau.

2. Meiſt die ganze Inſel Neu-Foundland, Neu-Schottland, der nördliche Theil von Neu-England, die Provinz Quebek und der größte Theil von Canada, welche Länder zwiſchen dem 50ſten und 45ſten Grad Nordbreite liegen, haben mit Frankreich und dem wärmſten Theile von Deutſchland einerley Breite. Aber ihre Winter ſind ſo ſtrenge und anhaltend, daß ſie zum Feldbau nicht ſonderlich geſchickt ſind. Unſre hieſigen Getreidearten ſchieſſen im Sommer dort, ohne ſich gehörig zu bewurzeln, ſtark in den Halm und geben ein kleines und ſchlechtes Korn.

3. Zwiſchen dem 45ſten und 40ſten Grad liegen der ſüdliche Theil von Neu-England, Neu-York, der größte Theil von Neu-Jerſey, Pennſylvanien und faſt der übrige Theil von Canada. Sie ſollten alſo mit Spanien und Italien einerley Clima haben; aber ihr Winter iſt ſtrenger und anhaltender, als bey uns, und die größte Hitze im Sommer wechſelt oft mit empfindlicher Kälte ab, welches beſonders bey Neuankommenden gefährliche Krankheiten erregt.

4. Unter dem 40ſten Grade nehmen die ſüdlichen Provinzen ihren Anfang. Zwiſchen dem 40ſten und 35ſten Grad liegen Maryland, Virginien

und Neu-Carolina, alſo mit den ſüdlichſten Europäiſchen Provinzen unter einerley Breite; dennoch aber ſind ihnen Schnee und kalte Witterung ſo wenig unbekannt, als die ſchwülſte Hitze. Oft frieren auch bey ihnen im Winter die Flüſſe, wiewohl nur auf kurze Zeit, zu. Die plötzliche Abwechslung der Witterung erfahren auch die noch ſüdlicher gelegnen Provinzen Süd-Carolina, Georgien und Florida.

5. Plötzliche Kälte entſteht, wenn der Wind aus Norden oder zwiſchen Norden und Weſten herkommt. Ein ſolcher Wind ſtreicht nähmlich über ein weites mit Eisgebirgen oder Wäldern und Seen angefülltes Land, und iſt deßhalb ſehr kalt. Dieſe Winde, die vielen Wälder, Seen und Sümpfe in America gibt man als Urſachen der ſtrengen Kälte dieſes Welttheils an. So viel ſie dazu beytragen, ſo können ſie doch nicht alles bewirken: ſonſt müßte die weſtliche Küſte ſo kalt ſeyn, als die öſtliche, welches der Erfahrung widerſpricht.

6. Die Nachbarſchaft des Meeres und der Gebirge verurſachen auf der Seite ſtarke Gewitter und Regengüſſe. Durch die Ueberſchwemmungen der letztern werden oft eine Menge Gewächſe verdorben.

7. Nirgends iſt die Witterung veränderlicher als in den ſüdlichen Provinzen; ſie wird aber beſtändiger und geſünder, je weiter man nach Norden kommt.

8. Es

8. Es ligt gröſtentheils in der gemäßigten Nordzone, nur die nördlichſten Gegenden liegen in der kalten Nordzone, ſo wie die ſüdlichſten in der heiſſen Zone.

4. Haupteintheilung.

I. Unbekanntes Nordamerica.

1. Gänzlich unbekanntes Nordamerica in Norden des Eiscaps.

2. Gröſtentheils unbekanntes Nordamerica.

   a) Auf der Weſtſeite von 70 Grad Nordbreite bis ſüdwärts zum Cap Blanco.

   b) Auf der Oſtſeite

      1. Oſt- und Weſt-Grönland (welches künftig daher aus dem erſten Theile wegfallen wird. 2. Polarland, 3. Prinz Williamsland, 4. Eskimoiſches Meer mit den Inſeln, 5 Hudſonsbayländer.

         a) Neu-Wales.

         b) Neu-Britannien oder Labrador.

II. Bekanntes Nordamerica.

1. Nordamericaniſche Länder der Europäer.

   a) Brittiſches Nordamerica.

      1. St. Lorenzflußländer oder Guovernement von Quebec in Canada.

      2. Inſel-Länder oder Guovernement von

Neu-Foundland, mit der Inſel St. John und der Labrador-Küſte.

3. Küſten-Länder oder Gouvernement von Neu-Scotland mit Cap. Breton.

b) Nordamericaniſcher Freyſtaat.

1. Neu-Hampſhire. 2. Maſſachuſetsbay mit Sagadahok und Main. 3. Rhode-Island mit Providence. 4. Connecticut.	Sonſt Neu-England.

5. Neu-York mit Longisland u. ſ. w. bis Georgien.

c) Spaniſches Nordamerica.

1. Am Mexicaniſchen Buſen.

a) Florida.

b) Louiſiana.

c) Neu-Mexico.

2) Am Californiſchen Buſen.

a) Neu-Navarra.

b) Halbinſel Californien.

3. Zwiſchen dem Mexicaniſchen Buſen und dem groſſen Ocean das Vicekönigreich Mexico oder Neuſpanien.

2. Nordamericaniſche Länder der Eingebornen.

5. Gewäſſer.

Muthmaßlich entſpringen aus dem See Kris Winipig die vier Hauptflüſſe in Nordamerica.

1. Der Weſt-Fluß mit dem Aſſini Boils oder St. Charles-Fluß, der ſich unter dem 45ſten Grad Nordbreite im Südmeere in die, von Martin d' Aguilar entdekte, Mündung ergießt.

2. Der Kriſtino, auch Bourbon, Nelſon, oder York, der ſich in die Hudſonsbay ergießt.

3. Der Miſſiſippi. Ein aus dem See Winipig durch das Land der Stoux gezogener Arm vereinigt ſich unter dem 45ſten Grad Nordbreite und 97ſten Grad weſtlicher Länge mit einem andern aus dem rothen See (Red Lake) kommenden Fluſſe, macht kurz darauf den Waſſerfall St. Antomus, und nimmt im 92ſten Grad weſtlicher Länge und unterhalb 40 Grad Nordbreite auf der Oſtſeite, den aus dem Lande der Twigtwees in Canada kommenden Fluß a) Illinois, und auf der Weſtſeite im 39ſten Grad Nordbreite den b) Miſſuriflus auf. Beide Flüſſe ſind groß, aber doch lange nicht ſo groß, als der c) Ohio oder ſchöne Fluß, der ſich im 91ſten Grad weſtlicher Länge und 37ſten Grad Nordbreite mit ihm auf der Oſtſeite vereinigt. Der Ohio entſpringt aus zwey Seen, deren Lage etwas unter 42 Grad Nordbreite und 77 Grad weſtlicher Länge beträgt, alſo auf der nördlichen Grenze von Pennſilvanien, am Lande der ſechs Nationen, und

macht die Greyze zwiſchen Canada und Virginien. Auf ſeinem Laufe von ungefehr 200 Meilen wird er von verſchiedenen Flüſſen verſtärkt, unter welchen der Wabach der merkwürdigſte iſt, deſſen Quelle ungefähr in der Mitte der Linie liegt, welche ſüdlich zwiſchen den Seen Michigan und Erie gezogen wird, und ungefähr unter dem 89ſten Grad weſtlicher Länge fällt er in den Ohio. Die ſechs Nationen ſetzen ihn zum Grenzfluß ihrer Beſitzungen in Canada, unter dem 73ſten Grad der Nordbreite erreicht er den Miſſiſippi. Nach der Vereinigung mit dem Ohio nimmt der Miſſiſippi ſeinen Lauf ſüdlich durch das Land der Cherokees, hinter Nord-Carolina, Süd-Carolina, Georgien und nimmt unter 91 Grad weſtlicher Länge und 30 Grad Nordbreite einen doppelten Ausflus in den Mexicaniſchen Meerbuſen Die ganze Länge des Miſſiſippi ſchätzt man über 600 Meilen. Er hat verſchiedne beträchtliche Waſſergefälle. Sein Waſſer behält, wenn es ſich mit dem Meere vermiſcht, ſeine weißliche Farbe und ſeinen ſüſſen Geſchmack bis auf zwey oder drey Meilen in die See hinein. Noch in dieſer Entfernung merkt man die Gewalt ſeines Stromes, der oft große, entwurzelte Bäume mit ſich führt, die den Schiffen ſehr furchtbar ſind, wenn ſie auf dieſelben ſtoſſen. Dieſe Bäume, ſich die im Bette des Fluſſes oft in die Quere drehen und in einander verwickeln, häufen

ſich

ſich in der Folge bald an, und bilden Dämme im Strome. Aber das von ihnen verurſachte Geräuſch läßt ſich weit genug in der Ferne hören und warnt die Seefahrer, auf ihrer Hut zu ſeyn. Der ungehinderte und ziemlich regelmäßige Lauf dieſes Fluſſes legt in einer Stunde wenigſtens 2½ Meile zurück. Ungeheure Schwärme von Mücken und Fliegen, deren Stich unerträglich iſt, machen die Fahrt auf dieſem Fluß nach der Mündung zu äuſſerſt beſchwerlich. Die Ufer des Fluſſes beſtehen aus überſchwemmtem Erdreiche, das ſumpfig, mit Schilf bedeckt, und daher zur Erzeigung dieſer Inſekten ſehr geſchickt iſt. Sie vermehren ſich auſſerordentlich und ihr Stich, der bey ihrer Mannigfaltigkeit an Geſtalt, Gröſſe und Farbe, nach den verſchiednen Gattungen dieſer Thiere, ganz verſchiedne Arten von Schmerz hervor bringt, iſt ſehr empfindlich. — Die Ausſicht auf dieſe ungeheuren Felder von Schilf, die immer grün und ſehr hoch ſind, und die immer von den Winden hin und her gewiegt werden, würde dem Auge einen reitzenden Anblick verſchaffen, wenn man nicht daran erinnert würde, daß ſie ſo unangenehme Bewohner enthielten. Während der Tageshitze ſind die beſchwerlichſten eine Gattung Stechfliegen, die in demſelben Augenblick, da ſie ſich ſetzen, auch ſtechen und ſo heftig, daß gleich das Blut fließt. Die Franzoſen haben ihnen daher den Nahmen Frappe d' Abord gegeben. Bey

der

der Annäherung der Nacht vertreibt die Kühle dieſe Fliegen: aber ſogleich folgen ihnen Wolken von Mücken, Moskiten und andern Inſecten. Nichts als ein ſehr dicker Rauch kann ſie verjagen.

Weiter hinauf aber fängt das Land an, ſich über das Waſſer zu erheben. Die Ufer des Fluſſes ſind hier mit dicken, hohen und majeſtätiſchen Bäumen bekränzt, mit vielem Geſträuch untermiſcht, ſo daß ſie ein dickes Gehölz bilden. Wenn man in den Wald hinein geht, hat der Boden der mit dürrem Laube bedeckt iſt, ſehr angenehme Spaziergänge, wenn ſie nicht durch Bäume, die vor Alter umgefallen ſind, oder durch Lachen, aus denen das Waſſer nicht abflieſſen kann, unterbrochen werden. Die dichten Wipfel der Bäume, durch welche kein Sonnenſtrahl dringen kann, unterhalten da einen ewigen Schatten. Die Schwäne und Cardinalvögel ergetzen das Auge durch ihre Farben und der Geſang der letztern gibt dem Geſange der Europäiſchen Vögel nichts nach. Der Fluß hat in ſeinen Krümmungen und Buchten einen Ueberfluß von Enten und andern eßbaren Vögeln. — Man fiſcht hier mit der Angelruthe verſchiedne Gattungen groſſer Fiſche, unter andern Schollen und Stachelfiſche. Die ſpitzigen Waffen, welche die erſten am Kopf und Schwanz und die letztern über den ganzen Körper haben, nöthigen den Fiſcher zu groſſer Behutſamkeit.

„An

„An einigen Orten, ſchreibt Pages, ſahen wir an Stellen, wo der Strom ſchwächer war, groſſe Felder von Sand und Kies, und hin und wieder auf denſelben ungeheure Bäume, die mit ihren halb verfaulten und von der Sonne ausgedörrten Aeſten, und Wurzeln durch ihre weggewaſchene Farbe zu verrathen ſchienen, daß ſie ſeit mehreren Jahrhunderten ſchon abgeſtorben wären; an niedrigen und ſumpfigen Stellen ſah ich Caimans oder Crocodille, die durch ihren Geſtank, und durch ihre Geſtalt Abſcheu erregen, ſchwerfällig herum ſchleichen; an andern Orten, wo der Strom gleichförmig floß, zeigte er ein ebnes Ufer, mit groſſen Bäumen bewachſen, von ſtarken Schmarotzerpflanzen umrankt, die, wenn ſie ſich zum Gipfel hinauf geſchlungen hatten, ſich wieder zur Erde herab lieſſen. Durch die dicken Wälder blickten von Zeit zu Zeit bald kleine Wieſen, bald Sümpfe, bald ein flaches Feld mit Gebüſchen, in die kein Sonnenſtral dringt, und die oft von groſſen vor Alter umgeſtürzten Bäume verwirrt ſind, hervor. Manche Bäume, die man an der Farbe und Feſtigkeit der Rinde für völlig geſund halten mußte, zerfielen in Staub, wenn man ſie mit der Hand berührte. An dem hohen, ſchnurſteilen Ufer, wo der reiſſende Strom eine Ungleichheit des Bodens verrieth, zeigte hier das eingeſtürzte Erdreich ungeheure Wurzeln, die keine Stütze mehr hatten, und prophezeihete den nahen Sturz von Coloſ-

ſen,

ſen, die ſchon auf die Seite geſunken waren, und die das Erdreich nur noch halb hielt; dort ſank das Ufer, das von unten ganz weggeſpült war, unter ſeiner eignen Laſt, ſtürzte die Bäume, die es trug, mit ſich hinab, und beym Fallen tönte weit in die Ferne ein lautes verwirtes Getöſe von dem Einſtürzen des Ufers und dem Knattern der Zweige, die nach vielem Hin- und Herſchwanken zerbrachen. Zwey von dieſen Landbrüchen hörten wir wenigſtens in der Entfernung von einer Meile, und das Krachen, welches von dem Wiederhall ſo hoher Wälder, die an dem ganzen Ufer hinlaufen, verſtärkt und wiederhohlt wurde, brachte ein Getöſe von einer Art hervor, das für mich ganz neu war."

4. Lorenzfluß. Ein Fluß aus dem See Winipig in den Woodsſee, und von da durch den Rainſee, vereinigt ſich mit einem andern in den See Superior fallenden Fluſſe.

a) Der See Superior, oder vielmehr größte See (Lac ſuperieur (Upper Lake), liegt zwiſchen dem 85ſten und 93ſten Grad weſtlicher Länge und $46\frac{1}{2}$ - $48\frac{1}{2}$ Grad Nordbreite, und hat etwa im 83ſten Grad weſtlicher Länge und 46ſten Grad Nordbreite einen Ausfluß in den

b) See Huron, der durch einen weſtlichen Arm mit dem zwiſchen $42\frac{1}{2}$ - 46 Grad Nordbreite und 84 - 86 Grad weſtlicher Länge liegenden See

c) Mi-

c) Miſchigan eine Verbindung hat. Der See Huron hat beynahe die Geſtalt eines Dreyecks und iſt etwa 43 Meilen lang und breit. An ſeiner ſüdlichen Spitze hat er einen Ausfluß, der durch den kleinen See St. Clair geht, und unter 42 Grad Nordbreite und 84 Grad weſtlicher Länge in den

d) See Erie ſich ergießt. Dieſer See iſt an 66 Meilen lang und 15 breit und liegt ungefähr zwiſchen 78-84 Grad weſtlicher Länge und 41-42 Grad Nordbreite.

Am öſtlichen Ende iſt die nach Norden flieſſende Strömung Niagara, die durch ihren 150 Fuß hohen Waſſerfall merkwürdig iſt. Vermittelſt der Niagara-Straße hat der See Erie mit dem

e) See Ontario Verbindung. Dieſer See iſt etwa 40 Meilen lang und 15 breit und liegt zwiſchen 43-44 Grad Nordbreite und 75-79 Grad weſtlicher Länge. Aus demſelben nimmt der Lorenzfluß durch den

f) See der tauſend Inſeln nach Nordoſt ſeinen Lauf, macht über den 45ſten Grad Nordbreite und im 74ſten Grad weſtlicher Länge den ebenfalls mit Inſeln angefüllten

g) See St. Franz, und etwas weiter hinauf die großen Inſeln Montreal und Jeſus. Auf der weſtlichen Seite unterhalb der Inſel fließt der anſehnliche Fluß Utawas hinein. Hierauf kommt

kommt er im 73ſten Grad weſtlicher Länge und 46ſten Grad Nordbreite in den

h) See St. Peter. Vor dem Eintritt in dieſen See vereinigt er ſich mit dem Richelieu oder Sorel-Fluß, der nach Süden in den

i) See Champlain, und aus dieſem durch den Georgenfluß in den

k) Georgenſee, nahe an dem Neu-York durchſtrömenden Hudſonsfluß führt. Bey Quebec, unter 71 Grad weſtlicher Länge und 46 Grad 55′ Nordbreite erweitert ſich der Lorenzfluß ſo, daß er einem großen Meerbuſen ähnlich wird. Bis dahin iſt er 65 Meilen lang, nähmlich von ſeinem Ausfluſſe aus dem See Ontario bey Calarouki bis Montreal (nach andern weniger). Zwiſchen dieſen beiden Gränzen nimmt er ſich am ſchönſten aus. Eine zahlloſe Menge von Inſeln, Seen, Vorgebirgen und Ufern ſchmücken ihn. 36 Meilen von Montreal bis Quebec (nach andern mehr). Zwiſchen dieſen beiden Städten nimmt er ſich am angenehmſten aus. Hier iſt der Mittelpunct der Canadiſchen Coloniſten. Die Abſonderung der Paroiſſen und die zahlloſe Menge von Habitationen, die ſich an ſeinen Ufern ausbreiten, geben einen reitzenden und prachtvollen Anblick. Nahe bey Quebec nimmt die an 5 Meilen lange Inſel Orleans in demſelben ihren Anfang. Hinter derſelben

iſt

iſt er ſchon $2\frac{1}{2}$ Meile breit. 27 Meilen weit von Quebec, bey Tadouſac, iſt er $5\frac{1}{2}$ Meile breit. Von Tadouſac bis Anticoſti ſind noch $58\frac{2}{2}$ Meilen. Hier, unter dem 64ſten Grad weſtlicher Länge, fällt auf der Nordküſte der Fluß St. John, welcher die öſtliche Grenze der Provinz Quebec macht, hinein und der Lorenzfluß iſt daſelbſt beynahe 18 Meilen breit.

Am prächtigſten und ſchönſten nimmt er ſich von Quebec an bis Cap Roſiers aus, eine Strecke von 90 Meilen. Seine Ufer ſind hier, wenige Stellen ausgenommen, von einer außerordentlichen Höhe; er ſelbſt iſt voller gefährlicher Klippen. Ueberhaupt hat er in ſeinem ganzen Laufe nichts als reiſſende Ströme, bald kürzere, bald längere Waſſerfälle, iſt mehr oder weniger durch Felſenwälle und tauſend Hinderniſſe unterbrochen, die die Fahrt auf demſelben hinaufwärts äußerſt ſchwierig machen. Man braucht einen Monath, wenn man mit einem Kahne auf demſelben hinauf fahren will, und zur Rückfahrt vom großen See bis Montreal nur 5 Tage. Unendliche Geduld, Arbeit und Geſchicklichkeit wird zur Hinauffahrt erfordert. Mehr als 14 Mahl muß man den Kahn aus- und einladen. Jacques Cartier, aus St. Malo gebürtig, entdeckte dieſen Strom zuerſt. In dem Golf, den er bey ſeinem Ausfluß bildet, liegen verſchiedene wichtige Inſeln, welche die Engländer und Franzoſen der Fiſcherey wegen beſetzt haben. Die kleinen Magdaleneninſeln werden

jetzt noch häufig von den Wallroſſen beſucht. Es iſt daſelbſt jährlich eine Jagd auf dieſe Thiere, und es wird eine große Menge des Thrans und der Felle wegen getödtet.

5. Der Gulfſtrom, deſſen ſchon bey den Bahama-Inſeln gedacht worden. Die Schiffer erkennen, daß ſie ſich in dieſem mächtigen Meeresſtrom befinden, theils aus dem zurück gelegten Wege, wenn ſie nähmlich 70-80 Meilen vom Lande abgekommen ſind, theils aus der ſchönern blauen Farbe des Meeres, welche näher nach der Küſte immer grüner iſt. Der Gulfſtrom nimmt ſeine Richtung meiſt gerade nordöſtlich, und bleibt alſo, nach den Krümmungen der Küſte von Nordamerica, in verſchiedener Entfernung von derſelben. Er iſt den Schiffern merkbar, bis beynahe auf der Höhe von den Neufundländiſchen Bänken; je weiter nördlich man aber kommt, deſto mehr breitet er ſich aus, und ſeine Gewalt nimmt ab, aber dennoch behält er Stärke genug, ihm entgegen kommende Schiffe in ihrem Laufe zu verzögern, wenn ſie nicht günſtige Winde haben, die ſeine Gegenwirkung überwiegen. Alle von Europa nach den ſüdlichen Gegenden von Nordamerica ſegelnden Schiffe müſſen ihn an einer oder der andern Stellung durchſchneiden. Mit friſchen öſtlichen Winden geſchieht dieſes leicht; ſind aber die Winde nur ſchwach, oder fallen gar Windſtillen ein, wenn die Schiffe ſich in dieſem Strom befinden, ſo werden ſie durch deſſen Gewalt, auf eine ihnen

nen ſelbſt beynahe unmerkbare Weiſe, mit dem Strome von ihrem wahren Wege ab- oder rückwärts getrieben, oder wenigſtens in ihrem Laufe aufgehalten, und ſie kommen nicht ſo ſchnell von der Stelle, als ſie ſonſt nach der Stärke des wehenden Windes gekommen ſeyn würden, oder gekommen zu ſeyn, urtheilen. Daher entſtehen ſehr häufige Irrungen in der Schätzung des gemachten Laufs des Schiffes, und die Schiffer finden ſich in ihren Rechnungen betrogen, wenn ſie oft dem erwünſchten Lande ſchon nahe zu ſeyn nach ihren Beobachtungen ſich ſchmeicheln.

Die Wirkung des Gulfſtroms erſtreckt ſich ſogar bis in die nördlichſten Gegenden Europens durch fremde dort angeſpülte Körper. Die Samen einiger an den Ufern der Flüſſe in Jamaica häufig wachſenden Pflanzen, welche mit den Flüſſen in die See getrieben werden, kommen durch die Ströme und den herrſchenden Oſtwind in den Meerbuſen von Florida und aus dieſem in den Nordamericaniſchen Ocean. In dieſem Ocean wehen zwey Drittheile des Jahres hindurch Weſtwinde, welche die Samen endlich an die Ufer der Hebriden (weſtliche Inſeln Schottlands) werfen, wo ſie den Nahmen der Molukkiſchen Bohnen bekommen. Man fängt auch an dieſen Inſeln Americaniſche Schildkröten. Ja man fiſchte ſogar ein Stück eines Maſtbaums von einem das Jahr vorher in Jamaica verbrannten Kriegsſchiffs dort auf. — Dem eigentlichen Gulfſtrom,

welcher im Durchſchnitt nirgens über 30 Seemeilen breit iſt, kann kein Schiff entgegen ſtreben; es kann daher keines zwiſchen Florida und den Bahama-Inſeln hindurch nach Süden ſegeln. Nur ganz kleine Fahrzeuge können dicht an den Ufern hinſchleichen, wo das Waſſer ſeicht und die Gewalt des die Mitte haltenden Stromes unmerklich iſt, oder ſich ganz verliert.

Auf der hohen See iſt es zuweilen ſchwer zu beſtimmen, ob man ſich im Gulfſtrom befinde oder nicht. Man erfährt es, wenn ein leichter, über Bord geworfner Körper, bey Windſtille oder auch bey leichten nördlichen und öſtlichen Winden doch vom Schiffe ab nördweſtlich bewegt wird. Auch iſt das Waſſer im Strome wärmer. Merkwürdig iſt es, daß er, wenn der Wind von Nordoſt, und alſo ihm gerade entgegen wehet, dennoch ſtärker und geſchwinder ſtrömt. Wehet der Wind nur irgend aus einer nördlichen Richtung, ſo iſt die Bewegung ſeines Waſſers nicht nur äuſſerſt beſchwerlich, ſondern ſogar gefährlich. Oft werden Schiffe von den ganz entgegen geſetzten Bewegungen des Windes und des Stromes und den daher entſtehenden unordentlichen und heftigen, ſich durchkreuzenden Wogen ganz und gar umgeworfen und ſinken dann entweder auf der Stelle, oder werden flachliegend fortgetrieben. Daher fürchten ſich die Seefahrer vor dem Gulfſtrome, und ſind allezeit froh, wenn ſie ihn paſſirt haben.

6. Ge-

6. Gebirge.

1. Die vornehmſten Gebirge in Nordamerica ſind die Apalachiſchen oder Alliganiſchen Gebirge, welche ſich von Florida an durch ganz Nordamerica bis in die nördlichſten Gegenden erſtrecken. Sie laufen auch ſüdwärts in einer Hauptbergkette fort, mittelſt welcher Nordamerica und Südamerica zuſammen hängen. Sie ſind daher im Grunde nichts, als eine Fortſetzung der Cordilleras de los Andes, die durch Südamerica von Süden nach Norden ſtreichen. Sie erſtrecken ſich in ihrer Fortſetzung nach eben dieſer Richtung, nur mit dem, für Nordamerikens Boden, Fruchtbarkeit und Clima ſehr vortheilhaften Unterſchied, daß ſie nicht, wie in Südamerica, ſo nahe an der Weſtküſte fortlaufen, ſondern ſich allmählig nach der Mitte des Landes hinziehen, ſo daß gerade die mittelſte Gegend von Nordamerica zugleich die iſt, in welcher auch alle Hauptflüſſe ihre Quellen haben. Sie behalten aber im Mexicaniſchen ſowohl ihre majeſtätiſche Höhe, als ihre vulcaniſchen Eigenſchaften. Dieſe Kette geht von Mexico gegen Norden bis zum öſtlichen Theile von Californien, wendet ſich dann auf Ein Mahl ſo ſtark nach Weſten, daß ſie einen ſehr unbeträchtlichen Theil zwiſchen ſich und dem ſtillen Meere läßt. Es laufen viele Nebenarme in das Meer und dieſe bilden die verſchiednen Vorgebirge der Nordamericaniſchen Weſtküſte. Einige Arme derſelben

laufen auch wohl nach Oſten, aber niemahls ſehr weit. Das andre groſſe Kettengebirge auf der Oſtſeite bilden nun die Apalachen. Ihre Richtung iſt ungefähr folgende: in Florida und Georgien, zwiſchen dem 67ſten und 68ſten Grad weſtlicher Länge von Ferro, von Süden nach Norden. In Südcarolina entſtehen zwey Hauptreihen, die eine geht nach Nordweſt, die andere nach Nordoſt. Letztere theilt ſich wieder in verſchiedne Reihen, die mehrentheils mit der Küſte parallel laufen. Im äuſſerſten Ende von Südcarolina ſind ſie 300 Meilen vom Meere entfernt. In Florida und Georgien iſt das flache Land zwiſchen ihnen und der Küſte ungefähr 36 Meilen breit. In Georgien, deſſen Küſte nach Nordoſt ſich erweitert, wird das Land zwiſchen ihnen und der Küſte auf der nördlichen Grenze an 70 Meilen breit. Eben dieſe Breite behält es in den beiden Carolinen. Auf der Grenze zwiſchen Nordcarolina und Virginien entſtehen zwey groſſe Hauptreihen. Die öſtlichſte iſt von der Küſte 60 Meilen entfernt, und theilt ſich in Virginien in verſchiedne parallel laufende Aeſte. Die der Küſte am nächſten liegende Kette von Gebirgen heißt the blue Ridge (die blauen Berge). Zwiſchen dieſen Reihen Bergen ſind verſchiedne Pflanzungen. In Pennſylvanien kommen noch gar verſchiedne unordentlich laufende Gebirge, die aber gröſtentheils kaum dieſen Nahmen verdienen, dazu. Die ganze Landſchaft

iſt

iſt hier, ſo wie in Neu-Jerſey, Neu-York und Neu-England, damit angefüllt und hat gleichwohl den beſten Ackerbau. Durch Neu-York geht eine Hauptkette, wo ſie den Nahmen Highland (Hochland) bekommt und 40 Meilen vom Atlantiſchen Meere entfernt iſt. — Doch werden ſie immer höher und arten in unfruchtbare mit Schnee bedeckte Felſen aus, je weiter man in dieſen Provinzen nach Norden kommt. Eine Reihe unterſcheidet ſich hier vorzüglich durch ihre Höhe, und macht die natürliche Grenze der Provinz Quebec. Eben eine ſolche Grenze hat Canada auf der Nordſeite. Das Gebirge the Land's Heigths ſcheidet es von Labrador und die gefrornen Länder an der Hudſonsbay von den mildern Canadiſchen Provinzen in Nordweſten. Das ganze Gebirge beſteht alſo aus verſchiednen parallel laufenden, erhabnen Reihen, welche durch romantiſche Thäler getrennt und überall mit Holz verſchiedner Art bedeckt ſind. Dieſe Bergrücken erheben ſich von Oſten ſtufenweiſe einer über den andern, bis zur Mitte und fallen von hier eben ſo wieder nach Weſten in die groſſen Ebnen des Miſſiſippi. Der mittlere Rücken iſt von einer ungeheuren Maſſe und Höhe; die ganze Breite derſelben beträgt ungefähr 70 Meilen. Sie haben an vielen Stellen groſſe Klüfte, durch welche die anſehnlichen und zahlreichen Ströme flieſſen, die in ihrem Innern entſpringen, den von ihnen bewäſſerten Pro-

vinzen eine vortheilhafte Schifffahrt verſchaffen, und dann in das Atlantiſche Meer fallen.

2. Alle dieſe Gebirge bilden eine groſſe Ebne, die von den Canadiſchen Seen ſich bis zum Mexicaniſchen Meerbuſen erſtreckt, und öſtlich von der Apalachiſchen Gebirgskette, welcher der endloſe (the endleſs) genannt wird, findet man eine groſſe, hohe Ebne, in der unzählige groſſe Flüſſe entſtehen, die nach allen Weltgegenden hinflieſſen. Die Ebnen zwiſchen dem Apalachiſchen Gebirge und der See, und die groſſen Ebnen des Miſſiſippi waren ehemahls Boden des Meeres, welches aus der Menge der Muſcheln und des Seeſandes erhellet, die man überall auf kleinen Anhöhen und unter der Oberfläche der Erde findet.

3. Die nördlichen Gebirge kommen mit den nördlichen Aſiatiſchen überein, und beſtehen aus Granit mit ſchwarzem Glimmer und rothem Quarz. Die Berge am St. Lorenzfluß ruhen auf Kalkſtein, der viele Ammoniten und andere Verſteinerungen enthält.

4. Die Flötzgebirge ſind noch nicht gehörig unterſucht; es iſt aber wahrſcheinlich, daß ſie viele Erze enthalten.

7. Boden.

1. Wüſte, unangebaute Strecken Landes gibt es viele, auch in den 13 vereinigten Provinzen, Maryland,

land, Delaware, Connecticut und Rhode-iſland ausgenommen; daher von Zeit zu Zeit neue Städte und Flecken in den allmählich entwildeten Gegenden entſtehen, und die Landeseintheilung ſehr häufig mit neuen Kirchſpielen, Townſhips, und Grafſchaften vermehrt wird.

2. Das Land an der Oſtſeite iſt gröſtentheils flach, und erhebt ſich beſonders im ſüdlichen Theile nur allmählich über das Meer. Eben ſo langſam nimmt die Tiefe des Meeres in dieſen Gegenden zu. Ehe man eine Tiefe von 15 Faden erreicht, muß man ſich ſchon ſo weit vom Ufer entfernt haben, daß man kaum auf dem Maſtkorbe das Land noch unterſcheiden kann. Kömmt man aber über den 41ſten Grad Nordbreite, ſo werden die Ufer ſteiler, das Land wird gebirgig, und ſchon jenſeits des 45ſten Grades erſchrecken die felſigen mit Eis und Schnee bedeckten Ufer den fremden Seefahrer. Das zwiſchen den Gebirgen und dem Meere eingeſchloßne Land iſt an ſehr vielen Orten ſo niedrig und eben, daß das ſich daſelbſt ſammelnde Waſſer Sümpfe und Seen macht, welches aber die Pflanzer zu benutzen wiſſen. (Siehe Carolina.)

3. Je weiter ſich das Land von den Küſten entfernt, deſto höher wird es. Daher kommen die vielen Waſſerfälle in allen beträchtlichen Flüſſen. Die höchſte Gegend ſetzt man um den See Eris und **Winipig**. Der Oregan, welcher in den

groſſen Ocean fällt, der Bourbon oder Nelſon, welcher in die Hudſonsbay fließt, der St. Lorenz, welcher gegen Oſten fließt, und der Miſſiſippi, welcher ſich in den Mexicaniſchen Buſen ergießt, ſollen in dieſer Gegend innerhalb 30 Meilen entſpringen. Die dazwiſchen liegende Gegend müßte alſo die höchſte Erhabenheit in Nordamerica ſeyn, und von derſelben bis zu den Mündungen dieſer Flüſſe muß ſich eine ſchiefe Ebne gegen das Meer zu neigen. Dieſe höchſte Höhe ſetzt ein unglücklicher, verdienſtvoller Reiſender unter dem 47ſten Grad nördlicher Breite und dem 98ſten Grad weſtlicher Länge von London, zwiſchen zwey Seen, aus deren einem der Oregan, und aus dem andern, der weiſſe Bärenſee genannt, der Miſſiſippi entſpringt. Dieſe Höhe macht einen Theil der glänzenden Berge aus, welche Arme des groſſen Kettengebirges ſind, das durch ganz America läuft.

4. Faſt die ganze öſtliche Küſte von Nordamerica iſt ſandig. Eine Menge kleiner Inſeln an derſelben iſt aus Sandbänken entſtanden, und ganze Strecken des feſten Landes ſind ſo unfruchtbar, daß höchſtens nur Fichten daſelbſt wachſen. Beſonders gilt dieß von den ſüdlichen Provinzen. Je weiter man hier nach Süden kömmt, deſto breitere Ebnen eines dürren und brennenden Sandes trifft man an. Je näher man aber in dieſen Provinzen den Gebirgen kömmt, deſto ſchöner

ner und fruchtbarer wird der Boden. Hier und nahe an den Flüſſen trifft man die einträglichſten Pflanzungen an. Auch in den nördlichen Provinzen wird die Erde lehmiger und ſchwärzer, obgleich auch hier die niedrigen Küſten aus Sand und Sümpfen beſtehen: Beweis, daß im Ganzen der magre und ſandige Boden an der Oſtſeite den gröſten Theil ausmache. Da die Pflanzer bisher noch mit dem guten Lande ausreichten, ſo können ſie wohl deſſen Fruchtbarkeit rühmen, da ſie indeß auf dem ſchlechten Boden Fichten und andre darin fortkommende Pflanzen wachſen laſſen. Auch ſind manche Gegenden durch die Gewächserde verbeſſert, die ſich von den, ſeit ſo vielen Jahrhunderten darauf verfaulten Bäumen und Gewächſen hat ſammeln müſſen.

5. Noch ein Beweis, daß der gröſte Theil des Bodens leicht und ſandig ſeyn müſſe, iſt die Schnelligkeit, womit ſich ſo viele Ankömmlinge anbauen konnten. Es koſtet nicht viel Mühe, wenn die weitläuftig ſtehenden Bäume umgehauen ſind, die Erde zwiſchen den Stämmen, davon die meiſten Gattungen ziemlich bald verfaulen ſollen, ein wenig aufzuhacken, und ſie mit Korn zu beſtellen. Eben deßhalb bleiben die weiſſen Knechte und Tagelöhner dort immer ſo ſelten, denn da ſie leicht ein Stück Land bekommen, und mit weniger Mühe es umarbeiten

können: ſo ſucht ein jeder, ſo bald er kann, ſein eigner Herr zu werden.

6. Ob man gleich mit einem gleichen Maß Rokken oder Weitzen 3 = 4 Mahl ſo viel Flächeninhalt, als auf ausgeſuchtem Boden in Deutſchland, beſtellt, ſo erntet man doch nicht mehr. Iſt auch nach dem Innern des Landes zu der Boden fruchtbarer, als an der Seeküſte, ſo iſt er doch bey weitem nicht ſo angebaut, weil der Transport der Producte nach den Seeſtädten beſchwerlich und koſtbar iſt, und die Bevölkerung tief im Lande wegen der gefährlichen Nachbarſchaft der Wilden nur kleine Fortſchritte macht.

7. Die ganze Gegend nördlich des Lorenzfluſſes, rechts und links der Hudſonsbay, zeigt nichts als Felſen, Seen, Moräſte oder Berge. Ueberall nichts als Fichten, Tannen (wilde Lorbeeren) und Birken. Keiner dieſer Landſtriche taugt zur Bearbeitung mit dem Pfluge, beſonders da das Clima weit feuchter und eben ſo ſtreng iſt, als in Sibirien.

8. Eine an Waldungen und ſo genannten Savannahs reiche Ebne, welche von Biſonten oder Büffeln, Hirſchen, Virginiſchen Rehen, Bären, und vielem andern Wildpret wimmelt, nimmt eine unermeßliche Strecke ein, nehmlich von den groſſen Canadiſchen Landſeen bis zum Mexicaniſchen Meerbuſen herunter. Sie geht gegen Oſten bis zu den Apalachen.

9. Die

9. Die ſo groſſe als hohe Ebne jenſeits des Apalachiſchen Gebirgsaſtes, welcher der endloſe genannt wird, hat einen auſſerordentlichen fruchtbaren Boden; ſie nimmt bey dem Mohawkfluſſe ihren Anfang, und reicht beynahe bis zum Ontarioſee; gegen Weſten aber macht ſie einen Theil der groſſen Ebnen des Ohio aus, und verliert ſich dann in dem unbekannten Lande jenſeit des Miſſiſippi. Groſſe Flüſſe entſpringen hier, und nehmen ihren Lauf nach allen Weltgegenden, als nach dem See Ontario, nach dem Hudſon, Delawar und Susquehannah.

10. Viele der niedern Gegenden zwiſchen dem Fuſſe der Apalachiſchen Berge und dem Meere, beſonders in Virginien und Carolina, waren ſonſt vom Meere bedeckt. Man ſieht an vielen Orten kleine Erhöhungen, welche aus Muſcheln beſtehen, und findet auch gleich unter der Oberfläche in allen Ebnen eine unglaubliche Menge derſelben. Dieſes iſt eben der Fall an dem Miſſiſippi unterm 32ſten Grad 28′ Breite, denn in der Tiefe von 50, 80 Fuß kommt man jederzeit auf Seeſand und Seemuſcheln, welche denen an der Seeküſte bey Penſacola völlig ähnlich ſind. Dieſe Erdſchicht iſt mit einer ziemlich mächtigen Lage Thon und Mergel bedeckt, und auf die letztere folgt endlich eine Schicht fruchtbarer Pflanzenerde. Alles dieß beweiſet den neuern Urſprung dieſes Theils der Erde, der alſo mit

Recht

Recht die neue Welt hieſſe. Ein groſſer Theil von Nordamerica konnte daher nur erſt in ſpätern Zeiten bewohnbar werden, da die ungeheuern Ebnen des Miſſiſippi und der Strich zwiſchen den Apalachiſchen Alpen und dem Atlantiſchen Meere ehemals vom Ocean bedeckt waren. America hatte um dieſe Zeit entweder ſeine Bewohner noch nicht von der alten Welt erhalten, oder ſeine Einwohner mußten auf die Gebirge und ihre Thäler eingeſchränkt bleiben, bis das Waſſer aus den mit ſo vielen Tauſenden bevölkerten Ländern, zurücktrat.

8. Einwohner.

I. **Eingeborne Nordamericaner.** Sie ſind alle von der Straſſe Davis an bis Florida von einer braunen Kupferfarbe, die durch das Bärenfett und die Farben, womit ſie ſich beſtreichen, ein dunkles und ſchmutziges Anſehen bekommt. Ihr Körper iſt ſtark, doch eher zu heftigen, als anhaltenden Arbeiten geſchickt. Alle haben plattgedrückte Geſichter, ein mattes Anſehen, kleine Augen, dünne Lippen, ſchwarze, ſchlichte Haare, beynahe ſo ſtark wie Pferdehaare, aber bloß auf dem Haupte. Auſſer dieſen, den Augbraunen, die ſich jedoch einige auch ausreiſſen, und den Augenwimpern findet man kein Haar an ihrem ganzen Leibe. Welches hauptſächlich daher kommt, daß ſie ſich im reifern Alter alle Haare, auſſer die auf dem Kopfe, mit einem eignen Inſtrument ausziehen, das wie ein Flintenzieher

zieher geſtaltet, allein aus einem dünnern Draht gewunden iſt, und ſich leicht zuſammen drücken läßt. Mit dieſem Werkzeug, das ſie innerhalb der Haare zuſammen drücken, faſſen ſie eine Menge auf Ein Mahl, und reiſſen ſie aus.

Faſt alle ſind noch im Zuſtande der erſten Wildheit. Ein Dach von Rinde auf Pfählen geſtützt, oder in kältern Gegenden ein Zelt mit Häuten behängt, und bey den Eskimoern im Winter eine Höhle unter der Erde, vertreten die Stelle des Hauſes. Mehrentheils iſt eine Hütte der erſten Art 15 = 20 Fuß breit, 100 Fuß lang, ohne Fenſter, ſtatt der Wände mit Schilfmatten behangen, und ſtatt des Rauchfanges in der Mitte des Dachs mit einer Oeffnung über dem Feuerheerde verſehen, längs welchem ſie etwas erhöhete Lagerſtellen haben. Abtheilungen zu Zimmern und Vorrathskammern findet man da nicht. Die Balken, welche durch das Gebäude gehen, ſind gemeiniglich hinreichend, ihren Vorrath von Lebensmitteln und andern Sachen zu tragen, und eine Grube unter der Erde, mit Rinde angelegt, iſt das gewöhnliche Getraidebehältniß. Mehrere ſolcher Wohnungen, ohne Ordnung aufgebaut, machen eine Stadt oder ein Dorf aus. Mehrentheils ſuchen ſie dazu eine bequeme Lage an einem ſchiffbaren Fluſſe aus. Wo es die Witterung verſtattet, gehen ſie ganz nackend, mit einer kleinen Decke am Unterleibe. Iſt es kalt, ſo hängen ſie eine Bärenhaut oder einen Pelz von Biberfellen

berfellen um. Die Haare eines ſolchen Pelzes ſind allemal inwendig gekehrt. Doch tragen die Nationen, welche am meiſten mit den Engländern oder andern europäiſchen Angeſeſſenen handeln, auch wohl ein Camiſol, das ſie von dieſen kaufen, oder ein Hemde, das ſie aber nicht eher wieder ausziehen, als bis es auf dem Leibe verfault iſt. Da ſie nur in dieſem Falle erſt ihre Kleider verändern, und niemals daran denken, ſich zu waſchen, ſo werden ſie vom Ungeziefer faſt gefreſſen. Ueberhaupt geht ihre Unfläterey in ihrer Speiſe, ihren Hütten, und ihren Kleidern über alle Verſtellung. Gemeiniglich werfen ſie bloß eine Decke um den Leib, welche ſie auch von den Engländern kaufen. Die Häute machen ſie entweder durch Reiben im Waſſer gar, oder ſie hängen dieſelben in den Rauch, und reiben ſie hernach weich.

Unter den uralten Putz der Mannsperſonen gehört eine Haube von ſchönen bunten Federn über die beſchmierten Haare, Ohrringe, zuweilen auch Naſenringe, ſchöne Muſcheln am Halſe, und auf der Bruſt Schnüre von Vogelköpfen, Klauen und kleinen Rehbockshörnern. Dabey ſind Geſicht und Leib mit Figuren bemahlt. Sie zeichnen dieſe ohne ſonderliche Schmerzen auf der geſpannten Haut mit einer Spitze, und reiben in die geritzte Haut fein gepülverte Farben. Dieſe Figuren ſowohl, als die Farben und das Fett, welches ſie zum Schutz gegen die Mücken brauchen, gibt ihnen ein ſcheußliches

ches

ches Anſehen. Die Hauptfarbe im Kriege iſt die ſchwarze.

Tobak rechnen alle Wilden zu den Nothwendigkeiten des Lebens. An Lebensmitteln fehlt es ihnen oft. Der Mann thut weiter nichts, als jagen und fiſchen, ſo viel er zur Nothdurft braucht. Iſt die Jagdzeit vorbey, ſo bekümmern ſich die Faulen um nichts. Sie verſchlafen einen Theil des Tages, und den Reſt verbringen ſie in der Geſellſchaft ihrer Freunde im Freſſen und Saufen, wobey ſie weder Mäßigkeit noch Anſtändigkeit beobachten. Iſt der Vorrath alle, ſo können ſie ſich auch ſchlecht behelfen, und zur Noth hungern. Sie halten kein Geſchäft für anſtändig, als was zur Jagd, Fiſcherey oder zum Krieg gehört, z. B. die Verfertigung der Pfeile und Bogen (doch wird das Feuergewehr bey ihnen immer häufiger), der Netze und Canote oder leichten Kähne. Mais und eine Art Bohnen kochen ihre Weiber am Feuer, wie wir, und ſchmälzen beides ſtatt Butter mit Bärenfett, brauchen aber kein Salz.

Wenn ſie ſich den Feinden nähern, die ſie unverſehens überfallen wollen, ſo geſchiehet dieß mit einer Stille und Behendigkeit, die ihre Annäherung beynahe unentdeckbar machen. Sie wiſſen ſelbſt die Fußſtapfen und Wege, durch welche ſie heran rücken und welche ſie machen, ſo zu verwirren, daß man ihnen nicht auf die Spur kommen kann. Bey aller dieſer Liſt und Verſtecktheit aber

legen ſie ſich des Nachts mit der gröſten Sicherheit ſchlafen, und wenn alſo der Feind durch ein Ungefähr von ihrer Ankunft benachrichtigt wird, ſo werden ſie im Schlaf überrumpelt, und auf eben die Art erwürgt, wie ſie den Feind erwürgen wollten.

Ihre Gefangnen quälen ſie mit der kälteſten Grauſamkeit, ohne weitere Heftigkeit oder Uebereilung zu Tode. Damit das Vergnügen der Marter deſto länger daure, fangen ſie die Zerfleiſchung der Unglücklichen bey den äußerſten Theilen an, und ſteigen nur allmählich gegen die Mitte des Körpers hinauf. Man ruft die ganze Dorfſchaft zuſammen, führt darauf den Gefangenen zum Brandpfahl, wo man mit den äuſſerſten Gliedern der Hände und Füſſe die Marter anfängt. Einer reißt ihm die Nägel aus, ein anderer beißt ihm einen Finger ab, ein dritter ſteckt wohl einen ſolchen abgelöſeten Finger in ſeine angezündete Pfeife, und läßt auch ſogar den Gefangenen mit davon rauchen. Andre zerquetſchen Finger und Zehen zwiſchen zwey Steinen. Man nimmt glühendes Eiſen und Feuerbrände, bratet damit einen Theil des Leibes, ſchneidet ſolche Stücke vom Leibe ab und frißt ſie. — Je näher man dem obern Leibe kommt, deſto ausgeſuchter wird die Marter. Endlich, wenn der Unglückliche, der bey dieſen ſchauervollen Qualen ganz gelaſſen iſt, und entweder ſeine Henker verhöhnt, oder ohnmächtig einſchläft, oder wirklich völlig getödtet iſt, ſo ſind einige beſchäftigt, die

abge-

abgeſchiedne Seele aus dem Dorfe zu jagen, indem ſie die Hütten, worein ſie ſich etwa verkrochen haben könnte, mit Stöcken ſchlagen. Andre zerſtükken den Leichnam vollends, werfen ihn in den Keſſel, und geſtatten ihm kein andres Begräbniß, als in ihren Bäuchen. Das einzige Denkmahl, welches ſie von ihren Feinden, die ſie getödtet haben, oder für todt halten, als ein Siegeszeichen ſorgfältig aufbewahren, iſt die Haut von dem Hirnſchädel, welche ſie mit einem ſcharfen Inſtrument in der Runde (dem Durchmeſſer nach eine Hand breit) ausſchneiden. Man nennt dieß den Scalp, und iſt die geringſte ihrer barbariſchen Handlungen.

Kein Spürhund kann ſie an der Schärfe ihrer Sinne übertreffen. Wenn ſie ihre Feinde aufſuchen wollen, ſo dürfen ſie nur einige Fußſtapfen ſehen. Wenn dieſe gleich einem Europäer ſchon ganz undeutlich vorkommen, ſo können ſie doch daraus anzeigen, wie viel Perſonen, und ſeit wie lange ſie da gegangen. Sogar die Nation wiſſen ſie daraus anzugeben. Nichts verbergen ſie daher auf ihren Märſchen ſorgfältiger, als ihre Fußſtapfen. Auch Feuer machen ſie alsdann nicht gern an, denn die Wilden können es unglaublich weit riechen.

Sie ſind leichtſinnig und treulos, beſonders in den Bündniſſen mit den Europäern, und unverſöhnlich, wenn ſie beleidigt werden. Zwar können ſie ihren Zorn verbergen, aber keine Zeit iſt vermögend, ihre Rachbegierde zu vermindern, und

der entlegenſte Ort ſetzt ihren Feind nicht in Sicherheit. Die beſchwerlichſten und ermüdendſten Reiſen durch die unwegſamſten Oerter übernehmen ſie mit der gröſten Geduld, und ertragen Hunger und Durſt in der vergnügten Hoffnung, ſich mit dem Fleiſche ihrer Feinde zu ſättigen. Als aufgebrachte Feinde verdienen ſie Menſchenfreſſer genannt zu werden. Es iſt ſogar dieß eine feyerliche Erklärung, daß jemand mit in den Krieg ziehen will, wenn er von dem Thiere, das bey ſolcher Gelegenheit ganz gebraten wird, ein Stück mit den Worten verzehrt: So will ich meine Feinde freſſen.

Einbildungskraft und Gedächtniß iſt bey ihnen erſtaunlich. Ohne Compaß durchreiſen ſie bey trübem Wetter weitläuftige Wälder, die groſſen Seen, ja das Meer ſelbſt, und bezeichnen, wenn ſie nach Hauſe kommen, die Richtungen ihres Weges. Die Völker in der Gegend von Neu-Schottland und um den Golf von St. Lorenz ſind oft herüber nach Labrador gefahren ohne Compaß. Dieſer Weg beträgt doch 30 - 40 Seemeilen, und ſie ſind allezeit auf dem nähmlichen Fleck gelandet, wo ſie es ſich vorgenommen hatten. Bey dunkelm Wetter finden ſie ihren Weg durch eine genaue Beobachtung und Befühlung der Baumrinden und Aeſte, deren Nordſeite in dieſen Gegenden allezeit mit Moos bedeckt, und deren Aeſte auf der Südſeite am ſtärkſten ſind. Sie haben keine Buchſtabenſchrift, und dennoch behalten ſie die Thaten ihrer

rer Vorfahren. Einige lederne Riemen mit Klamm-muſcheln von verſchiedner Farbe beſetzt, welche Wampums heiſſen, dienen ihnen ſtatt der Bücher, geſchriebner Nachrichten, Zeugniſſe und Aufſätze.

Sie zeigen eine ruhige und ernſthafte Ueberlegung, Beſcheidenheit und eine Gleichmüthigkeit, auch in den widrigſten Vorfällen, die ganz erſtaunlich iſt. Sie fangen nie eher zu reden an, als bis ſie alles wohl überdacht, oder andre das, was ſie ſagen wollten, zu Ende gebracht haben. Sie laſſen auch gegen die Europäer, welche einander in die Rede fallen, und öfters ſogar alle auf Ein Mahl reden, die gröſte Verachtung blicken. In ihren öffentlichen Zuſammenkünften redet jeder in der Ordnung, darin er nach ſeinem Alter, ſeiner Klugheit, oder ſeinen Dienſten ſtehet. Niemand ſtört ihn durch Plaudern und unzeitigen Tadel oder Beyfall. Die Jüngern ſind zum Lernen da, und bezeigen ſich gegen die Aeltern ehrerbietig.

Ihre Gaſtfreyheit gegen Freunde und Landsleute iſt beynahe ſchrankenlos. Iſt jemanden unter ihren Landsleuten ein Unglück begegnet, ſo kann er ſicher auf die Unterſtützung und den Beyſtand aller ſeiner Bekannten rechnen.

Sich der Ungeduld oder aufgebrachten Leidenſchaften überlaſſen, iſt die gröſte Schande. Man gewöhnt daher die Kinder von Jugend auf zur Unterdrückung ihrer Leidenſchaften, und dieſe bringen es darin unglaublich weit. Marter und Tod lernen

nen ſie von Kindheit auf verachten. Ein Kriegsgefangner, den ſie durch die entſetzlichſten Martern langſam tödten, ermüdet oft durch die bitterſten Spöttereyen ſeine Peiniger.

Ihre körperlichen Geſchiklichkeiten und Kräfte brauchen ſie am meiſten; ihre Seelenkräfte weit weniger, daher ſie ſich auch gar nicht vollkommner ausbilden, nicht beſſer werden und immer bleiben, wie ſie ſind. Sie waren immer und ſind noch faul, höchſt unmäßig, beſonders im Genuß des Branntweins, welchen die Europäer ihnen kennen gelehrt haben, und worin ſich mehrere zu Tode ſaufen, als durch alle ihre Kriege aufgerieben werden; leichtſinnig und treulos, beſonders in den Bündniſſen mit den Europäern, und unverſöhnlich, wenn ſie beleidigt werden.

Dem Spielen ſind ſie ergeben. Beſonders lieben ſie ein Spiel, welches die hölzerne Schüſſel heißt. Ein Spieler, der dabey verliert, iſt im Stande, alles, was er im Vermögen hat, aufzuſetzen. Ja einige ſetzen ſogar ihre Freyheit aufs Spiel, ob dieſe gleich bey ihnen über alles geſchätzt wird.

Ihren Kindern laſſen ſie allen Willen, welche nackend ganz nach ihrem Belieben im Waſſer und Schnee, im Walde, und wo ſie wollen, herum laufen. Die Knaben lernen ſehr bald mit dem Bogen und Schießgewehr umgehen, und nichts wird ihnen früher eingeprägt, als der Stolz. Die

ſchärfſte Beſtrafung der Kinder iſt, wenn man ihne Waſſer ins Geſicht gießt, worüber ſie ſo empfindlich werden, daß ſich manche aus Verdruß wohl gar umbringen. — Die Säuglinge binden ſie, faſt durchgehends in Felle gewickelt, auf ein Bretchen feſt, das ihnen zugleich als Wiege dient. So tragen ſie es unterwegs auf dem Rücken, und wiſſen es, wenn es ſchreyt, ſehr bald durch Schütteln zum Schweigen zu bringen. In der Hütte aber, oder im Walde hängen ſie es auf; wobey dann die Indianer um Südcarolina herum bis nach Neumexico die Sorge tragen, daß das Kind dabey auf ſeinem Wiegenbret mit den Beinen wenigſtens um einen Fuß höher hängt, als mit dem Kopfe, der durch die Laſt des übrigen ganz unbeweglich befeſtigten Körpers gegen einen derb ausgeſtopften Sandſack gepreßt wird, um dem Kinde einen flachen breiten Scheitel und eine niedre Stirn zu verſchaffen, die bey dieſen Nationen für die höchſte Schönheit gehalten wird. Auch haben ſie dabey die Abſicht, durch dieſen ſo lange anhaltenden Druck auf den noch weichen, nachgiebigen Schedel die Augenhöhlen allgemach weiter aus einander zu treiben, und ſich dadurch einen weitern Geſichtskreis zu verſchaffen, der ihnen auf der Jagd und im Kriege zu ſtatten kommt.

Sie ſäugen die Kinder drithalb bis drey volle Jahre, und zwar, wie ſie ſagen, aus dem Grunde, weil ſie keinen Mehlbrey und zarte Gemüſe haben, die Kinder ſo zu nähren, wie bey den Europäern

päern geſchieht, und ſolche daher mit Muttermilch nähren müſſen, bis dieſe Fleiſch eſſen und verdauen können.

Unter den verſchiednen Nationen zeichnen ſich vornehmlich aus:

1. Die Eskimoer. Sie halten ſich an beyden Ufern der Hudſonsbay und von der Straſſe Davis an bis zur Straſſe Belleisle, die Labrador und Neufoundland trennt, auf. Sie bewohnen alſo einen ungeheuern Strich Landes in den äuſſerſten Americaniſchen Nordländern, bis zum 80ſten Grade der nördlichen Breite. Weiter gegen Norden iſt es nicht möglich, daß Menſchen leben können. Sie führen ein herumirrendes Leben, und wenn ſie in eine bürgerliche Geſellſchaft vereinigt wären, ſo würden ſie nicht hundert ſchlechte Dörfchen ausmachen. Sie ſind in nichts von den Grönländern unterſchieden. Sie ſind mit dieſen die kleinſten aller Menſchen. Die von der ſeltenſten Gröſſe ſind ſelten über vier Fuß hoch, die an der Hudſonsbay und um Neu-Nordwales ſollen weit menſchlicher als die Labradoriſchen ſeyn.

2. Die Canadenſer und Louiſianer. Dadurch daß ſie häufig ihre Pfeile und Bogen mit dem Feuergewehr vertauſchten, und ſich dem Branntwein ergaben, haben ſie viel beygetragen, ihre Wildniſſe von den nützlichen, ſie ernährenden Thieren zu entvölkern. Das Feuergewehr hat die

wilden

wilden Thiere erſchreckt, die ſich viel weiter von ihren Wohnungen entfernt haben. Ihr alter Fleiß iſt durch die Einfuhr Europäiſcher Waaren unnöthig geworden. Da ſie gegen dieſe nichts als Häute austauſchen können, ſo mußten ſie zwanzig Mahl mehr Thiere tödten, als ſie zu ihrem Unterhalt nöthig hatten. Dadurch ſind ihre Ländereyen ſo ſehr von wilden Ochſen und Rehen entvölkert worden, daß die ſchönſten Wieſen am Miſſiſippi öde da liegen.

Der Branntwein hat vollends dieſe Unglücklichen ins Verderben gebracht. Da ſie ihren alten Kunſtfleiß nicht mehr hatten, und die Jagd immer weniger einbrachte, ſo überſtieg die Ausgabe ihre Einnahme ſehr beträchtlich. Da ſie ganz viehiſch vor Trunkenheit ſind, und nichts mehr haben, wofür ſie Branntwein kaufen können, ſo verkaufen ſie die Decken vom Leibe, ja ſogar ihre Flinten, und ſterben darauf vor Elend, Gram und Hunger; oder ihr Zuſtand macht ſie ſo unmuthig, daß ſie vorſetzlich Streit ſuchen, und ſich um nichts tödten. Aber auch die mäſſigſten unter ihnen, welche dieſem Geſchick entgehen, ſind nicht viel beſſer dran. Ehedem hatten ſie allezeit friſch Fleiſch, aber jetzt, da ſie ſehr weit gehen müſſen, um etwas zu erjagen, leben ſie blos von geſalznem oder geräuchertem Fleiſche, welches ihnen viele gefährliche Krankheiten zuzieht.

II. Aus Europa dahin verpflanzte Einwohner. Dieſe leben, beſonders im freyen America, in einem glückſeligen Mittelſtande. Wenige ſind ſo elend, wie faſt durchgehends die Armen in Europa; aber auch wenige, die man in Europa für reich halten würde. Die meiſten bauen ihren eignen Grund und Boden, treiben ein Handwerk oder die Handlung. Sehr wenige ſind reich genug, um aus ihren Renten und Einkünften in Müſſiggang leben, oder vielen Aufwand machen zu können. Es lohnt keines Menſchen Mühe, der ſich zu Hauſe ernähren kann, ſeine Vaterſtadt zu verlaſſen, in der Hoffnung, in America ein gröſſeres Glück zu finden. Bey der Ankunft eines Fremden im freyen Nordamerica erkundigt man ſich niemals, wer er ſey, ſondern was er könne. Beſitzt er eine nützliche Kunſt, ſo iſt er willkommen. Uebt er dieſelbe und führt ſich gut auf, ſo iſt er der Hochachtung aller derer gewiß, die ihn kennen. Allein ein bloß vornehmer Herr, welcher deßwegen, weil er vom hohen Adel iſt, durch irgend ein Amt oder Beſoldung, auf Unkoſten des gemeinen Weſens zu leben verlangt, wird verachtet und unangeſehen. Die Landwirthſchaft iſt dort in Ehren, auch die Handthierung der Handwerker, weil ſie nützlich iſt, und ihre Ausübung Vortheile verſchafft. Handwerker und Künſtler leben beſſer und gemächlicher, als in Europa.

Auſſer dieſen Herren, Pflanzern oder Kaufleuten gibt es

III. Weiſ-

III. Weiſſe Knechte oder das freye Geſinde, welches ſich, wie bey uns, vermiethet, aber einen viel höhern Lohn bekommt.

IV. Indianiſche Knechte.

V. Sclaven, ſowohl weiſſe, als ſchwarze.

9. Mineralien.

1. Bley, aber nicht gebauet.

2. Kupfer, wird etwas gewonnen.

3. Eiſen, häufig und von vorzüglicher Güte. An vielen Stellen kann es mit einer Hacke, einem Brecheiſen und einer hölzernen Keule eben ſo leicht los gearbeitet werden, als man bey uns eine Grube in harter Erde macht. Es läßt ſich leicht ſchmelzen, und wird zum Schiffbau für beſſer gehalten, als alles Europäiſche Eiſen, weil es ſich vom ſalzigen Waſſer nicht ſo leicht wie dieſes verzehren läßt.

4. Salpeter wird ziemlich häufig gefunden und gerühmt.

5. Die vorderſte Strecke des feſten Landes auf der Oſtſeite beſteht aus Schichten von Gartenerde, Sand, Thon und Meerthieren. Sand, hin und wieder von eingemiſchtem Thon härter, füllt den beträchtlichſten Raum aus. Das Muſchelbett, das man an mehreren Stellen entdeckt hat, iſt noch nirgends durchgegraben, hin und wieder zu harten Felſen zuſammengebacken, ſo daß Mühlenſteine daraus gehauen werden; zu oberſt gewöhnlich Auſterſchalen und Klammuſcheln,

ſcheln, bald durch Thon, bald durch Mergel, bald durch Eiſenerde zuſammen geleimt. — Die Eingänge in Flüſſe und Häfen ſind von Delaware bis Florida herab 10, 15 = 30 Schuhe unter der Oberfläche durch Sandbänke gefährlich. Offenbar war alſo die Küſte ein von urſprünglichen Felſen umgränzter Meerbuſen. Dieſe Felſen beſtehen vorn aus mannigfaltigem Granit, der tiefer hinein nicht wieder vorkommt. Um Neuyork ſtreicht dieſer Granit in niedrigen, dem Meere nahen, ununterbrochnen Bergreihen von Norvoſt nach Südweſt. Hinter dem Granit ſchließt ſich dicht eine Kalklage an, hin und wieder mit Bergcryſtall, oft ganzen Druſen deſſelben, darunter auch weiſſer, ſchuppichter, ohne alle Verſteinerung. Die folgende Felsreihe hat hauptſächlich eine grünliche, kalkige und thonige Bergart. Die dritte Felsreihe iſt höher, gedrängter und eben ſo erzreich, als die zweyte. Die meiſten Thäler zwiſchen den Felsreihen enthalten Kalk, Kalkberge oder Kalkhügel, welche parallel mit ihren Nachbarn zu beyden Seiten ſtreichen. Am Ohio ſind groſſe Bruchſtücke einer ſehr harten, dunkelrothbraunen, feinblättrigen Felsart, die an einander geſchlagen, einen Ton wie eine Glocke geben. In den Bergen am Ohio Eiſen in Menge und Spuren von Kupfer, Bley, Zink, Vitriol, Alaun, Schwefel, Salpeter und Salz. In den Schieferlagen auch Steinkohlen.

10. Pflan-

10. Pflanzen.

1. Je nördlicher Profeſſor Kalm kam, deſto mehr Europäiſche Pflanzen traf er an.

2. Der Weinſtock kommt zwiſchen dem 45ſten und 40ſten Grad ungemein gut fort. Es fehlt an nichts als am eifrigen Willen der Landleute, ihn anzupflanzen, deren Entſchuldigungen wegen der zu ſehr veränderlichen Witterung, frühen Kälte im Spätjahre, und des Nachtheils, den ihm die häufigen Vögel, Inſecten und andre Thiere zufügen würden, nur leere Ausflüchte zu ſeyn ſcheinen.

3. Alle unſre Getreidearten ſind auf der Oſtſeite.

4. Zwiſchen dem 55ſten und 40ſten Grad Nordbreite geräth das Indianiſche Korn oder Mais (Zea L.) (oder unſer Türkiſcher Weitzen) ſo wie in allen ſüdlichen Provinzen gut. Es bleibt das vorzüglichſte Getreide hier.

5. Mit den Europäern ſind alle unſre Küchengewächſe dahin gekommen, davon dort viele beſſer ſind, als bey uns.

6. Faſt jeder Coloniſt im freyen und Engliſchen America hat einen Obſtgarten, der mit den beſten Arten von Aepfeln, Birnen, Kirſchen, Pflaumen und Pfirſchen verſehen iſt. Einem Reiſenden ſteht es frey, davon zu genieſſen. Aepfel ſind ſo häufig, daß ſie Cider- oder Aepfel-

Moſt

Moſt zum Verkauf bereiten. Mit Pfirſchen füttern ſie ſogar ihre Schweine. Dieſe wachſen nebſt andern Obſtbäumen auch wild in den Wäldern.

7. Die Wälder, womit noch der gröſte Theil des Landes bedeckt iſt, verſtatten an den meiſten Orten eine ziemlich weite Durchſicht. Ein Fußgänger hat nicht nöthig, durch Strauchwerk zu kriechen. Ueberall enthalten ſie eine groſſe Menge verſchiedner Holzarten, die dieſem Welttheile eigenthümlich ſind. Doch haben die ſüdlichen Provinzen mehrere Gattungen, als die nördlichen. Die Bäume ſind hier auch gröſſer, meiſtens aber nicht ſo dauerhaft. Eichen und Tannen in Neu-England, Canada und Neu-Schottland ſchikken ſich daher zum Schiffbau, und überhaupt zum Bau weit beſſer, als die in Pennſilvanien; dieſe aber ſind wieder dauerhafter, als die noch ſüdlichern.

8. Der Nordamericaniſche Hartriegel mit groſſer Blumendecke (Cornus Florida) iſt überall im freyen America, hat länglich rothe Trauben, deren Beeren bitter ſchmecken, und den ganzen Winter hindurch am Baume dauern. Er kommt auch bey uns gut fort. Sein hartes, bräunliches, und im Troknen dauerhaftes Holz dient zu Weberſpulen, Feilen ꝛc. die Rinde aber von ſeinen Wurzeln gegen die Wechſelfieber.

9. Der kletternde Celaſter klettert ſchnell, iſt daher vortrefflich zu Lauben und bedeckten Gängen.

Läßt

Läßt man ihn ſich um die Bäume ſchlingen, ſo gehen dieſe in einigen Jahren aus. Deßwegen heißt er auch Baummörder.

10. Auſſer dem Oſtindiſchen auch der Weſtindiſche Caffebaum. Letzterer iſt einheimiſch und von jenem, der beſonders auf den Antillen ſtark angepflanzt worden, merklich verſchieden, obgleich ſonſt ſeine nur ſparſamer wachſenden Bohnen ſo gut ſind, als die Arabiſchen.

11. Die Nordamericaniſche Ulme wächſt ſchneller als jeder bey uns bekannte Baum, und hat gleichwohl ſo gutes Holz, als die Eſche, bleibt bis in den ſpäten Herbſt grün und leidet nicht von den Inſecten. Seine ſüſſe Rinde aber, daraus die Americaner ihre Canote machen, muß, ſo lange er jung iſt, geſchützt werden, weil das Vieh ſie gern benagt.

12. Der Schotendorn oder Heuſchreckenbaum (Robinia Pſeudo-Acacia) ſtammt von hier. (Siehe die Spaziergänge)

13. Die zähe Birke (Betula lenta) unterſcheidet ſich von unſrer gemeinen durch längere Blätter. Ihre Rinde gibt die beſten Canote. Aus dem Safte erhält man auch einen ſchlechten Zucker.

14. Von Welſchen Nußbäumen findet man nirgends ſo viele Arten als hier.

15. Unter den Kiefern zeichnet ſich die Weymouthskiefer aus. Sie hat ſechs Zoll lange und einen

Zoll

Zoll dicke Zapfen, eine glatte Rinde, aus welcher wohlriechendes Harz läuft. Der Stamm wächſt ſehr gerade und ſoll über 100 Fuß hoch werden.

16. Unter den Fichten findet ſich die weiſſe (Pinus Canadenſis) theils in den kältern Gegenden, theils in den ſüdlichern Provinzen auf den Gebirgen. Sie kommt im ſchlechteſten Boden fort, gibt die beſten Maſten und ſchönes Bauholz. Aus den grünen Zweigen derſelben brauet man das Spruce-Bier. Man kocht die Reiſer im Waſſer, läßt es mit Hefen gähren und thut Zucker darein, um den harzigen Geſchmack wegzunehmen. Es ſoll ſich lange halten, ſtark und geſund ſeyn, auch wohl ſchmecken. Sie ſchwitzt auch bey warmen Wetter einen feinen hellen Terpentin aus, der von den Wundärzten geſucht wird.

17. Ein anderer Nadelbaum iſt der Lebensbaum (Thuja occidentalis), der wie eine Cypreſſe oder Ceder ausſieht. Seine Blätter ſtehen aber ausgebreiteter und haben einen viel unangenehmern Geruch; ſie bleiben beſtändig grün. Das Holz iſt weißröthlich, leicht, faulet ſchwer und dauert über ein Menſchenalter unter freyem Himmel. Der Stamm wird an 5 - 6 Klafter hoch. Man macht daraus die Seiten und den mittlern Boden der Nordamericaniſchen leichten Bothe von Baumrinde. Aus den Reiſern werden Beſen, und aus den friſch gequetſchten Blättern und

Schwei-

Schweinefett eine Salbe wider Gliederſchmerzen gemacht.

18. Die weiſſe Ceder (Cypreſſus Thyoides) wächſt in den nördlichen Provinzen in Sümpfen, mit wohlriechenden Blättern, die beſtändig grün bleiben. Der Baum wächſt langſam und das Holz, welches beſonders über der Erde ſehr dauerhaft iſt, wird zu Balken, Bretern und allerley Tiſchlerarbeit, Faßbändern, Latten, Dachſchindeln und Pfählen gebraucht. Aus ſeinem Stamm haut man Canote, die wegen ihrer Dauer und Leichtigkeit ſehr geſchätzt werden.

19. Die Virginiſche Cypreſſe mit Acacienblättern (Cupreſſus diſticha) iſt einer der ſchönſten Bäume aus den ſüdlichen Provinzen, der aber auch im naſſen Boden Virginiens fortkommt. Er verliert ſeine Blätter im Winter hier, aber ſein Harz ſchützt ihn gegen die hieſige Kälte. Eben das gibt dem Holze eine ſo auſſerordentliche Dauer, welches auſſerordentlich ſchwer fault. Ein Baum, der 12 Jahre unter der Erde gelegen, ward ſo friſch, als er hinein gekommen, wieder gefunden. Es ſoll ſich nicht werfen, auch nicht, wenn es grün verarbeitet wird.

20. Die wachstragende Myrthenſtaude (Myrica cerifera) wächſt in Pennſylvanien und den ſüdlichen Provinzen, ja auch noch im nördlichen Theile bis Neuſchottland an Seen und im feuch-

ten Boden. Dieſer kleine Baum wird nicht über 3 . bis 5 Fuß hoch. Das Holz reiben die Americaner an einander, wenn ſie, in Ermangelung des Steins und Stahls, Feuer machen wollen. Die Beeren in heiß Waſſer geſchüttet, geben ein Wachs, das abgefüllt wird. Wenn man dieß noch ein Mahl läutert, ſo wird es ein ſchönes, durchſichtiges, grünes Wachs, deſſen Preis zwiſchen Talg und Wachs ſteht, und letztres dennoch übertrifft, auch den Vorzug hat, daß es von dem Zeuge, worauf es etwa getröpfelt iſt, ohne Flecken zu hinterlaſſen, abſpringt, wenn man dieß reibt. Halb mit Talg vermiſcht, macht man dort Lichter daraus, die ſparſam brennen und gut riechen. Ja, wenn man Talg nur in dem Waſſer, womit das Wachs ausgezogen wird, ſchmelzt, ſo ſoll es eine dem Wachs ähnliche Feſtigkeit bekommen. Auch Seife und Pflaſter wird daraus verfertigt.

21. Die rothe Ceder (Juniperus Virginiana) wächſt überall gut, beſonders auf Anhöhen neben den Flüſſen, in dürren und magern Boden, und erreicht da die Höhe und Dicke der höchſten Tannen. Das rothe Holz, mit welchem die feinen Bleyſtifte, gefaßt ſind, iſt zwar leicht, aber ziemlich feſt, und von angenehmen Geruch. Es iſt das beſte Bauholz, das der Fäulniß am ſtärkſten widerſteht, und kann zu allerley Tiſchlerarbeit vortrefflich gebraucht werden.

22. Aus dem Saft des Zucker-Ahorns (Acer ſacharinum) macht man Syrup und Zucker. Im Frühjahr, wenn der Schnee fort iſt, wird er, wie bey uns die Birke, voll Saft. Wenn man alsdann in den Baum haut oder ſchneidet, ſo läuft eine große Menge Saft heraus. Gemeiniglich fließt der Baum drey Wochen lang. Dieſen Saft kocht man dick zu einem Syrup, welcher bey dem Erkalten erhärtet. Es wird nichts zu ſeiner Reinigung hinzugethan. Für die Bruſt ſoll er ſehr geſund ſeyn.

Beſonders verfertigen ihn die Illinäer in Louiſiana und Canada. Im feuchten Boden der Thäler findet man die Ahornbäume in groſſer Anzahl.

Nach dem Bericht des Herrn Peyroux de la Coudreniere wird die Zuckerernte im Winter (wahrſcheinlich doch wohl nicht eher, als im März, dem Grenzmonath zwiſchen Winter und Frühjahr) gehalten, und das ein oder zwey Monathe durch, nachdem man viel oder wenig Zeit darauf wenden will. Die Canadenſer beginnen und beendigen ſie auch einen Monath ſpäter, als die Illinäer, weil bey ihnen der Winter länger währt. Obgleich der Ahorn unter allen Bäumen den meiſten Zucker gibt, ſo iſt doch ſein Saft faſt ohne Geſchmack. Wenigſtens 60 Pfund Saft ſind erforderlich, um ein Pfund Zucker daraus zu bereiten. Bey ſtillem Wetter fließt er unerachtet der Kälte.

Der Schutz der Wälder und der in ihm enthaltne Zucker, erhalten ihm vermuthlich ſeine Flüſſigkeit.

Viele hauen ihn niemahls von der Nord-, ſondern alle Mahl von der Südſeite an, weil hier der Saft beſſer ſeyn und ſtärker fließen ſoll. Unter jedem Einſchnitt wird ein kleines, gekrümmtes und ausgehöhltes Eiſenblech angebracht, welches den aus dem Einſchnitt laufenden Saft aufnimmt, woraus er in das untergeſetzte Geſchirr tropfenweiſe fällt. (Alſo gerade ſo, wie bey unſerm Birkenſaft — ſiehe die gemeinnützigen Spaziergänge) Iſt das Wetter günſtig, ſo folgen die Tropfen ſchnell auf einander. Aber bey der günſtigſten Witterung, wenn die Luft trocken und der Himmel heiter iſt, bedarf es einer Stunde, um von einem Baume eine Bouteille voll zu erhalten. Bey Wind und Regenwetter kommt auch nicht ein einziger Tropfen zum Vorſchein. Bey gleicher Witterung läuft der Saft auch des Nachts ſtärker, als am Tage. Sind die untergeſetzten Geſchirre voll, ſo wird der Saft in Keſſel gegoſſen, die über dem Feuer ſtehen und die immer durch Zugießen voll erhalten werden, bis alles zu einem Syrup eingekocht iſt. Einige heben ihn gleich ſo auf; andre machen eine Art Farinzuker daraus, der, nachdem er zubereitet wird, mehr oder weniger gut geräth.

Die Wilden zwiſchen dem Huron- und Miſchigan-See verkaufen ſolchen Zucker an Kaufleute

leute und Reiſende, die ſich gewöhnlich im Sommer hier häufig aufhalten. Sie haben ihn von den verſchiedenſten Farben, ſchwarz, wie Kohlen, und weiß, wie unſer feinſter Zucker.

Man macht nur Einen Einſchnitt jedes Mahl an einen Baum. Die Zahl der Einſchnitte zeigt alſo auch die Zahl der Ernten an, die man ſchon von ihm gehalten hat, gerade wie bey unſern Birken die Zahl der Bohrzeichen.

Im Winter ſoll der Saft klarer und flüſſiger ſeyn; daher immer fortfließen, im Frühling aber durch die Wärme gähren, dicker werden und ſo die Oeffnungen der in den Stamm aufgehauenen Gefäße, wieder zumachen. Dieß ſoll die Urſache ſeyn, warum der Saft im Winter und nicht im Frühling gewonnen wird, wo er in zu großen, dicken Tropfen kommt und der Zucker, den man daraus macht, nicht nur einen Mannageſchmack, ſondern auch deſſen purgierende Eigenſchaft hat.

23. Die Dionaea muſcipula oder Venus, die Fliegenfängerinn, iſt vor ungefähr 20 Jahren in den ſumpfigen Gegenden des mitternächtlichen America entdeckt, und zuerſt einzeln, nachher aber in größerer Menge nach England gebracht worden, wo ſie nun gepflanzt wird. Dieſe Mukenfängerinn wächſt nicht hoch; ihr Stamm iſt ohne Blätter und Seitenſtängel, ihre Wurzeln ragen ein wenig über das Erdreich hervor, worauf ſie wächſt. Ihre Blätter ſind beynahe rund und

am Rande mit Stacheln oder langen Zähnen eingefaßt, welche viel Aehnlichkeit mit den Fühlhörnern der Inſecten haben. Der Blattſtiel iſt nicht allenthalben gleich dick, ſondern wird gegen den obern Theil breiter. Mitten auf dem Blatte iſt eine Lockſpeiſe, welche die Mücken herbey zieht. Dieſe beſteht aus verſchiednen rothen Drüſen, womit die innere Seite des Blattes bewachſen iſt, die vermuthlich eine ſüße Flüſſigkeit abſondern, nach welcher die Inſecten lüſtern ſind. Aber in dem Augenblick, da dieſe ungemein ſchwachen Drüschen durch die Füße der Mücken gereitzt werden, ſo begeben ſich der obere und untere Theil des Blatts zuſammen, die Stacheln oder Zähne durchkreuzen ſich, und die Mücke wird erdrückt, und damit die Beute ſich nicht los machen und entwiſchen möchte, ſo hat die Natur auch dafür geſorgt, und zwiſchen dieſen Drüſen drey beſondere Stacheln hervor wachſen laſſen, welche alle Bemühungen des Thierchens vereiteln und noch dazu dienen, daß es deſto eher zerquetſcht wird. Das Blatt ſelber, ſo bald es ſeine Beute auf dieſe Art gefangen hat, bleibt zuſammen gelegt und begibt ſich nicht eher wieder von einander, als bis das Inſect gänzlich verzehrt iſt. Dieſe Empfindlichkeit der Pflanze iſt nicht ſehr merklich, wenn es kalt iſt, aber bey warmer Witterung und beſonders in der Mittagshitze zeigt ſie ſich in einem großen Grade der Stärke. Uebrigens äußert ſich dieſe beſondere Eigenſchaft auch alsdann,

wenn

wenn die Drüschen oft mit einem Strohhalm, einer Stecknadel oder einer Borſte berührt werden. Auf den geringſten Reitz ziehen ſich die Blätter zuſammen und ſchließen dasjenige feſt ein, was man dazwiſchen gebracht hat. Man weiß noch nicht, ob dieſe außerordentliche Pflanze von ihrem Mückenraube einige Nahrung hat.

24. Der Sumach. Verſchiedne Arten, welche alle bey Bereitung der Häute, beſonders des Spaniſchen Leders, gebraucht werden. Eine Giftart (Toxicodendron volubile) verurſacht zärtlichern, die daran riechen, ſogleich Geſchwulſt, Blattern und geſchwollne Augen; andern aber erſt, wenn ſie ſchwitzen. Sein Gift iſt indeß nicht tödtlich. Bezeichnet man mit dem Saft Leinenzeug, ſo behält dieß davon die Züge beſtändig und ſie werden immer ſchwärzer.

25. Der Saſſafraßbaum (Laurus ſaſſafras) wächſt von Florida an bis Canada und Neuengland, doch hier nur als ein niedriger Strauch. Sonſt hat ſein Stamm oft zwey Fuß im Durchſchnitt. Sein Holz taugt nicht zum Brennen, aber wegen ſeiner Leichtigkeit und Dauerhaftigkeit werden Kegelkugeln, Pfoſten und andre Dinge, die in der Erde ſtehen müſſen, daraus gemacht. Die Rinde gibt eine dauerhafte Orangefarbe. Sie wird auch nebſt den Wurzeln ſtark in den Apotheken gebraucht. Die Blumen geben Thee, das Lieblingsgetränk der Americaner, davon ihnen

aber, und beſonders dem Frauenzimmer, die Zähne vor der Zeit ausfallen, weil ſie zu heiß trinken.

26. Der Courbaril (Hymenaea Courbaril) auch Heuſchrecken = oder Hülſenbaum wächſt in Virginien und noch weiter ſüdlich, als ein großer Baum, der oft 9 Fuß dick und 70 Fuß hoch wird. Er gibt das vortreffliche Nervenſtärkende Gummi Anime, das auf Kohlen ſich ganz verzehrt und angenehm riecht, im rectificirten Weingeiſt aufgelöſet, ein vortrefflicher Firniß wird und in Pflaſtern, bey allen Schmerzen und Flüſſen des Haupts, und wo die Nerven geſchwächt ſind, vortrefflich wirkt. Es wird hauptſächlich an der Wurzel geſammelt, wo man es oft in großen Klumpen findet. Das hellbraune Holz ſinkt wegen ſeiner Feſtigkeit und Schwere im Waſſer zu Grunde. Man gebraucht es dort zu Axen und Walzen und aus den Wurzeln ſchneidet man Scheiben zu Tiſchblättern.

II. Thiere.

1. Mit der alten Welt hat Nordamerica nur diejenigen Thierarten gemein, welche ſich in iener in den nördlichen Theilen aufzuhalten pflegen. Z. B. den

A. Bären. Unter den Bären findet ſich

a) Der ſchwarze Grasbär in ganz Nordamerica.

b) Der braune und röthliche in Carolina und noch weiter ſüdlich iſt fleiſchfreſſend.

c) Der

c) Der weiße See, oder Eisbär ganz in Norden innerhalb dem ganzen Polarkreiſe, bis zur Hudſonsbay und Labrador herab.

d) Die Wolverene gegen Norden bis zum Kupferfluſſe; gegen Süden bis zum Huronen, und Obernſee, und auf der Weſtſeite von Nordamerica. Uebrigens thun die Bären ſo wenig als die Wölfe, jemand etwas zu Leide, wenn ſie nicht gereitzt werden. Nicht nur das Bärenfett, deſſen wir oben ſchon erwähnt haben, nach welchem die Wilden vorzüglich lüſtern ſind, und das wirklich einen guten Geſchmack hat; auch ihr Fleiſch wird zur Speiſe gebraucht. Eine Bärenklaue iſt auch in den Provinzen ein ſehr gutes Wildpret. Man läßt mit Fleiß die Klaue dran, wenn ſie gebraten wird, um ſicher zu ſeyn, daß ſie vom Bären iſt.

B. **Wölfe.** Durch die Prämien, die auf die Wölfe geſetzt wurden, ſind ſie jetzt ſo ſelten im bevölkerten Theile von America, daß die Einwohner die Schafe des Nachts unbewacht laſſen können, ſo großen Schaden ſie auch ehemahls anrichteten. Man findet graue, weiſſe, und ſchwarz und weiſſe. Der Wolf läßt ſich zähmen und vertrat bey den Americanern, vor der Ankunft der Europäer, die Stelle des Hundes. Er verbreitet ſich von der Hudſonsbay bis in die ſüdlichſten Gegenden.

 C. Luchſe,

C. Luchſe, von Canada an über die meiſten Theile von Nordamerica.

D. Das gemeine und fliegende Eichhorn. Die Ohren aller Americaniſchen Eichhörnchen ſind ohne Harbüſchel. Um das graue Eichhorn auszurotten, mußten ſonſt in einigen Americaniſchen Provinzen die Einwohner jeder vier Köpfe derſelben liefern. In andern ſtand auf ein jedes eine Prämie von drey Pence. Dieß betrug 1749 für Pennſylvanien 8000 Pfund. Es niſtet in hohen Bäumen.

E. Die Otter. Unter den Ottern iſt beſonders die Meer-Otter (Muſtela Lutris) zu merken. Die größten ſind vom Maule bis zum Schwanze 3 Pariſer Fuß; der Schwanz iſt allein 1 Fuß lang. Die ſchwarzen ſind außerordentlich theuer.

F. Das Renn- und Elendthier. Das Elendthier iſt in den Hudſonsbayländern, Canada, Neuſchottland, Neuengland und an den nördlichen Theilen des Ohio.

Das Rennthier iſt in den Hudſonsbayländern, Labrador, im nördlichen Canada und Neuland.

G. Den Hirſch. Der Hirſch verbreitet ſich von Canada an über alle Theile von Nordamerica bis in Mexico. Der Virginiſche Hirſch iſt in allen Canada gegen Süden gelegenen Provinzen bis Florida.

Das

Das Mexicaniſche Reh iſt in Mexico und in den weitern nordweſtlichen Gegenden.

Das Reh iſt in Canada.

H. Der Fuchs. Der a) Europäiſche Fuchs verbreitet ſich von der Hudſonsbay über den ganzen Welttheil bis zu den Fuchsinſeln, über Labrador, Neuland, Canada; b) der graue Fuchs von Neuengland bis zum ſüdlichſten Ende von Nordamerica; c) der Silberfuchs in Louiſiana.

I. Der Dachs an der Hudſonsbay und in Labrador bis Pennſylvanien herunter.

K. Die Wieſel. Das a) gemeine Wieſel iſt in Hudſonsbay, Neuland bis Carolina herunter.

Das b) Hermelin iſt in Hudſonsbay bis Neuland und Canada herab.

Der c) Baummarder von den obern Theilen von Nordamerica bis zur Südſee.

Der d) Zobel in Canada.

Der e) Fiſcherwieſel in Hudſonsbay, Neuengland, Pennſylvanien.

Eine vollſtändige und genauere Ueberſicht ſoll an einem andern Ort gegeben werden.

Alle dieſe Thiere haben wahrſcheinlich durch das nordöſtliche Aſien einen Weg hierher gefunden.

2. Fiſche und Pelzwerk veranlaßten zuerſt die Engländer, ſich an den Nordamericaniſchen Küſten nie-

niederzulaſſen. Durch beides wurden die hierher handelnden ſchnell reich.

3. Die Störe begeben ſich ungemein häufig in die Flüſſe. Nicht nur ihr Fleiſch, ſondern auch der Rogen, das Eingeweide und die Haut werden genutzt. Aus den beiden letzt genannten Stücken macht man die Hauſenblaſe, ob ſie gleich die Einwohner noch häufiger aus der Haut des Cabliaus bereiten.

4. Die Waldmilbe oder Waldlaus (Acarus americanus) iſt das unerträglichſte unter den Inſecten. Gras und Laub ſind voll davon in den Wäldern. Auf keiner Stelle im Walde, wo abgefallenes Laub liegt, kann man ſich niederſetzen, ohne von dieſem Ungeziefer geplagt zu werden. Beſonders ſind die Wälder in Canada, Pennſylvanien und Maryland damit angefüllt. Man ſpürt ſie nicht eher, als bis der Kopf ſchon in der Haut ſteckt, und will man ſie alsdann abreiſſen, ſo bleibt der Kopf darin ſtecken, welcher heraus ſchwäret. Wo ſie ſich eingebiſſen haben, bleibt wenigſtens ein harter Knoten 6 Wochen lang und wenn man im Walde geweſen iſt, bringt man gewiß deren ſehr viele mit, die ein entſetzliches Jucken und Brennen verurſachen. Es iſt unglaublich, was die Pferde und Kühe davon ausſtehen. Sehr vieles Vieh muß jämmerlich daran ſterben. Ehemals, als die Wilden noch bisweilen das Holz abbrannten, waren ſie bey weitem nicht ſo häufig.

ſig. Jetzt, da dieſes Mittel nicht gebraucht werden darf, haben ſie weiter keinen Verfolger, als einen Specht, den ſogenannten Madenfreſſer.

5. Der weiß geſchwänzte braune Adler iſt ſo groß als ein Puterhahn, hat beſonders ungemein lange und breite Flügel. Der ausgebreitete Schwanz iſt oben und unten weiß und nur an den äußerſten Enden der Federn dunkel gefärbt. Er iſt überall in Nordamerica, wo ihn die Einwohner oft zu ihrem Schaden in der Luft mit einem ſchreyenden Spanferkel in ſeinen Klauen ſehen.

6. Die Doſenſchildkröte unterſcheidet ſich durch ein Paar Klappen, welche die Unterſchalen ausmachen, von den übrigen. Dieſe ſchließen ſo feſt an die Oberſchale, als die Deckel am Käſten einer Tobaksdoſe. Dieſes Thier iſt auch deßwegen merkwürdig, weil es die Amphibien mit den Schnekken und Muſcheln genau verbindet. Es gehört wahrſcheinlich zu den Waſſerſchildkröten.

7. Der Wallfiſchfang iſt nirgends ſo blühend und einträglich, als in Nordamerica. Die einzige zu Neuengland gehörige Inſel Martha's Weinberg rüſtete 1770. 135 Fahrzeuge zu dieſem Fang aus, welcher nicht nur in dem großen Meerbuſen des Lorenzfluſſes, dem eigentlichen Sammelplatze der Wallfiſche, ſondern auch längs der ganzen Küſte von Nordamerica herunter, angeſtellt wird. Nur Neuengland allein gewann damahls jährlich von dem daraus gewonnenen Thran, Fiſchbein und Wallrath eine Million Thaler.

8. Der

8. Der wilde Truthahn iſt auch hier einheimiſch. Sein Gefieder iſt glänzend ſchwarz und ſpielt ins Kupferfarbne und Grüne. Die Deckfedern der Flügel und die Schwungfedern ſind ſchwarz und weiß gegittert. Der Schwanz beſteht aus zwey Lagen. Die obere oder kürzere iſt ſehr ſchön, die Grundfarben hell braunroth, die mittlern Federn glänzend ſchwarz und grün gegittert; der größte Theil der äußern Federn hat eben die Grundfarben, mit drey breiten Bändern von violetgrüner Farbe, welche ſehr weit von einander abſtechen. Die zwey nächſten ſind wie die mittlern gefärbt, die Spitze iſt aber glatt und mit einem einzigen Querbande, wie die äußern. Die längere oder untere Lage iſt von roſtigweißer Farbe mit Schwarz gemiſcht, mit vielen gemahlten Querlinien von eben der Farbe und gegen die Spitze mit einem breiten Bande. — Dieſe Farben behalten die wilden Truthühner beſtändig. Ein wilder Truthahn wiegt an 40 Pfund. Ein halber gab acht hungrigen Leuten zwey mahl eine Mahlzeit. — Im wilden Zuſtande ſteigen ſie auf den Gipfel der höchſten Bäume ſo hoch, daß man ſie oft mit der Flinte nicht mehr erreichen kann. Sie gehen in Herden zu fünf hunderten zuſammen, nähren ſich vorzüglich von den kleinen rothen Eicheln und werden im März ſo fett, daß ſie nicht weiter, als 300-400 Ellen weit fliegen und von einem Reiter eingehohlt werden können. In den unbeſuchten Gegenden des Miſſi-

ſippi ſind ſie ſo zahm, daß man ſie mit einer Piſtole ſchieſſen kann. — Ihr gewöhnlicher Aufenthalt iſt auf großen Mooren. Bey Sonnenaufgang ziehen ſie ſich mehr in das trockne Gehölz, um da Eicheln und Beeren zu ſuchen. Noch vor Sonnenuntergang ziehen ſie wieder nach den Mooren zurück, um auf den Zweigen der Bäume zu ruhen. Das Fleiſch des wilden Truthahns ſoll an Güte das vom zahmen weit übertreffen, nur iſt es röther. Man hat vom erſteren Eyer aus dem Neſte genommen, und ſie zahmen Truthühnern untergelegt. Die Jungen, welche davon kamen, waren noch wild, giengen abgeſondert auf Bäume, paarten ſich und brüteten doch aber mit den zahmen, wenn ihre Zeit kam. Die Indianer gebrauchen die von einer ſolchen wilden Zucht entſtandenen Jungen oft als Lockvögel, um den Alten deſto eher beyzukommen. In den bewohnten Theilen von Nordamerica ſind die wilden Truthühner jetzt ſehr ſelten geworden, und man findet ſie nur an ſehr entlegenen und nicht viel beſuchten Orten häufig. Die Indianer machen von den Federn eine ſehr ſchöne Art Zeug. Sie flechten den innern Bart zwiſchen einen ſtarken doppelten Faden von Hanf oder von der innern Rinde des Maulbeerbaums, und wirken dieſes wie Matten zuſammen. Das Zeug erhält ein ſehr reiches glänzendes Anſehen und iſt ſo fein als ſeidner Plüſch. Sie machen auch von dem Schwanze Fächer, und die Franzoſen in Louiſiana

ſiana pflegen aus vier Schwanzfedern Sonnenſchirme zu machen. Wenn ſie beunruhigt werden, fliegen ſie nicht auf, ſondern laufen mit der größten Schnelligkeit weg. Gewöhnlich umringt man ſie mit Hunden, wenn ſie auffliegen oder auf Bäume ſteigen wollen. Sie ſind ſo dumm und unempfindlich für die Gefahr, daß ſie nicht auffliegen, wenn auf ſie geſchoſſen wird, ſondern die noch nicht getödteten bleiben bey den Todten ſitzen. Die Indianer ſo wohl als die Spanier zähmten dieſen nützlichen Vogel in Mexico. Dampier ſah ſie wild und zahm ſehr häufig in der Provinz Yucatan. Man hat ſie in Herden von Hunderten in allen Theilen von Louiſiana geſehen, ſelbſt in Canada; jetzt aber ſind ſie im Stande der Wildheit ſelten anzutreffen.

9. Der Biſonochſe findet ſich im weſtlichen Canada bis Louiſiana herunter, in Neumexico und an der Weſtſeite von Nordamerica.

10. Die Auſtern an den felſigen Ufern der nördlichern Theile von Nordamerica ſind doch allgemein gröſſer und beſſer, als an den ſandigern Küſten ſüdlich von Neuyork. Verſchiedne Landleute wiſſen ſie lange aufzubewahren und fetter zu machen, indem ſie ſolche im Keller aufrecht in den Sand ſtellen und öfters mit Salzwaſſer beſprengen. Die Monathe May, Junius, Julius und Auguſt hält man für die Zeit, in der die Auſtern ihren Leich oder Eyer fahren laſſen, die man als

kleine

kleine dünne Schuppen an den Schalen der ältern ſo wohl, als auch an Steinen ſich feſt ſetzen ſieht. Dieſerwegen und weil ſie auch während der heiſſen Jahreszeit weniger ſchmackhaft, aber mehr ſchleimicht ſind, und ſo geſchwind abſtehen, daß ſchon dadurch viele ungenützt müſſen verzehrt werden, pflegt man ſie um dieſe Zeit nicht zu fiſchen.

Man genießt ſie roh, auf Kohlen gebraten, mit Fett gebacken und in andern Zurichtungen. Sie werden auch getrocknet, gepöckelt, in Eſſig abgekocht und ſo aufbewahrt und verſchickt. Die Americaniſche eßbare Auſter iſt ihrer Geſtalt nach ganz von der ovalen Europäiſchen unterſchieden; ſie iſt ablang, faſt zungenförmig. Man findet Schalen 8-10 Zoll lang und noch drüber, und vorn 3-4 Zoll breit, nach dem Schloſſe zu ſich etwas verſchmälernd, meiſt ganz gerade, oft aber auch etwas gekrümmt; ihre Schale iſt auch äuſſerlich von den über einander liegenden Blättern rauher, als bey der Europäiſchen. Nicht ſelten ſind ſie ſo groß, daß man ſie in mehr Biſſen theilen muß, um damit fertig zu werden. Zuweilen trift man unvollkommne Perlen in ihnen an. Einzelne und in gewiſſen Gegenden mehrere ſcheinen kränklich zu ſeyn, und ſehen weißlich, wie halb durchſichtig und glasartig aus. Sonſt aber genießt man ſie in Menge und ohne Schaden. Selbſt kranke und ſchwächliche Perſonen befinden ſich wohl bey einigen friſchen Auſtern.

11. Der Buzzard (Vultur. Aura. L.) iſt in den ſüdlichern Provinzen ein gemeiner Vogel. Er hat die Größe eines welſchen Hahns, dem er auch in der Entfernung an Geſtalt und Farbe nicht ganz unähnlich iſt, ſo daß Neulinge öfters einen für den andern anſehen. Die Farbe des Körpers iſt ſchwärzlichbraun, die nackte und runzliche Stirne und der Schnabel bis zur Spitze ſind roth. Die Augen groß, lebhaft und bräunlich, vor jedem derſelben ſteht eine mit kurzen Borſten beſetzte große und weiße Warze. Seine langgeſchlitzten Naſenlöcher ſtehen von beiden Seiten weit offen, und haben keine Scheidewand zwiſchen ſich; die Schleimhaut der Naſe iſt röthlich, ſehr faltig, dick und feuchte. Durch dieſe ausgezeichnete Beſchaffenheit der Geruchswerkzeuge wird die Verſicherung, daß er Aas auf viele Meilen weit riechen ſoll, zwar nicht bewieſen, aber doch wahrſcheinlich gemacht. Die Zunge iſt gerinnt, der Rand davon und der Gaumen rückwärts gezähnt, Schenkel, Füße und Krallen ſind bey ihm nicht ſo ſtark und nervicht, wie bey andern ſeines Geſchlechts, welche ſich vom lebendigen Raub nähren. Der Buzzard brauchte nicht ſtark zu ſeyn, weil ihn die Natur bloß auf todte Körper angewieſen hat, und er niemahls oder höchſt ſelten ſich an lebendige Thiere wagt. Er begnügt ſich mit Unrath und Aeſern, deren Geſtank in einem ſo warmen Lande ſonſt nachtheilig ſeyn würde. Aus dieſer Urſache wird er nirgend beleidigt, und überall,

all, auch ſogar in bewohnten Städten geduldet; es iſt geſetzlich unterſagt, ihn zu tödten, und daher iſt er auch gar nicht ſcheu. Wenn er aber doch verwundet, oder ſeiner Freyheit beraubt wird, ſo bezeigt er ſich furchtſam, und widerſetzt ſich nicht, wenn man ihn angreift; doch wird man eben nicht ſehr eingeladen, ſich in der Nähe mit ihm zu befaſſen, denn ſeine Atmoſphäre riecht aashaft, und er hat immer den Mund voll Unflath, welchen er, wie es ſcheint, aus Furcht oder Angſt wegbricht. Man ſagt, daß ſie menſchliche Leichname unangetaſtet ließen. Sie brüten in Felslöcher und hohle Bäume. In Wäldern ſitzen ſie auf den Wipfeln der Bäume, und man wird ihrer öfters ſehr viele beyſammen gewahr. — Die Breite von einer Flügelſpize bis zur andern beträgt gemeiniglich von $5\frac{1}{2}$ bis 6 Fuß.

12. Merkwürdigkeiten.

1. Unter den Vögeln tödten die Wilden faſt nie die Krähe und den Maisdieb (ein dunkelblauer Vogel, Mittelding zwiſchen Staar und Dohle,) weil ſie glauben, daß jene die erſte Bohne, und dieſer das erſte Türkiſche Korn dahin gebracht habe, ſo viel Schaden ſie auch ihren mit beiden Früchten zugleich beſtellten Feldern zufügen.

2. Die Canote, welche die Wilden verfertigen, gehören zu den größten Kunſtſtücken. Die be-

ſten Kähne werden aus Birkenrinde und dünnen Rippen oder Knien von Holz gemacht, die durch andere Hölzer, der Länge nach gelegt, die nöthige Feſtigkeit bekommen. Die Rinde iſt mit Wurzeln fein zuſammen genäht, an den Fugen mit Holzſplittern belegt und mit Harz verkittet. Ein ſolches Fahrzeug iſt ſo leicht, daß es nach Verſchiedenheit ſeiner Größe von 1, 2 bis 4 Mann bequem fortgetragen werden kann. Man muß aber große Behutſamkeit gebrauchen, daß man auf dem Waſſer damit nicht umſchlägt, oder an eine Sandbank oder Klippe fährt, weil dadurch ſogleich eine Oeffnung entſteht, die nicht alle Mahl ſo leicht zugemacht werden kann. In einem ſolchen Kahne ſind durch Querhölzer 2, 4 bis 10 Plätze abgetheilt, in deren jedem zwey Ruderer ſeyn können, die beyden äußerſten ausgenommen, worin nur für Einen Platz iſt. In einem Canote, den 2 Indianer tragen, ſollen an 2000 Pfund geladen werden können. Die Canote ſind den Wilden und Europäiſchen Bewohnern zu ihrem Handel im dortigen Lande um ſo viel nöthiger, weil man oft wegen der Waſſerfälle in den Flüſſen ausladen und die Waren nebſt dem Canote zu Lande eine Strecke forttragen muß, ehe man wieder zu Waſſer weiter kommen kann.

XLVIII.

Tierra Firma.

1. Lage und Grenzen.

Dieſer nördlichſte Theil von Südamerica macht die Verbindung mit der nördlichern Hälfte des ganzen America, durch eine auf der Weſtſeite ſich an daſſelbe kettende Landenge.

Im Norden wird es vom Antilliſchen Buſen (auch Nord- oder Caraibenſee genannt), der ein Theil des Weſtatlantiſchen Oceans iſt, in Oſten von Neuſcotiſchen Buſen, einem Theile des Südatlantiſchen Meeres, bis zur Mündung des Oronocoſtromes, von dieſem ſelbſt auf der Oſtſeite in Süden begrenzt, Von da an, wo ſich dieſer wieder öſtlicher nach ſeiner Quelle hinbiegt, hängt er mit andern Flüſſen zuſammen, welche südöſtlich die Grenzlinie fortziehen bis zum Putumayo, von welchem an ſich wieder an der ſüdlicher gelegenen Provinz Quito hin, die Grenze bis zum Südmeer ziehet, welches dieſe Landſchaft an der Weſtſeite begrenzt.

2. Clima.

a) Die Luft iſt meiſtens heißfeucht, nur auf der Oſtſeite ziemlich gemäßigt und auf der weſtlichen Südſeite ſogar zuweilen kalt; wo auch häuſige Gewitter ſind.

b) Hier und im ganzen Spaniſchen Südamerica werden wegen der größtentheils warmen und zugleich feuchten Atmosphäre Uhren von Metall

ſchnell vom Roſte angefreſſen. Dieſer Umſtand kommt unſern Deutſchen fleißigen Landsleuten im Schwarzwalde, welche ſich hauptſächlich mit der Verfertigung hölzerner und meſſingner Stubenuhren beſchäftigen, zu ſtatten. Ein beträchtlicher Theil dieſer hölzernen Uhren geht über Liſſabon nach dem Spaniſchen Südamerica.

c) In der regnigen Jahrszeit iſt der Oronoco ziemlich ruhig, in der trocknen aber pflegt er gewaltig zu toben, da ſich alsdann die periodiſchen Winde einſtellen. Alsdann ſegeln die Indianer auf demſelben.

3. Verſchiedne Namen.

Tierra Firma (Terre Firme) iſt ſoviel als feſtes Land, welchen Nahmen es deßhalb ſehr paſſend erhielt, weil es das erſte feſte Land war, welches bey der Entdeckung Americas angetroffen ward, nachdem man vorher auf nichts als Inſeln geſtoßen war. Es bekam nachher auch von den Spaniern den Nahmen Neucaſtilien, zum Unterſchiede vom ältern Spaniſchen Caſtilien. Neuerlich pflegt es das Vicekönigreich Neu-Granada genannt zu werden, wiewohl zu dieſem noch mehr gehört, als das, was wir oben unter Tierra Firma bezeichnet haben.

4. Haupteintheilung.

Tierra Firma begreift folgende Landſchaften:

1. Landenge von Panama, auch Landenge von Darien, auch Tierra Firma in engerer Bedeutung genannt.

2. Cho-

2. Choco ſüdöſtlich von Panama, unterhalb der Bay von Darien.
3. Carthagena nördlich von Choco, öſtlich von der Bay von Darien.
4. St. Martha öſtlich von Carthagena und nördlich von Neu-Granada.
5. Rio de la Hacha die kleinſte aber nördlichſte Landſchaft in Tierra Firma.
6. Venezuela öſtlich von Rio de la Hacha, weſtlich von Neu-Andaluſien, nördlich von Neu-Granada, unterhalb des Meerbuſens von Venezuela, rings um den großen See Maracaybo herum. Der Nahme Venezuela, der im Spaniſchen ſo viel als klein Venedig bedeutet, ſoll daher kommen, daß Alonſa von Ojeda, der im Jahr 1499 zuerſt in dieſe Gegend kam, ein Dorf erblickte, welches auf Pfählen im Waſſer ſtund und daher mit der Stadt Venedig eine Aehnlichkeit hatte.
7. Neu-Andaluſien fängt ſich öſtlich von der vorigen Landſchaft, ungefähr ſüdlich unterhalb der Inſel Curaſſao an, und erſtreckt ſich oſtwärts fort bis an den Oronoco.
8. Neu-Granada im Süden der nördlichen Küſtenlandſchaften, im Weſten des Oronoco, im Norden der Nebenflüſſe, welche mit dem Oronoco zuſammen hängen und im Oſten von Popayan.
9. Popayan im Süden von Choco und Carthagena, im Oſten des Südmeers, im Norden von

Quito, im Weſten von Neu-Granada, und im Oſten des Südmeers.

5. Gewäſſer.

A. Meere.

1. Das Mar del Nord, oder das Nordmeer, oder der Antilliſche Buſen im Norden des ganzen Landes von der großen Landenge an bis zu den Antillen.
2. Das Südatlandiſche Meer oder der Neuſcotiſche Buſen in Oſten.
3. Das Süd- oder ſtille Meer in Weſten.

B. Große Bayen oder Buſen.

1. Die Bay von Darien in Nordoſten, zwiſchen der Landenge und Carthagena, im Norden von Choco, auch Uralm genannt; gerade unterhalb Cuba.
2. Der Meerbuſen von Venezuela, ſchneidet unterhalb St. Domingo tief in die Landſchaft Venezuela ein.
3. Der Buſen von Panama im Süden der Landenge.

C. Flüſſe.

1. Der Rio grande de la Madalena oder der große Magdalenenfluß entſpringt ſüdlich im Popayan, fließt nördlich hinauf durch Neu-Granada, fließt dann auf der Grenze zwiſchen Carthagena und St. Martha hin, bis er das Meer erreicht. Er nimmt auf

2. Den

2. Den Cauca, der ebenfalls, nur weiter weſtlich, in Popayan entſpringt, und noch weiter nach Norden hinauf, als wo ſich die Bay von Darien endigt, erſt den vorigen Strom erreicht.

3. Der Catacumbo, der ſüdlich in Neu-Granada entſpringt, nördlich durch Venezuela fließt, und ſich in den See Maracaybo ergießt.

4. Der Oronoco oder Orinoco macht die Grenze zwiſchen Tierra firma und Guyana, in welcher letztern Provinz er entſpringt. Er wird von manchen auch Paria, wegen des öſtlichſten Diſtricts Paria in Neu-Andaluſien, genannt, an welchem er hinfließt. Sein ganzer Lauf erſtreckt ſich auf 450 Meilen. Gemeiniglich beträgt ſeine Breite 3 Meilen, davon 60 auf einen Grad des Aequators gehen, alſo $\frac{3}{4}$ geographiſche Meilen. In vielen Gegenden, wo das Land eben iſt, erſtreckt ſie ſich auf 5 ſolcher Meilen. An ſeinem Ausfluß macht er unzählige Mündungen. Eine bey Macavedo, die noch nicht die breiteſte iſt, hält 5 Meilen. Während der Regenzeit, wo er gros iſt, überſchwemmt er alles weit und breit. Seine Breite wächſt darauf 25 Meilen an. Alle 25 Jahre erfolgt die groſſe Ueberſchwemmung, wovon man auf den höchſten Felſen und Klippen deutliche Spuren an dem zähen Schlamm ſieht, den weder die nachherige Regenfluth, noch die brennende Hitze zu vertilgen im Stande iſt. In ſeinem niedrigſten Stande

fand man ihn 80 Klafter tief. So heftig auch die Regengüſſe während der 5 Monathe ſeines Steigens ſind, ſo ſteigt er doch in einer Nacht nicht über einen Finger breit, welches Beweis genug von ſeiner anſehnlichen Gröſſe iſt. Nach Gumillas Bericht hat er ſeine gröſte Höhe während des Septembers und im Ootober fällt er wieder. Nach Gilii aber ſteigt er bis an das Ende des Julius und bleibt dann den ganzen Auguſt unbeweglich. Die Regengüſſe ſind während deſſen viel ſeltner, obgleich noch immer heftig. Noch ſeltner im September und October, und ob ſie gleich am untern Oronoco noch fortdauern, ſo haben ſie doch oben beynahe aufgehört, und nun fällt das Waſſer wieder. Das Ufer bekommt dabey das Anſehen einer künſtlichen und regelmäſſigen Treppe, die an ieder Seite verſchiedne Meilen breit iſt. Der Lauf des Stroms iſt ſo langſam und unmerklich, daß man an vielen Orten auf einem groſſen See zu fahren glaubt, und nur die den Strom herab kommenden Cedernbäume beweiſen, daß ſich das Waſſer bewegt, ob ſie gleich auch ſehr langſam ſchwimmen.

5. Der Putumayo, welcher in Neu-Granada entſpringt, und ſüdöſtlich herab in den Amazonenſtrom oder Maranhon fließt.

6. Der Caqueta welcher in Neu-Granada entſpringt, ſich in zwey Arme theilt, wovon der eine

eine ſüdöſtlich hinab in den Maronhon fließt und Yupura genannt wird, der andre nordöſtlich in den Oronoco ergießt.

D. Der groſſe 15 Deutſche Meilen lange See Maracaybo in Venezuela, welcher durch einen Canal mit dem Meerbuſen von Venezuela in Verbindung ſteht.

6. Berge

Sehr gebirgig, beſonders im Norden iſt, a) Panama, b) St. Martha, das ſogar ungemein hohe Schneeberge hat, c) Neu-Andaluſien, d) Neu-Granada, durch deſſen Weſthälfte ſich von Süden nach Norden bis St. Martha hinauf ein Arm der Andiſchen Gebirge zieht, welche ſich mitten durch Südamerica bis an die äuſſerſte Spitze gegen Süden erſtrecken.

7. Boden.

a) In Panama in der Gebirgsgegend waldig, im Innern aber fruchtbar, ſelbſt bis an die Spitzen der Hügel hinauf; b) in St. Martha überaus fruchbar in den Thälern; c) in Rio de la Hacha ſehr fruchtbar; d) in Popayan von ſehr Fruchtbarkeit; e) in Venezuela ſehr fruchtbar; f) in neu Andaluſien waldig, aber abwechſelnd mit ſehr fruchtbaren Thälern; g) um den Oronoco ungebaut und wild. Mehr als 20 Tagereiſen weit erblickt man am linken Ufer des Fluſſes weiter nichts, als unbewohnte Flecken und Ebnen, endlich aber kommt man an ein Indianiſches Dorf.

8. Ein-

8. Einwohner.

1. Eingeborne Wilde.
2. Europäiſche Ankömmlinge, beſonders Spanier.

1. Eingeborne Wilde.

Dieſe ſind vorzüglich im Innern des Landes, alſo vorzüglich in den ſüdlichern Gegenden. Unter ihnen ſind beſonders.

a) Die Bewohner am Oronoco merkwürdig. Faſt alle ſalben ſich vom Kopf bis zu den Füſſen mit Oehl. Die Mütter ſalben ſich und ihre Kinder, auch die, welche noch an der Bruſt hängen, zwey Mahl des Tages, Morgens und Abends. Sie ſalben auch ihre Männer und bemahlen ſie noch auſſerdem an Feſttagen mit einer Menge Figuren von allerhand Farben. So oft der Mann vom Fiſchen oder ſonſt einem Geſchäft zurückkommt, bemühen ſich ſeine Frau oder Tochter gleich, ihm die durch den Staub verdorbne Salbe abzureiben und ihn von neuem zu ſalben. Eben das geſchieht, wenn Gäſte zu ihnen kommen.

Sie gehen auch nicht eher aus ihrer Wohnung, als bis ſie vom Kopf bis zu den Füſſen geſalbt ſind; auſſerdem glauben ſie nackend zu ſeyn. Das Salben vertritt alſo bey ihnen die Stelle der Kleidung. Um den geſalbten Körper noch mehr zu putzen, ſchmücken ſich die Männer noch

noch mit Federn von ausgeſuchten Farben. An den Beinen binden ſie noch um Knie und Knöchel vier dicke Bündel Baumwolle. Dieſe dienen nicht nur zur Zierde, ſondern ſchützen ſie auch vor den Milben, womit die Felder bedeckt ſind. Stoſſen ſie auch auf ein Neſt dieſer Thiere, das oft Millionen enthält, ſo hängen ſie ſich an die Baumwolle und die Beine bleiben frey. Auch die Naſen und Ohren beladen ſie mit allerhand Zierrathen, ſelbſt mit Gold- oder Silberſtücken.

Die Caberres oder Caveris und der größte Theil der Caraiben, welche ſich vor den Caveris ſehr fürchten, ſchmücken ſich mit Halsbändern von den Zähnen todter Körper, um durch dieſe Ueberbleibſel der von ihnen getödteten Feinde, ihren Muth zu erkennen zu geben. Mit dieſem Schmuck zeigen ſie ſich an Feſttagen, in der Hand eine Flöte, auf dem Kopfe den Federbuſch und um die Beine ihre Baumwollenbündel.

An Feſttagen, wo ſie ſich alle berauſchen, an Heiraths- und Geburtstägen ihrer Caſſiken (Oberhäupter), auch wenn ſie von einer langen Reiſe zurückkommen, erſcheinen ſie völlig nackend mit ihren Töpfen, Farben und Salben, die ſie wie einen Schatz aufbewahren. Erſt ſalben ſie ſich auf die gewöhnliche Weiſe, dann überziehen ſie kleine, von Binſen oder Stroh geflochtne Plättchen, mit einem Harz, Carana genannt, das

mit

mit verſchiednen Farben angemahlt iſt. Dieſe Plättchen, denen ſie allerhand künſtliche und artige Figuren geben, hängen ſie mit einer gewiſſen Symmetrie, an die Arme, Beine und den ganzen Körper ſo artig, daß ein fremder ununterrichteter, der ſie von weitem ſähe, glauben würde, ſie wären mit den prächtigſten Zeugen bekleidet. Dieſer Putz iſt nicht etwa nur für einen Tag, ſondern ſie tragen ihn ſo lange, als das Harz dauert, welches ziemlich lange währt.

Die, welche die Flöte (Fuluto) oder Trommel ſpielen, und die, welche tanzen wollen, ſchmücken ſich noch mehr. Sie befeſtigen in den Zwiſchenräumen, welche die Harzſtückchen noch an ihrem Körper gelaſſen haben, viele ausgeſuchte, weiſſe, rothe und allerhand farbige Federn, die ſie ſymmetriſch zu ordnen wiſſen, welches ihnen ein ſehr niedliches Anſehen gibt, beſonders wenn ſie tanzen. Viele tragen auch Perücken von den ſchönſten Federn, die die ſeltenſten Farben haben, beſonders zur Saatzeit, weil ſie ihnen, auſſer dem Schmuck, auch zum Schutz gegen die Sonnenhitze und Regen dienen. Es iſt ein ſehr lächerlicher Anblick, wenn man dieſe völlig nackten Indianer mit ihren groſſen Federperücken, auf die ſie ſich was rechtes einbilden, die Erde behacken oder graben ſiehet.

b) Die Achaguas halten es für ſchön, groſſe ſchwarze Schnurrbärte zu haben, welche weit

um

um die Backen herum gehen, eine Art von Halbzirkel bilden, immer ſchmäler zugehen, und mit ihren beiden Enden mitten am Kinn zuſammen ſtoſſen. Sie machen ſie ſo, daß der, welcher einmahl ſich einen ſolchen Bart gemacht hat, ihn, ſo lange er lebt, behält. Sie machen ihn aber mit einem Fiſchzahn, der ſo ſpitzig, wie eine Lanzette iſt, mit welchem ſie bis aufs Fleiſch die gehörigen Züge eingraben, damit die Figur recht ausgedrückt werde, ohne ſich an das Geſchrey des Kindes, welches die Operation aushalten muß, zu kehren. Iſt die Zeichnung fertig, ſo wiſchen ſie das Blut ab und füllen die eingeſchnittne Vertiefung mit einer Aſche aus, die ſie von einer gewiſſen Frucht erhalten. Und ſo bleibt dann der Schnurrbart auf Zeitlebens.

c) Die Ottomachier am linken Ufer des Oronoco haben ſich am wenigſten gegen die Caraiben vertheidigen können.

Faſt alle leiden von heftigen Zahnſchmerzen und verlieren häufig die Zähne.

Ein Canot, das bey den meiſten Eingebornen Curiara heißt, kann man für 3 oder 4 Aexte von ihnen kaufen. Die Piroguen oder Caraiben aber ſind theurer, und koſten gewöhnlich an Geld und Waaren 10 Thaler.

In dem Iſthmus von Darien erblickt man einen Schimmer von Höflichkeit unter den Einwohnern. Beide Geſchlechte tragen Ringe in ihren

ihren Ohren und Naſen, und ſind mit vielen Reihen von Schalen geziert, die von ihrem Halſe herab hängen. Eine Frau in dieſer heiſſen Gegend läßt ſich den ganzen Tag lang unter einer Laſt von 20 ⸗ 30 Pfund von Schalen braten, und eine Mannsperſon ſchwitzt unter der doppelten Laſt.

9. Mineralien.

1. Goldminen finden ſich in Menge in den Gebirgen von Popayan, Neu⸗Andaluſien und Granada. In lezterer Provinz auch
2. Silber und
3. Smaragde. Es gilt von ihnen eben das, was unten von den Braſiliſchen geſagt werden wird.
4. Der Amathyſt von Carthagena, der ein purpurfarbiges Violet hat, iſt der rarſte.

10. Pflanzen.

Von Bäumen, deren Früchte eßbar ſind, gibt es wenige in der Nähe des Oronoco. Auch findet man hier ſehr wenig Kräuter und Pflanzen wegen des ſandigen Bodens. Wo indeß der Fluß langſam fließt, und mehr Schlamm hat abſetzen können, da iſt alles grün.

Selbſt für Weizen und Gerſte iſt das Clima zu heißfeucht, welche daher hier nicht gedeihen; vorzüglich aber gerathen hier

1. Südfrüchte, vorzüglich Ananas.

2. Ca-

2. Cacaowälder liefern beſonders im Lande der Carracas in Neu-Andaluſien die vorzüglichſten Bohnen. Die Geſellſchaft von Carracas zu St. Sebaſtian hat den ausſchließlichen Handel mit Cacao, und den Preis dieſer Waare von 25 Piaſter (ungefähr 1 Conventionsthaler) für die Fanege (90 Pfund) nach und nach auf 48/50 Piaſter erhöhet. Nur allein nach Spanien ſollen jährlich an 100000 Fanegen Cacao kommen. (Siehe auch die gemeinnützigen Spaziergänge.)
3. Die Dividivi iſt eine Frucht von der Provinz Carracas in Neu-Andaluſien und Maracaibo in Venezuela, welche man ſtatt der Türkiſchen Galläpfel von Aleppo mit Vortheil bey ſchwarzen und andern Farben und Miſchungen zur Färbung der Wolle, Seide, Garn und Baumwolle gebrauchen kann. Der Baum, auf dem ſie wächſt, iſt eine Art des Americaniſchen Schlehendorns (Acacia americana). Er iſt ziemlich groß und ſtachlig; ſein Holz iſt ſchwarz und ſchwer, wie Ebenholz, und ſeine Frucht iſt eine Schote, die in ihren Zellen vier linſenförmige Samenkörner hat. Bloß durch Miſchung des Waſſers mit Thon und einigen Schoten des Dividivi wiſſen die Eingebornen eine ſehr dauerhafte ſchwarze Farbe hervor zu bringen.

II. Thiere.

1. Die Perlenfiſcherey iſt ſowohl an der Küſte von Panama als Neu-Andaluſien beträchtlich.

lich. Die erſtere iſt im Meerbuſen von Panama. Die da herum liegenden Inſeln heiſſen deßhalb auch die Perleninſeln. Die Perlen ſelbſt ſind grünlich.

2. Schildkröten ſind am Oronoco in ausſerordentlicher Menge. Alle nicht nur am Fluß, ſondern auch weiter hin wohnende Nationen kommen mit ihren Familien hin, um Schildkröten zu fangen. Sie leben nicht nur während ihres Aufenthalts daſelbſt bloß von ihnen, ſondern nehmen auch eine groſſe Menge getrocknet, nebſt vielen Körben voll Eyer mit nach Hauſe. Vorzüglich aber kommen ſie um des Oehls willen zu dieſem Fang, das die Eyer in ſo groſſer Menge enthalten, daß es nicht nur völlig zu ihrem täglichen doppelten Salben hinreicht, ſondern daß ſie auch noch Fremden davon verkaufen können. So bald der Fluß zu Anfang Febrüars niedriger wird, kommen die Schildkröten an das Ufer, und legen auf die vom Waſſer entblößten Strandplätze ihre Eyer. Die erſten, welche erſcheinen, ſind die Terracayas, wovon jedes Stück kaum 25 Pfund wiegt. Sie legen 22-24 Eyer, die den Hühnereyern ähnlich ſind, auſſer daß ſie mit keiner Schale, ſondern nur mit zwey Häuten umgeben ſind, wovon die eine dünner, die andre etwas ſtärker iſt. Diejenigen Schildkröten, welche das vorige Jahr keinen bequemen Ort fanden, oder von den andern gehindert

hindert wurden, ihre Eyer zu legen, kommen jetzt mit in Geſellſchaft der Terrecayas. Die groſſen Schildkröten, welche, wenn ſie drey Jahre alt ſind, 50 Pfund wiegen, legen gewöhnlich 64 runde Eyer, die mit einer ſo ſtarken Haut umgeben ſind, daß die Indianer damit Ball ſpielen. In einem jeden Neſt von dieſer Gattung findet man ein Ey, das viel gröſſer iſt, als die übrigen. Aus dieſem kommt ein Männchen, aus den übrigen lauter Weibchen.

Um dieſe Zeit begeben ſich nun die Indianer an den Oronoco. Einige bauen ſich Hütten; andre rammeln Pfähle in die Erde, an welchen ſie ihre Hangematten befeſtigen. Auch eine groſſe Menge Tiger finden ſich zu gleicher Zeit ein, um Schildkröten zu verzehren, ſtören aber dadurch ſehr das Vergnügen der Indianer, weil ſie, ſo ſehr ſie ſich auch in Acht nehmen, doch jedes Jahr einige von ihnen freſſen. Sie haben kein andres Mittel, ſie zurück zu ſcheuchen, als die ganze Nacht durch Feuer zu unterhalten.

Da die Sonnenhitze die Schildkröten tödtet, ſo warten ſie auf die Nacht, mit deren Anbruch ſie ihre Eyer an den Strand legen, ſie kommen aber in ſo groſſer Anzahl, daß eine die andre hindert, ſo daß ihrer eine unzählige Menge die Köpfe aus dem Waſſer empor recken und darauf lauern, daß ihnen die andern Platz machen,

worauf ſie ſich ſogleich ihrer Eyer entledigen, wenn auch die Sonne wieder ſcheint, deren heiße Strahlen oft viele auf der Stelle tödten. Sehr merkwürdig iſt

1) daß, nachdem ſie mit vieler Mühe das Loch, in welches ſie ihre Eyer legen, ausgehöhlt haben, ſie ſich äuſſerſt bemühen, es ſo wieder zuzumachen, daß es unkenntlich wird. Daher ebenen ſie die Stelle, und machen ſie völlig mit der Oberfläche des übrigen Platzes gleich. Damit aber ihre eigne Spur, die ſie im Sande zurück laſſen, die Stelle nicht verrathen möge; ſo gehen ſie mehrmahls über dieſelbe hin und her, vor, zurück, und drum herum, um ihre Fußſtapfen zu verwirren. Aber dieſe Vorſicht iſt vergebens, weil der Sand nicht feſt genug iſt, daher nachgibt, wenn man darüber geht, und ſo die Eyer finden läßt. Bald ſind aber ſo viele Eyer gelegt, daß man ſie nicht lange zu ſuchen braucht; die nachfolgenden legen ſie auf derſelben Stelle, wo die Eyer der erſtern ſchon liegen, ſcharren dieſe alſo ſelbſt auf, ſo daß die Eyer bald auf dem ganzen Platze bloß liegen, und man ſo viele findet, als man will.

2) Daß nach drey Tagen die jungen Schildkröten ſchon völlig ausgekrochen ſind; ſo ſtark wirkt die Sonnenhitze auf den Sand!

3) Daß ſie, wenn ſie ausgekrochen ſind, (ſie ſind dann ungefähr ſo breit, wie ein Thaler) nicht

nicht am Tage, ſondern des Nachts erſt ihre Löcher verlaſſen. So lehrte ſie die Natur, ſich vor der Sonnenhitze und den Raubvögeln zu hüten. Das bewunderswürdigſte iſt, daß ſie allezeit, ohne jemahls zu fehlen, den kürzeſten Weg von ihrem Loche aus nach dem Fluſſe nehmen, ob dieſer gleich oft über eine Viertelſtunde entfernt iſt, und das allezeit ſicher, wie man die Probe durch allerhand Hinderniſſe, die man ihnen in den Weg legte, gemacht hat.

Um dieſe Zeit nun ſtehen die Indianer und ihre Weiber ſehr früh auf. Die Männer fangen ſo viel Schildkröten, als ſie haben wollen, und legen ſie auf den Rücken, damit ſie nicht entfliehen können. So ſehr ſie ſich auch mit Händen und Füſſen beſtreben, ſich wieder herum zu drehen, ſo iſt ihr Rücken doch ſo dick, daß ſie die Erde nicht erreichen können, um durch Gegenſtämmen der Füſſe wieder in ihre vorige Lage zu kommen. Die Männer bringen ſie darauf in ihre Hütten. Die Weiber und Kinder ſind aber eben ſo wenig müßig; ſie bringen auf dem Rükken ganze Körbe voll Eyer und kleiner Schildkröten getragen. Sie legen die Eyer auf einen Haufen, und laſſen die Jungen in den Körben, damit ſie ſich nicht nach dem Fluß machen; dennoch entwiſcht eine groſſe Menge. Sie machen auch in den Sand Graben, und legen eine Menge junger Schildkröten hinein, um ſie da in Vorrath aufzubewahren. Dieſe Jungen geben

ein köſtliches Eſſen, und man ißt ſie bis auf die ſaftige und ſchmackhafte Schale. Die Indianer verzehren ihrer auch täglich eine ungeheure Menge.

Doch iſt dieß kein Vergleich gegen die ungeheure Zahl von Eyern, die ſie theils zur Nahrung, theils zur Gewinnung des Oehls verbrauchen. Obgleich der Oronoco einer der gröſten Ströme der Erde iſt, ſo würde er doch wegen der vielen Schildkröten, die ſich hier erzeugen, nicht beſchifft werden können, wenn ſie nicht ſo ſtark von den Indianern verbraucht würden. Es iſt auf dieſem Strome, wie auf Neu-Foundland. (Siehe dieß.)

Das Oehl gewinnen ſie auf folgende Weiſe: In ihre Canote, die ſie am Ufer aufs Trockne gebracht haben, gieſſen ſie einige Krüge voll Waſſer, und waſchen die Eyer indeß allein ſo lange, bis kein Sand mehr da iſt. Wenn ſie völlig rein ſind, werfen ſie ſie in die Canote, wo ſie die Kinder tüchtig mit den Füſſen zertreten, wie ungefähr die Trauben bey unſern Weinleſen. Sind die Canote voll genug, ſo läßt man ſie offen ſtehen, damit die Sonne darauf ſcheine. Nach einiger Zeit zeigt ſich aber auf dem Waſſer ein leichter, ſehr flüſſiger Saft, der nichts anders, als das Oehl dieſer Eyer iſt. Sie enthalten eine ſo groſſe Menge Oehl, daß man ſie, um Eyerkuchen davon zu backen, nur in die Pfanne werfen darf, die den Augenblick fertig ſind, und niemals an der Pfanne hängen bleiben.

So

So wie die Sonne das Oehl gleichſam in die Höhe deſtillirt, ſetzt jede Frau einen groſſen Keſſel aufs Feuer, in welchen es die Indianer mit ſehr dünnen, aber bequemen Muſchelſchalen gieſſen. Hier läutert es ſich während dem Sieden, und wenn auch aus Verſehen eine Portion der zertretnen Eyer mit hinein kommt, ſo wird es doch gut, weil die Eyer unten auf dem Grunde bleiben. Iſt es gehörig ausgeſotten, ſo wird es in die dazu beſtimmten Gefäſſe geſchüttet. Dieß Oehl iſt ohne allen Vergleich ſchöner, klarer und leichter, als das Olivenöhl.

Mittags ſetzen ſie ſich zu Tiſche. Wenn auch die Familie noch ſo zahlreich iſt, ſo reicht doch eine einzige Schildkröte hin, drey verſchiedne Schüſſeln zu füllen, wovon alle ſatt werden. Sie öffnen ſie an beiden Seiten, ſchneiden ihr den Kopf, Hals, die beiden Arme und Beine ab, und ſtecken dieß alles in einen Topf, nachdem ſie dicke, einem Eydotter ähnliche Fettklumpen davon abgeſondert haben (die kleinſte Schildkröte gibt wenigſtens 2 Pfund dieſes Fetts). Iſt der Topf aufs Feuer geſetzt, ſo nimmt der Mann die Rücken= und die Frau die Bruſt=Schale. Nachdem ſie das daran befindliche Fleiſch, die Eyer und das Fett verzehrt haben, brauchen ſie die Schalen als Bratpfannen, ohne daß dieſe verbrennen. Sie legen ſie, indeß die Suppe fertig wird, aufs Feuer, um das noch daran befind-

liche Fleiſch zu braten, welches die Indianer oft mit ſammt der Bruſtſchale aufeſſen, die durch das in ſie eindringende Fett völlig weich wird. Darauf kommt die eigentliche Hauptſchale, deren Fleiſch ſie mit ausnehmendem Appetit als Ragout eſſen. Endlich eſſen ſie die Suppe, und beſchlieſſen die Mahlzeit mit Chica, (einer Art Branntwein) das ſie nicht ſparen, und womit ſie ſich reichlich, ſo lange dieſer Fang dauert, verſehen haben. Die Indianer eſſen auſſerordentlich viel, beſonders die Jugend. Das Schildkrötenfleiſch ſoll delicat ſchmecken, beſſer als das köſtlichſte Kalbfleiſch.

Das iſt noch nicht alles. Auſſer den Eyern, die ſie eſſen und zu Oehl benutzen, trocknen ſie eine erſtaunende Menge am Feuer oder an der Sonne auf Hürden. Sie nehmen ganze Körbe voll, deren jeder wohl tauſend Eyer enthält, mit nach Hauſe, und verhandeln viere davon für ein Meſſer.

Iſt alles geendet, ſo beladen ſie ihre Canote mit ſo viel Schildkröten, als ſie tragen können, nachdem ſie den letztern zuvor Hände und Füſſe gebunden haben, um ihnen die Flucht zu wehren.

Aeuſſerſt bewundernswürdig iſt die Menge Eyer, welche die Schildkröten in ihrem Leibe haben. Denn auſſer denen, die ſie im laufenden Jahre legen, haben ſie auch ſchon welche für das folgende Jahr, beynahe von gleicher Gröſſe,

nur

nur ohne Hülle. Die, welche ſie aufs dritte Jahr legen werden, ſind ſo groß, wie eine Muſketenkugel, und die fürs vierte Jahr, wie eine Flintenkugel, und ſo geht es in dieſem Verhältniß fort, bis man endlich auf Eyer kommt, die nicht gröſſer als ein Senfkorn ſind. Auf alle Jahre voraus haben alſo ſchon die Schildkröten für Brut in ihrem Leibe den Stoff.

Sehr fiſchreich iſt der Oronoco ebenfalls. Zu gewiſſen Zeiten des Jahrs ziehen die Fiſche in ſo groſſer Menge, daß ſich von ihnen ein unerträglicher Geruch auf eine groſſe Strecke verbreitet. Man wirft ſie alsdann bloß mit den Rudern in die Böthe. Die Eingebornen pflegen auch zur Nachtzeit ſie in irgend einer Bucht dadurch zu fangen, daß ſie mit groſſen Knitteln, wie Raſende, rings umher ins Waſſer ſchlagen; die Fiſche ſpringen alsdann aus Furcht in groſſer Menge in die Böthe. Doch gibt es nicht viele Arten. Eine der merkwürdigſten iſt der Pfeilſchwanz (Raja paſtinaca), der einen Pfeil ſtatt des Schwanzes hat, deſſen Verwundungen nur alsdann gefährlich ſind, wenn man nicht frühzeitig genug die nöthigen Hülfsmittel braucht.

4. Auch hier iſt der Kamm-Leguan, eine Art Iguana oder Eidechſen, die ſich nahe bey den Flüſſen in und an den Bäumen aufhält, und bey dem geringſten Geräuſch im Waſſer verkriecht. Die Indianer eſſen die Eyer dieſer Thiere gern,

bekümmern ſich aber nicht um die gelegten, ſondern ziehen die vor, welche ſie den getödteten Thieren aus dem Leibe nehmen.

5. Die Caimans oder Americaniſchen Crocodille ſind ſo häufig, daß man zuweilen 30-40 auf Ein Mahl an den Ufern des Oronoco ſieht. Die größten ſind 12-14 Fuß lang. Bloß die Nation der Guamis ißt ihr Fleiſch. Die Eyer aber werden von den Indianern und Negern häufig gegeſſen. Ihr Geſchmack iſt nicht unangenehm.

6. Eine andre Art Crocodille, die der vorigen ſehr ähnlich aber unendlich kleiner iſt, ebenfalls fleiſchfreſſend und nicht weniger wild (wahrſcheinlich Lacerta Dracaena) wird von den Einwohnern, die bis zur Narrheit auf das Fleiſch dieſer Thiere erpicht ſind, Baviglia genannt. Es iſt ſchwarz, mit dunkelgelb vermiſcht und hat zwar überall Schuppen, die aber nicht dicht und hart ſind.

7. Unter allem zahmen Vieh, das aus Europa hierher gebracht worden, iſt das Rindvieh das ſchätzbarſte. Es hat ſich auch am Oronoco in 20 Jahren ſo vermehrt, daß eine ſchöne junge Kuh nicht mehr als 3 Thaler gilt, und auf den wöchentlichen Märkten von Caracas nur Einen Thaler. Deſſen ungeachtet kann ein Europäer ſeinen Appetit nach Rindfleiſch nicht oft befriedigen, denn es hält ſich nur einen Tag; und eingeſalzen, oder an der Sonne gedörrt hält es ſich auch nicht lange, denn nach wenigen Tagen iſt es ſo trocken wie Holz,

und

und in der regnigen Jahreszeit bekommt es auch noch die eckelhaften Ueberbleibſel der Inſecten.

12. Oerter.

Carthagena, am weſtlichen Arm des Magdalenenfluſſes, iſt den hierher kommenden Europäern wegen der groſſen Hitze und vielen Stürme ſehr beſchwerlich, daher ſie meiſtens krank werden. Die hierher kommenden Spanier verlieren ihre Stärke und Farbe in wenig Monathen. Ihre Bewegung iſt matt und ihre Worte werden mit einer ſchwachen Stimme und langſam ausgeſprochen. Außer der ſtarken Handlung bereichern ſich die Einwohner vornehmlich durch die Perlen, welche von der Inſel Margarita und andern benachbarten Inſeln hierher gebracht, zubereitet und durchgebohrt werden.

XLIX.

Guayana.

1. Lage und Grenzen.

Das nordöſtliche Küſtenland von Südamerica, zwiſchen den beiden großen Strömen, dem Orinoco und Maranhon oder Amazonenſtrom, wo von der Mündung des letztern an der Aequator die Grenze in Süden ziehet.

Ungefähr zwiſchen dem 34ſten und 42ſten Grad weſtlicher Länge von Ferro. Eine Parallellinie, etwas öſtlich vom Parimaſee mit der Küſte zwiſchen dem Orinoco und Maranhon gezogen, beſtimmt etwa die Südweſtgrenze.

2. Clima.

2. Clima.

1. Heißfeucht, ungeſund. Durch die größere und noch immer fortdauernde Ausrottung der Wälder und Austrocknung der Sümpfe iſt die Luft doch viel geſünder geworden, als ſie vor 20 oder 30 Jahren war, und zugleich hat ſich die Hitze ſehr gemindert. Selten erreicht hier Jemand ein Alter von 50 Jahren; doch ſollen die innern Gegenden des Landes geſünder ſeyn.

2. Der Regenſommer dauert hier von Anfang Novembers bis zu Ende des Mayes. Die Hitze iſt dann durch das Gewölke, welches die Sonnenſtrahlen nicht ſo durchläßt, gemäßigt; in den andern Monathen aber iſt es überaus heiß. In Surinam aber ſoll es in den Monathen Junius und Julius beſtändig und in einigen Monathen wieder gar nicht regnen. In den übrigen Monathen wechſeln Regen und Sonnenſchein mit einander ab, und dieſe Monathe ſind die angenehmſten und fruchtbarſten.

3. Nahmen.

Es heißt auch Guyana, auch Goyana.

4. Haupteintheilung.

1. Spaniſches Guayana, von welchem der Orinoco die Weſtgrenze macht.
2. Holländiſches Guayana, von welchem der Fluß Pumaron in Weſten die Grenze zwiſchen dieſem und dem Spaniſchen, und der Fluß Maroni in

Oſten

Oſten die Grenze zwiſchen dieſem und dem Franzöſiſchen zieht. Es erſtreckt ſich gegen 22 geographiſche Meilen weit ins innere Land hinein.

3. Das Franzöſiſche Guayana, welches ſich bis zum Fluß Oyapoc in Oſten erſtreckt. Es heißt auch La France èquinoxiale, und beſteht aus der Inſel Cayenne und dem Küſtenlande.

4. Portugieſiſches Guayana im Norden des Aequators, zwiſchen dem eben genannten Fluß in Nordweſt und dem großen Maranhon in Südoſten, dem ſüdadlantiſchen Ocean in Nordoſt und dem Cuyari oder Anaurapucu, der nach Südoſt in den Maranhon fließt, in Südweſten.

5. Gewäſſer.

A. Meer. Auf der ganzen Nordoſtſeite der ſüdatlantiſche Ocean.

B. Große Ströme.

a) Der Orinoco, deſſen öſtlicher Hauptarm, Paragua genannt, ganz unten im Süden des Spaniſchen Guayana, aus dem großen See Parima eatſpringt, ſich hierauf ſüdweſtlich hinab, dann wieder in einer großen Krümmung weſtlich herauf nach Neu-Granada zieht, und von da in nordweſtlicher Richtung ferner hinauf die mehrmahls erwähnte Scheidelinie zwiſchen Neu-Andaluſien und Guayana macht.

b) Der Eſſequebo im Holländiſchen Guayana kommt aus Südweſten herauf, nimmt mehrere

rere Nebenflüſſe auf, und hat in den obern Gegenden 39 Waſſerfälle.

6. Boden.

1. Guayana iſt ein niedriges Land, in deſſen Innern man wenige Berge findet, von dem Meere umgeben, von Bächen und Flüſſen durchkreuzt, mit Seen bedeckt, ſieben Monathe lang bis auf 20 und 30 Meilen vom Meere überſchwemmt, in welcher Zeit es noch dazu beſtändig regnet. Nur einige erhabnere Theile vom Lande ragen über das Waſſer in dieſer Zeit hervor, und ſehen wie Inſeln aus.

2. Im Holländiſchen Guayana. Wegen der niedrigen Küſten und Ueberſchwemmungen, denen es ausgeſetzt iſt, wird es nur an den meiſtens weit hinauf ſchiffbaren Flüſſen angebaut. Hier aber iſt das Erdreich ſo fett, daß es nicht allein keines Düngers bedarf, ſondern durch den Anbau von nährenden Wurzeln und Fruchtbäumen eines Theils ſeiner Ueppigkeit beraubt werden muß, wenn man eine Zucker- oder Caffeepflanzung anlegen will. Der Pflanzungen ſind mehr als 500, die unter den Hauptnahmen Eſſequebo, Demerari, Berbice und Surinam begriffen ſind.

3. In Surinam beſonders gibt es auch Sandland, welches Bäume zum Bauen hervor bringt. An den Ufern der Flüſſe Commewine und Rio Cottica iſt ſchwarzer Erdboden, auf welchem zwey auch wohl nur Einen Fuß hoch Torferde liegt, die

die ſeit Jahrhunderten durch abgefallne Blätter und verfaulte Büſche entſtanden iſt. Auf ſolchen werden die Zucker- und Caffeeplantagen angelegt. Die Einwohner müſſen äußerſt vorſichtig ſeyn, daß in der trocknen Zeit kein Feuer in dieſes Erdreich kommt, denn es iſt alsdann ſehr ſchwer zu löſchen, und wenn die Torferde ausgebrannt iſt, wächſt lange Zeit kein Zuckerrohr und Caffeebaum mehr darauf. Wenn der ſchwarze Erdboden nicht zugleich mit ausgebrannt iſt, ſo kann man noch Baumwolle darauf erhalten. Wenn aber aus demſelben die ſalzichten, öhlichten, und andre Theile bey einem Brande auch verzehrt worden ſind, ſo iſt der Boden ganz unfruchtbar. Wenn man deßwegen bey der Anlage einer Pflanzung auf einem ungebauten Stück Landes das abgehauene Holz verbrennen will, muß man es gleich nach dem Julius thun, weil alsdann das Erdreich noch ſehr feucht iſt, und nicht ſo leicht verbrennt.

4. Im Franzöſiſchen Guayana iſt die Inſel Cayenne voller Moräſte und nur auf den kleinen Hügeln des Anbaues fähig. Das Küſtenland iſt noch ſchlechter und ungeſunder, weil es nicht nur voller Moräſte, ſondern auch voller Waldungen iſt. Da es großen und langen Ueberſchwemmungen ausgeſetzt iſt, ſo ſind ebenfalls, wie im Holländiſchen Guayana, nur die Gegenden weiter an den Flüſſen hinauf des Anbaues fähig.

7. Ein-

7. Einwohner.

1. Die Caraiben oder ſo genannten Bocken, welche von den Antillen hier herüber gekommen ſind, beharren, ob ſie gleich ſchon viele Jahre unter den Europäern oder in ihrer Nachbarſchaft wohnen, doch noch immer in ihrem ehemaligen wilden Zuſtande. Sie wohnen beſonders um den Orinoco, und entvölkern durch ihre unaufhörlichen Streifereyen und Kriege das Land immer mehr.

2. Die andern Indianer ſind gute Fiſcher und Jäger, aber zum Kriege unbrauchbar, weil ſie nicht vor dem Feuer ſtehen. Von Farbe ſind ſie gelb, und von Perſon klein, breitſchlutrig, mit breiten Geſichtern, eingedrückten Naſen und kleinen Augen. Unter ihnen ſind

   a) Galibyer, eine ziemlich zahlreiche Hauptnation, auf der Küſte, von Cayenne an in Oſten bis zum Orinoco in Weſten.

   b) Die Tareupier, eine ſehr zahlreiche Völkerſchaft im öſtlichen Guayana.

   c) Die Calipuriner, im ſüdlichen Guayana, deren Sprache faſt die allgemeine in Südamerica iſt.

Dieſer eingebornen Indianer waren 1769 im Franzöſiſchen Guayana etwa 10000, welche durch Miſſionarien von ihrer herumſtreifenden Lebensart entwöhnt und an der Küſte anſäſſig gemacht worden ſind.

Im Holländiſchen Guayana haben ſie ſich von den Holländern entfernt, und wohnen meiſtens an

an Flüſſen, nicht weit von der Mündung derſelben. Sie leben unabhängig in Ruhe und Trägheit. In die Holländiſchen Pflanzorte kommen ſie nur des Handels wegen. Sie bringen Schildkröten, die hier ungemein groß ſind, Hängematten, Raben, Papageyen ꝛc. und kaufen dagegen Pulver, Bley, Lunten, Cattun, Spiegel und ſtarke Getränke, die ſie ſehr lieben.

Ihre Tobakspfeiſe machen ſie ſich aus einem Maisblatte, darein ſie den Tobak wickeln. So bald ſie als Chriſten aufhören nackend zu gehen, und ſich etwas reinlicher halten, ſehen ſie weit weißer aus. Einige Wilde laſſen auch die Barthaare wachſen. Ihre Haare werden äußerſt ſelten grau, ſondern bleiben immer ſchwarz. Auch haben ſie keine Runzeln im Geſichte, ſondern an den Füßen, woran man ihr Alter erkennt. Vielleicht gibt es kein ſchwächeres Volk auf dem Erdboden, als dieſe Indianer. Doch ſind ſie alle gute Schwimmer und überhaupt ſehr gewandt, und wiſſen ihren Körper ganz zu gebrauchen. Eine Stecknadel heben ſie mit den Zehen ihrer Füße auf; die, weil ſie nie durch Schuhe gedrückt werden, wie unſre Finger, weit aus einander ſtehen. Es hält ſchwer, ſie dazu zu gewöhnen, daß ſie ihren Leib bedecken; dennoch aber halten ſie ſehr auf Putz. Ihr Kleid iſt die Farbe, womit ſie ſich bemahlen. Fehlt ihnen dieſer Anzug, ſo ſchämen ſie ſich ſo ſehr vor Andern zu erſcheinen, als wir ohne Kleider. — Sie ſind ſehr genügſam, aber — aus Faulheit. Das Lügen iſt ihnen ſo ſehr zur Gewohnheit geworden,

daß ſie ſich deſſen nicht einmahl ſchämen. Sie ſind äußerſt neugierig. Kommt ein Fremder in das Dorf, ſo eilt jeder, ihn zu ſehen, und Anmerkungen über ihn zu machen. Der größte Gegenſtand ihrer Neugierde ſind die Bücher und das Papier der Europäer. Sie haben für Geſchriebnes eine außerordentliche Ehrfurcht, und betrachten es als etwas Uebernatürliches. Wenn man ihnen daher einen Brief zu beſtellen gibt, wickeln ſie ihn als ein Heiligthum in ein Tuch oder Blätter und übergeben ihn getreulich. Sie glauben auch, daß man mittelſt des Geſchriebenen alles Verborgne an den Tag bringen könne.

Nichts geht über ihren Stolz und ihre kindiſche Unbeſtändigkeit, weßhalb ſie öfters aus den angelegten chriſtlichen Dörfern in die Wälder zurück fliehen. Jede Dorfſchaft hat ihren König, deſſen Anſehen aber nur im Kriege, wenn er zum Anführer gewählt wird, von einiger Bedeutung iſt. In den chriſtlichen Dörfern hat auch ein ſolcher einige Unterſcheidungszeichen, z. B. einen Commandoſtab mit einem ſilbernen Knopf, und eine beſondre Bank in der Kirche. Von Höflichkeitsbezeugungen wiſſen ſie überhaupt nichts. Statt die Hand zu küſſen, beriechen ſie dieſelbe mit der Naſe. Familiennahmen haben ſie auch nicht, ſondern die Mütter geben den Kindern Nahmen von irgend einem Unterſcheidungszeichen des Körpers, z. B. der Schielende, der Spitznaſige. Aeltern pflegen ihre Kinder, ſelbſt wenn dieſe ſchon Kinder haben, zu ſtreicheln, zu liebkoſen, und ſie noch immer Kindchen zu nennen. Obgleich die Nationen nie

lange

lange an einem Orte bleiben, ſo hat doch jede einen gewiſſen Bezirk, darin ſie keinen Fremden leiden, welches bey der geringen Menſchenzahl ſehr wohl angeht. Die Tamanachir, wie ſie noch Heiden waren, hatten eine Strecke von mehrern hundert Meilen und darin überall drey Dörfer für etwa 125 Seelen. Vier bis fünf Hütten, worin gewöhnlich mehrere Familien aus Faulheit bey einander wohnen, machen ſchon ein Dorf aus. Manche von dieſen Hütten ſind kaum halb gedeckt. Fenſter oder Lichtöffnungen haben ſie nicht. Wollen ſie hinaus ſehen, ſo heben ſie ein Paar Palmzweige auf. Auch die Thüröffnungen ſind ſehr klein. Von öffentlichen Gebäuden z. B. Kirchen ꝛc. wiſſen ſie nichts. Nur die Caraiben haben öffentliche Tanzhäuſer. Ihre Tageszeit beſtimmen ſie nach dem Stande der Sonne. Gröſſere Zeitabſchnitte rechnen ſie nach Monden, oder den Zeiten der Ernten. Durch das letztere Mittel bekommen ſie richtige Sonnenjahre.

Von den Europäiſchen Waren glauben ſie, daß ſie von ihren verſtorbnen Landsleuten verfertigt werden, die ſich jetzt in unſern Ländern aufhalten. Sonne, Mond und Sterne halten ſie für lebendige Geſchöpfe; daher rührt ihre Angſt über Sonnen- und Mondfinſterniſſe. Da ſie nichts beſitzen, was die Stelle unſrer Buchſtaben und Schriften vertreten könnte, ſo bedienen ſie ſich gewiſſer Bänder und Knoten, um etwas mit Abweſenden zu verabreden. Wollen ſie die Zeit einer Zuſammenkunft verabreden, ſo ſchürzen ſie ſo viel Knoten, als Tage bis zur geſez-

ten Zeit verſtreichen ſollen. Mit jedem Tage wird ein Knoten aufgelöſet, auch von dem Boten, der ein ſolches Band überbringt.

Bey ihrem Müſſiggang können ſie ohne Spiele faſt nicht leben. Sie haben dieſe daher in eine Kunſt verwandelt, darauf Belohnungen geſetzt ſind. Jede Nation hat auch ihre beſondern Tänze.

An verſchiednen guten Brotarten, theils aus Caſſave, theils aus Mais, fehlt es nicht: und dennoch gibt es viele Indianer, die aus Trägheit lieber Erde freſſen. Die Ottomacher z. B. vermiſchen eine Art wohlriechenden Thon mit einer gewiſſen Frucht und machen kleine Brötchen daraus, die ſie mit groſſem Appetite verzehren. Viele eſſen ſogar die Erde ganz unvermiſcht, ſo wie den Thon, woraus ſie Töpfe zubereiten; doch genieſſen die Ottomacher dabey Crocodillenfett, welches ein gutes Abführungsmittel iſt.

Ihr Fleiß im Ackerbau verdient nicht das geringſte Lob. Durch die Ermunterung der Miſſionarien ſind ſie endlich ſo weit gebracht, außer den im Walde abgebrannten Stellen, die ſie gewöhnlich nur Ein Mahl nutzen, die ſehr fruchtbaren Inſeln des Oronoco nach ihrer Ueberſchwemmung noch mit Jucca, Mais, Bohnen, Gurken, Kürbiſſen ꝛc. zu bepflanzen. Mehr Neigung als zum Ackerbau, der größtentheils den Weibern überlaſſen iſt, hat der Indianer zur Jagd, Fiſcherey und zum Handel, welcher aber bloß in einer Umtauſchung ihrer Producte gegen Europäiſche Waren beſtehet. Dieſe wandern

aber

aber auch bald aus einer Niederlaſſung in die andre. Ihr Handel erfordert übrigens nicht viel Rechnungen, die ſie auch nicht verſtehen. Indeſſen können ſie doch mehr als drey zählen; 5 iſt eine Hand, 6 nennen ſie einen von der andern Hand, 10 ſind beide Hände ganz. Wenn ſie 11 ausdrücken wollen, ſo ſtrecken ſie beide Hände und einen Fuß aus, mit dem Beyſatze: eins am Fuße, 16 heißt einer am andern Fuße; 20 heißt ein Menſch, welches hier beide Hände und Füße bedeuten ſoll. Eins an der Hand eines andern Menſchen heißt 21, 40 zwey Menſchen. Gewöhnlich können ſie durch Worte nicht mehr als 100 oder 200 zählen. Die Frau muß ihrem Manne, wenn er auf die Jagd geht, die Hunde nachtragen, damit das arme Vieh nicht müde wird; und, wenn ſie noch jung ſind, ſo müſſen ſie ihnen auch unterwegens, als ob es eigne Familie wäre, die Bruſt geben.

Die Kinder der Caraiben und Neger werden meiſtens ganz frey auf dem Rücken getragen, und müſſen ſich mit den Füßen in den Seiten der Mutter anklammern. Allein eben daher tragen ſie faſt durchgehends krumme Beine und einwärts ſtehende Knie davon. Die Caraiben preſſen ihren Kindern den Kopf zwiſchen zwey Breter, ſo lange, bis ihnen die Augäpfel berſten wollen, und ein weißer zäher Schleim aus der Naſe zu quellen anfängt. Auch die freyen Neger, die unter den Caraiben wohnen, haben dieſe Sitte angenommen, um dadurch ihre freygebornen Kinder von den Kindern der eingebrachten Negerſclaven auszuzeichnen.

3. Die Buſchneger im Holländiſchen Guayana, die ſonſt ſo große Verwüſtungen anrichteten, und entweder ausgerottet oder zur Ruhe gebracht, beſonders durch den Eifer und die Tapferkeit eines Obriſten Friderici, der außer einem Jägercorps eine 300 Mann ſtarke Schaar von Freynegern errichtete, welche die Holländiſche Compagnie unter allen Negern ausſuchen und von ihren Herren freykaufen ließ. Dieſe waren mehr, als Europäiſche Soldaten, im Stande, die Buſchneger in ihre unzugängliche Wildniſſe und Sümpfe zu verfolgen, und die mit den Streifereyen verbundenen Mühſeligkeiten auszuhalten.

4. Außer den Buſchnegern ſoll es noch zwey andre Partheyen von feindſeligen Schwarzen geben, deren Zahl auf 30000 geſchätzt wird; allein mit dieſen lebt die Holländiſche Colonie in Frieden.

5. Die Negerſclaven, deren im Holländiſchen Guayana über 100000 geſchätzt werden, werden lange nicht mehr ſo hart als vormahls behandelt. Ihr Zuſtand iſt beſſer, als die Lage des Landmanns in vielen Gegenden von Europa. Die Creolneger, die in Surinam geboren ſind, ſollen eine weniger platte Naſe und eine glattere Haut als die Africaniſchen haben. Sie ſind nur weniger häßlich, ſie ſind auch geſünder, fähiger, und ihren Herren ergebener. — Die Neger erhalten, ſo lange ſie geſund ſind, reichliche Nahrung und wenn ſie erkranken, eine ſorgfältige Pflege. Schwangere

gere Negerinnen müſſen zwar bis zur Niederkunft auf dem Felde arbeiten, allein nicht ſo ſchwer und ſo viele Stunden, als die übrigen, und nach ihrer Entbindung können ſie vierzehn Tage zu Hauſe bleiben. Wenn ſie wieder zu arbeiten anfangen, ſo gehen ſie zwey Stunden ſpäter auf das Feld und eben ſo viele Stunden früher nach Hauſe, als ihre Mitſchweſtern. Negerinnen, die viele Kinder haben, werden von allen ſchweren Arbeiten befreyet, und bloß zu leichtern häuslichen Verrichtungen gebraucht. Es können hier die Neger ſo viel eignes Vermögen beſitzen, als ſie nur irgend auf eine erlaubte Art, z. B. durch das Halten von Schweinen und Geflügel, durch das Fiſchen oder ſonſtige Arbeiten in den Ruheſtunden zu erwerben im Stande ſind. Ein Europäer beſuchte eine kranke Negerinn, deren Bette wenigſtens 150 Gulden werth war, und die ihm köſtlichen Maderawein vorſetzen ließ. Vormahls aber wurden ſie viel härter behandelt, ſo daß viele in die Wälder entliefen, und von da aus die Plantagen verwüſteten. Beſonders richteten ſie gefährliche Empörungen an in den Jahren 1763 und 1772. Aus dieſen rebelliſchen Negern entſtanden eben die Buſchneger.

6. Holländer ſind beſonders im Holländiſchen Guayana.

7. Franzoſen, die der Religion wegen flüchten mußten, befinden ſich eben daſelbſt. Im Fran-

zöſiſchen Guayana ſind ihrer auch, aber nur wenige. Im Jahr 1769 waren etwa 1300.

8. Mähriſche Brüder, eben daſelbſt.

9. Juden, eben daſelbſt.

8. Pflanzen.

1. Die Caffeplantagen in Surinam ſind viel einträglicher, als die Zuckerplantagen; aber ihr Ertrag iſt nicht ſo ſicher. Die Holländer verpflanzten den Caffebaum (Coffe arabica L.) aus Arabien zuerſt nach Java und von da nach Surinam, welches leztere zu Anfang unſers Jahrhunderts 1718 geſchah. Von Surinam erhielten ihn die Franzoſen zu Cayenne durch ihre Ueberläufer 1722. Zu allererſt aber brachten ihn die Spanier in dieſe Länder. Er wächſt gemeiniglich 10 = 12 Fuß hoch, wird aber in einer Höhe von 6 = 7 Fuß gekappt, damit er deſto mehr Aeſte bekommen ſoll. Dieſes Abköpfen iſt aber eine Haupturſache der Unfruchtbarkeit, indem bei weitem nicht mehr ſo viel Caffe als ſonſt wächſt. Die Wurzel bringt einen gerade in die Höhe ſchieſſenden Stamm hervor, der unten beynahe zwey Daumen dick, und gleich anfangs ſtark mit Zweigen beſetzt iſt, wovon die unterſten wohl 5 Fuß lang werden. Die Zweige, welche ſich kreuzweiſe in der Rinde über einander pyramidenförmig ausbreiten, geben ein ſehr ſchönes Bäumchen. Die Blätter ſind ungefähr 5 Zoll lang und 2½ Zoll breit, ſtehen gegen einander über,

über, ſind den Lorbeerblättern ziemlich ähnlich, oben glatt, von ſehr dunkelgrüner Farbe, unten aber heller. Aus ihren Stängelchen ſproſſen verſchiedne Blumen hervor, die in einem weiſſen, beynahe einen halben Zoll langen Röhrchen beſtehen, und den Jasminen völlig gleich ſind. In dem Kelche der Blume ſitzt ein kleines, grünes Knöpfchen, als der Anfang der Frucht, das ſich nachher in ein rothes, längliches Korn verwandelt, worin ſich zwey kleine Bohnen befinden, die an der einen Seite rund, an der andern platt und in eine weißliche Haut eingeſchloſſen ſind. Dieſe Bäume blühen in der Regenzeit, da ſie auch ihre Früchte anſetzen, und wenn ſie in voller Kraft ſind, gemeiniglich 4 = 5 Pfund Bohnen im Jahre bringen. Sie tragen jährlich zwey Mahl. Diejenigen, die im Julius blühen, liefern ihre Früchte im September und October, und die, welche in der Regenzeit blühen, bringen ſie zu Ende des Januar und im Februar.

Mit dem Zucker, von deſſen Bereitung wir ſchon bey einigen Gelegenheiten Merkwürdigkeiten erzählt haben, geht mancherley Betrug hier vor. Wenn man z. B. Zuckerrohr von niedrigem und naſſem Boden oder unreines hat, ſo nimmt man drey Mahl ſo viel Kalk dazu. Man gießt auch etwas Lauge von Aſche dazu, oder thut Alaun (das allerſchädlichſte) hinein. — Auſſer dem Rum liefert das Zuckerrohr hier

auch noch einen Trank, den man Dram nennt. Er wird aus dem Schaum, den man beym Zuckerſieden abſchöpft, gemacht, nicht auſſer Landes verſendet, ſondern nur von Matroſen und Negern getrunken. — Wenn man von einem Acker von 170 vierzehnſchuhigen Ruthen andert-halb Oxhoſt Zucker erhält, ſo hat man Vortheil genug.

2. Cacaobäume und Baumwollenſtauden werden in Surinam nicht in beſondern Pflanzungen, ſondern nur nebenher in den Caffeplantagen gezogen. Die Cacaobäume am Oronoco die man noch nicht lange entdeckt hat, geben nicht ſo wohlſchmeckende Bohnen, als die ſüdlichern am Maranhon in Braſilien. Baumwolle finden auſſerdem die Indianer überall genug, ohne daß ſie nöthig hätten, dieß Gewächs mühſam zu ziehen. Ueberhaupt wächſt der Cacaobaum (Theobroma Cacao. L.) wohl 11, 12 Fuß hoch. Der Stamm iſt etwa 4 Zoll dick. Das Holz iſt mit langen, grünen Adern voll Saft verſehen. An den dichten, beynahe 8 Fuß langen Zweigen, die 2 Fuß über der Erde kommen, ſitzen lebhaft grüne, nach der Erde gebogne Blätter, welche 8, 12 Zoll lang und 3-6 Zoll breit ſind. Die Blüthe iſt hell fleiſchfarbig, mit rothen Pünctchen. Die Blumen und Fruchtknoſpen erſcheinen nicht an den jungen Zweigen oder an ihrem Ende, ſondern kommen aus dem Stamme und den ſtärkſten Zweigen;

aber

aber kaum der vierte Theil gibt Früchte. Er gibt ebenfalls, wie der Caffebaum, zwey Mahl im Jahre ſeine Früchte. Die Früchte ſind aber im September und October beſſer und überflüſſiger, als im Januar und Februar. Man ſchneidet die unterſten Aeſte, ſo weit man reichen kann, damit der Baum eine Krone erhalte, ab. Man pflanzt 168 Cacaobäume auf einen Acker, und jeder Baum kann 3 Pfund Cacao alle Jahre liefern.

3. Die Quaſſia oder der Bitterholzbaum hat ſeine lateiniſche Benennung quaſſia von einem Surinamiſchen Sclaven erhalten, der ſeine Heilkräfte in Surinam zuerſt entdeckt haben ſoll. Man hat nachher verſchiedne Pflanzen von dieſem Bäumchen auch nach der Inſel Cayenne gebracht, wo ſie gut fortkamen, blüheten und Früchte trugen. Dieſer Baum oder eigentlich Strauch liebt kühle und feuchte Gegenden, daher er an das Ufer der Bäche und Flüſſe gepflanzt, am beſten fortkommt. Seine Heilkräfte ſtecken beſonders im Holze der Wurzel. Die Wurzel hat keinen Geruch, aber einen ſehr bittern Geſchmack, und iſt als ein vortreffliches Arzneymittel, unter dem Nahmen Bitterholz oder Quaſſienholz in den Apotheken bekannt. Man bedient ſich deſſelben im Waſſer abgekocht oder nur übergoſſen, oder auch als Pulver ganz roh. Es ſoll die Stelle der Fieberrinde, die wir in Peru werden kennen lernen, vertreten; ſoll eben

die

die Eigenſchaften haben, und oft in gewiſſen Arten Fiebern noch weit kräftiger, als jene wirken. Nach andern aber ſoll ſie vorzüglich auf die geſchwächten Nerven und Verdauungswerkzeuge wirken.

4. Der Seringat gibt das berühmte merkwürdige elaſtiſche Gummi. Der Stamm dieſes Baumes wächſt unterhalb zu einer Dicke von 9 - 10 Fuß im Umfange an. Er hat nirgends Zweige, als an dem Gipfel. Die Blätter, die einige Aehnlichkeit mit den Blättern des Manioc haben, ſind oberhalb grün und unterhalb weißlich. Der Same iſt in Kapſeln mit 3 Fächern, der der Frucht des Americaniſchen Wunderbaums gleicht, aber drey Mahl gröſſer iſt. Er läßt ſich in den Wäldern ſchwer bemerken, weil ſein Gipfel ſich unter den buſchigten Bäumen, die ihn umgeben, verbirgt und verliert. Wenn man aber ſtatt in die Höhe zu ſchauen, nach der Erde ſieht, ſo wird man bald an ſeine nahe Gegenwart durch die vielen jungen Schößlinge erinnert, welche ſein Samen hervor bringt, der auf die Erde fällt, keimt und eine Zeit lang wächſt, aber durch die dichten Wälder wieder erſtickt wird. Der Saft des Seringat kann zu allen Zeiten geſammelt werden, die bequemſte aber iſt die Regenzeit, weil er alsdann am häufigſten vorhanden iſt. Dieſe Zeit wählen auch die Indianer. Sie waſchen zuerſt den Stamm drey Fuß

über der Erde bis auf ſieben oder acht Fuß in die Höhe. Hierauf binden ſie ihn an dem Orte, wo ſie zu waſchen angefangen haben, mit einem fingersdicken Strick von der Liane, einer andern Pflanze. Auf dieſen Strick wird eine Lage mit Waſſer angemachter Erde gebracht, und ein Ablauf zwiſchen dem Stamm und der Lage Erde gelaſſen, ſo daß alles abhängig geht. In dem unterſten Theil der Erdlage wird ein Palmblatt befeſtigt, das wegen ſeiner Steifigkeit und Höhlung zum Abtropfen dient. Am Ende reicht es in eine Kürbisflaſche, die auf der Erde ſteht. Wenn alles dieſes fertig iſt, ſo werden Einſchnitte in den Stamm gemacht, ein wenig oberhalb der Erdlage an zehn bis zwölf Orten. Der Saft läuft durch dieſe Einſchnitte aus, ſammelt ſich in dem Ablauf, worin er zu dem Palmblatt und auf dieſem in die Flaſche fließt. Wenn Saft genug vorhanden iſt, ſo gibt ihm der Indianer eine Zubereitung, welche ein nur den Einwohnern bekanntes Geheimniß iſt, und gießt ihn alsdann in Formen, wo er trocknet, verdickt, feſt wird, und die Geſtalt der Form annimmt. Sammelt man dieſen Saft b'oß auf, und verdickt ihn durch die Ausdünſtung ohne die geheime Zubereitung, ſo gibt er bloß ein dem Wachs ähnliches Weſen, das durch die Wärme erweicht wird, unter den Fingern ſich ziehen läßt, und deſſen Stücke, wenn es zerbricht, in der Wärme wieder zuſammen ſchmelzen. Eben dieſer Saft hinge-

hingegen, von den Wilden zubereitet, wird ein elaſtiſches Weſen, das ſich im Waſſer nicht auflöſen läßt, und welches eine gemäßigte Hitze nicht verändert. Die Americaner bilden ſchlechte Figuren von Früchten, Vögeln und andern Dingen daraus, die man mit Gewalt wider einen Stein auf die Erde werfen, ausziehen und zuſammen drücken kann, ohne daß ſie brechen, oder ſich verändern, und die allezeit ihre erſte Figur wieder annehmen. Man macht auch eine Art Stiefeln daraus, die in einem Lande, das von Bächen durchſchnitten und mit Waſſer bedeckt iſt, von gutem Nutzen ſind. 1747 fand man den Seringat auch in den Cayenniſchen Wäldern.

5. Der Zimmtbaum des Oronoco iſt erſt in den Jahren 1746 und 1747 entdeckt worden.

6. Einen ſehr bequemen Leim, der auch zum Zuſiegeln der Briefe gebraucht wird, giebt das ſo genannte Zwiebelkraut, und zwar dienen dazu die von deſſen Stängel abgeſchabten Theile.

7. Der Moeracco (Laurus Perſea. L.) den wir ſchon unter dem Nahmen der Avocado-Birn auf Antigua antrafen. Iſt ein groſſer Baum mit länglichen, eyrunden, am Ende ſpitzigen, ſehr grünen lederartigen Blättern. Die röthliche Blume beſteht aus verſchiedenen kreuzweis liegenden Blättern, und ſieht faſt einem Stern ähnlich. Die Frucht hat die Geſtalt einer groſſen bon Chretien-Birn, iſt mit einer glatten, dünnen

den, ſtarken und hellgrünen Schale umgeben, fleiſchig und blaßgrün. Vollkommen reif iſt ſie ſo weich, als eine Pfirſche und ſo ſaftig, daß man ſie mit einem Löffel eſſen kann. Mitten in der Frucht findet man einen beynahe runden Kern, in der Größe einer Apricoſe, mit einer glatten bräunlichen Haut umgeben. Aus dieſem Kerne zieht man den Baum, der aber das Verpflanzen nicht gut verträgt.

Der Geſchmack der Frucht, die man mit Pfeffer und Salz ißt, oder wie die Artiſchocken mit einer Brühe von Pfeffer und Eſſig zubereitet, iſt bey den Einwohnern ſehr beliebt. Die Frucht iſt nahrhaft und geſund.

8. Zu den beſten angepflanzten Bäumen rechnet man den Mammelbaum (Mammea americana. L.) Er wächſt pyramidenförmig, 40=50 Fuß hoch. Die Blätter bleiben das ganze Jahr hindurch grün, ſind eyförmig, am Ende ſpitzig, ſechs bis ſieben Zoll lang, und von hellgrüner Farbe. Die Zweige ſind groß und blätterreich, und geben einen ſchönen Schatten. Der Baum hat röthliche Blumen und bringt zwey Mahl im Jahr ſeine Früchte. Das Fleiſch der Frucht iſt gelblich und von einem angenehmen Geſchmacke, faſt wie eine Apricoſe. In der Mitte findet man einen, zwey oder drey harte Körner, die eine weiſſe Mandel enthalten. Roh genoſſen, hinterläßt ſie im Munde einen angenehmen aber etwas bittern und

gummich-

gummichten Geſchmack. Man ſchneidet ſie vor dem Genuß in kleine Stückchen, und legt ſie eine Stunde lang in Wein und Zucker, wodurch das Bittere des Geſchmacks ſich verliert. Sie wird auch gedämpft und eingemacht, und iſt gut für die Bruſt, geſund und nahthaft.

9. Der Elephantenlausbaum (Anacardium occidentale), den wir ſchon in Jamaica kennen lernten, treffen wir auch hier wieder an. Wir wollen unſre Kenntniß von ihm erweitern. Er heißt hier auch der Cachoubaum, wächſt ſehr hoch und gibt gutes Zimmerholz von einem lieblichen Geruch. Seine Blätter ſind groß und dick, nach unten zu rund, laufen aber ſpitzig zu, in der Mitte von lebhafter und glänzendgrüner Farbe, am Rande roth und bläulich. Die Blume beſteht aus fünf langen, ſchmalen, ſpitzig zulaufenden Blättern. Sie hängt in Büſcheln, iſt ſehr klein und blaßgrün. Die Nuß iſt einen Daumen dick, und an beiden Seiten platt. Die Haut der Fleiſchfrucht iſt glatt und grün, ehe die Frucht reif wird, bekömmt aber bey der Reife eine graue und nachher eine rothe Farbe. Sie ſelbſt iſt hier ungefähr 5 Zoll lang und halb ſo breit in der Quere. Sie Schale der Nuß iſt nicht leicht zu zerbrechen. Die Mandel in derſelben hat eine gleiche nierenförmige Geſtalt. Sie iſt weiß, öhlicht und im Geſchmack wie eine Haſelnuß. Das innere markichte Weſen, der unter der Nuß ſitzenden Fleiſchfrucht, ſchmeckt

unreif

unreif ſauer und ſcharf, reif aber angenehm ſüß, erfriſchend und kühlend.

10. Der Cocosbaum (Cocos nucifera. L.), der vermuthlich aus den Maldiviſchen und unbewohnten Inſeln Oſtindiens nach dieſer Gegend und allen warmen Ländern von America gebracht iſt, kommt geſchwinde fort und wächſt ſehr in die Höhe; ſeine Wurzel, die nicht tief in den Grund geht, iſt rings umher mit vielen Faſern beſetzt. Der Stamm iſt oben durchgängig dünner, als unten, und wächſt gliederweiſe. Das Herz oder Mark beſteht aus zehen langen Faſern, die mit einer klaren und zähen Feuchtigkeit verſehen ſind; oben an der Krone ſtehen verſchiedne Zweige, wie Federbüſche die an beiden Seiten mit langen ſchmalen Blättern beſetzt ſind. Dieſer Baum blühet monathlich. Die Blumen ſind weiß, und kommen büſchelweiſe an Zweigen, die zwey Fuß lang ſind, und zwiſchen den Blättern aus dem Stamme ſchieſſen. Die Frucht wächſt wie Weintrauben, etwas dreyekkig, jede 9 = 10 Zoll lang, und 6 = 7 Zoll über die Quere dick, braun von Farbe, und in einer haarichten, mit einer braunen Schale bedeckten Haut eingeſchloſſen. Sind alle dieſe Bedeckungen abgenommen, ſo bleibt die Nuß in der Mitte an 4 = 5 Zoll dick, und 6 = 7 Zoll lang. Oben am Stängel ſind 3 = 4 Löcher, in der Gröſſe eines Viertel = Zolls, welche durch ein graues, weiches und ſchwammartiges Weſen verſchloſſen

ſind. Wenn man den unreifen Kern öffnet, ſo läuft eine weißliche Milch heraus, die ſüß und angenehm von Geſchmack iſt, aber von Zeit zu Zeit ſo wie die Frucht reiſt, vertrocknet, und ſich wie Brey um die Schale ſetzt, da ſie alsdann gut zu eſſen iſt, und endlich ſo hart wird, wie eine Haſelnuß, wovon ſie auch den Geſchmack und dabey einen öhlichten und balſamiſchen Geruch hat. Aus dieſer Milch macht man auch Eſſig, und aus dem Kern ein gutes mediciniſches Oehl. Dieſer Baum iſt den Einwohnern ſehr nützlich. Mit den Blättern decken ſie die Häuſer, verfertigen daraus Körbe und anderes Hausgeräthe. Der Baſt dient zu Netzen und Stricken, die Schale zu Löffeln Trinkſchalen u. ſ. w. Der Kern gibt ein geſundes Nahrungsmittel, und die Milch einen kühlenden Trunk.

11. Der Papajesbaum (Carica Papaja. L.) iſt von mittelmäſſiger Höhe und Dicke. Seine Blätter ſind ungefähr eine Spanne lang und eine Hand breit, dem Weinſtockblatt ſehr ähnlich, aber tiefer eingeſchnitten. Bey ihrer Reiſe hat die Frucht die Gröſſe von einem Savoyenkohlkopf. Sie iſt gelb, hat runden Samen, wie Pfeffer, und einen ſo ſtarken Geruch, wie Vogelkirſchen. Die Frucht wird, wenn ſie noch grün iſt, geſchält und in Stücken geſchnitten, die gekocht oder geſtobt, wie Europäiſchen Rüben ſchmecken.

12. Der Tamarindenbaum (Tamarindus Indica. L.) wächſt auch hier, wie in Antigua, ſehr hoch und breitet ſich wie ein Sonnenſchirm aus. Die Zweige ſtehen in Menge dicht bey einander, ſind lang und mit kleinen länglichen, ſchmalen Blättern beſetzt, die faſt den Blättern des Fliederbaums ähnlich und von hellgrüner Farbe ſind. Der Stamm iſt ſehr gerade und rund, und oben, wie auch die Zweige, mit kleinen Dornen verſehen. Dieſer Baum trägt jährlich zwey Mahl kleine fleiſchfarbne Blumen an Büſcheln, gleich Orangeblüthe, die ſich zugleich öffnen, und einen ſtarken und angenehmen Geruch haben. Die Frucht, die mit vier dünnen Fäden an dem Stängel ſitzt, hat ein ſäuerliches Fleiſch, worin 3, 4. 5 kleine caſtanienbraune Bohnen ſich befinden, die mit einer faſerichten Haut bekleidet ſind. Der Baum wird aus dieſen Bohnen, wie auch aus den Stecklingen von den Zweigen fortgepflanzt. Die reife Frucht iſt in einer grauen Schale eingeſchloſſen, die man abnimmt, worauf die Frucht ganz aus der Hülſe heraus genommen wird. Einige von dieſen Bäumen geben ſäuerliche, andre ſaure Früchte, die heilſam kühlend ſind, in hitzigen Krankheiten erfriſchen und den Leib reinigen.

13. Der Zuurſakbaum (Anona muricata. L.) wächſt in der Höhe eines Birnbaums und macht einen geraden Stamm. Er hat ſehr viele gerade, biegſame und zähe Zweige, die mit vielen kleinen Nebenſchöſſen verſehen ſind, an welchen die läng-

lichrunden, dunkelgrünen Blätter paarweiſe ſitzen. Die Blumen ſind von rother Farbe. Die Frucht iſt herzförmig, vier Zoll im Durchſchnitt dick, 8 · 9 Zoll lang, wenn ſie vollkommen reif iſt. Sie wiegt bisweilen 8 · 9 Pfund, iſt mit einer Schale bedeckt, hellgrün und von außen mit kleinen Stacheln beſetzt, die bey der Reife der Frucht ſchwarz werden. In dieſer Schale findet man ein weiches Weſen. Es iſt ſo fleiſchig, wie eine Melone, ſehr ſaftig, von angenehmen Geſchmack, und voll kleiner ſchwarzer Bohnen. Die Sclaven zerquetſchen dieſe Frucht mit Waſſer, miſchen Zucker darunter, und erhalten ein angenehmes Getränk. Dieſer Baum trägt jährlich zwey Mahl Früchte.

14. Der Caneelapfelbaum (Anona ſquaroſa. L.) wächſt wie ein mittelmäßiger Birnbaum, hat viele gerade und zähe Zweige, die mit vielen kleinen Nebenzweigen verſehen ſind, an welchen die Blätter paarweiſe hervor kommen. Dieſe ſind ungefähr 4 Zoll lang und bis 2 Zoll breit, länglichrund und ſehr dunkelgrün. Der Baum blühet und trägt Früchte zwey Mahl im Jahr. Die Blüthen ſind kleine hellrothe Knospen, aus welchen die Frucht hervor kommt. Die Frucht iſt größer als ein Gänſeey, oben breit und unten ſpitzig, mit runzlichten, ſtumpfen, getüpfelten Schuppen, anfänglich von lebhaftgrüner, bey der Reife von gelber Farbe. Das Inwendige der Frucht iſt in viele Fächer getheilt; in jedem iſt ein ſchwarzer Kern, der

der ſo groß iſt als ein Glied am kleinen Finger. Die Frucht hat einen caneelartigen Geruch, und läßt im Munde einen Geſchmack, wie von Gewürznelken, zurück. Sie iſt ſehr erwärmend und heilſam für die Bruſt. Man macht Torten auch Marmelade daraus.

15. Die Pomeranzen- und Sinaäpfelbäume werden hier eben ſo hoch, als die höchſten Aepfelbäume in Europa und geben ſehr viele Früchte. Man findet ſüße und ſaure. Die ſüßen ſehen etwas bläſſer aus, als die Spaniſchen und haben einen nicht ſo ſcharfen Geſchmack, ſondern ſind weit ſüſſer. Die Citronenbäume werden nicht hoch, breiten aber ihre Zweige weiter aus. Die Limonellen (Limonia acidiſſima. L.) übertreffen noch die vorigen in der Menge der Früchte, die ſaftiger und ſaurer ſind, als die Citronen. Man hat hier auch den Pompelnußbaum (Citrus decumanus. L.), der dem Pomeranzenbaume ſehr ähnlich iſt, nur größere Blätter und mehr Früchte hat. Dieſe ſind ſo groß, als eine große Melone, und haben ſtarke, platte, gelbe Kerne, aber der Geruch und Geſchmack iſt nicht ſo gut, wie bey den Pomeranzen. Ihre Schale iſt hochcitronengelb. Sie werden häufig nach Europa gebracht. Es gibt auch Pompelnußbäume mit roſenfarbnen Früchten und Kernen von derſelben Farbe, übrigens aber den vorigen völlig gleich.

16. Der Bananas oder Piſangbaum (Muſa paradaſiaca. L.) den wir ſchon in Weſtindien ken-

nen gelernt haben, wird hier wohl 15 = 20 Fuß hoch. Seine Blätter ſind 6 = 7 Fuß lang und $1\frac{1}{2}$ Fuß breit. Unten ſind ſie breit, laufen oben ſchmal zu, ſind mit ſtarken Rippen durchzogen und von hellgrüner Farbe. Dieſer Bananasbaum gelangt in neun Monathen zu ſeiner völligen Größe, und liefert bald hernach ſeine Früchte. Wenn der Stamm getragen hat, wird er umgehauen, und die Wurzel treibt neue Schüſſe aus, die in Jahreszeit Früchte bringen und hernach vergehen.

17. Der Baumwollenbaum oder vielmehr Strauch (Goſipium), deſſen wir ſchon oben gedacht haben, iſt dem Lande eigen, und wird außer den ergiebigen Gegenden am Oronoco anderwärts auch von den Indianern gezogen. Der Stamm iſt weiß, weich und ſchwammicht, und hat einen grauen dünnen Baſt. Die Ranken ſind faſt gerade und voll Blätter, den Blättern des Weinſtocks ziemlich ähnlich, doch viel kleiner und hellgrün, ſo lange der Baum jung iſt. Wenn er älter wird, ſind ſie dunkler. Man köpft ihn mit Nutzen, damit er ſtärker werde. Er blühet jährlich zwey Mahl. Die Blume beſteht aus einem Blatte, das beynahe ganz in fünf Abtheilungen zerſchnitten iſt, und die Geſtalt einer Glocke hat; die fünf Blumenblätter ſind zart und gelb. Aus der Mitte kommt eine hohle pyramidenförmige Röhre mit einer Menge Staubfäden. Aus derſelben ſchießet ein kleiner Stängel auf, der wie ein Nagel in dem Boden der Röhre ſteckt, und nachher, wenn die

Blu=

Blumenblätter abgefallen ſind, eine rundliche Frucht anſetzt, worin man vier oder mehr Samenhäus- chen findet, die oben offen ſind und den Samen enthalten. Dieſe Frucht verändert ſich endlich in einen eyförmigen, etwas ſpitzigen Knopf, in der Größe eines kleinen Hühnereyes, welcher anfänglich grün und hart iſt, gleich einer unreifen welſchen Nuß, hernach aber braun, ja faſt ſchwarz wird. Wenn die darin befindliche Baumwolle reif wird und aufſchwellt, zerſpaltet das Behältniß, das dürre und hart iſt, in drey bis vier Stüke, da man ihn denn abpflücken muß, ehe er auf die Erde fällt. Jedes Behältniß mit Baumwolle enthält verſchiedene Samenkörner in zwey Reihen an einander, in der Größe einer Erbſe, platt aber rauh, ſo daß die Wolle feſt daran ſitzt. Der Baumwollenbaum wächſt am beſten in einem leichten und trocknen Boden, da er wenig Regen verträgt. Nach ſechs bis 8 Monathen bringt er bereits ſeine Früchte, ja binnen fünf Monathen, wenn er in guter Erde ſteht. Ein Bäumchen liefert alle Jahre höchſtens ein halbes Pfund Wolle. Die Raupen ſind ihre ärgſten Feinde.

18. Von der Caſſave oder Manioc (Jatropha Manihot. L.) die auch hier vorzüglich gedeihet, ſiehe unten bey Südamerica überhaupt.

19. Der Spaniſche Pfeffer (Capſicum annuum. L.), der hier ebenfalls angepflanzt iſt, wird von den Indianern und Sclaven faſt an allen Spei-

ſen gebraucht. Die Blüthen der Pflanze ſind weiß mit gelben Tüpfeln; die Früchte erſt grün, bey der Reiſe gelb oder roth, bey einigen rund, bey andern länglich, und krumm gebogen, inwendig voll weiſſer Kerne. Es gibt ſehr viele Abarten; die vorzüglichſte iſt die (Capſicum grossum. L.), mit großer länglicher Frucht, von ſehr hochrother Farbe, die in Purpur fällt: die Sclaven bedienen ſich ihrer mit Erfolg gegen die Waſſerſucht. Man nimmt durchgängig eine Hand voll von dieſem Pfeffer, nnd nachdem man ihn von einander geſchnitten hat, thut man ihn in eine Flaſche, gießt Wachholderbranntwein darauf, und läßt ihn einige Tage ſtehen, worauf früh Morgens ein Gläschen von dieſem Extract genommen wird.

20. Die Vanille (Epidendrum Vanilla. L.) wird wegen ihrer Kraft und ihres Geruchs ſehr geachtet und gebraucht, um der Schocolade einen guten Geruch und Geſchmack zu geben. Sie wird daher ſehr theuer bezahlt. Es iſt eine Hülſenfrucht oder Schote, 5-7 Zoll lang, unſern Türkiſchen Bohnen ſehr ähnlich, hat anfangs eine ſchöne grüne Farbe, wird bey der Reife gelblich, und wenn ſie trocken iſt, völlig braun, und iſt mit kleinen runden Samenkörnern angefüllt, die anfänglich roth und ohne Geruch ſind, hernach aber ſchwarz werden und einen ſtarken Geruch bekommen. Die Pflanze, woran ſie wachſen, ſchlängelt ſich wie Epheu um die Bäume, und kommt im Schatten und in dicken Gebüſchen am beſten fort, weil die

ſtarken Sonnenſtralen ſie verbrennen und aus-trocknen. Die Indianer pflücken die Schoten, wenn ſie gelblich werden, reihen ſie auf einen Faden an, und hängen ſie zum Trocknen in den Wind.

21. Man zieht in Guayana auch den Ingber (Amomum zingiber. L.), welcher die Wurzel einer Pflanze iſt, die ziemlich dick zu einer Höhe von zwey Fuß wächſet, und lange, ſchmale und glatte Blätter hat, die anfänglich lebhaſt grün ſind, darauf gelblich werden, und ſo bald die Wurzel reif iſt, ſchnell verdorren. Dieſe Wurzeln ſind platt, breit und von verſchiedner Geſtalt, ſehr knotig, mit vielen Auswüchſen, liegen gar nicht tief, und ſind öfters ganz von Erde entblößt. Einige ſind ſo breit, als eine flache Hand, und wohl einen Zoll dick. Ihre Rinde iſt dünn und fleiſchfarbig, ſo lange ſie noch wachſen, aber grau, wenn ſie dürr werden. Das Innwendige iſt weiß, mit kleinen Aederchen durchſchnitten, die aus dem Stängel kommen, und mit einem viel ſchärfern Safte, als die Wurzel, angefüllt ſind. Die Pflanze wird aus Stücken von der Wurzel fortgepflanzt.

22. Die Taijer iſt eine Erdfrucht, die oben auf dem Acker liegt. Sie treibet fünf oder ſechs Stiele, die vier bis 6 Fuß hoch werden. Oben auf jedem Stiel wächſet ein Blatt, das ungefähr zwey Fuß lang, und anderthalb Fuß breit iſt. Wenn die Frucht, die auf dem Erdboden liegt, ungefähr zehn Monathe alt iſt, ſchießet aus dem Herzen der-

ſelben ein Stiel in die Höhe, der eben ſo lang iſt, wie jene mit den Blättern. Auf dieſem kömmt eine weiſſe Blume, wie eine Tulpe, zum Vorſchein. Wenn dieſe nach zwey Monathen wieder verſchwindet, ſo iſt die Frucht reif. Sie wird auf dem beſten Lande einige Schuh lang, und ſechs bis acht Zoll dick. In Sandländern werden ſie nur ſo groß wie Erdäpfel. Dieſe ſind die ſchmackhafteſten. Die Frucht wird gebraten, oder in Waſſer gekocht, und wie Erdäpfel gegeſſen.

9. Thiere.

1. Am Zitteraal kann man ohne Electriſirmaſchine die Wirkungen einer ſtark geladnen Leydenſchen Flaſche empfinden. Berührt man ihn, oder nur das Waſſer, welches ihn umgibt, mit einem Körper, der die Electricität fortpflanzt; ſo bekommt man eine heftige Erſchütterung. Kein Fiſch nähert ſich im Umfange von 10 Ruthen dem Orte ſeines Aufenthalts, nur manche Gattungen von Krebſen machen ſich nichts aus ihm. Seide, Pech, Siegellack und Glas pflanzen, wie bey andern electriſchen Körpern, den Stoß nicht fort.

Herr Schilling, der ſich lange Zeit in Surinam aufgehalten hat, entdeckte, daß der Magnet den Zitteraal an ſich zieht, und ihm ſogar ſeine Kräfte benimmt. Dieſer Gelehrte bekam im Monath Julius 1764 einen kleinen Zitteraal, 6 Zoll lang und in der Mitte einen Zoll dick. So klein er war, ſo bekam doch jeder, der ihn anrührte, einen

einen heftigen Stoß, mit einer langen Erſtarrung. Herr Schilling ſelber, der der Neubegierde, ihn zu berühren, nicht widerſtehen konnte, fühlte einen ſo ſtarken Schlag, daß der untere Theil des Arms, beſonders an dem Ellenbogen, wenigſtens zwey Stunden lang, wie eingeſchlafen war, und auch im obern Theile wenig Empfindung übrig blieb: nur in den andern Theilen des Leibes bemerkte er nichts davon. Da ſich von ungefähr 3 bewaffnete Magnete in dem Zimmer befanden, ſo hatte er den Einfall, einen davon an den Fiſch zu halten. Er nahm den ſtärkſten, der 8 Loth trug, und brachte ihn an den Tiſch, worauf der Fiſch ſich befand. In dem Augenblicke fing er an, ſich außerordentlich in dem Waſſer zu bewegen, ungeachtet ihn niemand berührte. Je mehr man den Magnet ihm näherte, je mehr zerarbeitete er ſich: ſo bald man ihn aber wieder entfernte, wurde er ruhig. Man legte den Magnet in das Waſſer ſelber: der Fiſch fing ſeine ängſtlichen Bewegungen aufs neue an, ohne ſich jemahls dem Magnete zu nähern. Dieſes währte eine Zeit lang, worauf er ruhiger wurde, ſich dem Magnete näherte, ihn berührte, und gleichſam an dem Waſſer hängen blieb, welches ihn umgab. Dieſe Erſcheinung ſchien Herrn Schilling ſo merkwürdig zu ſeyn, daß er ſie in Gegenwart einiger Zeugen zu wiederhohlen für nöthig befand. Es trat in dem Augenblick der nachher verſtorbene Herr Stock, ein Sohn des geweſenen öffentlichen Leh-

rers

rers in Jena, ein in der Mathematik, Phyſik und Chymie beſonders geſchickter Gelehrter, in das Zimmer, worein auch einige von Herrn Schillings Leuten gerufen wurden. Man entfernte zuerſt mit einem Stückchen Holz den Fiſch wieder von dem Magnete, an welchem er zu hängen ſchien, und man brachte ihn zu gleicher Zeit aus dem Waſſer. Der Fiſch war matt: aber in der Maße, als man ihn von dem Magnete entfernte, bekam er ſeine Lebhaſtigkeit nach und nach wieder. Einer aus der Geſellſchaft unterſtand ſich, ihn zu berühren, und fühlte keinen merklichen Stoß. Man legte den Stein in das Waſſer: der Fiſch fing aufs neue an, unruhig zu werden, es dauerte aber nicht lange, weil er ſogleich von dem Magnet an ſich gezogen wurde. Nach Verlauf einer halben Stunde entfernte er ſich von ſelbſt, aber ſehr ſchwach und ſo, daß er dem Steine zur Seite blieb. Man nahm den Magnet aus dem Waſſer, und berührte den Fiſch, ohne das geringſte widrige zu empfinden. Man konnte ihn mit der Hand faſſen, ihn drücken, ohne daß der geringſte Schlag erfolgte. Man unterſuchte hierauf den Magnet, und fand die Bewaffnung beider Pole ganz rauch, als wenn man ihn in Eiſenfeil hätte geſteckt gehabt. Den folgenden Tag befand ſich der Fiſch vollkommen wohl, ungeachtet der Schwachheit, die man den Tag zuvor an ihm beobachtet hatte. Man konnte ihn noch ohne Gefahr anrühren. Man hatte aber an dieſem Tag Gelegenheit,

eine

eine neue Erſcheinung zu bemerken, welche darin beſtand, daß wenn der Fiſch an dem Magnet hing, man keinen Stoß fühlte, wenn man letzteren mit einem Eiſen berührte; da hingegen, wenn ſolches mit der Hand geſchahe, der Schlag ſehr heftig war. Berührte man mit dem Finger den Fiſch ſelber, wenn er ſeiner Kraft durch die Berührung des Magnets beraubt war, ſo ſpürte man wieder nicht das geringſte. Man warf hierauf ein wenig Eiſenfeil in das Waſſer, und nach acht Tagen, da man den Fiſch ruhig gelaſſen hatte, bekam jemand, der ihn aus dem Waſſer heraus langen wollte, ſogleich einen, wiewohl ſchwächeren Schlag als in dem Anfang. Man näherte den Fiſch aufs neue dem Magnet, der ihn anzog, aber nur auf einige Augenblicke, nach welchen der Fiſch ganz geſchwächt ſich wieder von demſelben los machte.

Nachdem Herr Schilling ſich der Richtigkeit dieſer Erſcheinungen vollkommen verſichert hatte, ſo wollte er nun die Gelegenheit abwarten, einen größern zu bekommen. Da es ſchwer iſt, die Fiſche von einer gewiſſen Größe zu erhalten, ſo mußte er ſich lange Zeit gedulden, denn ſie laſſen ſich nicht mit der Schnur fangen, weil ſie nicht in den Angel beißen, ſondern es geſchiehet ſolches, indem man das Waſſer aus den Flüſſen in gewiſſe Behälter leitet, und es nach einiger Zeit wieder ablaufen läßt, da denn der Zitteraal unter andern Fiſchen zurück bleibt; ſo bald

man

man aber einen gewahr wird, ſo gibt man ihm mit einem Holze einen Schlag auf den Kopf und tödet ihn. Wenn die allzugroße Menge anderer Fiſche verhindert, ihn zu bemerken, ſo gibt er ſich bald durch den Schlag zu erkennen, den er demjenigen beybringt, der ihn unverſehens berührt. Daher durchſtören auch die Fiſcher ihre Fiſche gemeiniglich zuvor ſehr ſorgfältig mit einem Stocke, ehe ſie dieſelben aus dem Behälter heraus langen.

Es währte alſo lange, ehe Herr Schilling einen Zitteraal von vier Fuß in der Länge und anderthalb Fuß in der Breite erhielt. Er war aber verwundet, und der Magnet zeigte keine ſonderliche Wirkung: der Fiſch machte ſich bald los, und blieb todt auf dem Grunde des Gefäßes liegen. An andern kleinern, die man ihm brachte, beobachtete er weiter nichts, als daß je größer der Fiſch iſt, je weniger er anfangs von dem Magnet angezogen wird, welchem er ſich niemahls freywillig nähert. Es vergehen zuweilen 3, 4 und mehrere Stunden, ehe er ſich anhängt, und dieſes geſchiehet noch dazu nur bey den kleinern, die man mit einem Stückchen Holz gegen den Magnet zu ſtoßen muß. Außer dem Waſſer kann man dieſen Verſuch nicht wohl machen, weil der Fiſch ſich zu ſehr bewegt. Man beobachtete an ihm in dieſer Lage nur das einzige, daß wenn man ihn

ihn mit dem Magnet berührte, er durch denſelben keinen Stoß beybringen konnte.

Er hatte ein Mahl einen Zitteraal einen Fuß lang und anderthalb Zoll breit, bey welchem er alle Mühe hatte, ihm innerhalb 24 Stunden ſeine Kraft zu benehmen und ihn an den Magnet zu bringen. Aber auf der andern Seite verfloß auch mehr Zeit, ehe er ſeine Kraft wieder bekam, ob man ſchon Eiſenfeil in das Waſſer geworfen hatte.

Im Jahr 1767 bekam er endlich einen von 4 Fuß in der Länge und einen in der Breite. Er widerſtand dem Magnet ſo vollkommen, daß er ihm nicht das geringſte von ſeiner Kraft rauben konnte. Es zeigte ſich aber bey dieſer Gelegenheit eine neue nicht weniger merkwürdige Erſcheinung als die erſte. Man hatte der Gewohnheit nach einige Negerſclaven angekauft, welche von der Africaniſchen Küſte herkamen. Es befand ſich unter denſelben ein Junge von 14 Jahren, von einer ſtarken Leibesbeſchaffenheit. Dieſer faßte lachend den Fiſch, den Herr Schilling nicht ohne Empfindung eines heftigen Schlages anrühren konnte, mit beiden Händen, und zog ihn zu großer Verwunderung der Umſtehenden aus dem Waſſer, ohne das geringſte zu fühlen. Da niemand in ſeiner Sprache mit ihm reden konnte, ſo war es nicht möglich, zu entdecken, wie er dieſes bewerkſtelligte. Er gab

aber durch Zeichen mit der Hand zu verſtehen, daß er den Fiſch gern eſſen möchte. Man konnte ihm ſeine Bitte jedoch nicht gewähren, weil man noch andere Erfahrungen mit ihm vornehmen wollte, zu welchem Ende er in eine Grube mit Waſſer auf dem Hofe gethan wurde, woraus ihn der junge Neger ſo oft heraus langte, als man wollte. Allein nach Verlauf einiger Zeit bekam er einen Ausſchlag über den ganzen Leib. Da dieſes faſt allen neuangekommenen ſowohl Africanern als Europäern wiederfähret, ſo machte man nichts daraus, weil dieſes Uebel öfters von ſich ſelbſt oder wenigſtens auf den Gebrauch einiger abführenden Mittel bey einer guten Lebensordnung zu vergehen pflegt. Man gebrauchte daher bey dem Jungen dergleichen und noch kräftigere Blutreinigungsmittel, aber ohne Wirkung. Da er nach einiger Zeit ſich in der Sprache des Herrn Schillings ein wenig auszudrücken gelernt hatte, ſo verſicherte er, daß wenn man ihm nicht erlaubte, den Fiſch zu eſſen, ſo würde er nie von ſeinem Ausſchlage befreyet werden. Nichts deſto weniger wurde ihm ſeine Bitte abgeſchlagen, jedoch dabey ernſtlich unterſagt, den Fiſch ferner zu berühren. Er wurde endlich wieder hergeſtellt. Es verfloſſen hierauf einige Monathe, ehe er den Fiſch wieder aus dem Waſſer hohlen mußte. Der Ausſchlag kam ſogleich wieder zum Vorſchein, wurde aber auch durch die vorigen Mittel vertrieben. Herr

Schil-

Schilling machte die Erfahrung an ſeinem Neger noch drey oder vier Mahl. Er erkundigte ſich auch bey verſchiedenen Plantagebeſitzern in Surinam, ob ihnen dieſer Zufall bekannt wäre. Sie verſicherten ihm alle, daß wenn ein Schwarzer den Zitteraal berührte, ſo bekäme er gemeiniglich einen unheilbaren Ausſatz, daher man ihnen ſehr verböte, dieſes vorzunehmen. Dieſer ganzen Erzählung ſind folgende Beobachtungen des Herren Schilling's noch beygefügt.

1) Wenn man dieſen Fiſch ein wenig ſtark berühret, ſo zieht ſich ſeine Haut zuſammen, und der Stoß gehet eigentlich aus den beiden Puncten der Zuſammenziehung. Daher kommt es, daß man nichts empfindet, wenn man ihn im Waſſer nur gelinde berührt.

2) Es geſchieht wirklich eine zirkelförmige Zuſammenziehung.

3) Wenn man ſich eines eiſernen Stabes bedient, ſo erfolgt die Zuſammenziehung, noch ehe man den Fiſch damit berühret, aber ſie iſt, ſo wie der Schlag, ſtärker bey der wirklichen Berührung. An dem letzteren Fiſche zeigte ſich ein Anfang der Zuſammenziehung, wenn das Eiſen noch einen Fuß weit von dem Fiſche entfernet war, und der es hielt, fühlte ein Zittern in der Hand.

4) Wenn man dem Fiſche ſowohl in dem Waſſer als außer dem Waſſer eine Magnetnadel

 näherte

näherte, ſo fing ſie an, ſich zu drehen, womit ſie ſo lange anhielt, als ſie in der Nähe blieb, aber die Zuſammenziehung der Haut des Fiſches war faſt unmerklich.

5) Der Fiſch bleibt im Stande der Zuſammenziehung, auch nachdem der Magnet ihn ſeiner Kraft beraubt hat.

6) Wenn man ihn mit Siegellack berührt, ſo empfindet man nur einen ſchwachen Stoß. Bey der Berührung mit andern Körpern richtet ſich der Stoß nach ihrer Härte, doch nicht gänzlich, denn bey ſehr weichen Körpern iſt er ſo hart, wie bey hartem Holze.

2. Vögel gibt es in großer Menge und von der mannigfaltigſten Art. Sie haben ein lebhafteres, ſchöneres und prächtigeres Gefieder, als irgendwo. Sie legen und brüten ihre Eyer in dieſem ſanften Clima mehrmals des Jahrs; die großen aber brüten bloß in der Regenzeit. Die kleinſten brüten 4 - 5 Mahl; die mittlern 2 - 3 Mahl, und die größten nur Ein Mahl. Wenn man die Neſter der großen, die nur Ein Mahl brüten, wegnimmt oder zerſtört, ſo bauen ſie dieſelben gewöhnlich zum zweyten Mahle wieder, zum dritten Mahl aber nicht. In der Regenzeit legen und brüten ſie alle. Zu Anfang derſelben ſind ſie am munterſten, gerade wie unſre Vögel im Frühjahr. Während der heißen Jahrszeit läßt ihre Lebhaftigkeit merklich nach. Die

größten

größten legen 1 = 2 Eyer; alle Waſſervögel und die kleinen Singvögel in den Wäldern 4 = 6. Die wilden Enten, Wachteln und Rebhühner legen hier wie in Europa 12 = 15. Die Haustauben und Hühner legen das ganze Jahr durch, wenn man ſie nur etwas füttert. Die zahmen Enten legen regelmäßig zwey Mahl des Jahrs, auf Allerheiligen (den 1ſten November) und auf Johannis (den 24ſten Junius). Bey dem einförmigen Clima wandern ſie nicht, wie bey uns. Die, welche bey uns nur zu gewiſſen Jahrszeiten ſich aufhalten, z. B. die Schwalben, Wachteln und Nachtigallen bleiben hier das ganze Jahr. Die Papagayen ſind zwar das ganze Jahr da, aber doch im Sommer häufiger, als im Winter. Sie wählen ſich im Sommer gewiſſe Plätze vorzugsweiſe zum Nachtquartier aus, auf denen ſie ſich alle Abend in ſo großer Anzahl verſammeln, daß die Wälder ganz damit bedeckt ſind. Im Winter aber leben ſie paarweiſe abgeſondert, in den Gehölzen zerſtreut, und beſchäftigen ſich bloß mit dem Bau ihrer Neſter, dem Brüten ihrer Eyer und der Erziehung ihrer Jungen. Sie erſcheinen alsdann viel ſeltner, weil ſie ſich immer allein halten, und ſich faſt gar nicht von dem Ort entfernen, wo ſie ihr Neſt haben. Eben ſo iſt es auch mit andern Vögeln. Im Winter, wo es ihnen nicht am Waſſer zum Trinken fehlt, halten ſie ſich weit häufiger in den Wäldern und am lieb-

ſten auf Anhöhen auf; da ſie hingegen im Sommer, wegen des Waſſermangels, genöthigt ſind, ſich an den Ufern der Bäche und Ströme aufzuhalten, wo man ſie am häufigſten antrifft. Die große Hitze im Sommer nöthigt ſie, die buſchigſten und kühleſten Gegenden aufzuſuchen, wo ſie ſich ſo ſtill halten, daß man ſie nicht leicht entdeckt. Zur Zeit der Früchte und Körner-Reife, findet man ſie wieder häufiger und zahlreicher, je nachdem in dieſer oder jener Gegend mehr Früchte oder Körner ſind.

Die Waſſervögel allein ſtreichen gewiſſer Maßen, ſo wie vieler Regen mit großer Dürre abwechſelt, hin und her. Sie verlaſſen die Gegend entweder, weil ihnen Waſſer im Sommer fehlt, oder weil es im Winter zu häufig iſt. Die Schnepfen halten ſich den Sommer über beſtändig in den niedrigſten Gegenden an dem Waſſer auf; im Winter hingegen in den höchſten, um weniger Waſſer zu haben.

Die einzigen Vögel, welche regelmäßig wandern, ſind die Aouraous. Sie bringen allezeit den Winter am Meerufer zu, wo ſie ihre Eyer legen. Sie bleiben den ganzen Winter in großen, vom Meerwaſſer vollen Lachen. So bald aber der Sommer kommt, ziehen ſie ſchaarenweiſe in das Innere des Landes, wo ſie vermuthlich ebenfalls Waſſergegenden antreffen. Die weiter landeinwärts wohnenden Guayaner

ſehen

ſehen ihre Rückkehr als ein ſichres Zeichen der kommenden ſchönen Jahreszeit an. Wenn ſie die Nacht auf der Reiſe überfällt, ſo ſetzen ſie ſich auf die höchſten Bäume, aber allezeit längs eines Fluſſes, wo ſie dann übernachten. So bald der Tag anbricht, reiſen ſie alle mit einander weiter. Ueberfällt ſie ein Regen bey Tage, ſo ſetzen ſie ſich alle zugleich auf die Bäume, wo ſie ruhig warten, bis er vorüber iſt. Ob ſich gleich der größte Theil in das Innere des Landes den Sommer über begibt, ſo bleibt doch auch eine große Anzahl am Meerufer zurück.

Die meiſten Vögel mauſern ſich nicht zu einer beſtimmten Jahreszeit, wie bey uns, ſondern nach und nach, faſt das ganze Jahr durch, beſonders die Prachtvögel. Zu Ende des Sommers gehet indeß, beſonders bey den Weibchen das Mauſern am geſchwindeſten von ſtatten. Die wilden Enten mauſern ſich im September und October völlig. Ihre Federn fallen dann ſo leicht aus, daß ſie beynahe nackend werden, und nicht mehr fliegen können. Dann paſſen ihnen die Indianer auf, und fangen ſie oft lebendig.

So ſehr aber auch die Natur die hieſigen Vögel durch Geſtalt und Farbenpracht ausgezeichnet hat, ſo wenig Vorzüge hat ihre Stimme. Nirgends hört man in den Guayaniſchen Wäl-

dern ſo liebliche und melodiſche Geſänge, als bey uns. Meiſtens iſt ihre Stimme grob, unregelmäßig und widrig. Ganz kleine haben eine ſo ſtarke Stimme, daß man ſie für groß halten ſollte. Andre Vögel von mittlerer Größe geben ſo tiefe Töne von ſich, daß man die blökende Stimme vierfüßiger Thiere zu hören glaubt.

Die Holztauben allein haben eben die Stimme, wie unſre Haustauben; die Turteltauben aber eine ganz andre.

Unſrer Nachtigall kommt kein Americaniſcher Vogel im Geſange bey. Man hat zwar hier gewiſſen kleinen Vögeln eben den Nahmen, wegen einiger Aehnlichkeit in ihrer Stimme, gegeben. Sie haben aber lange keine ſolche Stärke und Mannigfaltigkeit der Töne. Sie ſingen das ganze Jahr durch. Mit Anbruch des Tages laſſen ſie ihre Stimme am ſtärkſten hören. Sie ſitzen immer auf den Häuſern, die ſie gar nicht verlaſſen, und in welchen ſie, gerade wie bey uns die Sperlinge, ihre Neſter bauen, nur daß ſie mit größerer Dreiſtigkeit die Zimmer beſuchen, und ſich oft das beſuchteſte und reinlichſte Zimmer, ſo bald ſie nur hinein kommen können, ausſuchen, um ihr Neſt darein zu bauen.

Aber auch noch andere Eigenheiten zeichnen die hieſigen Vögel von den Europäiſchen aus. Einige Waſſervögel, ſogar die, welche eine Schwimmhaut

Haut zwiſchen den Zehen haben, ſetzen ſich häufig auf die Bäume, z. B. die Reiher, Kurlis, die Waſſerſchnepfen, die Aouarous, die Toyouyous, die Enten ꝛc. Viele dieſer Vögel, welche ſich von Fiſchen nähren, und ſtets an den Meerufern oder in den Meerlachen wohnen, bauen ihre Neſter, beſonders die größten unter ihnen, in die Höhe.

Der Touyouyou, der größte Vogel der neuen Welt, macht ſein Neſt auf den größten Bäumen, die an den Meerlachen, welche er bewohnt, ſtehen. Er legt auf demſelben ein oder zwey Eyer; erzieht daſelbſt ſeine Jungen ſo lange, bis ihr Gefieder groß genug iſt, daß ſie zur Erde herab kommen können. Sonſt lebt er für immer in den Lachen, nährt ſich weder von Fleiſch noch Früchten, ſondern von Fiſchen. Sein Körper und Gefieder verſtattet ihm, die meiſte Zeit im Fluge zuzubringen. Oft verliert er ſich in den Wolken. Das Weibchen brütet die Eyer aus, und wenn die Jungen ausgeſchlüpft ſind, ernährt es dieſelben mit Fiſchen. Ihre Farbe iſt anfänglich balſgrün; darauf wird ſie roſenroth und im dritten Jahre werden alle Federn weiß. Sie ſind ſehr gefräßig, und brauchen zu ihrer Sättigung eine groſſe Menge Fiſche. In der Jugend ſind ſie nicht ſehr wild, man kann ſie oft lebendig fangen. Ihr Fleiſch iſt ſchmackhaft, und beſonders von den Jungen zart; aber das Fleiſch der Alten iſt zähe, und hat, wie das Fleiſch al-

ler Vögel, die ſich von Fiſchen nähren, einen widrigen Oehlgeſchmack.

Unter den Rebhühnern iſt das ſo genannte dicke das merkwürdigſte. Es iſt gröſſer als ein Huhn, und hat blaßgraues Gefieder. Man findet es nur in den dickſten Wäldern. Des Abends ſetzt es ſich auf niedrige Bäume, wo es die Nacht, aber niemahls des Tags über bleibt. Es hat einen ſchwerfälligen Flug, nährt ſich von allerhand Körnern und Früchten, die es unter den Bäumen auflieset, häufig auch von Würmern und kleinen Inſecten, die es aus der Erde ſcharrt. Es macht ſein Neſt auf der Erde, allezeit neben einem groſſen Baum, oder hohlen Stamm. Es legt 12-15 Eyer, die oft gröſſer als Hühnereyer und ganz grün ſind. Wenn man zur Leg- oder Brutezeit das Weibchen vom Neſte jagt, bauet es in einiger Entfernung davon ein andres, und rollt ſeine Eyer aus dem vorigen über die Erde hin in das neue. Dieß geſchieht ſo emſig, daß man 24 Stunden darauf das Neſt leer findet. Man entdeckte 30-40 Schritte davon das neue Neſt mit den alten Eyern. Da man es auch hier verſtörte, brachte es ſeine Eyer abermahls weiter, aber mit weit gröſſerer Vorſicht, indem es ſich weiter entfernte und ſie ſorgfältiger verſteckte. So bald die Jungen ausgekrochen ſind, folgen ſie gleich der Mutter, die ſie anfänglich mit Inſecten und Würmern füttert. So bald ſie aber gröſ-

gröſſer geworden ſind, eſſen ſie allerhand Körner und Früchte, welche ihnen die Mutter verſchafft. Wenn man auf die Mutter in Geſellſchaft ihrer Jungen, wenn ſie noch ganz klein ſind, ſtößt, ſo fliegt ſie mit ſtarkem Geſchrey auf, aber nicht weit. Die Jungen verſtecken ſich dann ſo gut unter den dürren Blättern, daß man nicht ein einziges finden kann. So bald man ſich aber etwas entfernt und verborgen hält, kommt die Mutter bald wieder, und verſammelt durch ein feines Geſchrey gleich wieder ihre Jungen, die ſie umgeben und wie die Küchlein ſchreyen. Wenn irgend ein Thier ſie überfällt und die Jungen angreifen will, ſo kämpft die Mutter aufs heftigſte, um ſie zu vertheidigen, und läßt ein Geſchrey hören, welches den lebhafteſten Zorn ausdrückt. Trifft man eine Flucht etwas gröſſrer Rebhühner an, ſo fliegt ein Theil derſelben mit der Mutter auf, aber nicht weit und man kann leicht einige davon tödten. Die Jagd dieſer Rebhüner iſt für die Indianer ſo leicht, als für die Europäer ſchwer. Jene können in den Wäldern herum gehen, ohne daß man ſie hört, nähern ſich ihnen daher ſehr leicht, und tödten ſie auf der Erde, wo ſie wie groſſe Hühner beyſammen ſind. Aber die Europäer, welche in den Wäldern nicht ohne Geräuſch gehen können, verſcheuchen ſie vor ſich her, und ſie kommen ihnen deſto eher aus dem Geſicht, da ſie wie die Europäiſchen ſehr ſchnell laufen können. Auch erkennen ſie die Europäer

an ihrer Kleidung viel weiter ich der Ferne, da die völlig nackenden Indianer hingegen, nicht viel anders als die Baumſtämme und dürren Blätter ausſehen, und daher ſich ihnen unbemerkt beynahe völlig nähern können. Man kann ſie leicht tödten, wenn ſie des Nachts auf den Baumzweigen ſitzen. Man kann ihnen dann ſehr nahe kommen, ohne daß ſie davon ſliegen.

3. Die blutdürſtigen Fledermäuſe ſind eine groſſe Plage des Landes, gegen welche noch die Katzen die beſten Dienſte thun.

4. Der Dante läßt ſich leicht zahm machen.

5. Unter den Inſeckten thun keine den Früchten mehr Schaden, als die weiſſen Ameiſen. Um Küchengewächſe vor ihnen ſchützen und bauen zu können, füllt man für dieſelben ein Canot mit Erde, und ſtellt es auf vier hohe Pfähle, weit von der Erde. Die groſſen nennen die Einwohner Bacciaco. Dieſe, wenn ſie ſich verwandeln, werden von den Eingebornen mit blutigen Händen (denn die Ameiſen haben lange ſcharfe Zähne, aus ihren Höhlen hervor gehohlt, in Körben geſammelt und, nachdem ihnen der Kopf abgeſchnitten iſt, gebraten. Dieß iſt für den Indianer ein koſtbares Gericht. Man hat einige von eben der Gröſſe, die noch heftiger beiſſen, wobey die Tamanacher den Muth ihrer Kinder üben, indem ſie ſehen, wer ſich am geduldigſten von ihnen beiſſen läßt. Die ſchlimmſten

ſten aber unter allen Ameiſen ſind die Iracas. Ihr Biß verurſacht das Fieber. Die Crama. ru ſind beſonders eine Plage in den Häuſern. Sie freſſen vornehmlich den Zucker, man mag ihn verwahren, wo man will; ſie nähren ſich auch von den Spinnen.

Die weiſſen Ameiſen (eigentlich Holzläuſe (Termes fatalis. L.), denn ſie ſind einer Laus ähnlich, nur viel gröſſer, und haben einen ſpi- tzigen und harten Kopf, womit ſie allerley Holz- arten, Leinwand, Kleider und andere Sachen zernagen und unbrauchbar machen) ſind eine große Plage für Surinam und andre Länder unter dem heiſſen Himmelsſtrich. Sie bauen ſich in die Häuſer, und richten dieſelben zu Grun- de. Ihren Bau legen ſie gemeiniglich im Dache an, aber die verdeckten Gänge zu demſelben neh- men ſchon an den Wänden zunächſt bey der Er- de ihren Anfang. Ihr Bau hat einen groſſen Umfang, und iſt aus Holz und Harz ſo feſt ver- bunden, daß er ſich im Waſſer nicht gut auflö- ſen läßt. Hingegen fängt er leicht Feuer und brennt hell. Die Gänge ſind nur zwey Linien breit, und nur ſo viel erhaben, als zu einem bequemen Durchgange dieſer kleinen Thiere nö- thig iſt. Sie gehen an den Wänden des Hau- ſes von unten bis oben. Wird ihnen ein Stück davon eingeriſſen, ſo erſetzen ſie es in wenig Mi- nuten. Sie ſind durchaus zugewölbet, daher fällt gar kein Licht hinein. Im Finſtern alſo

und

und den Augen der Häuſerbeſitzer ganz unſichtbar, verrichten dieſe ſchädlichen Inſecten ihre Verwüſtung dergeſtalt, daß ſie die Balken und alles Holzwerk der Häuſer von innen zerfreſſen die äuſſere Fläche derſelben aber unbeſchädigt laſſen. Dieſes kann den Einſturz der Häuſer leicht bewirken. Die Erfahrung hat gelehrt, daß ſie durch Arſenik vertrieben werden, wenn er zerſtoſſen in ihre Gänge gebracht wurde.

Noch eine andere Art ſind die groſſen braunen Ameiſen, welche die Caraiben Komacko, die Arowacken Kuſſe, Herr Hartſink aber Papa-Ameiſen oder Couches nennt. Sie ſind ebenfalls eine groſſe Plage für Surinam. Ihre Verwüſtungen richten ſie vorzüglich an den Bäumen an, indem ſie ihre Blätter an den Stielen abnagen, und ſie in ihren Bau tragen. Es ſieht ſonderbar aus, wenn ſo ein kleines Thier, das wenig über einen halben Zoll lang iſt, ein groſſes Blatt bequem fortſchleppt Ein Baum, den ſie etliche Mahl hinter einander ſeiner Blätter beraubt haben, ſtirbt ab. Auſſer den Bäumen thun dieſe Ameiſen auch an Welſchkorn und andern Eßwaren groſſen Schaden. Ihr Bau iſt von den Europäiſchen Ameiſenhaufen ſehr verſchieden. Er iſt ganz von Erde und formirt einen flachen Hügel, oft von einem Umfange von 2300 Schritten. Auf demſelben ſind eine Menge trichterförmige Oeffnungen, die zu Ein- und Ausgängen dienen. Um die nöthige Erde zu dieſen

Hü-

Hügeln zu bekommen, machen ſie unter der Erde mehr oder weniger tiefe Canäle. Man hat welche angetroffen, die über 3 Fuß tief waren, und 5 Fuß unter der Oberfläche der Erde anfingen. Bey Verfertigung eines Grabes in Bambez, einem Dorfe der Freyneger, traf der Neger, der es machte, auf einen ſolchen Canal, und mußte aufhören, weiter zu graben, weil das Grab in kurzer Zeit voller Ameiſen wurde.

6. Der Hund iſt das einzige zahme Hausthier des Indianers. Man weiß aber hier nichts von tollen Hunden.

7. Auch die wilden Pferde bezähmen die Indianer.

8. Die Pipa in Surinam iſt eine überaus groſſe Kröte, welche dadurch merkwürdig wird, daß ſie ihre Jungen auf dem Buckel ausheckt.

10. Merkwürdigkeiten.

1. 1672 bemerkte Richer zuerſt auf der Cayenne, daß ein Pendel, welches in Paris Secunden ſchlägt, hier verkürzt werden muß, wenn es hier auch Secunden ſchlagen ſoll. Die Urſache liegt darin, daß nach dem Aequator zu die Schwere der Körper geringer iſt, als weiter davon ab.

2. Die Hangematte, deren oben erwähnt worden, iſt ein ganzes ungenähtes Stück, aus Baumwolle gewebt, 12 Schuh breit und 11 Schuh lang. An beiden Enden ſind 3 Ellen lange, dünne Streifen, welche zuſammen gefaßt, und in dem Zimmer

mer an beiden Querecken ſo feſt gemacht werden, daß die Hangematten einen regulären halben Zirkel beſchreibt. In dieſe legt man ſich, und ſie werden in Surinam für die bequemſten Betten gehalten, denn ſie ziehen ſich nach dem Leibe, je nachdem einer liegen will. Man hat darin kein Kopfkiſſen nöthig, denn es zieht ſich durch die Schwere des Leibes ſo, daß der Kopf immer höher zu liegen kommt. Doch gib es einige, die ſich ganz kleiner Kopfkiſſen darin bedienen. Man hat aber außer dieſen Hangematten auch ordentliche Europäiſche Betten in Surinam, deren man ſich aber nur in Krankheiten bedient, außerdem würden ſie zum beſtändigen Gebrauch zu warm und unbequem ſeyn. — Eine Hangematte koſtet 70 - 100 Gulden, und iſt kühler und ſanfter, als alle Betten. Man kann ſich, wenn man will, auch darin ſchaukeln laſſen, welches manche thun.

3. Die Spaziergänge in Surinam ſind die herrlichſten, und man ſucht ihres Gleichen vergeblich in Europa. Von der Natur ſelbſt gemacht, auf einer unüberſehlichen Pläne, immer aufs reinlichſte gehalten, unter lauter Orangen- und andern immer grünen Bäumen, bey einem ewigen Frühling und Sommer, da die Bäume immer Blüthen, und zeitige und unzeitige Früchte zugleich haben.

L. Qui-

L.

Q u i t o.

1. Lage.

So wie Guayana die nordöſtliche Küſte von Südamerica ſeitwärts und in Südoſten unterhalb Tierra Firma und in Norden des Aequators begreift, ſo macht die Provinz Quito die nordweſtlichſte Küſte in Südweſten von Tierra Firma im Süden des Aequators aus.

2. Grenzen.

Die Weſtſeite ſtößt an den großen Ocean, in welchem auf beiden Seiten des Aequators die unbewohnten Gallapagos oder Schildkröteninſeln liegen. Die Nordoſtſeite an Popayan, die Oſtſeite an das ſo genannte Amazonenland, eigentlich an Braſilien, die Südoſtſeite an die Landſchaft Maynas und die Südweſtſeite an Peru.

3. Clima.

Es leidet viel von Erdbeben und Ueberſchwemmungen, iſt aber meiſt ein herrliches Land, das eines ewigen Frühlings genießt. Die nördlichſte Küſte hat viel, die ſüdlichſte höchſt ſelten oder gar niemahls Regen. Der größere öſtliche Theil, zu welchem man noch ein Stück des Amazonenlandes, nähmlich deſſen nordweſtlichen Theil, zwiſchen den Flüſſen Yupura in Norden und dem

Maran-

Maranhon in Süden, rechnet, hat heißfeuchte Luft.

4. Gewäſſer.

1. Außer dem großen Ocean ſelbſt, ein Theil deſſelben Meerbuſen von Guayaquil, welcher eine merkwürdige Wetterſcheidung zwiſchen dem nördlichen und ſüdlichen Theil von Quito verurſacht.

2. Der Amazonenfluß oder Maranhon, welcher ſich an der Südgrenze von Peru, von wo er ſüdlich herauf kommt, auf Ein Mahl öſtlich wendet. Er nimmt zum Theil im Lande, zum Theil auf der Grenze ſo wohl in Norden als in Süden beträchtliche Nebenflüſſe auf.

5. Gebirge.

Es iſt überaus gebirgig. Denn es zieht hier eine doppelte Reihe der Andes hindurch, welche die höchſten Berge der Erde gegen den Aequator, beſonders den

1. Chimboraco (Tſchimboraſſo) den König der Berge enthält. Er iſt weit über eine halbe Meile, nähmlich 21136 Fuß. über die Fläche des Meeres erhaben, und alſo der höchſte in den bisher bekannten Gegenden der Erde.
2. Den Schneeberg Pichincha, an deſſen öſtlichem Abhange die Stadt Quito liegt. Er liegt ungefähr 17 Meilen vom Meere und ſein Gipfel reicht 2430 Toiſen (Klafter) über die Oberfläche deſſelben.

3. Der

3. Der Cayambe, unmittelbar unter dem Aequator, hat über 3000 Toiſen.

6. Boden.

Meiſtens ein fruchtbares Land. Die Gegend um die Stadt Quito, das Thal von Quito genannt, iſt die höchſte Ebne, ſo wie die Stadt die höchſte auf dem Erdboden. Die nördliche Küſte iſt waldig; die ſüdliche hingegen kahl und ſandig.

7. Einwohner.

Sich zu betrinken, iſt hier ein Vorrecht der Mannsperſonen. Die Weiber müſſen nüchtern bleiben, um ihre Männer aus den Gelagen heimſchleppen zu können.

8. Pflanzen.

Das elaſtiſche Gummi wird in den am Meer gelegnen Provinzen von Quito Cahutſchu genannt, und iſt an den Ufern des Maranhon ſehr gemein. Man verfertigt daraus unzerbrechliche Bouteillen, hohle Kugeln, die ſich völlig platt zuſammen drükken laſſen, und gleich wieder ihre Geſtalt annehmen, ſo bald ſie vom Drucke befreyt ſind.

LI.

M a y n a s.

1. Lage.

Es liegt zwiſchen dem 1ſten und 9ten Grad Südbreite, und zwiſchen dem 50ſten und 60ſten Grad weſtlicher Länge von Ferro an gerechnet.

2. Grenzen.

Die Cordilleras machen die Grenzen dieſer Landſchaft, die wegen ihrer Wildniſſe bisher faſt noch gar nicht bekannt war, im Weſten.

Im Norden beſtimmt faſt unter dem erſten Grade der Südbreite der große Fluß Putumago, welchen die Portugieſen bey ſeiner Mündung in den Maragnon Yſſa nennen, und

Im Weſten gegen Braſilien zu der Yahuari; ſo wie

Im Süden die Landſchaften der noch unbezwungenen Nationen, etwa unter dem 9ten Grade Südbreite, die Grenzen.

3. Clima.

Sturmwinde und Donnerwetter ſind etwas gewöhnliches; Hagel aber ſelten. Veigl ſah nur Ein Mahl während eines zwölfjährigen Aufenthalts einen ſehr kleinen Hagel. Die Indianer verwunderten ſich darüber, als über eine Sache, die ſie in ihrem Leben nicht geſehen. Aus dem Donner machen ſie ſich nichts, weil man faſt kein Beyſpiel hat, daß der Blitz einſchlägt; vermuthlich weil dort ſo viele Wetterſtangen, als in dem unermeßlichen Walde hohe Bäume ſind. Die Regenzeit, oder die Zeit der Ueberſchwemmungen, welche vom Januar bis zum Brachmonath dauert, nennt man den Winter. Er wird zu Anfang Junius durch einen ſehr kalten, heftigen und trocknen Wind aus Oſten vertrieben. Dieſer treibt zugleich eine unglaubliche Menge kleiner Fiſche,

Fiſche, die unſern größten Aſchen ſehr ähnlich ſind, den Maragnon hinauf. Die übrige Zeit heißt der Sommer. Wegen der benachbarten feuerſpeyenden Berge Cotopaxi, Pinche, Antiſana, Tunguragua, Sinchulagua, Cayambe, Chimburazo ꝛc. leidet das Land oft durch Erdbeben. — Die ganze Landſchaft liegt zwar im heiſſen Erdſtrich, aber die dicken und hohen Wälder, womit das Land viele hundert Meilen bedeckt iſt, und die vielen Seen und Flüſſe darin, welche durch häufige Regen entſtehen, und eine gewaltige Menge von Dünſten aufſteigen laſſen, verurſachen eine kühle Witterung.

4. Flüſſe und große Gewäſſer.

Ueberhaupt enthält es eine unglaubliche Menge von Seen und Flüſſen. Man ſieht faſt nichts als Waſſer und Waldungen. In der Regenzeit iſt es meiſtens überſchwemmt. Daher man die Anhöhen an den Flüſſen zu den Dörfern und Miſſionen, welche hier die Jeſuiten haben, wählt. Der größte Strom des Erdbodens, der Maragnon, Maranhon oder Amazonenſtrom, durchſtrömt auch dieſes Land mehrere hundert Meilen weit.

5. Berge und Gebirge.

Dieſe ſchließen ſich beſonders in Weſten in groſſer Menge an die Cordilleras an, und begrenzen auf dieſer Seite das Land, welches ſonſt größtentheils eine Ebne iſt.

6. Boden.

Das Erdreich iſt außerordentlich fruchtbar. Der Boden thonichter Natur. Daher darf nicht wohl das Unkraut ausgegätet werden, (welches auch die Einwohner ohnedem nicht thun); ſonſt würde er zu entblößt der Sonnenhitze ausgeſetzt und ſteinhart werden. Aber faſt nirgends ſieht man ein offnes Feld, oder Wieſen und Aecker, ſondern faſt überall nichts als Waſſer und Waldungen, und die Dörfer der zum Chriſtenthum bekehrten Einwohner liegen ſämmtlich an den Flüſſen, und haben Wälder im Rücken. An Gegenden, die wie bey üns in Aecker und Wieſen, Thäler und Hügel abgetheilt wären, iſt nicht zu denken.

7. Einwohner.

Dieſe ſind

1) Spanier.
2) Chriſtliche Indianer.
3) Wilde.

1.

Zu den Spaniern gehören hauptſächlich

a) Die zur Regierung des Landes von Madrit aus angeſtellten Perſonen.

b) Die Jeſuiten, welche hier die Indianer zum Chriſtenthum zu bekehren ſuchen.

2.

Zu den chriſtlichen Indianern gehören

A. Am obern Maragnon unter andern

a) Die Maynas. Die Spanier wollten ſie mit Gewalt zur Dienſtbarkeit zwingen. Um dieſer zu ent-

entgehen, trieb ſie die Verzweiflung zu lauter Mitteln (z. B. Selbſtmord, Gegenwehr) wodurch dieſe Nation größtentheils aufgerieben wurde, ſo daß ſie jetzt nur noch 2 Dörfer bewohnt.

b) Die Xeberas, deren ungefähr 2000 ſind. Dieſe verfertigen die beſten Blaſeröhre, welches die Jagdinſtrumente dieſer Nationen ſind, und ſchieſſen kleine vergiftete Pfeile ſehr gewiß daraus ab. Dieſe Blaſeröhre ſind auch einer ihrer vorzüglichſten Artickel, womit ſie handeln, und die ihnen lieber als Flinten ſind. Sie verhindern hauptſächlich, daß die Spanier von hier aus nicht gerade weſtlich durch mit Quito eine Communication erhalten können. Von Quito aus gehen nur 3 Straßen nach dem Maragnon, von denen die eine zu Pferde oder auf Maulthieren gemacht werden kann, die beiden andern aber ſind blos für Fußgänger. Alle 3 Straſſen ſind äuſſerſt gefahrvoll und beſchwerlich.

c) Die Andras, die aus zwey Nationen und etwa 400 Seelen beſtehen. Zu ihnen gehören die Murates, durch welche die Spanier die Xeberas noch zu gewinnen hoffen. Dieſe und mehrere Völker wohnen auf der Nordſeite des obern Maragnon. Sie machen aus einem feinen Baſte eine Art Zeug, Katſcho Bango genannt, welches andre Nationen zu ihren kleinen Zeltbetten begierig ſuchen. Auf deſſen Südſeite, am Guallaga, wohnen die Yurimaguas und

Aiſſuaris in einem Dorfe. Dieſe Nationen ſind aber größtentheils, wie viele andre, durch den Menſchenraub der Portugieſen von Para in Braſilien entweder zu Grunde gerichtet oder zerſtreut. Die Weiber der Yurimaguas ſind durch ihre Mahlereyen berühmt, welche ſie an ihren aus einer Art Kürbiß gemachten Trinkgeſchirren anbringen.

B. Am untern Maragnon ſind unter andern die

a) Urarinas, in einem Dorfe gleiches Nahmens, etwa 600 Seelen ſtark. Ein niederträchtiges Volk, das mit Zeltbetten handelt, die man in dieſem Lande, der Mücken und beſonders auch der Fledermäuſe wegen, die Menſchen und Thieren im Schlafe das Blut ausſaugen, ſo nöthig hat.

b) Die Yameos, die in gewiſſe abgeſonderte Zünfte abgetheilt ſind. Sie verfertigen Hamaks oder Hängematten.

Sie wohnen größtentheils in Wäldern. Ihre Sprache iſt außerordentlich ſchwer. Ein Theil von ihren Wörtern kann gar nicht geſchrieben werden, auch nicht ein Mahl unvollkommen, ohne wenigſtens 9-10 Silben dazu zu gebrauchen; und dennoch ſcheinen dieſe Wörter, wenn ſie ausgeſprochen werden, nur 3-4 zu haben. Poetarrarorincuruac heißt in ihrer Sprache drey; weiter können ſie aber nicht zählen.

In der Jagd ſind ſie ſehr geſchickt. Ihr Jagdgewehr iſt merkwürdig. Sie machen lange Blas-

röhre

röhre und ſtecken kleine Pfeile von Palmenholz hinein, die, anſtatt der Federn mit einem kleinen Büſchel Baumwolle verſehen ſind. Sie ſchieſſen dieſe mit dem bloßen Athem 30 = 40 Schritte weit, und verfehlen ſelten ihres Schuſſes. (Dieß einfache Gewehr wird im ganze Lande gebraucht.) Die Spitzen dieſer Pfeile ſind mit einem ſo kräftigen Gift beſtrichen, daß es, wenn es noch friſch iſt, das Thier in weniger als einer Minute tödtet.

c) Die Omaguaer waren vormahls eine mächtige Nation, die noch vor 150 Jahren die Inſeln und Ufer des Amazonenſtroms ungefähr 120 geographiſche Meilen lang unterhalb des Napofluſſes, folglich mit in das Amazonenland hinein bewohnt haben. Jetzt iſt nur noch ein Haufen von ihnen vorhanden. Vom elaſtiſchen Harz wiſſen ſie Pumpen und Spritzen ohne Stiefel zu verfertigen. Sie geben ihnen die Geſtalt einer ausgehöhlten Birn, mit einem kleinen Loch oben am Ende, wo ſie eine hölzerne Rinne oder Röhre einpaſſen. Man füllt ſie voll Waſſer, wo ſie dann, wenn man ſie zuſammendrückt, eben die Wirkung äußern, wie eine gewöhnliche Pumpe. Dieſe Maſchine iſt bey ihnen ſehr im Gebrauch. Wenn ſie ſich zu irgend einem Feſt verſammeln, bietet allezeit der Wirth einem jeden der Gäſte eine aus Höflichkeitsbezeigung an, und bedient ſich ihrer allezeit vor jedem feyerlichen Mahl. Vermuthlich werden von eben dieſem elaſtiſchen Harz die Ringe gemacht, deren einige Reiſende erwähnen,

welche man auch nach Belieben, als Arm-Hals-bänder und Gürtel brauchen kann.

d) Die Peras ſind die geſchickteſten Giftbereiter. Dieß Gift wird aus mehr als 30erley Wurzeln, Kräutern und Rinden gemacht, und iſt ganz unſchädlich, ſo lange es nur nicht das Blut berührt. Ein Gegenmittel iſt Salz oder Zucker, ſelbſt Urin oder Menſchenkoth. Auch die Ausdünſtungen der Crocodillen und Landſchildkröten benehmen ihm ſeine Kraft. Auch bedienen ſie ſich dieſes Gifts nur zur Jagd, nicht gegen ihre Feinde. Es tödtet das Thier bey der kleinſten Verwundung auf der Stelle, ohne daß deſſen Fleiſch vergiftet würde. Sie haben die wunderlichſten Gebräuche. Sie durchſtechen die Naſen und Lippen und zieren ſie mit Knochen von Thieren aus. Ihre Bakken ſind wie ein Sieb voller durchbohrten Löcher, in welche ſie, wie in ein Futteral, bunte Federn von allerhand Vögeln ſtecken. Man erſtaunt beſonders über die ungeheure Länge des unterſten Ohrlappens, welcher 4-5 Zoll lang ausgedehnt wird, ohne daß ſeine Dicke dadurch vermindert würde. Sie bohren ein Loch hinein, welches im Durchſchnitt über anderthalb Zoll hat. Die ganze Kunſt, dieſe zu machen, beſteht darin, daß man anfänglich eine kleine hölzerne Walze in das Loch ſteckt, an deren Statt man hernach immer dickere nimmt, ſo wie die Oeffnung größer wird, daß endlich der Ohrlappen bis auf die Schulter herab hängt. Der größte Schmuck dieſer Indianer iſt, daß ſie

das

das Loch mit einem großen Blumenbüſchel anfüllen, der ihnen anſtatt eines Ohrrings dient.

e) Die Yquitos. Die Weiber dieſer Nation ſpeyen niemahls aus, ſondern laſſen den Speichel durch eine Röhre in der Unterlippe auslaufen. Beide Geſchlechter trinken wie die Hunde. Sie haben Spiegel aus einem ſchwarzen, fleißig polirten Harze.

Ueberhaupt findet man jetzt nur noch ſchwache Ueberreſte von den zahlreichen Nationen, die ehemahl dieſe Gegenden bevölkerten. Von manchen Völkerſchaften ſind kaum 100 Familien, von manchen auch wohl nur 10 vorhanden. Es werden ihrer auch jetzt noch immer weniger. Haupturſachen hievon ſind die Europäer selbſt. Wir haben ſchon oben der Portugieſen erwähnt, welche theils die Wilden gewaltſam raubten, theils ſie, wo ſie ſich widerſetzten, niedermachten. Auch ſteckten die vorher hier unbekannten Europäiſchen Krankheiten, z. B. Fieber, Catarrhe, Ruhren, Blattern ꝛc. die Indianer an, und rafften viele weg. Auſſerdem ſind die chriſtlichen Indianer dem Sonnenſtich weit mehr ausgeſetzt, weil ſie ihre Nahrung auf dem offnen Waſſer durch Fiſchen oder durch Ackerbau in aufgeräumteren, freyern Gegenden ſuchen. Sie bauen aber jeden Platz nur ein einziges Mahl, nachher bleibt er ungenutzt liegen. Reis, ſo gut er auch geräth, wollen die Indianer nicht bauen, weil die Reini-

gung der Körner von der Spreu ihnen zu mühſam iſt. Die Wilden ſind in die tiefern Wälder nach Norden gedrängt, wo ſie ihre Gefräßigkeit, zu der ſie ſich durch die Beyſpiele von Freſſereyen und Sauferepen der Europäer gewöhnten, nur nach Nothdurft meiſtens durch Früchte und Erdwurzeln ſtillen können. Viele unter dieſen haben eine ſcheckichte Haut, nehmlich weiſſe Flecken auf der lichtbraunen Haut. Alle Länder an den Flüſſen auf der Nordſeite des Maragnon ſind ſehr ungeſund, daher die an ihnen erbauten Dörfer entvölkert. Weil die Indianer ſo häufig ſtarben und ihr Abgang durch andre von andern Stämmen erſetzt wurde, ſo findet man häufig Dörfer von etwa 600 Seelen, in welchen 3 = 4 verſchiedene Sprachen geredet werden. Viele Stämme dieſer Wilden ſind auch noch nicht unterjocht; daher eben bis jetzt noch den Spaniern der bequeme Weg gleich nach Quito durch das Land der Xeberos oder Xibaros verſchloſſen iſt. — Die meiſten Stämme beſtehen aus ſchön gebauten Menſchen beiderlei Geſchlechts, die beynahe ganz nakkend gehen, doch hüllen ſich einige in eine Art von Säcken oder Tüchern; andre bemahlen ſich mit ſchwarzer oder rother Farbe. — Noch gibt es in Süden wilde Nationen, zu denen bis jetzt noch kein Europäer gedrungen iſt.

Ueberhaupt iſt ihr Zuſtand ſehr kläglich und eine Folge ihrer Zügelloſigkeit und faſt viehiſchen Erziehung. Sie haben gute Fähigkeiten, beſonders

ders zum Sinnlichen; lernen leicht fremde Sprachen, Muſik und Handwerker, aber ihr unglaublicher Leichtſinn und ihre kindiſche Unanſtändigkeit vereitelt beynahe alle Bemühungen der Miſſionarien, ihnen eine beſſere Ausbildung zu geben. Nur bey Ertragung der Schmerzen, ſelbſt bey Herannahung des Todes beweiſen ſie eine außerordentliche Gelaſſenheit.

8. Mineralien.

1. Steine ſind hier eine große Seltenheit. Die Kieſelſteine, womit die Indianer Feuer anſchlagen, kommen ſehr weit her.
2. Das einzige bekannte Mineral iſt der unerſchöpfliche Vorrath von Salz, das am meiſte zwiſchen Maynas und der benachbarten Provinz Lima ausgegraben wird, davon einiges ſchön weiß, andres roth auch aſchgrau iſt. Die noch wilden Einwohner kennen den Gebrauch des Salzes nicht; ſelbſt die chriſtlichen Indianer ſind ziemlich gleichgültig dagegen.

9. Pflanzen.

1. Citronen
2. Pomeranzen
3. Limomen

} wachſen zu hohen Bäumen auf. Dieſe und

4. Feigen gedeihen hier nur allein von den Europäiſchen Baum- und Gartenfrüchten. Knoblauch, Sellery und Kohl, den man hier pflanzt, trägt keinen Samen. Andre Feld- und Gartenfrüchte kommen gar nicht fort.

5. Der

5. Der Platanus (Muſa paradiſiaca), von den Portugieſen Pacova genannt, gibt den Einwohnern Speiſe und Trank. Außerdem eſſen ſie ſtatt des Brotes

6. Gebackenes von Mehl aus Mais oder Maiz und

7. Yuca oder Manihot, oder Manioc. Von dieſem eſſen ſie die Wurzeln auch gebraten oder geſotten.

8. Zuckerrohr.

9. Ananas.

10. Baumwolle, die ſie auf den Feldern ziehen, haben ſie zu ihrer Kleidung.

11. Hamote oder Batata, oder Erdäpfel.

12. Der Bajuco, welcher in den Wäldern häufig wächſt, ein wildes Gewächs, gibt ohne alle Zubereitung Stricke. Es ſchlingt ſich in Geſtalt einer Schnur an die höchſten Bäume hinauf, und iſt theils fingersdick, theils wie Bindfaden. Es iſt ſo feſt und geſchmeidig, wie ein hanfner Strick, und hat den Vorzug, daß es nicht verfault.

13. Vortrefliche Cedern wachſen an den Ufern der Flüſſe, wovon die Indianer ihre Kähne verfertigen, die ihnen aus Mangel an Werkzeugen unendliche Mühe koſten.

14. Unter ihren Fruchtbäumen und Geſträuchen iſt beſonders der Cacao vortrefflich, dient aber mehr den Affen, als Menſchen, zur Speiſe.

15. Das Lancetakraut hebt die Fieber, die der China nicht weichen wollen. Man trinkt es wie einen

nen Thee, mit etwas Zucker gemiſcht, einige Tage hinter einander.

16. Indigo wächſt wie Unkraut. Außerdem gibt es noch verſchiedne andre

17. Farben- auch Giftkräuter, z. B. die Muzuna, womit viel Unheil angerichtet wird.

10. Thiere.

Rindvieh und Schafe, Ziegen und Schweine fehlen gänzlich, weil die Indianer bey ihrer Lebensart, da oft die ganze Familie auf mehrere Wochen abweſend iſt, kein Europäiſches Zuchtvieh leiden mögen.

1. Hühner und

2. Cuyes oder Meerſchweinchen bringen die Indianer den Jeſuiten-Patern gewöhnlich zum Geſchenk. Sie erregen leicht das Fieber. Ihr Fett zieht aber Splitter oder Dornen leicht aus der Haut. Dieſe ſo wie die Hühner, Hunde, zahme Affen (die ſämmtlich geſchwänzt ſind, alſo zu den Meerkatzen gehören) und Papageyen ſind ihre einzigen Hausthiere. Hingegen gewiſſe andre Gattungen von Affen, deren Fleiſch ſie ſehr lieben, nebſt andern Thieren, ſind ihr Wildpret. Die Hühner werden von

3. Den Vampyren (blutſaugenden Fledermäuſen, die Menſchen und Vieh ſehr gefährlich ſind, da ſie den Schlafenden das Blut ausſaugen, ohne daß man ſo leicht davon erwacht und beſonders dadurch das zahme Vieh tödten)

4) Dem

4. Dem Leguan, einer gewiſſen Art von
5. Füchſen, Zorilly genannt, und
6. Wilden Katzen ſehr verfolgt.
7. Das Punchana, eins von den hieſigen Wildpretarten, iſt wegen der Verwüſtungen, die es in den Yuca-Aeckern anrichtet, ſehr verhaßt. Seine Bildung iſt wie die eines noch nicht mehr als eine Spanne langen Dammhirſchens, lichtaſchfarb und auf dem Bauche weiß. Der Hals, den das Thier hoch trägt, der Kopf, die ganz dünnen Läufe, der kleine Haarbüſchel ſtatt des Schwanzes, ſeine große Behendigkeit zum Laufen, das alles gibt ihm große Aehnlichkeit mit dem Hirſchgeſchlechte.
8. Der Dante (eine Art Stier) fügt den Einwohnern vielen Schaden zu. Sie jagen ihn aber nicht, ob ſie gleich dadurch ein Nahrungsmittel mehr hätten, da von andern Völkern ſein Fleiſch gern gegeſſen wird.
9. Der Americaniſche Tiger, der hier ſehr grimmig iſt, hat einen Feind an einer Fliege, die ein Ey in ſeine Haut legt, woraus ein großer ſtachlichter Wurm entſteht, der ihn ſo quält, daß er verhungert. Zuweilen kommen auch ganz ſchwarze Tiger aus den Gebirgen, die aber ſehr ſelten ſind.
10. Die Bienen ſind hier von mancherley Gattung und meiſtens ohne Stachel. Die vornehmſte darunter ſoll unſern Fliegen ähnlich ſeyn, nur daß ſie merklich kleiner iſt. Ganz wehrlos wohnt ſie in den Höhlungen der Siticabäume, und ſammelt

darin

darin ihr weiſſes Wachs. Sie hat wenig, aber ſehr klares, flüſſiges und angenehmes Honig. Eine andre von unſern Fliegen faſt gar nicht zu unterſcheidende Bienenart ſammelt gelbliches Wachs, das ſich aber leicht bleichen läßt. Noch eine andre Art, die von der vorigen in nichts verſchieden iſt, bereitet ganz röthliches, weiches und leimichtes Wachs. Eine vierte Art, wie unſre Weſpe geſtaltet, ſammelt unter den Wurzeln der größten Bäume eine große Menge Honig, das roh zwar ſüß, aber etwas ſäuerlich und berauſchend iſt. Durch das Kochen bekommt es einen angenehmen Geſchmack. Das Wachs iſt ſchwarz und läßt ſich nicht weiß bleichen.

In den Seen und Flüſſen des Landes findet man

11. Die Manatis.

12. Waſſerſchildkröten, einen Centner ſchwer, die ſehr wohlſchmeckend und ſo häufig ſind, daß ganze Völkerſchaften überflüſſig von ihrem Fleiſche, Fette und Eyern ihre Haushaltung verſehen können, obgleich Menſchen und Thiere die erſtaunlichſten Verheerungen unter ihnen anrichten.

13. Fiſche fangen die Einwohner mittelſt der Angel, Pfeile, vorzüglich aber mit der Barbascowurzel (Verbaſcum Tacquinu armillaris Lœfflingii) wodurch ſie die Fiſche berauſchen. Auch

14. Fliegende Fiſche, wie ſie im Meere vorkommen, findet man ebenfalls, doch ſelten, ferner

15. Tibarones oder Delphine.

16. Ro-

16. Rochen.
17. Zitteraale.
18. Blutbegierige Panias, die zuweilen den Indianern, wenn ſie ſchwimmen oder ſich baden, Stücken Fleiſch vom Leibe reiſſen.
19. Die eben ſo blutgierigen Caneros, die in den Leib eindringen und mit unglaublicher Geſchwindigkeit eine große Höhlung ausbeiſſen; endlich
20. Eine große Menge von Crocodillen.

11. Merkwürdigkeiten.

1. An den hohen Ufern der Flüſſe findet man viele Klaftern tief mancherley Stücke von Töpfen und anderm Thongeſchirre, von ſeltner und uralter Form.
2. In den Gegenden der Peras findet man grüne Steine, die man nur Amazonenſteine nannte. Sie ſind weder an Härte, noch an der Farbe von den Orientaliſchen Achaten unterſchieden, widerſtehen der Feile, und ſind doch in allerhand Thiergeſtalten geformt.

LII.

Braſilien.

1. Lage und Figur.

Es begreift faſt die ganze Mitte des Südlichen America's und erſtreckt ſich am weiteſten oſtwärts, indem es die öſtlichſte Spitze des ganzen Dreyecks vorſtellt, welches dieſe große Halbinſel bildet.

Merk.

Merkwürdig iſt es, daß es in der Figur ſeiner Grenzlinien ſo viel Aehnlichkeit mit Südamerica ſelbſt hat, daß man es in der Charte, als eine nach verjüngtem Maßſtabe gemachte Abbildung deſſelben anſehen könnte, die ſo auf die größere Charte gelegt wäre, daß von dieſer ſelbſt nur noch der Rand in Norden, Weſten und Süden zu ſehen wäre.

2. Grenzen.

Oeſtlich und zum Theil auch in Nordoſten an den Ocean; nordöſtlich und nördlich an Guayana; nordweſtlich an Neu-Granada; weſtlich an Quito, von welchem es der Yupura ſcheidet, und Maynas; ſüdweſtlich an Peru, von welchem es der Mamore ſcheidet; ſüdlich an Paraguay und an die Mündung des Plata-oder Silberſtromes. — Alſo grenzt es an drey Seiten an den Ocean.

3. Größe.

Es iſt die größte Provinz in Südamerica. Seine größte Ausdehnung kann man ſich durch folgende Kreuzlinie deutlicher machen. Man ziehe rechts vom großen Parima-See in Guayana oder von der Mündung des Maranhon eine Linie herab bis zur Mündung des Plataſtromes, und eine andre von der öſtlichen Küſte, weſtlich hinüber, ungefähr bis zu derſelben Länge, unter welcher oben im Norden der Meerbuſen von Venezuela liegt, ſo hat man die größte Ausdehnung dieſer Provinz in die Länge und Breite.

4. Clima.

Es liegt beynahe völlig, wenigſtens mit ſeinem allergrößten Theile, in der heißen Zone, zwiſchen dem Wendekreiſe des Steinbocks und dem Aequator, über beide ragt es nördlich und ſüdlich hinaus, doch ſüdlich am weiteſten.

5. Nahmen.

Der Portugieſiſche Admiral Cabral, der 1500 auf ſeiner Fahrt nach Oſtindien durch Sturm dahin getrieben wurde, gab dem Lande den Nahmen Santa Cruz (Heiliges Creuz). In der Folge aber ward es Braſilien genannt, von der Menge des Braſilien- oder Breſilholzes, welches dort wächſt und das ſchon über 300 Jahre vor der Zeit, da Europäer dorthin kamen, unter dieſem Nahmen bekannt war. Die Portugieſen nannten es nähmlich Braſil von Braſa (glühende Kohle) weil es ungefähr von ähnlicher Farbe mit einer ſolchen iſt.

6. Haupteintheilung.

A. Das eigentliche Braſilien bis weſtwärts an den Rio dos Tocantins, der gerade aus Süden herauf in den Maranhon fließt, und jenſeits deſſelben

B. Das Amazonenland Dieſe Eintheilung wähle ich beſonders der vielen geographiſchen Lehrbücher und Nachrichten wegen, wo des Amazonenlandes (wiewohl fälſchlich) als eines beſondern Reichs erwähnt wird.

C. Die große Flußinſel Johannes oder Marajo zwiſchen dem Maranhon und Gran-Para.

7. Ge-

7. Gewäſſer.

A. Flüſſe.

1. Der Rio de Janeiro oder Januariusfluß führt dieſen Nahmen deßwegen, weil er von Dios de Solis am Feſte des heiligen Januarius den 19ten September 1525 entdeckt ward. Er iſt nicht wirklich ein Fluß, wofür man ihn anfänglich hielt, ſondern ein Seearm, in welchen ſich eine beträchliche Anzahl von kleinen Flüſſen ergießt, gleich über dem Wendekreis des Steinbocks.

2. Der Rio dos Tocantins oder Rio de Gran-Para entſpringt tief unten im Süden der Gebirge und läuft in gerader Linie nach Norden, rechts parallel mit einem ebenfalls ſich nach Norden erſtreckenden Arm dieſer Gebirge, und ergießet ſich in einer anſehnlichen Mündung, rechts von der Inſel Johannes, nachdem er den, die Inſel in Weſten mit umſchlieſſenden, Fluß Bocas (weiter in Süden Guanapu) aufgenommen hat. Nach der Vereinigung mit dieſem wird er gewöhnlich Rio de Gran-Para genannt.

3. Der Madeiraflus, welcher in den obern ſüdlichen Gegenden der Rio Mamore genannt wird, und aus Südweſten her von den Gebirgen entſpringt, hernach ſich in den Maranhon ergießt. Er macht zugleich die Grenzen zwiſchen Peru.

4. Der Maranhon oder Amazonenſtrom ſelbſt, welcher den nördlichen Theil dieſer groſſen Provinz

vinz von Weſten nach Oſten durchſtrömt und ſeine Mündung im Weſten der Inſel Johannes hat. Er überſchwemmt das Land gleich dem Nil in Aegypten, und iſt einer der größten Flüſſe in der Welt. Johann Orelhan entdeckte ihn 1544, nachdem er auch Orelhana genannt wird. Er entſpringt in den Bergen Cordilleras in Peru. Nachdem er bey 1000 Deutſche Meilen zurück gelegt hat, fällt er zwiſchen Braſilien und Guayana in das Weltmeer und bildet bey ſeinem Ausfluſſe eine Menge Inſeln. Als Orelhan einige Tage auf dieſem Fluſſe geſchifft hatte, traf er eine Menge gewaffneter Weiber an, welche mit ihren Nachbarn Krieg führten. Dieſes gab den Spaniern, denen er dieſes berichtete, Anlaß, ſowohl den Fluß als den größten Theil des Landes ſelbſt, welchen er durchſtrömt, mit dem Nahmen der Amazonen zu belegen, welche in der alten Geſchichte als kriegeriſche Weiber vorkommen, die in Aſien am Fluß Thermodon gewohnt haben. Nach Condamine ſoll er an einigen Orten über 900 Klafter breit ſeyn.

5. Der St. Franciscusſtrom, der aus den Gebirgen in Südweſten herauf kommt und ſich gerade da ins Meer ergieſſet, wo die öſtliche Küſte nach Süden zu wieder anfängt ſchmäler zu werden.

6. Die Allerheiligenbay, Bahia de todos los Santos, unterhalb der Mündung des St. Francis-

ciscus-

ciscusfluſſes. Sie ward 1501 von Americo Vespucci entdeckt.

7. Noch iſt ganz unten der Rio grande di St. Pedro zu merken, weil er die Grenze zwiſchen den Portugieſiſchen und Spaniſchen Beſitzungen macht. Er kommt aus Nordweſten von Paraguay her, und macht bey ſeiner Mündung einen beträchtlichen Buſen.

B. Seen.

Ganz unten im ſüdlichſten Theile in Norden des Silberſtromes befinden ſich zwey groſſe Seen, die beide mit der Küſte parallel laufen.

1. Der kleinere und ſchmälere, der Küſte am nächſten gelegne See Mangueira.

2. Der hinter dieſem liegende weit größere See Merim.

Beide müſſen nach ihrer Lage genau bemerkt werden, wie wir unten bey Südamerica überhaupt, unter der Rubrik, Haupteintheilung, ſehen werden.

8. Gebirge.

Dieſe befinden ſich hauptſächlich in Süden und machen das Portugieſiſche, an Gold und Diamanten, auch an andern Metallen und Edelſteinen überſchwenglich reiche Land der Bergwerke aus. Sie begreifen die allerhöchſten Gegenden des Portugieſiſchen America.

9. Boden.

Fruchtbar an den Küſten. Im ſo genannten Amazonenlande ganz mit Wäldern bedeckt, ſo daß man nur gröſtentheils in der Nähe der groſſen Flüſſe freye Ausſicht nach dem Himmel hat. Ueberaus gebirgig in Süden.

10. Einwohner.

1. Neger. Häßlichere und fettere ſiehet man nirgends als in Rio de Janeiro. Sie riechen unausſtehlich. Ueberhaupt werden ihrer jährlich 40-50000 aus dem nicht allzuweit entfernten Africa nach Braſilien gebracht.

2. Meſtizen nennt man ſolche, welche von Portugieſiſcher und Braſilianiſcher Herkunft ſind.

3. Creolen, die von Portugieſiſchen Aeltern in Braſilien geboren worden.

4. Die Braſilianiſchen Ureinwohner,

   a) Die Topinaquer im ſüdlichſten Theile, zu denen ſonſt noch viele an der Küſte wohnende Völker gehörten, die ſich aber gröſtentheils von derſelben entfernt haben, oder auf andre Art verſchwunden ſind.

   b) Die Topiquer in den mittlern Gegenden des Fluſſes Tocantin.

   c) Die Tupinamba beherrſchten vor 250 Jahren faſt ganz Braſilien, wohnten ſonſt um Rio Janeiro. Ein Theil derſelben hat ſich aber in der Folge in die untern Gegenden des Fluſ-

Fluſſes Tocantin gezogen, wo ſie noch auf beiden Seiten des Fluſſes wohnen.

d) Die Tapuyer oder Tapayoer d. i. überhaupt alle im innern Lande wohnende und keinem Europäiſchen Landesherrn unterworfne Eingeborne. Ihrer ſind mehr als 70 Völkerſchaften. Sie ſind alle von langer Statur, unermüdet zur Arbeit, im Laufen behende, haben lange ſchwarze Haare, wohnen in keinen Dörfern, ſondern führen ein herumſchweifendes Leben. Sie verheeren alle Dörfer, wo ſie hinkommen. Ihre Nahrung ſind Wurzeln, rohe Früchte; einige eſſen auch das Fleiſch der Menſchen, die ihnen in die Hände gerathen. Sie haben Bogen von einer ſonderbaren Gröſſe und vergiftete Pfeile, führen Keulen oder unten gebrannte Knüttel, womit ſie ihren Feinden den Kopf zerſchmettern. Einige gehen ganz nackend, andre bedecken den Leib mit einem Rock ohne Aermel. Ihren Feinden, wenn ſie ſie erſchlagen haben, ſchneiden ſie den Kopf ab, und tragen ihn als Siegeszeichen an ihrer Seite.

Bey den Braſilianern heiſſen alle Ausländer (die Portugieſen ſelbſt und die Neger ausgenommen) Tapuyatinga, das iſt weiſſe Tapuyer, hingegen die Portugieſen werden von ihnen Caraiva und die Neger Tapuyuna, d. i. ſchwarze Tapuyer genannt.

Sie haben den Gebrauch, die Maniocwurzeln zu durchkauen, das Gekaute zuſammen in ein Gefäß zu ſpeyen, es dann ein wenig gähren zu laſſen, und dann Taſſenweiſe auszuſchlürfen; dieſer Genuß betäubt und berauſcht die Mädchen.

5. Die Portugieſen (welche aber die geringſte Zahl ausmachen) ſind im hohen Grade ſtolz und faul. So bald z. B. ein Handwerksmann mit ſeiner geringen Profeſſion einige wenige Patacken (eine kupferne Landesmünze) erworben hat, ſchließt er gleich ſeine Werkſtatt, legt ſeinen Mantel um, nimmt ſeine Leute und ſucht Geſellſchafter auf, die er nicht eher wieder verläßt, als bis ihn die Noth zwingt, von neuem zu arbeiten. Andre betteln lieber und beſtehlen Fremde, als daß ſie arbeiten möchten. Sie ſind mittlerer Gröſſe, olivenfarbig, ernſthaft und gefällig, aber rachgierig. Keiner geht leicht anders aus, als im Mantel, niedergeſchlagnem Hut, und ſtets mit einer Art Dolch bewaffnet. Auf dieſe Art, da alle gleich gekleidet, iſt jeder unkenntlich, und kann leicht ungeſtraft einen Meuchelmord verüben.

Sie leben ſehr mäßig, eſſen wenig und ſchlecht, obgleich die Producte ihres Landes die herrlichſten Gerichte liefern, wenn ſie nicht zu träge wären, theils dieſe zn benutzen, theils durch Arbeitſamkeit ihren Genuß ſich zu verſchaffen.

11 Mine-

11. Mineralien.

1. Reiche Goldminen, die durch Sclaven bearbeitet werden, und die ſchon 1577 und 1588 im Lande der Bergwerke entdeckt, aber ſeit 1699 erſt recht nach ihrem groſſen Reichthum nach und nach aufgefunden und benutzt wurden. Man findet das Gold auf dem Boden der Flüſſe und in den von Regenſtrömen ausgeſchwemmten Gräben. Die Sclaven (meiſtens Neger), welche zu deſſen Aufſuchung gebraucht werden, müſſen täglich ihrem Herrn eine Achtel Unze Gold liefern. Was ſie drüber finden, gehört meiſtens ihnen, und bey manchen macht dieſer Ueberſchuß etwas beträchtliches aus. Das Gold, das auf dieſe Art jährlich in Braſilien geſammelt und nach Liſſabon geſchickt wird, ſchätzt man auf ungefähr 10000000 Thaler, wovon der König den fünften Theil bekommt.

2. Edelſteine, beſonders Diamanten, unvollkommne Topaſe, Amethyſten, Rubinen und ſchöne Chryſoliten, wovon aber nur die drey letztern vorzüglich aufgeſucht und verkauft werden. Die Braſiliſchen Diamanten entdeckte man erſt 1728 und 1730, weil der König von Portugall, um den Werth der Diamanten durch die allzugroſſe Menge, die man nach Europa bringen könnte, nicht zu verringern, rathſam fand, das Aufſuchen derſelben einzuſchränken und einer gewiſſen Compagnie, welche nicht mehr als 800

Sclaven dazu gebrauchen ſoll, ein ausſchlieſſendes Handelsrecht (Monopol) darüber zu ertheilen, von welchem aber die oben genannten andern Edelſteine ausgenommen ſind. Dennoch ſollen jährlich für beynahe 1000000 Thaler ſolcher Diamanten nach Europa kommen. Alle dieſe Edelſteine werden eben ſo, wie das Gold in den Betten der Flüſſe und den Gängen der Regengüſſe gefunden, aber nicht ſo allgemein, wie jenes. Anfangs, da man ſie nicht kannte, wurden ſie, bey dem Waſchen des Goldes, mit dem davon abgeſonderten Sande und Kies weggeſchüttet. Nur nach und nach und beſonders durch das Urtheil Europäiſcher Juwelierer überzeugte man ſich, daß dieſe Steine wahre Diamanten wären, davon viele den Oſtindiſchen gleich kämen. Einer derſelben macht einen Theil des Schatzes von Portugal aus. Er ſoll 1680 Carate oder $12\frac{1}{2}$ Unze wiegen. Er iſt auf 224 Millionen Pfund Sterling geſchätzt worden. — Merkwürdig iſt noch, daß der Engländer Jeffeties das Daſeyn der Braſilianiſchen Diamanten läugnet, nähmlich ſolcher, die in den dortigen Bergwerken gefunden würden. Er ſieht alle Steine, die vor 20 Jahren in groſſer Menge aus Braſilien gebracht wurden, als wirkliche Orientaliſche Steine an, welche die Einwohner von Braſilien von den Indianern erhandeln und hernach nach Portugal ſchicken. Er verſichert, ſie ſorgfältig unterſucht, aber nie einigen Un-

terſchied zwiſchen den Braſilianiſchen und Orientaliſchen Diamanten entdeckt zu haben. — Dieß könnte aber auch eben ſo gut ein Beweis für die Vortreflichkeit der erſteren ſeyn. Von den Rubinen findet ſich a) der roſenrothe, oder ſo genannte Rubis-Balais, b) der ſchwach hellrothe Rubis-Spinell, und c) der ins ſtrohgelbe fallende Rubizelle.

Der hieſige Topas hat die merkwürdige Eigenſchaft, daß er, ſo bald man ihn in einen Tigel über das Feuer ſetzt, ſeine Pomeranzenfarbe verliert, und ſich in einen wahren Rubis-Balais verwandelt. Sonſt hat er eine ſchmutzige gelbe Farbe.

12. Pflanzen.

1. Pomeranzen, die hier, ohne irgend eine Pflege, aufs vortreflichſte von ſelbſt wachſen.
2. Ipecacuanha.
3. Der Roucou oder Orleans-Baum wächſt beſonders nach der Nordküſte zu von vorzüglicher Güte.
4. Der Tobak iſt eben daſelbſt ganz vortreflich.
5. In eben der Gegend wächſt die beſte Baumwolle in America.
6. Zucker wächſt am häufigſten und beſten nach der Oſtküſte zu. Er iſt feiner, als der, welchen die Pflanzungen der Franzoſen, Engländer ꝛc. liefern.
7. Braſilienholz wächſt eben daſelbſt; das beſte aber am Madeira. Es wird Ybira pinima d. i. ſcheckichtes Holz genannt, weil es neben der ſchwar-

ſchwarzen und rothen Farbe auch gelbe Flecken zeigt.

8. Die Purgiercaſſie (ſiehe Cuba) iſt auch hier, der Baum iſt hoch, wächſt hier beſonders groß und ſtark, und hat von außen mit den Welſchen Nußbäumen eine ziemliche Gleichheit. Die Blumen riechen beſonders des Morgens ganz angenehm. Ihre Früchte ſollen nicht purgierend ſeyn.

9. Der Cravo oder Americaniſche Zimmt findet ſich im nordweſtlichen Theile. Dieſen und die Cacao ſammeln die Indianer ein, und bekommen dafür Nadeln, Spiegel und Meſſer ꝛc.

10. Das Mehl aus der Caſſave oder dem Manioc heißt Farincha do pao, d. i. Holzmehl, weil es den Sägeſpänen ſehr ähnlich iſt, wenn man ſie wie Meerrettig gerieben hat.

13. Thiere.

1. Der Braſilianiſche Geyer Urubu oder der Türkey-Buzard ſitzt, wie alle Geyer, mit ausgebreiteten Flügeln, iſt zaghaft, ſehr unrein und gefräſſig. Er hat einen vorn gekrümmten Schnabel, kahlen Kopf und Hals, wo die Haut nur einzeln mit ſchwarzen Haaren bedeckt iſt. Todtes Aas frißt er mehr, als lebendige Thiere. Er hat ſehr große Naſenlöcher und einen erſtaunenden Geruch. Kaum hat ein Jäger die Haut von einem Wilde abgezogen, ſo finden ſich ſchon dieſe Gäſte zu dem Fleiſche ein, und in kurzer Zeit iſt es von den

Kno-

Knochen ſo rein abgenagt, als wenn ſie abgeſchabt wären. Oft freſſen ſie ſo übermäßig, daß ſie nicht auffliegen können.

2. Wallfiſche an den Südoſtküſten, beſonders in der Allerheiligen-Bay.

3. Hornvieh, von dem wenigſtens 20000 Häute jährlich nach Europa gebracht werden. Man läßt das Vieh in den Waldungen frey herum laufen; doch hat jeder das Seinige gebrandmarkt. Um es gegen die dortigen blutgierigen Fledermäuſe zu ſchützen, werden beſondre Katzen abgerichtet, welche des Nachts von einem Stück Vieh zum andern herum ſpringen, und dieſe grauſamen Blutigel verjagen oder ihnen einen tödtlichen Biß verſetzen.

14. Merkwürdigkeiten.

1. Seit der Regierung König Johannes IV. führt der Portugieſiſche Kronprinz von dieſem Lande den Titel.

2. Auch hier wird die Stelle der Butter, welche ſehr koſtbar iſt, weil ſie aus Portugal kommt, durch die groſſe Menge der Waſſerſchildkröteneyer erſetzt. Man rührt die Eyer über Feuer, bis ſie gleich einem Oehle fließend ſind, und ſammelt Schildkrötenbutter in großen Töpfen.

3. Entdeckt ward Braſilien 1500 durch den Portugieſiſchen Admiral Pedro Alvares Cabro.

15. Oerter.

Rio de Janeiro, die Stadt, auch von ihrem Schutzpatron von einigen St. Sebaſtian genannt, liegt

liegt weſtlich von der Rio de Janeiro-Bay, und iſt die Hauptſtadt von ganz Braſilien, welchen Vorzug ſie deßhalb vor der ehemaligen Hauptſtadt San Salvador erhielt, weil man im Jahre 1730 in ihrer Nachbarſchaft Diamantgruben entdeckte, worauf dieſer Ort durch den nun erhaltnen Reichthum äußerſt geſchwind zunahm. Der hieſige Hafen iſt einer der beſten in der Welt; nähmlich bey dem Eingange ſehr ſchmal, und inwendig geräumig genug, um mehr Schiffe zu faſſen, als jemahls auf einer Station beyſammen ſind. Was einen Proteſtanten an dieſem Orte am meiſten in Erſtaunen ſetzt, ſind die vielen durch die ganze Stadt zerſtreuten Bilder, und die Andacht, die man ihnen erweiſet. Sie ſtehen beynahe an jeder Straßenecke, und man geht niemahls vor ihnen vorbei, ohne ſie ehrfurchtsvoll zu grüßen. Bey Nacht aber ſind ſie unaufhörlich von ihren Verehrern umringt, die laut zu ihnen beten, und in allen Vierteln die Luft von Lobgeſängen wiederhallen laſſen. — Alle Erfriſchungen, die eine Flotte nöthig hat, ſind hier in großer Menge und ſehr wohlfeil zu haben. — Fremde Reiſende, die hier ankommen, werden wie Miſſethäter behandelt, nicht in die Stadt gelaſſen, und überall mit Soldaten begleitet. Es geſchieht diß wegen der reichhaltigen Gold- und Diamantgruben, die überdieß beſtändig mit Wachen umringt ſind. Wer über die feſtgeſetzten Grenzen geht, wird an den nächſten Baum gehangen.

LIII.

P e r u.

1. Lage und Grenzen.

Mit dieſem Lande ſchmälert ſich die breiteſte Weſtſeite von Südamerica wieder nach deſſen Süd-ſpitze zu. Es liegt im Süden von Quito und Maynas, grenzt gegen Nordoſten an Braſilien, gegen Süden an Chili, Tucuman und Paraguay, gegen Weſten an das Süd-Meer.

2. Clima.

Es liegt völlig in der heiſſen Süd-Zone, ſo daß ungefähr der Wendekreis des Steinbocks die Süd-grenze ziehet. An der weſtlichen Küſte iſt Regen-mangel. Der mittlere, ſüdliche Theil iſt im Som-mer heiß, im Winter ſehr kalt.

3. Nahmen.

"Peru" antworteten die Einwohner, da man ſie fragte: "Wie heißt euer Land?" — Dieß aber war nicht die rechte Antwort auf dieſe Frage; ſondern ſie glaubten, die Spanier hätten gefragt: "Wer ſeyd ihr?" — Darauf antworteten ſie mit "Peru" d. h. "Wir ſind Fiſcher."

4. Haupteintheilung.

I. Nord-Peru, zu welchem ſonſt bis zum Jahre 1739 auch Quito gehörte, begreift den nord-weſtlichen, ſchmalen Küſten-Theil.

II. Oſt-

II. Oſt-Peru begreift die jenſeitige Hälfte bis an Braſilien.

III. Süd-Peru begreift den ſüdlichſten Theil.

5. Gewäſſer.

1. Der Rio Madeira auf der Südoſtgrenze. Von ſeinem Urſprung an, den er aus mehreren Armen in Weſten von Süd-Peru nimmt heißt er Mamore. Er fließt nordoſtwärts in den Amazonenſtrom oder Maranhon. Den Nahmen Madeira bekommt er von da an, wo er ſich mit dem Fluß Guapore oder Jtenes oder Jtonamas vereinigt, welcher aus Südoſten herauf kommt. Der Madeira kann, ſo groß er auch iſt, wegen ſeiner vielen Klippen, nur mit ſchmalen Schiffen befahren werden.

2. Der Maranhon oder Amazonenſtrom ſelbſt, der in den nördlichen Gegenden von Nord-Peru aus dem See Lauricocha entſpringt, und nordwärts hinauf zwiſchen zwey Ketten der Andes fortfließt.

3. Der Paraguay fließt in Oſten von Süd-Peru auf der Grenze aus der Laguna de los Xarayes, bis zu welcher Süd-Oſt-Peru geht, nach Süden zum Parana.

4. Der große Steppenſee Titicaca in den ſüdlichen Gebirgen von Nord-Peru. Ueberhaupt iſt auch der öſtliche Theil von Süd-Peru meiſtens flach mit Steppenſeen und Steppenflüſſen.

6. Ge-

6. Gebirge.

Die Andes ſcheiden Nord-Peru in zwey ſehr ungleiche Theile.

7. Boden.

Der weſtliche kleinere Theil dieſſeits der Andes in Nord-Peru beſteht aus einem ſchmalen Küſtenlande am großen Ocean, das bis an Chili ſüdwärts reicht. Im Ganzen iſt Nord-Peru fruchtbar. Auſſer den Andes ſelbſt iſt auch der ſüdliche Theil von Nord-Peru zum Theil gebirgig, waldig und kalt.

Der weſtliche Theil von Süd-Peru iſt ebenfalls ſehr gebirgig und nur in den Thälern fruchtbar.

8. Einwohner.

1. Indianer.

a) Wenn ſie in ihren Sandwüſten ungewiß ſind, welchen Weg ſie nehmen wollen, greifen ſie eine Hand voll Sand auf und riechen, ob nicht Mauleſel vorüber gegangen ſind.

b) Im öſtlichen Theil von Süd-Peru wohnen beſonders die Tſchiquitoer.

c) Die Schlaffheit, Trägheit und Schläfrigkeit, die man unter den Peruanern bemerkt, wird mit Wahrſcheinlichkeit den Cartoffeln zugeſchrieben, die ſeit undenklichen Zeiten die tägliche Nahrung derſelben geweſen ſind. Die Ureinwohner lebten bloß von Mais, Früchten und Gemüſen, die ſie durch Spaniſchen Pfeffer und Salz würzten. Ihr Getränke war von verſchiednen Wurzeln, beſonders aber

von Mais, welches letztere Chica heißt. Ihre Kleider waren aus der Wolle des Lama verfertigt.

d) So gebildet die alten Peruaner waren, ſo roh ſind die neuen. Sie ſind gegen alle Zufälle gleichgültig. Sie laſſen ſich durch nichts in ihrer Unthätigkeit ſtören. Sie ſcheinen faſt gar keine Begierden oder Verlangen nach etwas zu haben; ſind aber auch eben ſo wenig geneigt, nur die geringſte Gefälligkeit zu erweiſen. Ihre Unbiegſamkeit iſt unüberwindlich; ihr Trotz unausſtehlich, und ihre rohe Unwiſſenheit wollen ſie durchaus nicht fahren laſſen. Sie ſind alle von Natur langſam, haben viel Geduld, und können eine außerordentlich lange Zeit mit einer Sache zubringen. Man ſieht dieß an den langwierigen Arbeiten, die ſie unternehmen. Wenn etwas ausgebeſſert werden ſoll, das zwar an ſich nicht viel werth iſt, aber doch viel Zeit und Geduld erfordert, ſo ſagt man gemeiniglich, es ſey nur ein Peruaner fähig dazu.

Wenn ſie Teppiche, Bettvorhänge u. dergl. wirken ſollen, ſo nehmen ſie ſich bey jedem Eintrag die Mühe, alle Fäden einzeln zu zählen. Und ſo bringen ſie mit Einem Stück oft etliche Jahre zu. Es iſt hieran ihre Langſamkeit nicht allein ſchuld; ſie wiſſen auch die rechten Handgriffe nicht, und ſind zu faul, ſie zu lernen. Dieſe Trägheit iſt bey ihnen ſo ſehr

einge-

eingewurzelt, daß ſie weder ihre eigne Bequemlich⸗keit, noch der Befehl ihres Herren zur Hurtigkeit in der Arbeit ermuntern kann.

e) Haben ſie für ſich was zu thun, ſo überlaſſen ſie die Arbeit ihren Weibern. Auf dieſen beruhet alle Hausarbeit. Dieſe müſſen ſpinnen, Bein⸗kleider und Hemden für ihre Männer machen, denn hierin beſteht ihre ganze Kleidung. Sie müſſen Gerſte mahlen, Mais röſten, und das Eſſen zu⸗bereiten. Indeſſen liegt der Mann auf der Erde gekauert, und ſieht ſeinem Weibe mit aller Ge⸗mächlichkeit zu. Er trinkt, und bleibt unbeweg⸗lich liegen, bis ihn die Noth dazu zwingt. Das einzige, was er noch thut, iſt dieß, daß er das Feld pflüget; das Säen aber und die übrige Feld⸗arbeit überläßt er ſeinem Weibe. Wenn ſie einen Reiſenden, der ſich etwa verirrt hat, vor ihrer Hütte ſehen ſo verſtecken ſie ſich geſchwind, da⸗mit ſie nicht ein Stück Weges mit ihm gehen, und ihm den Weg zeigen müſſen. Das einzige, wozu ſie ſchnell bey der Hand ſind, iſt Eſſen, Tanzen und Trinken.

f) Der Trunkenheit ſind ſie ſehr ergeben. Beſon⸗ders berauſchen ſie ſich in ihrem Lieblingsgetränk Chica, das ſie auf folgende Art bereiten. Sie feuchten Mais an, und laſſen ihn hernach, nach Art unſers Malzes, auswachſen. Wenn er einen Keim hervor getrieben hat, wird er an der Sonne gedörrt, bis er ganz trocken iſt. Dann wird er geröſtet, gemahlen, und aus dem Mehl

mit Waſſer das Getränk ſelbſt gekocht. Man füllt es ſo gleich in Flaſchen und den zweyten oder dritten Tag fängt es an zu gähren. Hierauf ſteht es noch etliche Tage, und iſt dann zum Trinken fertig. Dieß Getränk iſt ſehr ſtark und dabey nahrhaft. Wenn ein Indianer Ein Mahl angefangen hat zu trinken, ſo hört er nicht auf, ſo lange noch ein Tropfen in der Flaſche iſt, oder bis er ſeinen Verſtand verſoffen hat.

g) Ihre Wohnungen ſind klein und armſelig. Sie beſtehen aus einer Hütte in deren Mitte ein Loch iſt, worin ſie Feuer anmachen. Hier wohnen Menſchen und Vieh beyſammen. Beſonders lieben ſie die Hühner und Hunde, als Gefährten ihrer Wohnung.

h) Die Hühner ſind die Lieblinge der Weiber, die eine ſolche Neigung zu ihnen haben, daß ſie ſich nicht entſchließen können, eins zu tödten oder zu verkaufen. Wenn ein Fremder durch die Noth gezwungen, etwa des Nachts in einer Indianiſchen Hütte bleibt, ſo wird man ihm kein Huhn mit gutem Willen, auch nicht für anſehnliche Bezahlung überlaſſen. Will er eins haben ſo muß er es ſelbſt erwürgen. Die Indianerinn fängt alsdann an zu heulen und zu ſchreyen, als ob man ihr ein Kind umgebracht hätte.

i) Die Hunde haben ſie nicht nur in ihren Hütten, ſondern auch auf Reiſen zu ihren treuen Gefährten.

k) Wenn

k) Wenn ſie verreiſen, ſo nehmen ſie ihr ganzes Hausgeſinde mit, welches zu Fuß neben ihnen herläuft; die kleinen Kinder aber werden von den Müttern auf dem Rücken getragen. Die Hütte bleibt indeſſen zu, und weil ſie nicht viel im Hauſe haben, das ihnen geſtohlen werden könnte, ſo brauchen ſie nicht ſehr für deſſen Verwahrung zu ſorgen. Wenn ſie nur einige Tage ausbleiben wollen, übergeben ſie das Vieh dem Nachbar zur Beſorgung. Wollen ſie aber lange ausbleiben, ſo übergeben ſie alles ihren Hunden.

l) Im Steinwerfen mit der Hand und Schleuder ſind ſie ſehr geſchickt.

2. Creolen. Die Spaniſchen Creolinnen finden die kleinen Füße der Indianer ſo hübſch, daß ſie ſich faſt eben ſo viel Mühe, als die Chineſinnen geben, um das Wachſen der Füße zurück zu halten. Einige bringen es ſo weit, daß ihre Füße nicht länger, als höchſtens 5 Zoll werden.

3. Spanier. Dieſe und die Creolen machen ungefähr den vierten Theil aus, und ſind die angeſehenſten, die alle Vorzüge und Macht beſitzen.

9. Mineralien.

1. Sehr reiche Gold- und Silber-Bergwerke ſind in Nord-Peru. Der reichſte Silberſchatz auf dem Erdboden iſt in Süd-Peru in der ſonſt ſo unfruchtbaren Gegend von Potoſi.

2. Eine reiche Queckſilbergrube iſt ebenfalls in Nord-Peru.

3. Die hieſigen Smaragde nennt man occidentaliſche zum Unterſchiede von den orientaliſchen. Ihre Farbe ſcheint mehr verdünnt, hat ein helleres und dem Auge angenehmeres Grün.

10. Pflanzen.

1. Die Rinde des Chinabaums (Cinchona officinalis) wird täglich ſchlechter, weil die Einwohner die Bäume ſchälen, ohne ſich um neue Pflanzungen zu bekümmern. Die Rinde wird bey trocknem Wetter vom Stamme, den Aeſten und Wurzeln des Baumes abgeſchält und nachher in der Sonne getrocknet. Durch dieſes Abſchälen ſterben die Bäume aus. Von der hauptſächlichſten Benutzung der Rinde in Fieberkrankheiten hat dieſer Baum auch den Nahmen Fieberrindenbaum. Er wächſt vorzüglich bey Loxa in bergigen Gegenden. Die beſte Rinde geräth in der Mitte des Berges Cajanuma an Bäumen von einem mittlern Alter. (S. auch Martinique.)

2. Europäiſches Getreide und Südfrüchte ſind von den Spaniern hierher gebracht worden.

3. Der Peruaniſche Zucker wird eben ſo zubereitet wie auf den Zucker-Inſeln. Nähmlich das Preſſen der Zuckerröhre, wird in der Mühle durch zwo von Erz gegoſſene, dicke, runde Walzen bewerkſtelliget, die nahe an einander gehen, drey Ellen hoch ſind, und wovon die eine links die andre

rechts

rechts durch Mühlräder oder Thiere gedreht wird. Die Zuckerröhre werden zwiſchen dieſe Walzen von den Schwarzen gezwängt, und indem dieſe Maſchinen die Hülſen abſondern, und auf der einen Seite auswerfen, rinnt der Saft gleich einem Moſte in die darunter geſetzten Gefäße, woraus er durch kleine Rinnen in den größern kupfernen Keſſel geleitet, ein wenig warm gemacht, und ungeſotten abgeſchäumet wird. Seine Vollkommenheit erlangt er erſt in kleinern kupfernen Keſſeln, wo man ihn dick ſiedet, ſäubert und auskocht. Hier muß man wohl Acht haben, daß niemand in die Keſſel eine ſaure Pomeranze oder Citrone ausdrücke, ſonſt wird der Zuckerſaft nie dick, ſondern bleibt immer wie ein dünner Moſt. Hierauf gießt man ihn noch warm in die Zuckerformen, wo er kalt und zugleich hart wird. Von der Natur iſt der Zucker braun, allein durch reines Brunnenwaſſer, das auf den Thonkuchen gegoſſen wird, der auf dem Boden der umgeſtürzten Zuckerform gepappt iſt, wird nach und nach, indem das Waſſer durch den weichen Thon durchſchwitzt, und den in der Form ſchon harten Zucker befeuchtet, von dem Zuckerkorne, das weiche braune Honig hinweg geſchwemmt, das an der Spitze heraus trieft. Dann kehrt man die Form um, zieht ihn bey der Spitze ab, und der weiſſe Zuckerhut bleibt allein auf dem Tiſche ſtehen. Der Zucker welcher hart iſt und die Farbe der Perlen hat, iſt der beſte, und ein wenig iſt genug, um

Schocolate, Thee, oder andre Sachen ſüß zu machen. Der Peruaniſche Zuckerhut wiegt 50 bis 60 Pfund, da die Canarier, Franzoſen, Holländer ihre Zuckerhüte nur zu 3 oder 5 Pfund machen. Er iſt unvergleichlich, kömmt aber ſelten nach Europa, ſondern wird meiſtens in America verzehrt.

11. Thiere.

1. Die Lama und Vicunna, eine dieſem Lande eigne Art, von Schafen geben eine vortreffliche Wolle.

2. Die Hunde, deren Nutzen wir ſchon bey den Einwohnern angeführt haben, ſind ſchon deßhalb beſonders merkwürdig, daß diejenigen, die von den Indianern aufgezogen werden, einen ſolchen Widerwillen gegen die Spanier und Meſtizen haben, daß, wenn einer gegen ihre Hütte zu kommt, ſie ihre ganze Wuth gegen ihn kehren. Diejenigen Hunde hingegen, die von Spaniern aufgezogen werden, machen es umgekehrt. Sie können die Indianer ſchon durch den Geruch von weitem unterſcheiden, und wenn niemand zu Hülfe kommt, ſo richten ſie einen ſolchen übel zu.

12. Oerter.

Lima in Nord-Peru liegt unter dem 300° 50′ 30″ der Länge und dem 12° 1′ 15″ Südbreite.

LIV.
Tucuman.

1. Lage und Grenzen.

Dieſe groſſe Landſchaft liegt im Süden und Oſten von Peru; im Norden von Chili und im Weſten von Paraguay, von welcher Landſchaft ſie durch denn Rio de la Plata getrennt wird.

2. Clima.

Sie liegt faſt ganz in der gemäßigten Zone.

3. Gewäſſer.

1. Der Salado fließt von Süden aus nach dem Parana oder Rio de la Plata zu.
2. Der Rio dulce oder ſüße Fluß iſt der gröſte unter den Steppenflüſſen. Er kommt aus den Gebirgen von Nordweſten, und fließt in die Salzſeen von Porongos. Wenn dieſer Fluß nicht, wie der Nil in Egypten alle Jahre durch ſeine Ueberſchwemmungen das Land tränkte, ſo würde es vermuthlich ganz unfruchtbar ſeyn, dieſe aber haben eine auſſerordentliche Fruchtbarkeit zur Folge.

4. Boden.

In Norden und Weſten ſehr gebirgig, und überall fruchtbar, wo es Waſſer gibt. In Süden iſt plattes, trocknes und ſandiges Land mit vieler Waldung. Hinter dieſem nordwärts, vom weſtlichen Gebirge Rioja oſtwärts ſind die groſſen Flä-

chen des Thals Catamaroa und reiche Triften, jedoch kein andres als Regenwaſſer, als das ſich bey der naſſen Jahrzeit in Seen ſammelt.

5. Einwohner.

In den ſüdlichen Gegenden ziehen Stämme der Molutſchen und Pueltſchen umher, die wir bey Patagonien noch mehr kennen lernen. Wenn bey den nördlicher wohnenden Indianern ein Verwandter ſtirbt, ſo reiben ſie die Leiche mit einer Art Erde, die alles Fleiſch wegfrißt. Die Knochen heben ſie auf, und tragen davon ſo viele mit bey ſich, als ſie bequem fortbringen können.

6. Mineralien.

1. Sehr einträgliche Bergwerke beſitzen hier die Spanier.

2. Salpeter würde das allerbeträchtlichſte Product dieſer Gegenden ſeyn, wenn er mehr gekannt und gebraucht würde. Ein erſtaunlicher 250 Meilen langer und 40 bis 50 Meilen breiter Strich iſt faſt lauter Salzland. Es fängt ſchon ſüdlich im Gebiet von Paraguay 12 Meilen nördlich von Berge Vulcan (der aber nicht Feuer ſpeyt, ſondern wegen ſeiner ſchönen offnen Ausſicht nach Süden von den Moluchen dieſen Nahmen erhalten hat) an, erſtreckt ſich in der Breite gegen das Vorgebirge des heil. Antons durch die Paraguayſche Provinz Buenos Ayres, ſüd- und weſtlich am Fluſſe Plata, läßt Cor-

dova in Tacuman gegen Weſten, und geht dann fort bis zur Vereinigung der berühmten Flüſſe Paraguay und Parana. Alle Flüſſe, alle Quellen, in dieſem Erdreiche ſind mehr oder weniger ſalzig. Nach jedem Regen ſchießt die Erde von Salpeter ganz weiß an. Ihre Kälte iſt den Füſſen empfindlich, und man würde alsdann mit einer Bürſte oder Federn ſehr viel Salpeter mit wenig Erde vermiſcht einſammeln können.

3. In Norden fand man einen ganzen Klumpen gediegen Eiſen, der auf 300 Centner geſchätzt ward, in einer unermeßlichen Ebne, die ſehr wenig bewohnt iſt, und kaum einiges fließendes Waſſer, und dieſes noch ſchlecht genug, hat.

7. Pflanzen.

Der vornehmſte von allen wilden Bäumen iſt

1. der Algarowa von dreyerley Gattung ein der Acacie ähnlicher Baum, von der Stärke einer mittelmäßigen Eiche. Die erſte und ſtärkſte dieſer Art Bäume gibt den Indianern Früchte, von deren mit Mais vermiſchtem Mehle ſie mittelſt kalten Waſſers einen Brey machen, den ſie Anapa nennen. Auch kneten ſie das gummichte Mehl dieſer Baumfrüchte in Kuchen, von ihnen Patays genannt, zuſammen, und heben es zum Gebrauch auf. Die fleiſchigen ſüſſen Hülſen werden zerſtoſſen, und kaltes Waſſer darauf gegoſſen. Dieß läßt man 12 bis 24 Stunden

den gähren und auf dieſe Weiſe erhalten ſie ihre Chica, ein ſtarkes, heftig berauſchendes Getränk. Die zweyte Art Algarowa ſoll nach ihren Blättern und Blüthen der wahren Arabiſchen Acacie gleich kommen. Aus den dunkelrothen, faſt braunen Hülſen der dritten Sorte brauen ſie einen Trank, der ein vortreffliches Mittel gegen eine anſteckende Krankheit iſt.

2. Der Caaci Balſam hat eine auſſerordentliche Heilungskraft. Er wird theils durch Einſchnitte in den Baum, theils durch Kochung der Zweige erhalten. Falkner führt davon ein ganz beſonders Beyſpiel an; Zwey Indianer waren mit einer ſehr ſchmalen und ſpitzigen Lanze gleich unter dem knorpelichten Ende des Bruſtbeins durch und auf dem Rücken heraus geſtochen worden, ſo daß der Magen vorn und hinten durchlöchert war. Was ſie tranken, lief ſogleich durch die Wunden vorn und hinten wieder heraus. Er gebrauchte dieſen Balſam täglich drey Mahl, jedes Mahl einer Haſelnuß groß bey ihnen innerlich. In ſechs Wochen war der eine, in drey Monaten der andre völlig wieder hergeſtellt.

3. Von einem immer grünen dornichten Baume, Channar genannt, dem ſeine Rinde jährlich abſpringt, und wieder friſch wächſt, machen ſich die Indianer ihre Steigbügel.

4. Die zerriebnen Blätter eines andern immer grünenden, ſehr großen Baums: Molie, dienen ihn

zur

zur Garmachung ihrer ſchönen Ziegenfelle. Der breitblättrige Molie liefert überdieß ſehr ſüſſe, den ſchwarzen Johannistrauben ähnliche Früchte, woraus eine weit ſtärkere Chica, als die von der Algarowa bereitet wird. Ein Rauſch von dieſem Getränke kann zwey bis drey Tage anhalten.

5. In den nördlichern Ebnen wächſt der weiſſe und rothe Quiabrabacho oder Axt-Brecher, von ſeiner erſtaunlichen Härte ſo genannt. Die Blätter und das Holz des erſtern ſind dem Buxbaum ähnlich, jedoch iſt ſein Holz röthlich nach dem Korne zu. Der zweyte hat Blätter wie der Taxus. Sein Holz iſt blutroth, und ſieht verarbeitet dem rothen Marmor völlig gleich. Es muß grün ausgehauen und zugeſchnitten werden, wenn es das Arbeitszeug nicht zerbrechen ſoll.

6. Die Einwohner ziehen auch ſehr viel gute Fruchtbäume z. B. Pfirſichbäume, die ſogar in Menge wild wachſen. Feigen kommen bey ſehr wenig Wartung, häufig fort. Ihre Früchte ißt man theils roh, theils trocknet man ſie im Ofen oder an der Sonne.

7. Am Fuſſe der Gebirge Cordova wächſt eine Theeſtaude deren Blätter Chineſiſch zubereitet, dem Thee aus China nichts nachgeben ſollen; ungeachtet dieſe Americaniſche eine ganz von der Chineſiſchen verſchiedne Theeſtaude iſt.

8. Thiere.

1. Ein groſſer Handelsartikel iſt Honig und Wachs von einer Menge Bienen in den Wäldern an beiden Ufern des Fluſſes Salado-Alpamisqua. Eine Art Honig von kleineren Bienen, die in ſteinichtem Boden und der Erde bauen, iſt ein bewährtes Mittel gegen den Stein.
2. Im ſüſſen Fluſſe ziehen eine ungeheure Menge Fiſche, Spaniſch zobalas genannt. So lange ihre Wanderung dauert, ſieht man bey dem gemeinen Mann kein andres Eſſen.

9. Oerter.

Cordova oder Corduba liegt am ſüßen Fluſſe, der alle Jahre durch ſeine Ueberſchwemmung groſſe Sandberge anhäuſt, daß ſie im Fall einer Belagerung den Bürgern ſtatt der Bollwerke dienen könnten. In der Stadt hört man zuweilen bey der Nacht ein dumpfes Gemurmel, als wenn etwas in einem Mörſer mit einem hölzernen Stößel zermalmt würde. Dieſes zieht ſich aus einer Gaſſe in die andre. Die Spanier heiſſen es el piſon, welches ein Schägel der Pflaſterſetzer bedeutet.

LV.

Paraguay.

1. Lage.

Rings herum, die Südſee ausgenommen, iſt es vom feſten Lande eingeſchloſſen.

2. Gränzen.

In Nordoſten und Oſten an Braſilien; in Nordweſten an Peru; in Weſten an Tucuman;

in

in Südoſten an Patagonien; in Süden und Oſten an den Aethiopiſchen Ocean.

3. Gröſſe.

Man gibt zwar die Breite von Oſten nach Weſten auf mehr als 1000, die Länge aber von Süden nach Norden auf mehr als 1500 Engliſche Meilen an. Aber die gröſten der von den Colonien am meiſten entlegnen Striche Landes ſind noch nicht unterſucht.

4. Clima.

Es liegt gröſtentheils in der gemäßigten Südzone, nur das nördliche Viertel gehört zur heiſſen Südzone. Das Clima iſt hitzig, aber geſund. Es iſt Sommer, wenn bey uns Frühling iſt.

5. Haupteintheilung.

A) Weſtliches Peraguay begreift den ungleich gröſſern Theil um den Paranaſtrom, den die Spanier beſitzen, deſſen weſtlichſter Theil die Landſchaft Choco oder Chaco begreift. Der öſtliche zerfällt in drey Provinzen.

B) Oeſtliches Peraguay. Von dieſem beſitzen die Portugieſen nur den kleinern Theil. Zwiſchen demſelben und dem Spaniſchen liegen zwey Landſchaften, welche keine von beiden Nationen beſitzt.

6. Gewäſſer.

1. Rio de la Plata. Die Mündung dieſes groſſen Fluſſes iſt zwiſchen den Vorgebirgen Capo de Santa Maria in Norden und Capo de

Sant Antonio in Süden gegen 15 geographiſche Meilen breit. Erſt vom Einfluß des Uruguay heißt er Rio de la Plata oder Silberfluß. Zuvor wird er Parana genannt. Sein Nahme hat lächerliche Hoffnungen veranlaßt, groſſe Schätze von Silber in ſeiner Gegend zu finden, da doch weder Silber, noch Gold oder Diamanten in ganz Peraguay gefunden werden.

2. Der Parana entſpringt aus vielen Armen im ſüdlichen Braſilien, und läuft zuerſt von Nordoſten nach Südweſten durch Oſt-Paraguay, wendet ſich hierauf weſtwärts und nimmt den Rio Paraguay auf, der aus der Laguna de los Xarayes von Norden herfließt, und bereits den Rio Pilcomayo und den Vermejo oder Rio Grande von Nordweſten her aufgenommen hat; läuft von hier an ſüdwärts, wo ſich, von Nordweſten her, der Rio Salado mit ihm vereinigt, beugt ſich endlich nach Südoſten herum, wo von Nordoſten her der Uruguay in ihn fließt, und heißt von nun an Rio de la Plata.

3. Der anſehnliche Küſtenfluß Rio Grande de St. Pedro in Oſt-Paraguay, welcher aus zwey Armen entſteht, und nach Süden in eine Bay fließt, welche Porto de St. Pedro heißt.

7. Boden.

Der Boden iſt, zumahl in den Thälern und Ebnen fruchtbar. Die Landſchaft Tſchaco aber

iſt

iſt voller Moräſte, beſonders um den Rio Pilco⸗mayo, auch voller Ungeziefer und wilder Thiere, daher es die Spanier für einen Sammelplaz des Elendes, die Wilden aber für ihr Elyſium anſehen.

8. Einwohner.

1. Die Payaquas, eine berittne Nation.
2. Die Abiponer, ebenfalls eine kriegriſche, berittne Völkerſchaft in der Landſchaft Tſchaco.
3. Die Guaranier im eigentlichen Paraguay, welches catholiſch gewordene Indianer ſind.
4. Spanier.

1. Die Payaquas.

Sie ſind furchtbar, groß und ſtark. Die untre Lippe durchbohren ſie, und ſtecken ein Stück Holz oder Metall durch, das ihnen bis auf die Bruſt reicht. Sie binden an das eine Ohr einen groſſen Geyerflügel, beſchmieren die Haare mit einem rothen Saft, und bemahlen ſich den ganzen Leib mit allerley Farben. Die Weiber bedecken ſich ſehr ehrbar mit wollenen Zeugen. Die Männer aber zogen ſonſt in ihren Wohnungen und der Stadt ganz nackend herum. Der Spaniſche Stadthalter de la Moneda, der die ganze Nation bändigte, ließ ihnen Hemden von Baumwolle austheilen, und verbot ihnen bey 50 Stockprügeln nackend zu gehen. Ein Wilder brachte drauf einſt einer Spanierinn Fiſche zum Verkauf, für welche er Früchte, die man Mandabi nennt, und die wie

Mandeln ſchmecken, erhielt. Dieſe ſchüttete er in ſein Hemd, das er bis an den Nabel aufhob. Im Weggehen fiel ihm noch ein, daß er durch dieſen Aufzug ſtraffällig werden dürfte. Er gieng alſo wieder zur Spanierinn zurück, und ſchrie mit dem Finger drohend; Moneda, Moneda! darauf ſchüttete er die Früchte auf die Erde, ließ das Hemd fallen, hob es aber von hinten auf, und trug ſo mit entblößtem Hintern ſeine Mandabi davon.

Auf dem Waſſer iſt ihre Geſchicklichkeit groß. Sie wagen ſich auf Kähnen mit ihrer Familie im gröſten Sturm auf den Fluß. Stürzt ihr Kahn um, welches aber ſehr ſelten geſchiehet, ſo ſetzen ſie ſich auf die umgekehrte Seite und reiten darauf. Gebirge von Waſſer mögen ſich über einander wälzen, Ströme ſich müde toben, der Payaqua wird an der hinterſten Spitze ſeines Schiffes ſtehend, ganz kaltblütig fortrudern und ihnen trotzen, während daß der Kahn, der gröſtentheils aus dem Waſſer hervor raget, und aufwärts ſchauet, ſchnell wie der Wind durch die Wellen fährt. So wenig ein Fiſch unter dem Waſſer ertrinkt, ſo wenig erſauft auch ein Payaqua. Denn er ſchwimmt ſo leicht wie ein Fiſch. Sie ſtürzen ſich in die unterſten Schlünde der Flüſſe, bleiben darin eine Zeitlang, und kommen erſt nach einer guten Weile wieder mit einem Fiſche, den ſie unter dem Waſſer fiengen, hervor.

2. Die

2. Die Abiponer.

Sie halten ſich in Chaco, dem Herzen von Paraguay auf, haben aber keine ſteten Wohnſitze. Die meiſten haben eine einnehmende Geſtalt, regelmäßige Geſichtsbildung und beynahe die Züge der Europäer. Ihre Farbe iſt bräunlich, doch ſehr weit von der Schwärze der Mohren und Mulatten entfernt. Sie haben ſchwarze und kleine Augen, mit denen ſie überaus gut in der Nähe und Ferne ſehen. Ihr Wuchs iſt ſehr ſchön; ihr Kinn ohne Bart. Sproſſet ja manchem eine Art von Flaum auf dem Kinn, ſo laſſen ſie ſich von einem alten Weibe ſorgfältig jedes Haar ausrupfen. Auch die Haare der Augenlieder und Augenbraunen zupfen ſie aus. Die Europäer werden von ihnen ihrer Augenbraunen halben Strauſſenbrüder genannt. Ihre Haare ſind dick und ſchwarz. Früh Morgens laſſen ſich die Männer von ihren Weibern die Haare einflechten. Ein Bündel Borſten von einem wilden Schweine, oder der Schwanz von einem Ameiſenbären dient ihnen anſtatt des Kammes. Sie verunſtalten ſich durch allerley mit Dornen in den Leib geritzte Zeichen, die ſie mit Aſche ſchwarz und unauslöſchlich machen. Je mehr ſie ſich Aehnlichkeit mit den Tigern geben können, für deſto ſchöner halten ſie ſich. Sie machen an verſchiednen Orten Löcher in die Haut, und ſtecken Straußfedern hinein; ſie tragen ſogar einige an den Lippen und in den Naſenlöchern. Auch die erwachsnen Mädchen laſſen ſich ſolche Figuren ins Geſicht und den Leib

ritzen. — Die Abiponer ſind breitſchulterig, nervig, ſchlank von Körper, und gegen alle Witterung abgehärtet. Sie ſind geſund, kennen wenige Krankheiten, und geneſen von denen, die ſie befallen, faſt ohne Arzeney. Nach großer Erhitzung ſtechen ſie ſich oft mit einem Meſſer tief in die Waden, und laſſen eine Menge Blut heraus laufen. Sie werden ſelten kahl und ſehr ſpät grau. Hundertjährige Greiſe ſchwingen ſich ſchnell auf raſche Pferde, ſitzen Tage und Stunden lang in der größten Sonnenhitze darauf, klettern des Honigs wegen auf die höchſten Bäume, reiſen in der Kälte und im Regen fort. Ihr Geſicht und Gehör iſt dann noch vortreflich, ihre weiſſen Zähne unbeſchädigt. Die Jünglinge ſind aber auch ſehr mäßig und keuſch. Die Mütter ſäugen ihre Kinder ſelbſt, und erziehen ſie ſehr hart. Die vielen Leibesbewegungen und das kräftige Fleiſch, das ſie eſſen, trägt auch viel zu ihrer Stärke und Geſundheit bey. Salz genießen ſie ſehr wenig. So viel ſie auch eſſen, ſo können ſie doch auch den Hunger ſehr gut aushalten. Sie trinken kein Brunnenwaſſer, ſondern das nicht ſehr ſüſſe Waſſer aus Flüſſen und Moräſten. Von Gott wiſſen ſie nichts; aber den Teufel halten ſie für ihren und der Spanier Großvater, der dieſen prächtigen Kleider, Gold und Silber, ihnen aber hohen Muth zum Erbtheil hinterlaſſen habe. Zauberer ſtehen bey ihnen in groſſem Anſehen.

Regenten haben die Abiponer nicht, aber doch Capitäne, die aber ſehr übel dran ſind, und ihre

Ehre theuer bezahlen müſſen. Sie dürfen zu ihren Unterthanen nicht viel ſagen, und gehen immer in alten abgenutzten Kleidern; denn wenn ſie ein neues trügen, würde ſie der erſte, der ihnen begegnete, darum anſprechen. Wenn ſie zuweilen von Dobrizhofer eine Sache von Belang geſchenkt haben wollten, ſo ſagten ſie zu ihm: Mein Pater, du biſt ein groſſer Capitän! Auf Reiſen reiten Männer und Weiber. Letztere nehmen ihre Gepäcke und Kinder mit aufs Pferd, und eine große Menge Hunde ſind ihre Begleiter. — Ihre Kleidung iſt bloß das Werk der Weiber. Beide Geſchlechter ſind wenig darin unterſchieden. In ihrem Umgange ſind ſie geſellig und höflich, in Reden und Handlungen ſehr keuſch und züchtig, und doch entſtehen oft blutige Zänkereyen, an denen auch die Weiber lebhaften Antheil nehmen.

Für Zahlen haben ſie nur drey eigentliche Ausdrücke. Die Zahl vier bezeichnen ſie durch ein Wort, welches Straußenzehen bedeutet, von den 4 Zehen der Straußen. Andre Zahlen drücken ſie durch einmahliges oder wiederhohltes Vorzeigen der Finger und Fußzehen aus. Anſtatt zu fragen? Wie viel Pferde habt ihr nach Hauſe gebracht? fragen ſie: Wie viel Raum nehmen ſie ein? die Antwort iſt z. B. Wenn wir unſre Pferde in eine Reihe ſtellten, ſo würden ſie dieſen oder jenen Platz (den ſie zeigen) einnehmen.

Anſtatt: Willſt du getauft ſeyn? ſagen ſie: Willſt du dir den Kopf waſchen laſſen? Anſtatt:

ich habe Kopfſchmerzen, ſagen ſie: mein Kopf iſt böſe auf mich.

Ihre erſten Pferde haben ſie den Spaniern geraubt. Sie ſind mehr als mittelmäßig groß, gehen im Sommer nackend, im Winter aber bedecken ſie ſich mit Thierhäuten. Auf dem Rücken haben ſie einen Köcher, in der rechten Hand einen Bogen, den ſie niemahls weglegen, eben ſo wenig, als den Pfeil oder Wurfſpieß, den ſie in der linken Hand führen.

3. Die Quaranier.

Sie ſind ſtarke Freſſer. Ein kleines Kalb verzehrt ein Quaranier in wenig Stunden.

4. Die Spanier.

Ein Theil derſelben iſt eben ſo, wie ihre Pferde, gegen alles Ungemach abgehärtet. Müſſen ſie unvermuthet wider die Wilden ausziehen, ſo beſteht ihre ganze Wegzehrung in ein wenig Mehl von einer Gattung Türkiſchen Korns, das von ihnen Biſingallo genannt wird. Dieſes trinken ſie in Honig oder Zucker eingemacht und mit Waſſer abgegoſſen. Es dient ihnen zugleich als Speiſe und Trank. Ohne von ihren Pferden abzuſteigen, ſchöpfen ſie, wenn ſie durch einen Bach oder Fluß ſetzen, mit den Horngefäßen, die an ihrer Seite hängen, Waſſer, vermengen es mit Mehl, und ſchlürfen es, ohne ſich dabey aufzuhalten. Sie hohlen alſo die Wilden auf der Flucht meiſt glücklich ein. Dabey

haben

haben ſie eine außerordentliche Geſchicklichkeit, die Wilden aufzuſpüren.

Von den Einwohnern überhaupt.

Obgleich großer Weinmangel iſt, ſo fehlt es doch nicht an Betrunkenen. Die Spanier bereiten ſich aus zerſtoßnen Zuckerröhren, Pfirſchen, Pomeranzen, Citronen und Quitten eine Art von Branntwein, wodurch mancher ſich das Leben verkürzt. Die wilden Indianer aber und der Spaniſche Pöbel machen ſich aus Johannisbrot, Honig, Türkiſchem Korn und andern Früchten, indem ſie Waſſer aufgießen, und es gähren laſſen, ein berauſchendes Getränk.

Unglaublich iſt es, wie hitzig dieſe Americaner ſo wohl Spanier als Indianer nach militäriſchen Würden ſtreben. Sie laſſen ſich oft den Titel eines ausgedienten Capitäns geben. Ein gemeiner Soldat machte einſt Herrn Dobrizhofer ein Paar Schuhe. Statt der Bezahlung wollte er von ihm den Titel eines Unterlieutenants haben. Von einem alten Zimmermann wollte der Oberſt Barreda in der Colonie Conception gern einige Hausthüren und Fenſterſtücke zimmern laſſen. Er war aber nicht aus ſeiner Heimath wegzubringen. Er machte ihn daher zu einem ausgedienten Capitän, und ſo mußte er mit dem Oberſten nach der Colonie aufbrechen. Um ihn zum Fleiße aufzumuntern, durfte Herr Dobrizhofer nur alles, was er zu ihm ſagte, mit Senor Capitän anfangen. „Ja,“ antwortete

er, „ich bin mit der Gnade Gottes Capitàn.“ Dadurch erhielt Barreda doch ſo viel, daß die Thüren bald fertig wurden.

9. Pflanzen.

1. Die einträglichſte Frucht iſt der Paraguayſche Thee, der aber nicht nach Europa geführt wird, theils, weil man nicht mehr zubereitet, als man in America braucht, theils, weil er, ſo bald er etliche Jahre alt iſt, ſeine Kraft und anfängliche Lieblichkeit verliert.

2. Die Tobakspflanze kommt gut fort. Man dörret ihre Blätter an der Luft, und bindet ſie alsdann mit Weden (Schwanken, geflochtnen Ruthen) in Bündchen zuſammen. Viele kauen, andre ſchmauchen, wenige ſchnupfen ihn. Er hat nicht den angenehmen Geſchmack wie der Virginiſche.

10. Thiere.

1. Ochſen ſind hier in erſtaunlicher Menge. Ehemals waren ihrer ſo viele, daß die Spanier viele 1000 erlegten, um bloß ihre Häute zu gewinnen, die Aeſer aber liegen lieſſen. Dadurch ſind ſie doch ſo weit vermindert worden, daß man ſie nicht mehr als Gemeingut, wie ehemahls, betrachten kann. Es gibt gleichwohl noch Spanier, die an 100000 Ochſen auf ihren Meyereyen zählen. Rindfleiſch iſt auch die vorzüglichſte und oft einzige Nahrung der gemeinen Peraguayaner.

2. Die Pferdezucht iſt ebenfalls überaus ergiebig. Die Pferde ſtammen alle von den ſieben Stücken ab, welche die Spanier ins Land gebracht haben. Jetzt iſt eine ganze Ebne von 200 Meilen mit herum irrenden Pferden bedeckt, von denen man ſo viele fangen und ſich zueignen kann, als man will. Weil ſie ſehr niedrig im Preiſe ſind, ſo hat oft ein nicht ſehr bemittelter Mann an 50000 Pferde. Es gibt Paßgänger, Trabgänger und noch eine dritte Art, die zwiſchen Trott- und Paßgängern das Mittel halten, und von den Spaniern Paſſifrotes oder Marchadores genannt werden. Sie bleiben das ganze Jahr auf dem Felde, ohne andres Futter zu haben, als das um ſie her wachſende Gras. Manchmahl nagen ſie auch an Baumreiſern, und ſogar auch am dürren Holze. Wenn im Winter das Gras welkt, ſo welken ſie auch ab, und ihre Farbe wird dunkler; wird das Feld wieder grün, ſo nehmen ſie auch wieder zu, und bekommen ihre alte Farbe wieder. Ihrer Tugenden ſind viel, nur daß ſie vor jedem neuen Gegenſtande ſcheu werden. Beſchlagen läßt man die Pferde nicht, denn ein Hufeiſen würde mehr koſten, als das Pferd ſelbſt. Die Reitpferde zieret und vertheuret ein langer und dikker Schwanz. Auf einem angliſirten Pferde zu reiten, würde auch der elendeſte Mohr für einen Schimpf halten. Ein alter Spaniſcher Prieſter hatte ein ſehr gutartiges und ſanft auftretendes Pferd. Ein Spanier wollte ihm ſo viel dafür geben, als er

dafür verlangte, und drohte ihm, da es ihm nicht feil war, endlich, es ihm heimlich entführen zu laſſen. Um aller Dieberey auf Ein Mahl abzuhelfen, hieb der Prieſter ſeinem Pferde den Schwanz ab. Er wollte, wie er ſich ausdrückte, lieber ſich auslachen, als von einem Trottgänger zerſtoßen laſſen. Eines andern Pferde den Schwanz abhauen, iſt hier die empfindlichſte Rache, und eines der ärgſten Schimpfwörter Rabon, d. i. Pferd ohne Schwanz.

Beſonders an den Flüſſen Parana, Uraguay und Plata iſt die große Menge Pferde ſo wohl als zahmes und wildes Rindvieh. Die Pferde ſind ſo wohlfeil, daß man ein zwey-dreyjähriges mit 1 Thaler, ein tüchtiges Arbeitspferd aufs höchſte mit 2 Thaler bezahlt. Wie unbeſchreiblich groß die Menge wilder Pferde hier ſey, kann man daraus ſchließen, daß ſich Falkner im Jahre 1744 vierzehn Tage hindurch unaufhörlich mit ganzen Heerden gegen den Wind ziehender Pferde umgeben ſah, ja ſogar eines Tages 3 Stunden lang mit 4 Indianern Gefahr lief, von dergleichen in vollem Gallop vorüber laufenden Heerden zertreten zu werden.

Dem Ueberfluß an Rindvieh und Pferden ſchreibt man es zu, daß die Spanier das Land nicht beſſer anbauen.

3. Auch Maulthiere gibt es in groſſer Menge. Jährlich gehen von hier an 80000 nach Peru. Sie

Sie ſind auſſerordentlich furchtſam. Aus Furcht vor Tigern entſetzen ſie ſich vor jeder unbekannten Pflanze, dem Zwitſchern eines Vogels u. dergl. und rennen unaufhaltſam mit dem Reiter fort, der ſie nie mehr zu fürchten hat, als wenn ſie ſich ſelbſt fürchten. Zuweilen haben 10000 Maulthiere, die nach Peru getrieben wurden, auf Ein Mahl vor Schrecken die Flucht genommen, und ſich in die unermeßlichen Ebnen zerſtreut. Die Spanier ſagen daher: ni mula, ni mulato, d. i. einem Maulthier und Mulatten ſey nicht zu trauen. Gleichwohl haben ſie auch viele gute Eigenſchaften.

4. Eſel ſind auch häufig, die man aber nicht reitet, ſondern nur zur Erzeugung der Maulthiere gebraucht.

5. Die Schafzucht iſt überaus ſtark. Ihre Wolle wird hauptſächlich für die Indianer verarbeitet.

6. Mit den Tigern kämpfen die Abiponer häufig. Selten frißt ein Tiger einen Abiponer; aber deſto mehr Tiger werden von den Abiponern gefreſſen.

7. Von den Füchſen iſt der Zorino merkwürdig, der ſich durch ſeinen gräulichen Geſtank ſtatt andrer Waffen wehret. So bald er in einem Hauſe den Harn läßt, läuft alles, als wenn es brennte, ins Freye hinaus, um nicht von dem Geſtank erſtickt zu werden. Wer ihn unbeſchädigt fangen will, um ihm ſein ſchönes Fell abzuziehen, darf ihn nur beym Schwanze nehmen und ſeinen Kopf gegen

gegen die Erde hinab drücken, ſo kann er von ſeiner Harnröhre nicht Gebrauch machen. Dobrizhofer hatte ein Mahl das Schickſal, von einem Zorino, weil er dieſe Eigenſchaft an ihm noch nicht kannte, angepißt zu werden. Der Geſtank zog ſich gleich in ſeinen ganzen Leib, und er war ſich ſelbſt unerträglich. Seine etwas entfernten Gefährten eilten zu Fuß und zu Pferde herbey, wollten vor Lachen berſten, da ſie aber näher kamen, eilten ſie geſchwinder davon, als ſie gekommen waren. Dobrizhofer ging zu ſeinem Wagen zurück, und fragte ſeinen Fuhrmann, ob er etwas röche. Zum Glücke hatte dieſer den Geruch verloren, ſonſt würde auch dieſer ihn nicht auf den Wagen genommen haben. Die Kleider verloren den Geſtank, ſo lange er ſie auch in die Luft hieng, nie, und konnten nicht wieder gebraucht werden.

8. Rehe werden hier leicht zahm. Dobrizhofer hatte ſelbſt eines, das ihn, wie ein Hund, begleitete. Scharen von Hunden, welche auf daſſelbe zuliefen, ſah es unerſchrocken an, ſtampfte mit den Füſſen, und jagte ſie in die Flucht. Das Halsband mit Schellen, das ihm Dobrizhofer umgehangen hatte, ſchreckte die Hunde. Es fraß Fleiſch, Brod, Wurzeln, aber ein Blatt Papier war ſein liebſter Leckerbiſſen. Da es ihm ein Mahl entlaufen war, brachte er es durch ein ihm von weitem gezeigtes Blatt Papier zurück. Es

fraß

fraß ihm auch oft Muſicalien; nachdem es endlich im Kampfe mit einem Mauleſel umgekommen, ließ Dobrizhofer in ſeine Haut einen Band Muſicalien einbinden.

9. Hunde ſind in groſſer Menge da und ſehr fruchtbar. Sie werfen ſelten weniger als zwölf, oft aber mehr. So bald die Stunde dazu heran nahet, graben ſie ſich mit den Füßen eine tiefe Grube mit einem engen Eingange und vielen Krümmungen, daß nicht ein Tropfen Waſſer in die Höhle dringen kann, wo ſie ihre Jungen verwahren. Täglich beſucht die Hündinn, ihren Herrn, und hohlt den Fraß für ihre Jungen ab.

10. In dem Fluß Parana ſieht man oft das Thier Yuaquaru oder Yaquarigh, welches ſo viel als Waſſertiger heißt. Es hat die Größe eines Eſels, einen Wolfskopf, ſpizige Ohren, ſcharfe Klauen, ſtarke Hauzähne, dicke und kurze Keulen, lange und zottichte Haare, und einen langen zugeſpitzten Schwanz. Es hält ſich an den Ufern auf, und ſpringt bey dem geringſten Lärm ins Waſſer. Dem Rindvieh iſt es ſehr gefährlich. So bald es ein Stück gefangen, eilt es damit in den Fluß, und einige Minuten darauf ſieht man die Eingeweide deſſelben auf dem Waſſer ſchwimmen.

11. Merk-

11. Merkwürdigkeiten.

1. Von den alten Flecken, worein die Spanier einſt die überwundnen oder bekehrten Indianer verſetzt hatten, ſind noch einige am Paraguayſtrome übrig, als Caazapa, das ungefähr aus 200 Familien beſteht, die in der Viehzucht allen andern weit überlegen ſind. Sie erhalten jährlich an 20000 Kälber. Ihre Viehweide erſtreckt ſich in der angenehmſten Ebne auf viele Meilen weit. In einer gewiſſen Entfernung von einander haben die Hirten ihre Stationen, und an jeder findet man lauter gleichfarbiges Vieh, z. B. an einem Orte lauter weiſſe Pferde, Ochſen, Schafe, ſogar weiſſe Hühner. An einem andern Orte iſt alles ſchwarz, an einem dritten alles bunt. Dieſe Unterſchiede rühren nicht von einem Zufalle, ſondern von der Sorgfalt der Viehhirten her.

2. Die Bäume Vidrieras und die Palmbäume Caranday theilen dem Regenwaſſer, das auf ſie fällt, eine Salzigkeit und dadurch auch den Seen und Bächen mit, in die es abfließt. Je mehr es dergleichen in einer Gegend gibt, deſto größern Mangel leidet man an ſüßem Waſſer.

3. An den Ufern des Fluſſes Carcarania oder Tercero, 3 - 4 Meilen ehe er ſich in den Parana ergießt, fand Falkner außerordentlich große, Menſchengebeinen ähnliche Knochen, unter andern Backenzähne, unten von 3 Zoll im Durchmeſſer.

12. Oer.

12. Oerter.

1. Buenos-Ayres iſt die Hauptſtadt in der Provinz des Silberfluſſes im weſtlichen Paraguay, an dieſem Fluſſe ſelbſt. Ihre 3000 Häuſer ſind meiſt aus Ziegelſteinen gebaut. Das Vermögen der Einwohner wird mehr nach der Menge des Viehes, als nach dem baaren Gelde geſchätzt. Gegen über an der andern Seite des Fluſſes liegt

2. Die Colonie vom Sacrament, die nur aus wenigen und niedrigen Häuſern beſteht. Doch wohnen in dieſen elenden Hütten die reichſten Kaufleute und ganze Magazine von Gold, Silber, Diamanten und andern Waren ſind darin aufgehäuft. Auf eben dieſem Ufer ungefähr 50 Meilen unter dieſer Colonie iſt

3. Monte vieto, eine kleine Stadt. Die Coloniſten haben hier die bequemſte Gelegenheit, ihr Getreide, Vieh und Ochſenhäute abzuſetzen, indem die Schiffe, deren viele aus dieſem Hafen auslaufen, ſich hier auf mehrere Monathe ihre Lebensbedürfniſſe anſchaffen müſſen. Selten verläßt ein Schiff den Hafen, das nicht mit 20000 oder 30000 Ochſenhäuten für Europa befrachtet wäre.

LVI.
Chili.

1. Lage.

Es liegt im Süden von Peru, zu beiden Seiten des Andes, zwiſchen dem 24ſten und 45ſten Grad Südbreite.

2. Gren-

2. Grenzen.

Gegen Norden an Peru und Tucuman; gegen Oſten an Paraguay; gegen Süden an Patagonien; gegen Weſten an die Südſee.

3. Größe.

Es erſtreckt ſich von Norden gegen Süden über 400 und von Weſten gegen Oſten, das Gebirge Andes mit eingeſchloſſen, auf 80 Seemeilen (deren 20 auf einen Grad gehen). Sein Quadratinhalt beträgt etwa 378000 geographiſche Quadratmeilen.

4. Clima.

Es liegt in der gemäßigſten Südzone. Der auf der Weſtſeite der Andes liegende Theil iſt ſehr anmuthig, und hat ein ſo gemäßigtes und geſundes Clima, als vielleicht kein andres Land in America, die Gebirge ausgenommen. Kälte, Schnee, ungeſtümes Wetter, Gewitter, Hagel, ſind da ganz ungewöhnlich und beynahe unbekannt. Auf den höhern Gebirgsgegenden aber hören Froſt und Schnee niemals auf. Südlichter (das was wir in unſrer Halbkugel Nordlichter nennen) ſind in Chili nicht häufig, aber auf den Chiliſchen Inſeln weiter nach Süden gibt es ſchon mehr.

5. Nahmen.

Der Nahme Chili oder Chile, ſtammt, nach der Behauptung der Chileſer, von dem Worte Chili ab, welches gewiſſe Vögel, aus dem Geſchlecht der Droſſeln, die man Chiles nennt, und ſich häufig hier einfinden, oft widerhohlen.

6. Haupt-

6. Haupteintheilung.

A) Weſt-Chili auf der Weſtſeite der Andes, zwiſchen dem Meere und dem Gebirge.

B) Oſt-Chili auf der Oſtſeite der Andes, mit Inbegriff der langen Kette dieſes Gebirges ſelbſt.

C) Die Inſeln des Chiliſchen Meeres.

7. Gewäſſer.

A. In Weſt-Chili bloß für das Land nützliche Küſtenflüſſe.

B. In Oſt-Chili.

a) Eine Menge Steppenflüſſe. Beſonders der große Deſaguadero.

b) Zwey große Hauptflüſſe von Norden nach Süden.

1. Huaranca Leuvu d. i. tauſend Flüſſe (Leuvu heißt ein Fluß) oder Cum Leuvu d. i. rother Fluß, oder Deſaguadero Primero, auch Rio Colorado genannt, und

2. Südlicher Cuſu Leuvu oder Rio Negro oder Deſaguadero Segundo, deſſen Mündung Bahia ſin Foudo, d. i. die grundloſe Bay, oder Puerto de San Matthias heißt. Vorher aber macht er eine nordöſtliche Ausbiegung, welche eine Art von Halbinſel, Thehuel Malal genannt, bildet.

8. Berge.

Die Andes, welche hier außerordentlich hoch ſind, und Chili theilen, haben 14 feuerſpeyende Berge. Das unaufhörliche Speyen derſelben mindert

die Wirkungen der mäßigen Erdbeben ſehr. Auf dem Gipfel des Deſcabeſado, mithin in der Kette der Anden, welcher meiſt die Höhe des Tſchimboraſſo, im Königreich Quito, hat, findet man Patellen, Hörner- und Kräuſelſchnecken, zum Theil verſteinert, zum Theil calcinirt. Dieſer Gipfel iſt alſo vormahls unter See geweſen, ſcheint aber nachher durch einen vulcaniſchen Ausbruch aufgeworfen und abgeſtürzt zu ſeyn.

Außerhalb der hohen Anden laufen nach der See zu die niedrigen Gebirge, offenbar ſpätern Urſprungs, welches ihre parallelen horizontalen Schichten, ganz von der höhern Gebirge lothrechten Schichten verſchieden, beweiſen. Die Lage dieſer Schichten wechſelt in dieſen Bergketten außerordentlich ab, und man findet ſelten Spuren, daß ſich die Maſſen nach ihrer ſpecifiſchen Schwere niedergelegt hätten. Inzwiſchen haben ſie doch eine gewiſſe Regelmäßigkeit, ſtreichen gewöhnlich von Mittag gegen Mitternacht, gerade nach der Richtung, welche noch jetzt der Strom der anliegenden großen Südſee hält. Die Krümmungen und Neigungen in den äußern Thälern und in den Thälern dieſer Flötzgebirge zeigen den langen fortgeſetzten Aufenthalt und die Richtung des abfließenden Meeres ganz deutlich. Denn die Krümmungen ſtimmen ſtets ſo genau mit einander überein, daß die auswärts ſpringenden Winkel der einen, mit den einwärts ſpringenden der andern alle Mahl correſpondiren.

9. Bo-

9. Boden.

Weſt-Chili iſt wegen der Menge der mineraliſchen Theile außerordentlich fruchtbar, ſo daß man gar nicht zu düngen pflegt.

Oſt-Chili iſt in der Nordhälfte moraſtig und voller Riedgras, und in der Südhälfte waldig und gebirgig. Allem Vermuthen nach iſt der ganze Boden von Weſt-Chili innerlich mit großen Höhlungen durchſchnitten. Sonſt iſt der Boden in dieſem Theile thonicht, mürbe und mit vielen Seeproducten durchgehends vermiſcht; zum Beweiſe, daß hier Seegrund geweſen, und daß ſich die See von der Seite der Gebirge allmählig zurück gezogen, und dieß ſchmale Land frey gelaſſen hat.

10. Einwohner.

1. Urſprüngliche Einwohner.
2. Spanier.
3. Neger, welche aus Africa hierher verſetzt worden ſind.
4. Die wilden Indianer (d. i. diejenigen, die den Spaniern nicht unterworfen ſind) leben theils in den Gebirgen, theils auf ebnen Gegenden. Die in den Gebirgen wohnen, leben unter Gezelten von Guanacoleder, die ſie mit ſich fortnehmen, und nähren ſich von Pferdefleiſch. Dieſe ſind die Chiquillaner, Pequencher und Puelcher. Erſtere ſind die wildeſten, und gehen faſt ganz nackend. Die Pequencher hüllen ſich in wollenes Zeug, welches ſie um ihren Leib winden, und ſie ſind die einzigen

unter den Nationalſtämmen, welche Schuhe tragen. Sie ſtreifen hiezu die Haut von den Hinterbeinen der Kühe ab, und wenn dieſe noch friſch iſt, ziehen ſie dieſelbe um den Fuß, damit ſie die Form deſſelben annehmen. Ihre Waffen ſind Lanzen, Säbel und zwey runde Steine von ungefähr 6 Pfund, die mit Leder bedeckt, und an den beiden Enden eines 4.5 Fuß langen Riemens beveſtigt ſind. Dieſe zwey Steine tragen ſie beſtändig in ihrem Gürtel, um ſich ihrer wider ihre Feinde zu bedienen.

Die Wilden, die in den Ebnen wohnen, ſind die Arauker, Zuellicher und Cuncher, welche beide letztern tapfere Bundesgenoſſen der erſtern, und wider die Spanier ſind.

Die Arauker haben den Nahmen von der Provinz Arauco, welche zwar die kleinſte, aber, wie Holland unter den andern vereinten Provinzen, die vornehmſte iſt. Die Arauker ſind meiſtens von regelmäßiger Bildung, ſtark und wohl proportionirt, wie überhaupt der Menſch in Chili einer vorzüglichen Stärke genießt. Sie ſind ohne Bart, weil ſie ſich jedes Härchen, das ſich blicken läßt, mit einer kleinen Zange ausreiſſen. Ihre Farb iſt olivenfarbig, und ihre Haare ſchwarz und rauh. Sie werden nie vor dem 60ſten oder 70ſten Jahre grau, nie kahlköpfig, ehe ſie ſich dann dem 100ten Jahre nähern. Sie leben länger als die Spanier, und beſonders unter den Weibern werden viele über 100 Jahr alt, und behalten bis ins höchſte Alter ihre Zähne, Geſicht und Gedächt-

dächtniß. Dieſes Volk hat weder Feſtungen noch Städte, noch Flecken. Es wohnt zerſtreut auf dem Lande in hölzernen, mit Stroh bedeckten Häuſern, die ohne Kammern und Fenſter ſind, und nur Eine Oeffnung haben, die ſie, an ſtatt der Thür, mit einer Kuhhaut zuſchließen. Die Hütten ſind zugleich ihre Küchen, worin ſo viel einzelne Feuer angezündet werden, als ein Mann Weiber hat, die alle für ihn verſchiedne Speiſen zubereiten.

Ihre Betten beſtehen aus Schaffellen, und das Hausgeräthe in einigen kleinen Bänken und einem groben Tiſch. An ſtatt des Löffels bedienen ſie ſich einer Muſchel, und ihre Becher ſind von Kuhhorn. Ihre Teller ſind entweder von Holz oder Erde. Ihre Speiſen beſtehen meiſtens in gekochten Hülſenfrüchten, die bloß mit Salz zubereitet ſind, und anſtatt des Brotes eſſen ſie Erdäpfel. Fiſche und Fleiſch, an welchen beiden ſie einen Ueberfluß haben, eſſen ſie ſelten. Zur Zeit der Ernte haben ſie die Gewohnheit, daß ſie wohl 300 ihrer Freunde einladen und ſie bewirthen. Dieſen ſetzen ſie Flügelwerk, Rindfleiſch und Wein, den ſie von den Spaniern erhalten, und Moſt, den ſie von Aepfeln und andern Früchten machen, in großem Ueberfluß vor. Männer und Weiber ſind alsdenn faſt beſtändig berauſcht. Bey dieſen Gaſtmählern werden oft wichtige Staatsangelegenheiten geſchlichtet.

Ihre Kleidertracht iſt ſehr einfach, und ganz von Wolle. Ihre Lieblingsfarbe iſt dunkelblau.

Die Mannsleute tragen gemeiniglich ein Hemde mit einem Leibſtück darüber, enge Beinkleider und eine Art Mantel, der in der Mitte, wodurch der Kopf geht, ein Loch hat. Anſtatt des Hutes tragen ſie rothe Binden um den Kopf, die mit gläſernen Kügelchen geziert ſind, und an den Füſſen haben ſie weder Schuh noch Strümpfe, nur wenige haben Stiefeletten von bunten wollenen Zeuge. — Die Weiber tragen anſtatt des Hemdes ein langes wollenes Unterkleid ohne Aermel, und über demſelben ein wollenes Mäntelchen. Die Haare laſſen ſie ſehr lang wachſen, und flechten ſie es in 6 Zöpfe, die den Rücken hinab hängen. Ihr Haupt ſchmücken ſie mit Schmaragd ähnlichen Steinen, und alle Finger, mit Ringen. Die Arauker glauben, das männliche Geſchlecht ſey nur zum Kriege geboren, daher verabſcheuen die Männer alle übrige Arbeit. Die Bearbeitung des Feldes, und überhaupt alle Geſchäfte ohne Ausnahme, liegen den Weibern ob. Wenn die Männer des Morgens ihr Frühſtück genommen haben, ſe ſetzen ſie ſich zu Pferde, reiten aufs Feld, und üben ſich ſelbſt und das Roß in den Waffen. Die Gewohnheit, ſich zu baden, iſt unter ihnen ſehr gemein. Auch die Weiber baden ſich täglich, aber nie unter Männern. Wenn ſie ein Kind zur Welt gebracht haben, tauchen ſie ſich ſogleich mit demſelben, ſo wohl im Winter als im Sommer, unter Waſſer, damit der Leib des Kindes zu kriegeriſchen Strapazen abgehärdet werde.

Die

Die Zeit, welche ſie nicht auf kriegeriſche Uebungen verwenden, und durch Trunkenheit verlieren, bringen ſie mit Spielen hin, welche meiſtens etwas kriegeriſches haben. Neben den kriegeriſchen Beluſtigungen finden ſie auch Vergnügen an Geſängen und Tänzen. Die muſicaliſchen Inſtrumente dabey ſind von den kriegeriſchen nicht unterſchieden, und beſtehen in Trommeln, Zinken, Pfeifen und einer Art von halben Flöten. Ihre Geſänge ſind rührend und ihre Tänze faſt immer ſchön: gemeiniglich tanzen ihrer viele in einem Kreis um eine Kriegsfahne, und vergeſſen darüber des Apfelmoſts oder Weins nicht, wovon einige Flaſchen bey der Fahne ſtehen. Die Weiber tanzen unter ſich allein, und wenn ſie ſich berauſcht haben, ſo geſchieht es oft; daß ſie ſich um den Kreis der Männer, denen ſie ſich jedoch nicht ſehr nähern, herum ſchwingen. Den größten Theil des Landes haben die Stämme der Molutſchen und Pueltſchen inne; nur oben in Norden wohnen Spanier.

II. Mineralien.

1. Wegen der Menge kieſiger und ſalziger Theile des Erdbodens hat das Land einen Ueberfluß an kalten und warmen mineraliſchen Waſſern.

2. Eine warme Quelle in den Thälern der Gebirge führt Schwefel. Die Schwefelblumen ſetzen ſich ſtark um die Quelle an. Auſſer dem gibt es ganze Schwefelberge, wo er ſo rein gefunden wird, als man ihn irgend durch Zuberei-

tung hat. Mit Schwefelkieſen iſt der ganze Boden von Chili durchdrungen.

3. Der nutzbaren Erdarten, Steine, Salz, Erdharze, Halbmetalle ſind in Chili noch ſo viele, daß ſie vor groſſer Menge und aus Mangel an Kenntniſſen von Leuten, die nach nichts, als nur nach edeln Metallen begierig ſind, gar nicht geachtet werden.

4. Eine ſchneeweiſſe, ſchlüpfrige, fette Thonart vom feinſten Korn ſcheint eine ganz vorzügliche Porzellanerde zu ſeyn. Eine andre Thonerde iſt fein, leicht und wohlriechend, braun mit gelblichen Puncten. Die Nonnen in der Hauptſtadt machen daraus Becher und andre Gefäſſe, die nachher glaſirt und bemahlt werden. Das Waſſer erhält darin einen angenehmen Geruch und Geſchmack. Man bringt ſie in Menge nach Peru, und die Peruaniſchen Damen pflegen ſogar Stücke davon zu eſſen.

5. Vom Ruſſiſchen Glaſe hat man häufig Tafeln von zwey Fuß, gewöhnlich von Einem Fuß und mehr ins Gevierte, die ſich in ſehr dünne Scheiben ſpalten laſſen.

6. Ueberaus ſchöne Marmorarten ſuchen an Härte ihres Gleichen.

7. Bergcryſtalle finden ſich in ſo groſſen Stücken, daß man daraus Säulen 6. 7 Fuß hoch machen kann.

8. Ganze Hügel der ſchönſten Amethyſten ſieht man.

9. Por-

9. Porphyrplatten von 8 und mehr Fuß Länge, regulär geſtaltet und mit aller Glätte der Politur, ſtehen in groſſen Schichten und Lagen zerſtreut.

10. Berge vom hellſten Steinſalz in mächtigen Würfeln kriſtalliſirt.

11. Salmiak, Salpeter und Alaun ſind im Ueberfluß.

12. Reiche Queckſilbergruben werden gar nicht bearbeitet.

13. Eiſenerze gibt Chili in gewaltiger Menge, es darf aber im ganzen Spaniſchen America kein andres Eiſen verarbeitet werden, als was aus Europa dahin gebracht wird.

14. Von Kupferbergwerken bearbeitet man nur ſolche, die von 50 Centnern Kupfererz die Hälfte Kupfer geben. Dieſes übertrifft an Vortrefflichkeit alles andre in der Welt, denn es hält noch viel Gold bey ſich.

15. An Silber iſt das Land ebenfalls ſehr reich. Es wird aber nur an wenigen Orten gegraben, weil es mehr Koſten erfordern ſoll, als das Gold. Eine Grube, die noch jetzt gebaut wird, liefert eben den Ertrag, als die reichſte in Potoſi. Andre ſind noch reichhaltiger, und geben auf 50 Centner Silberſtufen wohl 1600 Speciesthaler Gewinn.

16. Kein Berg iſt ohne Gold; auch findet man Goldſtaub und darunter Stücke von 15 Unzen im Sand der Flüſſe. Das Chiliſche Gold iſt

das reinſte in der Welt, und wird deſſen jährlich auf 4 Millionen Speciesthaler gewonnen, wovon 1$\frac{1}{2}$ Million gemünzt, das übrige in Körnern oder gröſſern Maſſen aus dem Lande geht, oder zu Geräthſchaften und Zierrathen der Häuſer und Menſchen gebraucht wird. Die Spanier beſitzen noch 12 erhebliche Goldbergwerke; aus einigen mittäglichen, welches die allerergiebigſten waren, ſind ſie von den Araukern vertrieben worden, welche Eingeborne ſie noch jetzt verſchloſſen halten. Die Goldadern werden oft, wie noch vor wenig Jahren geſchehen, in einer Art von Mulm, nahe an der Oberfläche der Erde durchs Pflügen und Graben entdeckt, und geben ohne die geringſte Mühe die allerreichſte Ausbeute.

Die geſammten Bergleute ſind groſſe Verſchwender und Spieler. In einer Nacht verlieren ſie 2000, 3000 Scudi; und leiden nicht, daß jemand ſparſam unter ihnen lebt.

12. Pflanzen.

1. Das junge Getreide leidet hier nichts von Würmern und Inſecten. Die gewöhnliche Ernte im Mittellande iſt 60, 70fältig, und am Meere 40, 50fältig; doch gibt es auch Ländereyen, wo der Ertrag 100, 120, 160fältig wird.
2. Der Wein geräth ſehr wohl, und iſt dunkelroth.
3. Die Cartoffeln wachſen auf allen Feldern wild. Es ſcheint daher, Chili ſey ihr eigentliches Vaterland.

4. Die

4. Die rothen Cedern wachſen zu einer erſtaunlichen Höhe, und die aus ihrem Holze bereiteten Fäſſer erhalten das Waſſer weit länger unverdorben, als Fäſſer aus anderm Holze.

5. Die mancherley Obſtbäume machen ganze Wälder aus.

6. Das Salzkraut bedeckt ſich alle Tage mit runden Salzkruſten, welche Perlen ähnlich ſehen, die von den Blättern abgeſchüttelt und ſtatt des Salzes gebraucht werden. Das Kraut gleicht dem Baſilicum.

7. Die Wurzel der Panke oder Pangue gibt eine ſchöne ſchwarze Farbe. Dieſe Pflanze liebt ſo ſehr feuchte Oerter, daß ſie gleich verwelkt, ſo bald es ihr an Waſſer fehlt. In den Thälern der Anden kömmt ſie am beſten fort. Die Wurzel dieſer Pflanze iſt ſehr nuzbar, die Häute zu gerben. Diejenigen, welche ſie zerſtoſſen, können es wegen ihres ſtarken Geruchs nicht über eine Stunde aushalten. Diſtillirt man ſie mit Waſſer, ſo gibt ſie eine vortreffliche Schreibetinte. Die Schuſter machen Leiſten daraus, die ſehr dauerhaft ſind. Das Mark des Stammes iſt erfriſchend, und von ſehr angenehmen ſauern Geſchmack, daher es die Landleute im Sommer ſehr gern eſſen.

13. Thiere.

Der Thiere iſt verhältnißmäßig eine kleinere Anzahl in Chili, als im übrigen America; Amphibien gibt es

es wenig, vierfüßige Thiere kaum 36 einheimiſche Arten; Würmer, Inſecten, Fiſche und Vögel aber mehr. Weſpen ſind gar nicht hier, auch keine der beſchwerlichen Mücken, womit America geplagt iſt.

1. Von Fiſchen iſt ein groſſer Ueberfluß; der Kabbeljau von auſſerordentlicher Gröſſe und in ſolcher Menge, wie um Terreneuve.
2. Alle Arten von Wallfiſche, die man in der Nordſee findet, ſind auch im Südmeere. Sie haben aber hier an den Schwertfiſchen ſehr gefährliche Feinde.
3. Die häufigen Vögel ziehen zum Begatten meiſt in die ungeſtörten Berggegenden, und kommen beym erſten Schnee wieder in die Ebnen zurück; etliche ſogar mit veränderten Farben von der Kälte.
4. Der Chiliſche Pelican, eine Art groſſer Kropfgans, unterſcheidet ſich von der in Aſien und Oſtindien dadurch, daß er hier einen ſägeförmigen ausgeſchnittenen nach der Spitze zu gekrümmten Schnabel hat. Mit ausgebreiteten Flügeln hat er 9 Fuß.
5. Die Colibri ſcheinen hier mehr die Inſecten an den Pflanzen, als ihren Honig aufzuſuchen.
6. Vom Vicogna erhält man eine vortreffliche feine Wolle. Sein Fleiſch übertrifft dabey an Güte das beſte Kalbfleiſch.
7. Das Rindvieh iſt, ſeitdem es die Spanier hergebracht, in groſſer Menge, ſo daß zwey Stück gemei-

gemeiniglich nur 3 Speciesthaler koſten. Mancher Eigenthümer hat davon Heerden zu 12000 Stück, wovon 1000 jährlich ausgeſondert und zum Verkauf des eingeſalzenen Fleiſches für die Schiffe verthan werden.

8. Die aus Spanien gebrachten Schafe ſind an Wolle feiner und weiſſer geworden; etliche in die gebirgige Gegenden der Cordilleras gebracht, welche mit den Ziegenböcken gepaart neue Gattungen gegeben haben, ſind gröſſer als andre Schafe, tragen ein ſehr langes und weiches Haar, das völlig dem Haare der Angoriſchen Ziegen gleich kömmt.

14. Merkwürdigkeiten.

Zu den Chiliſchen Inſeln gehört auch die weſtlich von der Küſte in der Südſee gelegne Inſel Juan Fernandez. Sie hat ihren Nahmen von ihrem erſten Entdecker, der hier die erſten Ziegen ausſetzte, die ſich nachher unendlich vermehrten.

Hauptmann Sharp ließ 1681 zufälliger Weiſe einen Muskito-Indianer, Nahmens Will zurück, da nehmlich die Geſellſchaft Freybeuter, zu welchen er gehörte, durch die unvermuthete Erſcheinung einiger Spaniſchen Kriegsſchiffe genöthigt wurde, eiligſt die Anker zu lichten, und unter Seegel zu gehen. Drey Jahre drauf im März 1684, kamen einige von dieſen Freybeutern, bey welchen ſich Dampier befand, wieder nach dieſer Inſel, und hohlten ihren Muskito-Indianer wieder ab.

Der

Der Moskite Will war drey Jahre ganz allein auf der Inſel geweſen; die Spanier, welche wußten, daß er daſelbſt gelaſſen worden war, ſuchten ihn einigemal auf; er hatte ſich einen Schlupfwinkel ausfindig gemacht, wo ſie ihn nicht entdekken konnten. Er war im Walde auf der Ziegenjagd, als ſein Hauptmann mit den Leuten ſo eilig an Bord und unter Segel gehen mußte, und als er ans Ufer kam, waren die Schiffe ſchon auf der hohen See. Er hatte nur ſeine Flinte, ein Meſſer, ein kleines Pulverhorn mit Pulver, und etwas Bley bey ſich. Als er ſein Pulver verſchoſſen hatte, erſann er ein Mittel, mit ſeinem Meſſer den Flintenlauf in kleine Stücken zu zerſägen, und Harpunen, Angeln, Lanzeneiſen und ein langes Meſſer daraus zu verfertigen. Mit ſeinem Flintenſtein, und einem Stückchen Lauf, das er von den Engländern hatte härten lernen, machte er ſich Feuer an, glühte die Eiſenſtücke, und hämmerte ſie hernach mit einem Steine, in die Form, welche er ihnen geben wollte. Er zerſchnitt ſie mit ſeinem Meſſer, das er wie eine Säge zugerichtet hatte, ſchliff ſie ſcharf und ſpitzig, und härtete ſie. Dieſes wird manchem wunderbar dünken, dem die Geſchicklichkeit dieſer Indianer nicht bekannt iſt; denn in ihrem Lande pflegen ſie, freylich mit vielem Zeitverluſt, alle ihre Fiſchgeräthe, ohne Eſſe und Amboß zu ſchmieden.

Der Moskite fing ſich nun Fiſche in Ueberfluß, es fehlte ihm nicht an Ziegen, und er hatte mehr

Lebensmittel, als er brauchte. Ehe er ſich Angeln machte, mußte er von Seekälbern leben, was eine elende Speiſe war; allein nachher fing er die Seekälber nur, um aus ihrer Haut Riemen zu Angelſchnüren zu ſchneiden. Eine halbe Meile vom Strande hatte er eine kleine Hütte mit Ziegenfellen überzogen, und ſein Bette oder Barbam war auf Pfählen zwey Fuß hoch von der Erde erhöht, und gleichfalls mit ſolchen Fellen bedeckt. Seine Lenden waren mit einem Ziegenfelle gegürtet, denn ſein Kleid war längſt in Stücken zerriſſen. Er hatte das Schiff der Freybeuter ſchon den Tag zuvor erblickt, und weil er es gleich für ein Engliſches erkannte, des Morgens, ehe es ankerte, drey Ziegen geſchlachtet, und mit Kraut gekocht, um die Mannſchaft damit zu bewirthen.

Während eben dieſes Krieges rüſteten einige Privatperſonen in England zwey Schiffe aus, um in der Südſee gegen die Spanier zu kreuzen. Das eine commandirte Woodes Rogers. Sein Fahrzeug kam von eben dieſer Inſel 1708 mit einer Ladung Krebſe und mit einem Menſchen zurück, der in Ziegenfelle gekleidet war, und wilder ausſah, als dieſe Thiere. Dieſer Menſch war ein Schottländer, Alexander Selkirk mit Nahmen. Er war Bootsmann auf einem Schiffe des Hauptmanns Stradling geweſen, und vor vier Jahren und vier Monathen hier zurückgelaſſen worden.

Wegen eines Streits, den er mit ſeinem Hauptmann bekam, und wegen des lecken Zuſtandes des

Schiffs,

Schiffs, das auch nachher an der Küſte Borbatcon ſank, verlangte er ans Land geſezt zu werden, um auf der Inſel zu bleiben. Kurz darauf reuete es ihn, aber der Hauptmann weigerte ſich, ihn wieder an Bort zu nehmen.

Er hatte ſeine Kleider und Bettlacken, eine Flinte, ein Pfund Pulver, Kugeln, Tobak, ein Beil, ein Meſſer, einen Keſſel, eine Bibel, noch einige andere Erbauungsbücher, und ſeine mathematiſchen Werkzeuge, Bücher und Seekarten mit ſich ans Land genommen. Er vertrieb ſich die Zeit, beſchäftigte und verſorgte ſich, ſo gut er konnte. Die erſten acht Monathe koſtete es ihm groſſe Ueberwindung, Herr über ſeine Schwermuth und über den fürchterlichen Gedanken zu werden, ſich ſo ganz allein an einem wüſten Orte zu wiſſen.

Er bauete ſich zwey Hütten von Pimentoholz, deckte ſie mit langem Graſe, und fütterte ſie mit Tigerfellen aus. So lange ſein Pulver dauerte, ſchoß er ſich Tiger, ſo oft er welche nöthig hatte. Als das Pulver beynahe verbraucht war, verſchaffte er ſich Feuer, indem er zwey Stückchen Pimentoholz, auf dem Knie, ſchnell an einander rieb. Die kleinere Hütte diente ihm zur Küche; in der gröſſern ſchlief er, und beſchäftigte ſich mit Leſen, Pſalmſingen und Beten, ſo daß er ſelbſt ſagte, er ſey in ſeiner Einſamkeit ein beſſerer Chriſt geworden, als er je geweſen wäre, oder vielleicht je wieder werden würde.

Anfangs

Anfangs aß er, theils aus Gram, theils, weil es ihm an Brod und Salz gebrach, nicht eher, als bis ihn der Hunger dazu zwang; er gieng auch nicht eher zu Bette, als bis er nicht länger mehr ſich wach erhalten konnte. Das Pimentoholz, das ſehr hell brennt, verſchaffte ihm zugleich Feuerung und Licht, und ſein aromatiſcher Wohlgeruch ſtärkte und erquickte ſeine Lebensgeiſter.

Fiſche hätte er in Ueberfluß haben können, aber aus Mangel an Salz konnte er ſie nicht eſſen, denn ſie verurſachten ihm den Durchfall. Er aß aber Flußkrebſe, welche ſo groß als Meerkrebſe, und ſehr gut waren. Bald ſpeiſete er ſie geſotten, bald auf dem Roſt gebraten; eben ſo bereitete er auch das Ziegenfleiſch, das nicht den ſtarken Geſchmack wie das unſrige hat, und das ihm kräftige Brühen gab. Er rechnete, daß er während ſeines Hierſeyns mehr als fünfhundert Ziegen getödtet, und eben ſo viel gefangen habe, die er wieder laufen ließ, nachdem er ſie durch Aufſchlitzen der Ohren gezeichnet hatte. Dieſer letztere Umſtand wurde 33 Jahre darauf, durch das Schiffsvolk des Admirals Anſon, noch an einer alten Ziege und an mehreren bemerkt, welche ſie auf der Jagd erlegten.

Selkirk, um das Pulver zu ſchonen, fing die Ziegen im Laufen. Seine Lebensart und ſeine beſtändige Bewegung hatten ihn ſo behend gemacht, daß er mit wunderbarer Geſchwindigkeit, durch Wälder, und auf Hügel und Felſen rannte, wovon die Engländer des Schiffs ſelbſt Augenzeugen waren. Sie hatten einen Hund, den ſie nebſt einigen ihrer

ſchnellfüßigſten Leute, mit Selkirk auf den Ziegenfang ausſchickten. Aber er gewann ihnen allen den Vorſprung ab, machte Hund und Menſchen müde, fing die Ziegen, und brachte ſie auf dem Rücken getragen. Seine Geſchwindigkeit, in Verfolgung einer Ziege, hätte ihm ein Mahl, wie er ſelbſt erzählte, bald das Leben gekoſtet. Er ſetzte ihr ſo hitzig nach, daß er ſie am Rand eines Abgrunds haſchte, den Abgrund aber nicht gewahr wurde, weil er mit Geſträuchen verwachſen war. Er ſtürzte eine gewaltige Höhe mit der Ziege hinab, und war ſo zerſchlagen vom Falle, und ſo betäubt, daß er alle Beſinnung verlor; als er wieder zu ſich ſelbſt kam, fand er die Ziege todt unter ſich liegen. Er konnte ſich 24 Stunden nicht von der Stelle bewegen, und war kaum vermögend, in ſeine Hütte zu kriechen, die ungefähr eine Engliſche Meile davon lag; er konnte auch unter zehn Tagen nicht ausgehen.

Er brachte es endlich dahin, daß ihm ſeine Speiſe ohne Salz und Brod ſchmeckte. Er hatte beſtändig einen guten Vorrath von Rüben, die von der Mannſchaft irgend eines Schiffs hier geſäet ſeyn mußten, und ſich einige Aecker weit ausgebreitet hatten; guten Kohl erhielt er von den Palmen, auf deren Gipfeln er wächſt, und ſeine Gerüchte würzte er ſich mit der Frucht des Pimentobaums, die dem Jamaicaniſchen Pfeffer ähnlich, und von gutem Geſchmack iſt. Den Malaghetapfeffer fand er ſehr gut, um Blähungen zu treiben, den Magen zu ſtärken, und in Coliken zu helfen.

Seine

Seine Schuhe und Kleidung wurden durch das beſtändige Umherſtreifen durch Wälder und Gebüſche, gar bald zerriſſen und zerſtückt. Aber ſeine Füße härteten ſich ſo ſehr ab, daß er baarfuß überall hinlief, und daß es ihm, als er zu den Engländern kam, viele Zeit koſtete, ehe er wieder Schuhe tragen konnte. Denn weil er ſie ſo lange entwohnt war, ſo ſchwollen ihm die Füſſe, wenn er welche anzog.

Als er Meiſter ſeiner Schwermuth geworden war, beluſtigte er ſich oft damit, ſeinen Nahmen und das Jahr ſeines Exils in Bäume zu ſchneiden, ſich neue Werkzeuge zu erfinden, oder an hellen Abenden die Sterne zu zählen. Anfänglich war er ſehr von Ratten geplagt. Einige dieſer Thiere mußten von den Schiffern, die hier angelegt hatten, auf die Inſel gekommen ſeyn, wo ſie ſich in unglaublicher Menge vermehrten. Sie benagten ihm nicht allein ſeine Kleider, ſondern ſogar die Füße. Endlich fiel er darauf, einige von den Katzen, welche ebenfalls durch Schiffe ans Land gekommen waren, mit Ziegenfleiſch zu füttern, wodurch ſie ſo zahm wurden, daß ſie ſich zu hunderten um ihn verſammelten, und ihn bald von den Ratten befreyten. Einige Katzen und junge Ziegen richtete er auch ab zu tanzen, wenn er ihnen vorſang. Und ſo brachte er es endlich durch ſeine natürliche Aufgeräumtheit und Munterkeit, und durch ſeine Jugendſtärke, (denn er war erſt 20 Jahr alt) ſo weit, daß er alle Unannehmlichkeiten

ſeiner Einſamkeit überwand, und ruhig und zufrieden wurde.

Als ſeine Kleider abgetragen waren, machte er ſich ein Wamms und eine Mütze aus Ziegenfellen, welche er vermittelſt kleiner, aus eben den Fellen geſchnittener Riemchen zuſammen nähete. Ein Nagel war ſeine Nadel. Als ſein Meſſer bis an den Rücken abgenutzt war, verfertigte er ſich andre Meſſer aus den eiſernen Reifen, welche am Ufer lagen, und die er dünne hämmerte, und auf Steinen wetzte. Aus etwas leinen Zeug, welches er bey ſich hatte, nähete er ſich, mit ſeinem Nagel Hemden; die Fäden dazu zog er aus ſeinen alten Strümpfen. Er trug ſein allerletztes Hemd, als ihn Rogers auf der Inſel antraf.

Er hatte ſeine Sprache, aus Mangel an Uebung ſo verlernt, daß man ihn kaum verſtehen konnte, als er an Bort kam; denn er ſchien ſeine Wörter nur halb auszuſprechen. Man bot ihm Branntwein an, er wollte ihn aber nicht koſten, denn er fürchtete ſich, er möchte ihm ſchaden, weil er zeither lauter Waſſer getrunken hatte. Es verging auch einige Zeit, ehe ihm die Engliſchen Schiffsſpeiſen wieder ſchmecken wollten.

Auſſer den bekannten, auf der Inſel wachſenden Früchten, hatte er auch ſchwarze, ſehr gute Pflaumen entdeckt, zu denen ſich aber ſchwer kommen läßt, weil die Bäume, die ſie tragen, auf hohen Bergen und Felſen wachſen. Eine gewiſſe Pflanze, die

dem

dem Mutterkraute nicht unähnlich iſt, hat einen ſehr angenehmen, herzſtärkenden Geruch. Selkirk zeigte ſie den Leuten von Rogers Schiffe, welche dieſe Pflanze in die Zelte ihrer Kranken ſtreuten, die dadurch erquicket, und ihre Geneſung beſchleunigt wurde. Die Pimentobäume wachſen zuweilen 60 Fuß hoch, und haben beynahe zwey Ruthen im Umfang. Die Baumwollenbäume werden noch höher, und ihr Stamm iſt ungeheuer dick. Als Admiral Anſon ſich einige dreyßig Jahre ſpäter, hier aufhielt, ließ er in den Wäldern, Pflaumen- Abricoſen- und Kirſchkerne ſtecken, die auch alle gut fortgekommen ſind. Im Julius, welches die Winterzeit dieſer Gegenden iſt, ſah Selkirk Schnee und Eis; allein die Monate, September, October und November, waren über allen Ausdruck angenehm. Die Luft iſt dann von Wohlgerüchen erfüllt, welche die Lebensgeiſter erquicken nnd beſeelen, und ſo wohl auf den Menſchen als die Thiere, wunderbar wirken, welches Selkirk an den letztern, aus ihrer Fettigkeit, und Luſt zum Kurzweilen abnahm.

Selkirk gab bey ſeiner Ankunft in England ſein Tagebuch einem gewiſſen Defor. Dieſer ſchrieb aus ſeiner und des Moskiten Geſchichte 1719 den berühmten Robinſon Cruſoe, welchen der von aller Jugend nicht genug mit Hochachtung und Liebe zu verehrende Campe für Kinder lesbar einrichtete.

LVII.

Patagonien.

1. Lage und Grenzen.

Patagonien iſt das ſüdlichſte Land des feſten Süd-America zwiſchen dem 36 und 54° Südbreite. Es ſtößt auf der Oſtſeite an den Aethiopiſchen, ſo wie auf der Südweſtſeite an den groſſen Ocean und in Süden an die Magellaniſche Straſſe, wodurch es vom Feuerland getrennt wird. In Norden aber grenzt es öſtlich an Paraguay, weſtlich aber an Chili.

2. Clima.

In den erſten Tagen des Novembers, da Magellan durch die nach ihm benannte Straſſe fuhr, waren die Nächte nur fünf Stunden lang. Es war ungemein kalt; die Ufer und Berge waren noch immer, da doch nun ſchon der dortige Sommer eintrat, mit Schnee ganz bedeckt.

3. Nahmen.

Es heißt auch Magalhaensland, Terra Magellanica von dem erſten Erdumſegler, einem Portugieſen Nahmens Fernando Magalhaens, Franzöſiſch, Magellan entdeckt und benannt.

4. Gewäſſer.

1. Die beiden Ströme Huaranca Leuvu und Cuſu Leuvu haben wir ſchon bey Chili kennen gelernt. Außerdem ſind noch mehrere Küſtenflüſſe, haupt-

hauptſächlich aber vom Cuſu Leuvu an bis ſüdwärts zur Magellaniſchen Straße eine zahlloſe Menge von Steppenflüſſen und Steppenſeen, nur die Oſtküſte ausgenommen.

2. Die groſſe Meerenge, Magellaniſche Straße von ihrem erſten Entdecker genannt. Lange ſchiften blos Spanier (der Portugieſe Magellan war in Spaniſchen Dienſten) durch dieſe Meerenge, der Engliſche Hauptmann und nachherige Admiral Franz Drake, der auch aus America die Cartoffeln nach Europa brachte, iſt unter den andern Europäiſchen Nationen der erſte geweſen, der ſeinen Weg durch dieſelbe nahm. Die Schiffahrt iſt aber durch dieſelbe ſo gefährlich, daß ſie den Europäiſchen handelnden Völkern, beſonders den Spaniern, Engländern und Holländern unzählig viele Schiffe und Menſchen gekoſtet hat. — Sie ſondert die äußerſte Spitze von Süd-America in einer hin und wieder ſehr krumm laufenden Strecke von mehr als 40 Meilen, ab.

5. Berge.

1. Die Cordillera de los Andes, die von Norden nach Süden zum Theil mitten durchs Land, groſſentheils aber auf und bey der Weſtgrenze hinſtreicht, und mehrere Vulcane enthält.

2. Auſſer den Küſten und Vor-Gebirgen ziehen noch Gebirgsketten von Nordweſten nach Südoſten, beſonders das Schneegebirge Caſuhati in den nordöſtlichen Gegenden des Landes.

6. Boden.

Von Natur iſt der Boden ſehr fruchtbar, der aber zur Zeit, da ihn herumziehende Völkerſchaften blos als Wald und Weideplatz benutzen, voller Moräſte und ſumpfiger Steppenflüſſe iſt; nur die Oſtküſte ausgenommen, welche, ziemlich weit ins Land hinein, ſandig, trocken und unbewohnt iſt, und den Tſchetſcheheten in Norden und Tehuelheten in Süden zu Begräbnißplätzen und zum Salzſammeln dient.

7. Einwohner.

Dieſe beſtehen aus zwey Hauptvölkerſchaften:

I) Die Moluchen oder Molutſchen in den weſtlichen Gegenden, öſtlich und weſtlich an den Chiliſchen Cordilleras.

II) Die Puelchen oder Pueltſchen d. i. die Oſtmänner, welche den ganzen öſtlichen Theil bewohnen.

Jene ſind in drey beſondre, dieſe aber in mehrere andre Völkerſchaften abgetheilt. Alle ſehr ſtarke, tapfre, wohlgemachte, beym Tode unerſchrockne Menſchen, von keiner außerordentlichen langen Statur, jedoch im Ganzen genommen, mehr groß und ſtammhaft, als klein und ſchwächlich. Die ehemahligen blutigen Kriege mit den Spaniern, der Branntwein und die Kinderblattern haben ſie ziemlich verringert. Deſſen ungeachtet ſind ſie immer noch ein Schrecken der Spanier, die alle mögliche Vorſicht gebrauchen, ſie nicht wider ſich aufzubringen. Sie haben einen ganz beſondern Begriff von der Schöpfung. Zuerſt ſchufen die guten Götter in einer

großen

großen Höhle den Patagonier, der ſogleich mit aller Rüſtung zum Kriege und zur Jagd hervor trat. Dann kamen die kleinern Thiere aus dieſer Schöpfungshöhle hervor, hierauf die größern. Wie ſich aber der Ochſe und die Kuh mit Hörnern zeigten, entſetzten ſich die Patagonier ſo ſehr, daß ſie die Höhle mit großen Steinen verrammelten; daher ſie denn auch urſprünglich kein Rindvieh gehabt, bis die Spanier dergleichen mitgebracht, die freylich weislicher gehandelt, und es aus ihrer Erſchaffungshöhle heraus gelaſſen hätten.

Die Todten der Patagonier werden von Weibern ſkeletirt und ihre Skelette mit Kleidern und der ganzen Rüſtung ausgezieret, bey den Moluchen in viereckte, klaftertiefe Gewölber unfern ihrer Wohnungen, bey den Puelchen aber öfters 300 Engliſche Meilen weit von ihrem Lande in Hütten oder Zelten über der Erde aufgeſtellet, und die ſkeletirten Pferde um dieſe Grabmähler herum. So iſt die ganze öſtliche wüſte Küſte 20 Meilen ſüdwärts vom Rio Negro an bis an das Cap Farewell mit Grabmählern der letztern bedeckt. Aus jedem Stamme muß jährlich eine ehrwürdige Matrone die Skelette umkleiden und wieder ausputzen.

Sie lieben ihre Kinder auſſerordentlich zärtlich, beſonders die ſüdlichſten Patagonier. Männer und Weiber gehen faſt beſtändig in bloßen Köpfen, und erſtere tragen ihre Haare mit einem bunten, wollnen Gürtel ganz oben auf dem Haupte in einen Schopf zuſammen gebunden. Ihre Haare ſind aber ſo kurz,

wie Sauborſten. Ihre Tracht beſteht in langen Mänteln von zuſammengenäheten Thierhäuten, beſonders von Guanicos, oder auch von ſehr bunten, wollenen Zeugen, die bis an die Waden reichen. Die Häute nähen ſie in großen Stücken, ungefähr 6 Fuß lang und 5 Fuß breit zuſammen, die ſie ſodann mit der rauhen Seite einwärts um den Leib wickeln und mit einem Gürtel befeſtigen. Ihre Schenkel bleiben dabey nackend. Unter dieſen tragen ſie etwas kleinere, die ſie um den Unterleib ſchlagen und alsdann dreyzipflige, ſchmale, lederne Schürzen, ſtatt der Unterkleider, wovon ſie zwey Enden um den Leib herum zuſammen, und das dritte Ende zwiſchen den Beinen durch hinten feſt binden. Ihre Geſichter ſind aufs häßlichſte roth oder ſchwarz gemahlt. Zu Pferde haben ſie ganz zugenähte Mäntel, nur mit Einer Oeffnung, wodurch der Kopf kriecht, und tragen zuweilen von den Spaniern erkaufte Hüte. Männer und Weiber tragen eine Art Halbſtiefeln oder Strümpfe von Pferdehaut, wozu ſie die Keulen- und Schenkel-Stücke, ſo wie ſie ſind, ohne Zuſchnitt nehmen und mit Fett geſchmeidig machen. Dieſe gehen von der Wade bis an die Ferſe, und haben unten am Abſatz einen langen hölzernen Sporn. Es ſind aber keine Schuhe daran. Die Weiber haben zwey an beiden Seiten herunterhängende lange Haarzöpfe, woran ſie Glasknöpfe hängen, und, wenn ſie reiten, eine Art Strohhüte von Chineſiſcher Form, eben ſolche Mäntel, wie die Männer, die ſie vorn aufſchürzen, oben über der Bruſt zuſammen heften

und

und hinten über die Hüfte herunter fallen laſſen. Unter dieſen Mänteln ein kleines ungemein buntes, bis an das Knie reichendes, wollnes Schürzchen und Schnüre mit blauen Knöpfen um Hals, Arme und Schenkel.

Die Kriegsrüſtung der Patagonier beſteht aus Bogen, zuweilen vergifteten Pfeilen, einer 6 bis 7 Ellen langen Lanze, ſteinernen an Riemen beveſtigten Kugeln, einem Helm in Form eines herunter gelaßnen Hutes von doppelter Ochſenhaut und Waffenröken von drey bis vierfach zuſammengenäheten Antas- oder Guanico-Häuten; auch Säbeln, wenn ſie dergleichen habhaft werden können.

Unter den Puelchen verdienen noch beſonders bemerkt zu werden die Tehuelheten oder die Patagonier der Europäer. Bey den Spaniern heißen ſie zugleich mit den Tſchetſcheheten, einem andern Stamm der Puelchen, Serranos d. i. Bergvölker. Es gibt viele hochſtämmige, zum Theil rieſenmäßige Leute unter ihnen; aber eine ganze Rieſennation, wie man ſonſt glaubte, machen ſie nicht aus. Die beiden Hauptvölkerſchaften der Tehuelheten ſind:

1. Die Leuvutſchen oder das Flußvolk. Ihr Land ſtößt in Oſten an die Tſchetſcheheten und an den Ocean; in Weſten an die Pehuentſchen und Huillitſchen (zwey Stämme der Mollutſchen) bey $58\frac{1}{2}$ und $59°$ Weſtlänge; in Süden an ihre Brüder, die Calilleheten d. i. das Bergvolk bey 45 und $46°$ S. Breite und in Norden bey $38°$ Südbreite (zwi-

ſchen

ſchen den beiden Deſaguadero) an ein großes, unbewohntes Land, das wegen der dicken Waldungen, Seen und Moräſte nicht zu paſſiren iſt, und das ſie von den Diviheten (einem andern ihrer Stämme) ſcheidet. Die Leuvutſchen ſind das herrſchende Hauptvolk aller Tehuelheten. Sie zeichnen ſich auch durch vorzügliche Eigenſchaften des Körpers und der Seele von andern Süd-Americanern aus; ſind kriegeriſcher und ſtärker an Mannſchaft, als die andern, und Feinde der Molutſchen. Aber auf ihr Wort darf man ihnen nicht viel trauen. Ihr außerordentlicher Hang zum Herumwandern rührt vom Mangel an Lebensmitteln in ihrem Lande hauptſächlich her.

2. Die Calilleheten oder das Bergvolk. Sie erſtrecken ſich bis an die Magellaniſche Straße, und beſtehen aus drey Völkerſchaften die zwiſchen dem Ocean in Oſten und den Andes in Weſten, in faſt gleich großen Strichen Landes, von Norden nach Süden zu wohnen. Der Patagonier Hauptgeſchäft iſt die Guanico- und Straußen-Jagd, wozu ſie ihre vielen Hunde, die leichten Pferde, und ihre Steinſchleuder, welche der Reiter in der Hand hat, gebrauchen. Ihre Hautfarbe iſt kupferroth.

8. Pflanzen.

Holz gibt es in Menge.

9. Thiere.

1. Das Thier Anta oder Guanico aus dem Hirſchgeſchlechte, doch ohne Geweihe, wird häufig ſüdwärts

wärts vom Rio Negro, im Lande der Telhuelheten angetroffen. Es iſt ſo ſtark, daß es ſehr leicht zwey Pferde fortſchleppen kann.

2. Eben daſelbſt gibt es auch viele zahme Pferde, die die ſchönſten und größten von ganz Süd-America ſind.

3. Die Wallfiſche ſollen hier viel häufiger und gröſſer als in Norden ſeyn.

4. Seelöwen ſind in unzähliger Menge, und darunter ſehr große, die vielen Thran geben würden.

10. Merkwürdigkeiten.

1. Hier ſollte das Rieſenland ſeyn. Ferdinand Magellan hat nicht nur verſchiedne Rieſen geſehen, ſondern auch einen auf ſeinem Schiffe gefangen behalten, der aber am Scharbocke ſtarb. Einer derſelben war ſo groß, daß die Spanier ihm kaum bis an den Gürtel reichten. Sein Kleid beſtand aus einer Thierhaut, die ihm über die Schultern hing, und um die Füße hatte er Felle gewikelt, ſo daß er Pfoten wie ein Thier zu haben ſchien; weßwegen Magellan ihm (von dem Spaniſchen Worte Pata, Pfote) den Nahmen Patagan gab, welches hernach eine allgemeine Benennung der Wilden in dieſer Gegend des Landes geworden iſt. Viele Tagbücher und Nachrichten der folgenden Reiſenden erwähnen alle der Rieſen in Patagonien. Eben ſo viele andre Seefahrer hingegen haben auf den Küſten dieſes Landes entweder gar keine Einwohner oder doch nur Leute von mittelmäßi-

mäßiger Größe geſehen. — Das Wahrſcheinlichſte bleibt, daß einzelne Stämme eine anſehnliche Größe haben, und daß unter dieſen ſich wieder einzelne Menſchen durch außerordentliche Größe zuweilen ausgezeichnet haben.

2. Magellan war der erſte unter den Europäern, der nicht nur die nach ihm benannte Straße entdeckte, ſondern auch zuerſt durch dieſelbe das weite Südmeer befuhr, und ſo die erſte Fahrt um die Erdkugel machte.

LVIII.

Feuerland.

1. Lage.

Iſt die in Süd-America am ſüdlichſt gelegenſte und größte Inſel, zu der noch einige kleinere daneben liegende gerechnet werden. Der eigentlichen Südſpitze des feſten Landes liegt ſie ſüdöſtlich. Ihre Nordküſte ſtreicht ziemlich parallel mit der Südküſte; ſo daß man deutlich ſiehet, daß ſie durch die Magellaniſche Straße gewaltſam vom feſten Lande getrennt worden. Seine Breite iſt zwiſchen dem 52° und 55° alſo hat es für Süden dieſelbige Lage und Breite, welche Ireland und Kamtſchatka in Norden haben.

2. Clima.

Aber im Clima ſtimmt es weit mehr mit Kamtſchatka als Ireland überein. Indeſſen iſt es doch nicht ſo kalt, als man es gewöhnlich beſchreibt. Es wachſen daſelbſt ebenfalls Blumen, Bäume 2c.

3. Nah-

3. Nahmen.

Den Nahmen Feuerland, Spaniſch Tierra del Fuego bekam es daher, weil die Mannſchaft auf Magellans Schiffen bey der erſten Durchfahrt durch die von ihm benannte Meerenge, auf der Küſte des Feuerlandes viele (vermuthlich wegen der Kälte von den Wilden) angezündete Feuer ſahen.

4. Haupteintheilung.

I) Die große Inſel in der Mitte.
II) Die kleinern daneben, beſonders
 1) in Oſten die Staaten-Inſel
 2) in Süden die Inſel l'Hermit, und
 3) noch einige hinter einander liegende in Nordweſten.

5. Gewäſſer.

1. Die Magellaniſche Straße in Norden, die wir ſchon kennen gelernt haben.
2. Die Straße le Maire zwiſchen der Oſtſeite und der größten Inſel auf der Weſtſeite des Staatenlandes. Dieſe Straße iſt ſehr wichtig, weil die Fahrt durch die Magellaniſche in die Südſee öfters nur in 2 bis 4 Monathen, durch dieſe aber und nachher am Cap Horn, der ſüdöſtlichſten Spize von l'Hermits Inſel, vorbey, gewöhnlich in einem Monathe geſchehen kann. Eben wegen der vielen Gefahren und Unbequemlichkeiten, die mit jener Fahrt verknüpft waren, und deren wir bey Patagonien erwähnt haben, ſuchte man bald einen andern und weniger gefährlichen Weg, und der

der Holländiſche Hauptmann Jacob le Maire fand ihn, und nannte ihn nach ſeinem Nahmen. Er und Wilhelm Schouten ſegelten auch dadurch 1616 am erſten um das ſüdliche America, deſſen äußerſte Spitze ſie Cap Horn nannten, in die Südſee, da alle vorigen Seefahrer, faſt hundert Jahre durch die Magellaniſche Meerenge gegangen waren.

6. Berge und Boden.

Es ſind auf dieſen Inſeln viel Berge, aber auch fruchtbare Thäler und Ebnen. Die Berge haben eine unermeßliche Höhe, ſind ſchwarz, felſig, voll rauher, hoher Gipfel, welche häufig mit Schnee bedeckt ſind. Die Gebirge an der Magellans-Straße ſind beſonders von einer außerordentlichen Höhe, und übertreffen bey weitem die auf der nordlichen Hemiſphäre, welche unter eben dem Grade der Breite liegen.

7. Einwohner.

Die Einwohner ſind weiß, wie die Europäer, bemahlen ſich aber mit Farben. Falkner beſchreibt ſie als gute, hülfreiche Menſchen. Sonſt wird ihnen wenig Gefühl und äußerſte Roheit zugeſchrieben. Sie ſind unſtreitig ſämmtlich aus Magelhaensland über die Meerenge herüber gekommen. Einem Theile dieſes Völkchens haben die Europäer den Nahmen Peſcheräh gegeben.

Dieſe elendeſten aller menſchlichen Geſchöpfe, denen es an allem, an den erſten und nothwendigſten Bedürfniſſen des Lebens mangelt, die in einem Lande,

wo

wo nördliche Europäer mitten im Sommer erfrören, ohne Haus und Hütte leben, ſorgen dennoch für nichts ſo ſehr, als ihren Putz. Sie bemahlen ſich nicht nur mit farbigen Erden, ſondern machen ſich auch aus kleinen Knochen und Muſcheln Arm- und Halsbänder, und lieben nichts mehr als rothe Glascorallen. Im Göttinger Muſeum, das überhaupt ungemein reich an ſüdländiſchen Merkwürdigkeiten iſt, befindet ſich ein ſolches Halsband von niedlichen, ſchillernden Schneckchen.

Da Byron durch die Magellaniſche Meerenge fuhr, kamen ihm die Einwohner in ihren Bothen entgegen, und begaben ſich auf geſchehene Einladung ohne Furcht oder Schüchternheit auf die Schiffe. Sie ſchienen auſſerordentlich dumm, und konnten beſonders den Gebrauch der Meſſer, die man ihnen zum Geſchenk anbot, nicht begreifen. In einem andern Theile der Meerenge aber hatten die Einwohner über die ertheilten Geſchenke ein ausnehmendes Vergnügen.

LIX.
Falklandsinſeln.

1. Lage.

Sie liegen in Südoſten von Patagonien, zwiſchen dem 51ſten und $52\frac{1}{2}$ Grad Südbreite, und dem $61\frac{1}{2}$ bis $65\frac{1}{2}$ Grad weſtlicher Länge, etwa 75 Seemeilen nordoſtwärts der Magellaniſchen Meerenge.

2. Größe.

Ihre wahre Größe iſt noch unbekannt.

3. Clima.

Die Witterung iſt gemäßigt. Der Schnee bleibt im Winter kaum zwey Monathe auf den Bergen und etwa zwey Tage in den niedrigen Gegenden liegen. Die Bäche frieren niemahls, und die gefrornen Seen konnten nie über 24 Stunden Menſchen tragen. Nur iſt die Witterung überhaupt ſehr veränderlich. Sehr oft hagelt es hier mitten in der heiſſen Jahreszeit, und die häufigen Nebel, welche der Oſtwind auf die Inſel führt, erlauben wenig heitere und warme Tage, und machen den Sommer unangenehmer, als er gewöhnlich in den Südländern zu ſeyn pflegt.

4. Nahmen.

Dieſe Inſeln haben nach und nach von ihren Entdeckern verſchiedne Nahmen erhalten. Richard Hawkins 1594 nannte ſie Maidenland oder Jungfernland; Sebald de Wert ſah 1598 die kleinen Inſeln, von denen die gröſſere Falkland umgeben iſt, und nannte dieſe nach ſeinem Nahmen Sebaldinen. Im Jahr 1683 erſchien ein Engländer Cowley in dieſem Gewäſſer, fand auch eine Inſel, und gab ihr den Nahmen von Pepys, dem Secretär des damahligen Großadmirals von England, Herzogs von York. Im Jahr 1689 kam der Engliſche Capitän Strong, durchſchiffte

zuerſt

zuerſt den Sund oder die Meerenge, welche die öſtliche und weſtliche Inſel trennt, und gab ihr den Nahmen von Lord Falkland, ſeinem Patron. Dieſer Nahme ward in der Folge von den Engländern auf alle groſſe und kleine Inſeln, zu beiden Seiten des Sundes, ausgedehnt, und iſt noch jetzt bey ihnen gebräuchlich. Im Spaniſchen Succeſſionskriege ſtellten ſich die Franzöſiſche Seefahrer, und unter ihnen beſonders Poree, von St. Malo hier ein, die, auf ihrer Hin- und Herreiſe von und nach der Südſee, dieſe Inſeln wenigſtens zum Theil bemerkten, und von dieſen erhielten ſie den Nahmen Malouinen, den man ihnen noch in Frankreich und in Spanien gibt. Admiral Roggewein ſah ſie 1721, und nannte ſie zu Ehren ſeiner Nation Südbelgien. Doch zu allererſt erblickte ſie Americo Veſpucci 1502.

5. Haupteintheilung.

I. Die gröſte weſtliche, von den Engländern erſt beſetzt, nachher aber wieder verlaſſen.

II. Die kleinere öſtliche von Bougainville 1764 Port Louis genannt, und von den Franzoſen den Spaniern verkauft, wiewohl ſich die Engländer ſowohl dieſe als alle übrige zueignen.

III. Die übrigen kleinſten.

6. Gewäſſer.

Die Meerenge oder Straſſe, wodurch die beiden groſſen Inſeln getrennt werden, ward von

Strong Falklandscanal genannt, heißt aber jetzt Carlisle Sund.

7. Berge.

Eine Reihe Gebirge durchſchneidet beide Inſeln von Oſten gegen Weſten, die von der Südſeite ein ſehr rauhes Anſehen haben, und den kahlen Felſen des Feuerlandes ähnlich ſcheinen.

8. Boden.

Sie ſind nicht nur von einer Menge ganz kleiner Inſeln und Seeklippen umgeben, ſondern beſtehen auch ſelbſt meiſtens aus Felſen. Der Boden iſt aber des Anbauens fähig, wenn er erſt durch Dünger und Cultur verbeſſert würde.

9. Einwohner.

Dieſe fehlen jetzt gänzlich.

10. Mineralien.

Torf iſt im Ueberfluß vorhanden. Er wird auf der ganzen Inſel, ſo häufig gefunden, daß er ſich an vielen Orten 12 Fuß tief ſtechen läßt. Die Einwohner, welche ſich von Zeit zu Zeit hier niederlieſſen, brauchten ihn auch ihre Gärten zu beſchützen, und zu den Wänden ihrer Wohnhäuſer. Man kann alle Schmiedearbeit dabey verrichten, nur nicht groſſe Stücke Eiſen zuſammen ſchweiſſen.

11. Pflanzen.

1. Die Gegenden, wo Bougainville und Byron hinkamen, waren mit 6 Fuß hohem Graſe und Heidekraut ſo dicht bewachſen, daß das Ganze ein weiter Wald zu ſeyn ſchien; daher auch die alten

alten Seefahrer Falkland immer als eine holzreiche Inſel beſchrieben. An Holz iſt aber ein gänzlicher Mangel.

2. Wilder Sellerey, Sauerampfer wächſt nicht nur, ſondern Europäiſche Gartengewächſe kommen auch fort. Die Engländer zogen hier Cartoffeln, Rüben, gelbe Wurzeln, Spinat, Kohl, Kreſſe und Gurken. Auch Erbſen würden fortgekommen ſeyn, wenn man nur den Mäuſefraß verhütet hätte; aber Zwiebeln, Mangold und Radieſe verunglückten und ſchoſſen ins Kraut, und der Weizen wurde nicht reif. Die Haupturſache davon war Mangel an Dünger, an deſſen Statt ſie dürres Seegras gebrauchen mußten.

12. Thiere.

1. Pinguineneyer liegen in zahlloſer Menge im Graſe.
2. Wilde Enten, Gänſe, Schnepfen und andre Vögel ſind da. Die Gänſe kann man, ohne daß ſie ſcheu werden, mit einem Stocke todt ſchlagen.
3. Das Meer wimmelt von ſchmackhaften Fiſchen. Beſonders könnte auch der Wallfiſchfang hier einträglich werden.
4. Etliche Füchſe ausgenommen, lebt kein einheimiſches vierfüßiges Thier, das nicht von Europäern hergebracht worden wäre. Dieſe haben hier Schafe, Ziegen, Rindvieh, Kaninchen und Schweine hergeführt, die insgeſammt gut fortkommen.

5. Das Rindvieh bleibt wegen gelinder Witterung das ganze Jahr im Felde, und

6. Schweine, die hier mit wilden Enten gemäſtet werden, ſind vortreflich, und den Europäiſchen völlig gleich.

13. Merkwürdigkeiten.

Viel Treibholz kommt an die Küſten von der Patagoniſchen Küſte und der Magellaniſchen Meerenge her. Bougainville fand unter dieſem Treibholz Bäume von der Dicke ſeiner Schiffstonnen.

Süd-America überhaupt.

1. Lage.

Es erſtreckt ſich vom 1ten Grad Nordbreite bis zum 56ſten Grad Südbreite; alſo viel weiter nach Süden, als irgend eine Südſpitze des ganzen feſten Landes.

2. Figur.

Im Ganzen hat es mit Africa eine ziemlich ähnliche und mit deſſen Oſtſeite ſogar parallele Figur. Es bildet ſo ziemlich ein Dreyeck, deſſen längſte Spitze in Süden herab fällt, wiewohl dieß Südende nicht eine eigentliche Spitze iſt, ſondern eine weit breitere Küſte von Weſten nach Oſten hat, als es auf den erſten Anblick der Generalcharten ſcheint.

3. Grenzen.

In Nordweſten hängt es vermittelſt der Landenge von Panama mit Nordamerica zuſammen.

4. Gröſſe.

Südamerica hält, nach Tempelmann, in ſeinem Flächeninhalt 340917 geographiſche Quadratmeilen.

5. Clima.

Ueber zwey Drittheile von Südamerica liegen in der heiſſen Zone, und zwar gröſtentheils in der heiſſen Südzone, und haben, nach der Naturart dieſes Himmels, zwey Sommer, die zwar hier etwas genauer eintreffen, als auf den Antillen, aber doch nicht verhindern können, daß hier nicht, wegen der zahlloſen und ungeheuern Gewäſſer und Waldungen, die Luft faſt immer heißfeucht iſt. Auſſer dem verurſacht der Regenſommer gemeiniglich die gröſten Ueberſchwemmungen, weil hier das Waſſer von den höchſten Bergen und aus den gröſten Flüſſen in die gröſten Ebnen ſtrömt.

6. Haupteintheilung.

Wir können die Länder von Südamerica unter zwey Hauptabtheilungen bringen: 1) Hauptbeſitzungen und 2) Nebenbeſitzungen. In jene theilen ſich die Portugieſen und Spanier, welche die alleinigen Herren von ganz Südamerica zu ſeyn glauben, und auch wirklich den gröſten und beſten Theil deſſelben beſitzen. Denn die Niederlaſſungen der Holländer und Franzoſen auf der Küſte von Guayana und die Falklandsinſeln, welche die Engländer,

als erſte Entdecker, ſich zugeeignet haben, und welche als die Nebenbeſitzungen, welche Europäiſche Völker in Südamerica haben, angeſehen werden können, kommen dagegen in gar keine Betrachtung.

I. Hauptbeſitzungen.

Nach vieljährigen Streitigkeiten und Unterhandlungen zwiſchen den Spaniern und Portugieſen brachte endlich ein kurzer, aber ernſtlicher Krieg 1777 und 1778 die Theilung ihrer Südamericaniſchen Beſitzungen zu Stande. Zwiſchen beiden Nationen iſt nun Südamerica mittelſt einer Grenzlinie, die von Südoſt nach Nordweſt mit mehreren Aus- und Einbiegungen läuft, ſo getheilt, daß alle Länder in Nordoſten dieſer Grenzlinie den Portugieſen, ſo wie die in Südweſten liegenden den Spaniern gehören.

A. Grenzlinie durch Paraguay.

Sie fängt am Meere in Norden der Mündung des Rio de la Plata an; die Spaniſche auf der Südweſtſeite der Seen Mangueira und Merim, und die Portugieſiſche auf der Nordoſtſeite dieſer Seen, ſo daß beide Seen, nebſt der Erdzunge, zwiſchen ihnen und die Meeresküſte als neutrales (keinem von beiden gehöriges Land) geachtet werden. Die Portugieſiſche Grenzlinie zieht der Rio grande di St. Pedro, die Spaniſche läuft längs dem Gebirge, welches öſtlich vom Uruguay ſtreicht, über dieſes nach Nordweſten hinauf bis dahin, wo der Pepiri-Guazu von Norden her in den Uruguay

guay fließt. — Alles zwiſchen dieſem Gebirge und dem Rio grande Gelegne iſt wieder neutral; hingegen alles Land, wie in Süden, ſo auch in Norden des Rio de la Plata bis an die vorgedachte Grenze gehört den Spaniern. So wie die Grenzlinie von der Mündung des Silberſtroms an bis zum Einfluß des Pepiri in den Uruguay eine doppelte war, zwiſchen der neutrales Land liegt: ſo wird ſie von hier an einfach und folglich eine unmittelbare Scheidungslinie der Portugieſiſchen und Spaniſchen Länder. Sie läuft zuerſt den Pepiri hinauf bis zu deſſen Quelle. Dann geht ſie über das höchſte Land zum Einfluß des St. Antonio und den Iguazu hinunter bis zu deſſen Einfluß in den Parana. Dann wird der Parana ſelbſt die Grenze bis hinab zum Einfluß des Igurei von Weſten her, dann den Igurei hinauf und längs der Gebirge in Süden des Wendekreiſes, weſtwärts hinüber bis zum Fluß Paraguay, endlich dieſen aufwärts bis an Peru und das Amazonenland bey 19 Grad 40 Minuten Südbreite.

B. Grenzlinie durch Peru.

Sie läuft zuerſt an dem Paraguayfluß hinauf bis zur Laguna de los Xarayes und zum Einfluß des Jauru auf der Oſtſeite. Von da wendet ſie ſich weſtwärts hinüber zum Einfluß des Sarare in den Guapore oder Itenes; dann den Guapore hinunter bis zu deſſen Vereinigung mit Rio Mammore; endlich den Mammore oder,

wie er ſeit dem Einfluß des Guapore heißt, Rio Madeira hinunter bis an die bisherige Grenze von Peru und Amazonenland. Durch dieſe Begrenzung hat eben Portugal Südoſtperu, dieſes anſehnliche Stück von Peru erhalten.

C. Grenzlinie durch das Amazonenland.

Die ſonſtige von Rio Madeiro zum Amazonenſtrom ſchräglaufende Grenze zwiſchen Peru und dem Amazonenlande iſt geblieben; aber vom Amazonenlande oder Braſilien hat Portugal in Nordweſten ein kleines Stück verloren, denn die Grenzlinie läuft ſeitdem an dem Amazonenſtrom hinunter bis zur weſtlichen Mündung des Yupura, und von da den Yupura aufwärts bis an den Punct, wo die Grenzen von Peru, Neugranada und Amazonenland zuſammen laufen.

Die Hauptbeſitzungen theilen ſich nach dieſer Grenzlinie in zwey Abtheilungen:

I. Das Spaniſche Süd-America.

Begreift drey Vicekönigreiche.

A. Neu Granada.

I) Tierra Firma. II) Spaniſches Guayana. III) Quito.

B. Peru. Dazu gehört

I) Audiencia de Lima mit la Paz, zu beiden Seiten der Andes. II) Audiencia de Chyle d. i. Weſt-Chili.

C. Rio

C. Rio de la Plata.

I) Audiencia de Charcas d. i. Süd-Peru. II) Tucuman. III) Oſt-Chile. IV) Spaniſches Paraguay.

1) Provinz Paraguay in Nordoſten.
2) Provinz Rio de la Plata, auf der Nordſeite des Plataſtromes.
3) Provinz Buenos Ayres, auf der Südſeite des Plata.

II. Das Portugieſiſche Süd-America.

A. Portugieſiſches Guayana. B. Amazonenland. C. Südoſt-Peru. D. Braſilien. E. Oſt-Paraguay.	Unter dem gemeinſchaftlichen Nahmen Braſilien begriffen und in 9 Gouvernements vertheilt.

Von der frühern Beſchaffenheit der Grenze verdient hier noch folgendes bemerkt zu werden: Nach Chriſtoph Colons Zurückkunft von ſeiner erſten Reiſe nach der neuen Welt, ſchenkte Pabſt Alexander VI. der Krone Spanien durch eine Bulle vom 4ten May 1493 alle von keinem chriſtlichen Fürſten beſeßne Länder, die 100 Seemeilen weſtwärts von den Azoriſchen und Capverdiſchen Inſeln liegen. Die Linie, welche der an dieſer Grenze hinlaufende Meridian bildet, iſt die ſo genannte Demarcationslinie (Linea demarcationis Alexandri VI.). Der König von Portugal wollte dieſe Schenkung nicht für gültig erkennen, und be-

rief

rief ſich auf ältere ſeinen Vorfahren von den vorigen Päbſten ertheilte Schenkungsbriefe. Beide Höfe ſuchten jedoch den Streit gütlich beyzulegen, und errichteten im Jahre 1494 zu Tordeſillas einen Vergleich, wodurch die vom Pabſt Alexander VI. für Spanien geſetzte Grenze zum Vortheile Portugals weiter weſtwärts, nehmlich ſtatt 100, 370 Seemeilen von den Azoriſchen und Capverdiſchen Inſeln hinaus gerückt wurde. Dieſe, ohne Einmiſchung des Pabſtes, von den zwey Mächten ſelbſt beſtimmte Linie wurde nachher von ihnen bis 1778 als die Grenze ihrer beiderſeitigen Eroberungen in Oſten und Weſten angeſehen — und dieſe Grenzlinie findet man in einigen Landcharten gezeichnet, aber ſie wird darin ſehr unrichtig Linea demarcationis Alexandri VI. genannt.

Zu dieſen Hauptbeſitzungen der Spanier und Portugieſen kommen noch

II. Die Nebenbeſitzungen.

A. Der Holländer } in Guayana.
B. Der Franzoſen }
C. Der Engländer auf den Falklandsinſeln.

III. Unbeſeßne Länder.

A. Patagonien.
B. Feuerland.

7. Gewäſſer.

Das Merkwürdigſte iſt der Amazonenſtrom oder Maranhon, deſſen ganzen Lauf wir hier überſehen

ſehen wollen. Dieſer König der Flüſſe entſpringt auf dem Berge Pongo bey Borjas, im See Lauricocha, ungefähr 18 geographiſche Meilen nordoſtwärts von Lima, unter dem 11ten Grad Südbreite, fließt anfangs zwiſchen zwey Ketten der Anden nach Norden, beugt ſich dann oſtwärts herum und hat, während daß er eine ungeheure Strecke von 600 = 660 oder gar 1080 geographiſchen Meilen durchläuft, ein Gefälle von weniger als 1 Zoll auf jede Meile; iſt bey ſeiner Mündung 30 oder gar 48 Meilen breit, und verſüßt das Meerwaſſer auf 18 Meilen hinaus. Dieſer gröſte aller Ströme hat Nebenflüſſe, die an Gröſſe den gröſten Hauptflüſſen der Erde wenig oder wohl gar nichts nachgeben. Auch hat ſein Flußgebiet nicht nur einen Umfang, den man dem Umfange des Mittelländiſchen Meeres gleich achten will, ſondern auch das Eigne, daß es ſich über beide Seiten des Aequators, am meiſten aber über die Südſeite verbreitet, und unter dem Aequator ſelbſt ſeine Mündung hat.

8. Berge.

Das berühmte, und ſowohl der Breite als der Höhe nach erſtaunliche Gebirge, welches die ganze weſtliche Breite von Süd-America beſetzt, theilt ſich gleichſam in zwey, von Süden gegen Norden laufende, ungeheure Wälle. Den Anfang deſſelben kann man in das äuſſerſte ſüdliche Ende ſetzen, wo Staatenland und Feuerland aus dem Meere, als einzelne Glieder der Kette, empor ſteigen. Von

der

der Nordſeite der Magellanſtraſſe bilden ſie die doppelte zuſammenhängende Kette. Die weſtlichen faſt immer mit Schnee bedeckten Berge heiſſen la Sierra oder la Serenia, und die öſtlichen la Cordillera real de los Andes. Andes iſt ihr eigentlicher Nahme. Das Wort Cordillera zeigt nur ihre Eigenſchaft als Kettengebirge an.

Zwiſchen beiden Reihen liegt in unzähligen, fruchtbaren und angenehmen Thälern der beſte und vornehmſte Theil der Königreiche Chili, Peru und Quito. Merkwürdig iſt es, daß unter den Eisbergen, woraus dieſe höchſten Gebirge der Erde beſtehen, zugleich auch feuerſpeyende Berge ſind. Die meiſten von ihnen ſind Vulcane geweſen, und erlitten in verſchiednen Zeitaltern weit ſchrecklichere Ausbrüche, als man von der Art in andern Welttheilen kennt. In der ganzen Gegend zwiſchen dem 26ſten und 45ſten Grad findet man eine Menge Vulcane, und vermuthlich ſelbſt bis nach Terra del Fuego, welches vielleicht durch einen groſſen Ausbruch des unterirdiſchen Feuers von dem feſten Lande abgeriſſen iſt, und ſo die Magellansſtraſſe gebildet hat.

Alle dieſe Gebirge ſtreichen ganz nahe an der Weſtküſte, ohne ſich weit vom ſtillen Meere zu entfernen, enthalten in Weſten die Quellen von lauter Küſtenflüſſen und in Oſten von den gröſten Hauptflüſſen der Erde. Die Gipfel vieler dieſer Berge ſind höher als alle übrigen in der Welt.

Nicht

Nicht weniger als zwölfe ſind von 2400 bis über 3000 Klafter hoch. Sie trennen die ſchmalſte Küſte von der breiteſten Ebne des Erdbodens und haben in Weſten gegen den großen Ocean die ſtärkſte und kürzeſte Abdachung, ſo wie in Oſten gegen den Atlantiſchen und Aethiopiſchen Ocean die ſchwächſte und längſte, zumahl längs des Amazonenſtroms. Sie erſtrecken ſich von der Magellaniſchen bis an die Meerenge von Darien. Die Winde ſind auf denſelben ſo durchdringend, daß ſie die lebendigen Körper tödten, und ſo hart machen, daß ſie nicht verweſen.

9. Boden.

Dieſer zeichnet ſich durch viele Moräſte und Sümpfe aus.

10. Einwohner.

Wir übergehen dieſe hier, da wir bey America überhaupt noch ein Gemählde von den Einwohnern geben werden. Nur die einzige Bemerkung von den Eingebornen: Es gibt mehrere menſchenfreſſende Nationen unter ihnen, die ihre Weiber und Kinder verzehren, und wohl gar, wenn ſie dieſelben verzehrt haben, ſie zu beweinen anfangen.

11. Mineralien.

1. Die Platina (ſiehe die gemeinnützigen Spaziergänge) hat man bis jetzt nirgends weiter, als im Spaniſchen Antheil von Südamerica in Quito, beſonders aber in Neu-Granada, theils zuſammen hängend, theils als Staub, theils an Flüſſen,

ſen, hin und wieder in der Nähe feuerſpeyender Berge gefunden.

2. Salz bereitet die Natur im Spaniſchen Südamerica, ohne menſchliche Beyhülfe aus Seewaſſer. Wenn die See hoch iſt, ſo ergießt ſie ſich über Sandbänke in gewiſſe Thäler, und die Sonnenhitze bereitet hieraus Salz. Die Nordamericaniſchen Colonien, denen es an Salz fehlt, hohlen hier jährlich 50 , 60 Schiffe voll.

12. Pflanzen.

1. Türkiſcher Weizen, Türkiſches Korn, Mais (Zea. L.) Im Südlichen America und deſſen wärmſten Gegenden iſt die Aehre dieſer Art von Getreide doppelt ſo lang, und die Pflanze doppelt ſo hoch, als in dem übrigen America. Man bauet dieſes Korn am liebſten an den lehmigen Ufern der Flüſſe. Man legt die Körner ins Waſſer, ehe man ſie ſäet; die oben ſchwimmen, taugen nichts, und werden abgeſondert. Bey dem Säen bedient man ſich eines 6 , 8 Fuß langen Stocks, deſſen Spitze mit Eiſen beſchlagen iſt. Man ſtößt damit Löcher in die Erde von zwey zu zwey Fuß und in gerader Linie. In jedes Loch werden vier Körner geworfen, und dann das Loch gefüllt. Wenn die Pflanze 6 , 8 Zoll hoch geworden iſt, wird das Unkraut ausgegätet. Nach der Ernte hängt man die Aehren auf den Kornböden an Stricken auf, die zirkelförmig gelegt werden. Dadurch gewinnt man den Raum, der auf dieſen Böden

den für die Stangen, an denen man ſonſt die Aehren auch aufhängte, zu enge ſeyn würde. So verwahrt man hauptſächlich Saatkorn. Iſt aber die Quantität des Kornes ſehr groß, ſo verwahrt man es haufenweiſe in dazu eingerichteten wohl zugemachten Scheuern, die Morgens und Abends geheitzt werden, bis das Korn trocken iſt.

2. Die Quinoa iſt eine in dem kältern Theil des ſüdlichen America einheimiſche Pflanze. Die Art, ſie zu bauen, iſt die nähmliche, wie bey dem Buchweizen. Zu Lima trinkt man Quinoa wie wir Caffee trinken. Das aus Quinoa zubereitete Getränk heißt dort Catapulqui.

3. Von der Caſſave, Jucca oder Manioc (Jatropha Manihot. L.) hat man zweyerley Gattungen, die bittere, die den erſten Nahmen führt, und die Bouffouli, oder die ſüße. Dieß Gewächſe hat eine weiße, graue, rothe oder violette Farbe. Der Stamm iſt knorpelicht, in Gliedern abgetheilt, ſo ſchwer als ein dickes Rohr, glatt und ſpröde, das Blatt gleicht faſt dem Weinblatte. Die große Wurzel oder der Stuhl treibt rings um ſich herum drey bis ſieben kleine Wurzeln, nach Verhältniß des Alters der Pflanze und der Güte des Bodens; die Rinde der Wurzel iſt gleichfalls grau oder roth, ob gleich das Inwendige weiß, wie eine Rübe iſt. Dieß Geſträuch bekommt eine Höhe von 7-8 Fuß; die ſüße Art bringt ihre Frucht in acht, die bittere aber erſt nach zwölf Monathen. Wenn ſie reif iſt, zieht

man die ganze Pflanze aus der Erde, und die abgebrochnen Wurzeln gräbt man aus. Die ſüße Caſſave iſt die weiße, die, weil ſie keinen giftigen Saft bey ſich hat, ohne ausgepreßt zu werden, gleich gebraten mit Butter gegeſſen werden kann, und wie Caſtanien ſchmeckt. Man kann ſie auch im Waſſer kochen und zum Fleiſch eſſen. Die bittere Gattung aber, davon das Brod angenehm und nahrhafter iſt, enthält einen giftigen Saft, oder eine Milch, die Menſchen und Vieh tödtlich iſt, wogegen aber die Haut, welche die Wurzel bedeckt, das Gegengift iſt, ſo daß beide zuſammen genoſſen keinen Schaden thun. Wenn man ſie eſſen will, ſchabt man die Haut mit einem Meſſer ab, wäſcht die Wurzel rein und raſpelt ſie ſo fein, wie Sägeſpäne. Wenn der Saft gekocht und ſo lange geſchäumt wird, bis kein Schaum mehr davon kommt, ſo iſt er vom Gifte gereinigt, und wird von den Europäern und Indianern als ein Leckerbiſſen gegeſſen. Das Caſſavebrod macht in dem größten Theil von Südamerica das gewöhnlichſte Nahrungsmittel der Einwohner aus. Es wird auf einer runden eiſernen Pfanne oder Platte, wie ein Kuchen gebacken, und darauf ein oder zwey Stunden lang in der Sonne ausgetroknet. Dieß Brod von Caſſavemehl iſt inwendig ſehr weiß, äußerlich aber von einer ſanften goldgelben Farbe, und hält ſich an einem trocknen Ort acht bis zehn Monathe gut.

4. Das

4. Das Zuckerrohr iſt in Südamerica wie in Oſtindien einheimiſch. An Geſtalt gleicht es faſt unſerm gemeinen Rohr, das man in den Gräben und Moräſten findet. Das Mark enthält einen Saft, der ſüßer und in größerm Ueberfluß vorhanden iſt, nach Verhältniß der Güte des Bodens, des Clima, der Zeit, worin man es ſchneidet, und dem Alter deſſelben verſchieden iſt, von welchen Umſtänden auch die Dicke und Größe deſſelben und die Güte des Zuckers abhängt. Das Blatt dieſes Rohrs iſt lang und ſchmal, und hat in der Mitte nur eine Ader, die biegſam iſt, ſo lange das Blatt grün iſt; wenn es aber verdorret, ſpröde wird, an beiden Seiten ſcharf und ſchneidend, und mit ſehr kleinen ſpitzen Zähnen beſetzt iſt. Dieſe Blätter wachſen gemeiniglich an den oberſten Gliedern des Rohrs, wo es zu wachſen aufhört, und fallen, ſo wie es in der Länge zunimmt, von unten wieder ab. Das Rohr beſteht aus verſchiedenen Gliedern, deren Knoten hart, in der Mitte aber mit einer Oeffnung, durch welche die Nahrung durchgehet, verſehen, und mit demſelben ſchwammichten Weſen, wie das Rohr, das aber dicker, härter und röther von Farbe iſt, angefüllt ſind. Die Größe dieſer Glieder iſt verſchieden, die größten ſind die beſten, und liefern, weil ſie die wenigſten Knoten haben, den meiſten Zucker. Uebrigens muß das Rohr 7, bis 8 Fuß hoch, völlig einen Zoll dick, gelb von Farbe, die Rinde trocken, glatt, ſpröde und

ſchwer, das Mark aber hellgrau, etwas ins Braune fallend, und der Saft ſüß und glänzend ſeyn. Man bauet das Zuckerrohr in einem leichten hohen Boden, der ziemlich feucht und von allen Seiten den Sonnenſtrahlen ausgeſetzt iſt. Wenn es etwa acht Monathe alt iſt, ſo ſchießet am Gipfel gegen die Regenzeit ein gerader Sproſſe, in der Dicke eines Pfeifenſtiels, heraus, der faſt 3 Fuß hoch wird, und mit einer Blume geziert iſt, die eigentlich in einem Bündel kleiner Faden beſteht, welche am Ende eine Art von Quaſte vorſtellen. Die Blüthe bleibt beynahe drey Wochen, worauf der ausgeſchoſſene Sproſſe vertrocknet und abfällt, und das Rohr zu wachſen aufhört. Nach einem oder zwey Monathen muß das Rohr abgeſchnitten werden, ſonſt verdorret es, und fällt auf den Boden, wo es wieder Wurzeln macht.

13. Thiere.

1. Das Cibai (Hydrocharis) iſt eine Art Meerſchweinchen. Es iſt häufig in Guayana, Braſilien und allen niedrigen Gegenden von Südamerica. Waſſerſchwein hat man es genannt, weil es ſich gern im Waſſer untertaucht, und auch zwiſchen den Zehen Schwimmhäute hat.

2. Der Brüllaffe hat den Nahmen von ſeiner Gewohnheit, die Stimme beſtändig hören zu laſſen, erhalten. Dieſe Affen, die das ſüdliche America bewohnen, verſammeln ſich öfters zu hunderten, ſo wohl in der Nacht als am Tage, und erhe-

ben ein unaufhörliches lautes Geheul, das man in einer großen Entfernung hören kann. Bisweilen wird daſſelbe bloß von Einem etliche Minuten lang fortgeſetzt, bis die übrigen wieder mit einſtimmen: aber dieſe Pauſen ſind gar nicht häufig, weil ſie das Stillſchweigen haſſen, und ſich das Vergnügen, an dieſem Lärm Antheil zu nehmen, ungern verſagen. Dieß hat Gelegenheit zu dem Mährchen von der Affenpredigt gegeben, welches Marcgrav in allem Ernſte erzählet, der ohne Zweifel das Geſchrey, welches die Europäiſchen Katzen zu gewiſſen Zeiten zu machen pflegen, nie muß gehöret haben.

3. An die Vögel in Südamerica hat die Natur die lebhafteſten und mannigfaltigſten Farben verſchwendet. Dieſe Farben ſind aber nach Alter und Geſchlecht ſehr verſchieden, ſo daß man oft verleitet werden könnte, auf verſchiedne Arten zu ſchließen. Die Colibri, Baumläufer und viele andre kleine Vögel, die man in den großen Gehölzen antrifft, haben dunkle und matte Farben, ſo lange ſie jung ſind. So wie ſie aber älter werden, wird ihr Gefieder auch glänzender, ſchöner, und erhält nach und nach, wenn die Federn mehrmahlen gewechſelt worden, ſeine höchſte Pracht.

a) Der Felſenhahn, welcher die ſchönſte ſafrangelbe Farbe hat, ſieht im erſten Jahre grau oder bleichgelb aus. Man glaubte daher, der ſafrangelbe wäre das Männchen, und der graue

das Weibchen. Letztere hat man aber von eben der ſchönen Safranfarbe auf den Eyern angetroffen. Wohl aber iſt das Männchen viel größer, und hat einen weit ſchönern Buſch auf dem Kopf.

b) die Reiher ſind das erſte Jahr ſchieferſchwarz, grau und weiß gefleckt im zweyten, und ſchneeweiß im dritten, welche letztere Farbe ſie zeitlebens behalten.

c) Die Kurlis, eine Art Waſſervögel, ſind caſtanienbraun im erſten, blaßroth im zweyten und ſehr hellroth im dritten Jahre.

In Abſicht des Geſchlechts unterſcheiden ſich überhaupt die Männchen von den Weibchen dadurch, daß jene meiſtens viel größer ſind, und weit lebhaftere Farben haben, beſonders die Prachtvögel, z. B. die Baumläufer und Colibri.

d) Der Agami [von den Spaniſchen Einwohnern Trompetero (der Trompeter) genannt.] Dieſer große, ſchöne und wegen ſeiner außerordentlichen Neigung, um den Menſchen zu ſeyn, ſehr merkwürdige Vogel, iſt eigentlich in den großen Wäldern des heiſſern Himmelſtrichs von America zu Hauſe, und hält ſich gemeiniglich in zahlreichen Völkerſchaften, gleich den Rebhühnern, auf Bergen und Anhöhen auf. Er läuft beynahe mehr und weit geſchwinder, als er fliegt; ſein Flug iſt ſchwer-

fäl-

fällig, er hebt ſich meiſtentheils nur einige Fuß hoch von der Erde, um ſich ſogleich wieder auf die niedrige Bäume oder auf die Erde nieder zu ſetzen. Der ganze Agami iſt 22 Zoll, und ſein Schnabel, welcher vollkommen den Schnäbeln des Hühnergeſchlechts gleichet, 22 Linien lang. Sein Schwanz mißt nicht mehr, als 3 Zoll 1 Linie, und reicht nicht über die Flügel hinaus, wenn ſie der Vogel unausgebreitet auf dem Rücken liegen hat. Seine 5 Zoll hohen Beine ſind ſchuppicht, wie bey dem Hühnergeſchlecht, der Kopf und Obertheil des Halſes ſind vorn und hinten mit kurzen und ſehr weichen Flaumfedern ganz dicht bedeckt. An der Bruſt aber, und an dem angrenzenden Untertheile des Halſes hat er ein 4 Zoll breites Schild der ſchönſten uud glänzendſten Federn die in das Grüne, Goldgrüne, Blaue, und Violette ſchattiert ſind. Der Ober und Untertheil ſeines Leibes, Flügel und Schwanz ſind ſchwarz; außer daß die Rückenfeder nach dem Bauche zu ins Feuerrothe, und die Schwingfedern der Flügel ins helle Aſchgraue fallen. Seine Füße ſind grünlich. Er nährt ſich, wie das übrige Hühnergeſchlecht von wilden Früchten, und, wenn er zahm gemacht iſt von Türkiſchem Korn, frißt aber auch Fleiſch, Brod und Fiſche.

Der Agami iſt unter allen möglichen Vögeln dem Menſchen am meiſten zugethan, und

liebt ſeine Geſellſchaft ganz außerordentlich. In dieſem Stücke übertrifft er das ganze Vögelgeſchlecht eben ſo ſehr, wie der Hund alle andre vierfüßigen Thiere. Er hat ſogar den Vorzug der einzige in ſeiner Art zu ſeyn, der dieſen Geſelligkeitstrieb und eine ganz entſcheidende Erkennung ſeines eigentlichen Herrn und die größte Liebe für ihn äußert; anſtatt daß der Hund unter den vierfüßigen Thieren zwar der erſte, aber nicht der einzige iſt, der dieſer verhältnißmäßigen Treue fähig ſeyn kann.

Die Dankbarkeit, Liebe und Treue des Agami gegen ſeinen Herrn und Wohlthäter, der ihn erzogen hat, würde manchen undankbaren Menſchen beſchämen. In dieſem Betracht iſt dieſes Thier der größten Aufmerkſamkeit werth, weil man es gewiß mit ſeiner Abrichtung noch viel weiter bringen würde, wenn man ſich mehr damit zu beſchäftigen die Mühe geben wollte. Er iſt mit ſehr leichter Mühe zahm zu machen; und alsdann läuft er ganz frey herum, eilt ſeinem Herrn entgegen, wenn er ihn wieder ſieht, hüpft um ihn herum, macht ihm tauſend Schmeicheleyen, und gibt ſeine Freude insbeſondre durch innere Töne, die er in ſeinem Körper hervor bringen kann, zu erkennen. Kann aber hingegen der Agami eine Perſon nicht leiden, ſo hackt er ſie in die Beine, verjagt und entfernt ſie ſo weit als er kann, woran nicht immer vorher-

ge-

gegangene Neckereyen ſchuld ſind. Eine bloß unangenehme Geſtalt, oder übler Geruch gewiſſer Perſonen, ſind im Stande, dieſem Vogel den größten Widerwillen gegen ſie einzuſtößen. Er gehorcht der Stimme ſeines Herrn ſehr gern und willig, und gehet übrigens zu allen Menſchen, wenn ſie ihm ſonſt nicht zuwider ſind, ſo bald ſie ihn rufen. Er liebt das Streicheln und Kratzen außerordentlich, und reicht in dieſer Rückſicht beſtändig Kopf und Hals dar; verlanget auch wohl dieſe Gefälligkeit, wenn er daran gewöhnt iſt, zuweilen mit Ungeſtüm. Er weiß wenn es zu Tiſche gehet, ganz genau, und ſtellt ſich ungerufen ein. Vorher aber, ehe er etwas zu freſſen verlangt, iſt ſein Hauptgeſchäft alle Hunde und Katzen aus dem Zimmer zu jagen, und ſich allein davon Meiſter zu machen. Dabey iſt er ſo muthig und herzhaft, daß ihm Hunde von gewöhnlicher Größe allezeit, wiewohl oft nach einem langen Gefechte den Wahlplatz überlaſſen müſſen. In dieſem Kriege weiß er mit der größten Kunſt und Geſchwindigkeit den ſcharfen Zähnen der Hunde dadurch auszuweichen, daß er ſich, ehe ſichs ſein Feind verſieht, in die Höhe ſchwingt, und alsdann wie ein Pfeil wieder auf ihn herunter ſtürzt, und ihm die Augen auszuhacken oder mit Schnabel und Krallen auf alle mögliche Art und Weiſe zu verwunden ſucht. Und iſt der Sieg ein Mahl

auf ſeiner Seite, ſo verfolgt er ſeinen Feind mit der größten Wuth, und würde ihn gewiß tödten, wenn man ſie nicht von einander trennte. Da ſich der Agami gewöhnlicher Weiſe der Hofhühner ſehr treulich annimmt, und ſie gegen Raubvögel und andre ſchädliche Thiere herzhaft beſchützt; will man ſogar behaupten, daß ſie bey den Schaafheerden, ſtatt der Hunde ſehr wohl zu gebrauchen ſeyn würden. In den Straßen von Cayenne laufen beſtändig viele Agami frey herum. Sie gehen auch zur Stadt heraus, und ſtellen ſich immer zu rechter Zeit in den Wohnungen ihrer Herren wieder ein. Man kann ſich ihnen nähern, wenn man will, nur muß man nichts ihnen widriges an ſich haben. Faſt alle dieſe zahmen Agami haben die beſondre Gewohnheit ſich unter fremden Perſonen, welche ſie noch gar nicht geſehen haben, dann und wann eine auszuwählen, der ſie beſtändig in und außer der Stadt nachgehen, und die ſie niemahls verlaſſen. Man mag alsdann ſeine Wege verändern, wie man will, man mag ſich verſtecken wollen oder in ein Haus gehen, der Agami folgt, und bleibt vor dem Hauſe ſtehen bis man wieder heraus kommt. Er läuft wenn man läuft, und ſtellt ſich neben die Perſon, welche ein Mahl ſein Augenmerk iſt, wenn ſie ſtille ſtehet. Dieß dauert zuweilen 2 bis 3 Stunden lang. Es gibt ſogar einige derſelben, wel-

che

che einem jeden Fremden der ihren Herrn beſucht, das Geleite geben, und ihn in dem Garten Allee auf, Allee hinab ſo lange begleiten, bis er ſich gänzlich wieder entfernt. Auch iſt dieſer ſonderbare Vogel nicht ohne Eiferſucht gegen alle Geſchöpfe, welche die Gunſt ſeines Herrn mit ihm zu theilen ſcheinen: daher er denn ſehr oft Neger und Bediente, wenn ſie ſich ihrem Herrn bey Tiſche nähern wollen, mit ſeinem Schnabel in die Beine hackt.

Etwas ausgezeichnet eigenes hat noch dieſer Vogel darin, daß er dumpfe, hohle und tiefe Töne aus dem Innern ſeines Körpers von ſich zu geben im Stande iſt, von denen viele, und unter andern de la Condamine ſelbſt geglaubet haben, ſie würden durch den Hintertheil ſeines Leibes heraus gebracht. Von dieſer beſondern Eigenſchaft mag er vermuthlich den Nahmen Trompeter erhalten haben. Dieſe Töne läßt der Agami vorzüglich hören, wenn er mit Freuden über das Wiederſehen ſeines Herrn, um ihn herum läuft, oder gekratzt und geſtreichelt wird. Und man kann leicht verführt werden, dem ſonderbaren angegebenen Ausgange dieſer Töne Glauben beyzumeſſen, weil der Agami bey dieſer Gelegenheit Bruſt, Bauch, und beſonders den Hintertheil des Leibes ſehr ſtark bewegt. Nachdem man aber den innern Bau ſeines Körpers

genau

genau zu unterſuchen Gelegenheit gehabt hat, ſo findet ſichs, daß er zwar dieſe Töne innerlich hervorbringen kann, daß dieſe aber nicht durch den Hintertheil ſeines Körpers, ſondern durch eine ſehr unmerkliche kleine Oeffnung am Schnabel ihren Ausgang finden.

14. Merkwürdigkeit.

In der Nordhälfte von Süd-America fließt der gröſte Fluß Maranhon aus dem höchſten Berge dem Tſchimboraſſo durch die gröſte Ebne der Erde.

America überhaupt.

1. Figur.

In der Geſtalt hat America ſeines Gleichen nicht auf dem Erdboden. Es ſieht faſt aus, wie zwey umgekehrte, durch eine ſchräge Landenge verbundne Dreyecke, hat aber ſehr beträchtliche Einbiegungen, welche auf gegenüber ſtehende, bald gröſſere, bald kleinere Einbiegungen in Europa und Africa ähnliche Beziehungen haben, z. B. das gröſſere, Eskimoiſche Meer oder die Weſtſee auf das kleinere Baltiſche Meer oder die Oſtſee; das mit Inſeln wie beſäete, Weſtatlantiſche, oder Mexicoiſche Meer, auf das Oſtatlantiſche oder Mittelländiſche Meer. Auch Theile des feſten Landes haben Beziehung gegen einander. Z. B. da, wo der nordoſtliche Theil von Süd-America eingebogen iſt, ſieht man ſchräg gegen über die nordweſtliche

Küſte

Küſte von Africa ausgebogen; ſo wie hingegen America, weiter nach Süden ſehr hervor ſtehet, wo in Africa der groſſe Guineiſche Buſen iſt.

2. Lage und Grenzen.

Dieſer groſſe Erdtheil, welcher die zweyte Hälfte unſrer Erdkugel ausmacht, iſt, ſo weit wir ihn kennen, vom Ocean umgeben. Ob ſeine unbekannte Nordſeite auf irgend eine Art mit der Nordſeite von Aſien zuſammen hängt, oder ob America durchaus eine Inſel iſt, müſſen künftige Unterſuchungen erſt noch entſcheiden.

Das Eismeer, der Scandinaviſche und Atlantiſche Ocean trennen America von Europa; der Atlantiſche und Aethiopiſche Ocean von Africa; ſo wie der groſſe Ocean eine gewaltige Scheidung zwiſchen America und Aſien verurſacht; nur in Nordweſten nähern ſich America und Aſien einander ſo ſehr, daß nur Cook-Beringsſtraſſe den Zuſammenhang des ganzen, feſten Landes auf der Erdkugel verhindert.

3. Größe.

Tempelmann ſchätzt es auf 572110 geographiſche Quadratmeilen, folglich wäre es um 68983 Quadratmeilen kleiner, als Aſien.

4. Clima.

1. Die ungeheure Ausdehnung Americas von Süden nach Norden gibt ihm den Vorzug vor allen andern Erdtheilen, daß hier nicht nur, wie

in Africa, der Aequator und die beiden Wendekreiſe; ſondern auch der nördliche Polarkreis durchſtreichen, ſo daß folglich auch America Länder von allen drey Zonen und nicht, wie die übrigen, nur von zwey Zonen enthält. Da es aber vom ſüdlichen Polarkreis einen Abſtand von $20^{\circ}\frac{1}{2}$ hat, ſo reicht es nicht bis in die kalte Südzone hinein.

2. Alle Oſt-Americaniſche Länder, die wir kennen, ſind um 10 bis 12 Grade kälter, als Europäiſche und Africaniſche unter gleicher Polhöhe. Der Urſachen ſind mehrere.

a) America hat eine ſo ungeheure Ausdehnung von Süden nach Norden, und eine ſo unverhältnißmäßig geringe von Weſten nach Oſten.

b) Das feſte Land iſt im Vergleich gegen die Oceane, an welche es ſtößt, ſo klein.

c) Nicht nur ganz Süd-America, ſondern auch der gröſſere Theil von Nord-America hat den Ocean in Oſten; da hingegen Europa in Oſten ganz Aſia und Africa daſſelbe zum Theil hat.

3. So wie die kühlere Luft in den Zucker-Inſeln und dem feſten Lande von America (das nördlichſte ausgenommen) den aus viel heiſſern Gegenden kommenden Negern weit mehr Stärke und Schnellkraft gibt; ſo iſt ſie doch für die Europäer hingegen zu milde und macht ſie ſchlaff.

4. Auch hier heitern die Winde, welche über die gröſte Strecke des feſten Landes wegblaſen, den

Luft-

Lufthimmel auf, und bringen trocknes Wetter welches in unſerm Erdtheil die Oſt- oder Nord-Oſtwinde ſind, welche faſt immer Sonnenſchein bringen, da ſie hier hingegen, weil ſie unmittelbar über die See kommen, eine bewölkte Luft und Regen mit ſich führen.

5. Sechs oder ſieben Zoll tief iſt die Erde ſchon ſehr kalt und das ſelbſt unter dem heiſſeſten Himmelsſtriche. Auch ſind die Americaniſchen Gegenden verhältnißweiſe viel kälter, als die Gegenden der andern Welttheile.

5. Nahmen.

1. Billig hätte man nach dem eigentlichen Entdekker dieſen Erdtheil Columbia nennen ſollen. Allein man ließ es damahls in Spanien geſchehen, daß ein andrer, der erſt ſieben Jahre nach ihm in ſeine Fußſtapfen getreten war, Amerigo Veſpucci, ein Florentiniſcher Edelmann, ſich den falſchen Ruhm zueignen durfte, als hätte er zuerſt das feſte Land der neuen Welt gefunden. Auf dieſes Vorgeben, das die argwöhniſche Mißgunſt gegen den Columbus begierig annahm, nannte man die durch ſeine Einſichten und Gefahren entdeckte Welt nach jenem Florentiner, der es zuerſt in Schriften zu beſchreiben anfing, America: und die übrigen Europäer ſind, weil ſie den Nachrichten der Spanier trauen mußten, dabey geblieben. Der Nahme Americus, von dem dieſer Erdtheil den Nahmen hat, oder Italieniſch

lieniſch und Spaniſch Amerigo, iſt ſo viel als der deutſche Nahme Emmerich, Emrich. America bedeutet alſo eigentlich ſo viel als Emmerichsland.

2. Man nennt es auch die neue Welt.

6. Gewäſſer.

Folgende General-Bemerkung gilt: die Flüſſe ſind viel breiter hier als in andern Welttheilen; ſo wie überhaupt America die gröſten Flüſſe und Gewäſſer auf dem Erdboden hat.

7. Berge.

Die Gebirge ſind hier viel höher als in andern Welttheilen. Die Hauptgebirgskette von America zieht ſich von Staatenland und Feuerland an durch Chili und Peru. Der gröſte Theil derſelben ſind Vulcane; die vermuthlich durch ihre Ausbrüche und Erdbeben die Magellaniſche Straſſe bildeten. Durch die Landenge von Darien ziehen ſich die Andes in Mexico, und ſtrecken ſich hernach nordwärts und längs der öſtlichen Küſte von Californien. Hernach läuft dieſe Bergkette ganz nahe an die weſtliche Küſte, ſo daß manche Aeſte ſich bis in das ſtille Meer hinein erſtrecken. Nach Oſten erſtrecken ſich verſchiedne, minder beträchtliche Aeſte.

8. Boden.

America hat, wie Europa und Aſien, die vortheilhafteſte Abwechſelung von Bergen, Thälern und

Ebnen,

Ebnen, und hinlängliche Wäſſerung durch viele Haupt- und unzählbare Küſtenflüſſe.

9. Einwohner.

America iſt überhaupt ſehr leer an Menſchen.

1. Neger. Durch die Verſetzung aus Africa auf die Zucker-Inſeln oder auf das feſte Land von America werden ſie gebeſſert. Die Creol-Neger d. i. die auſſer Africa gebornen Neger ſind weniger übelartig, dumm und eben deßwegen brauchbarer als die urſprünglichen Africaner. — Die alten Neger, die ſchon lange auf den Zuckerpflanzungen gedient haben, reden mit ihren neuankommenden Landsleuten gar nicht, um nicht für geborne Africaner gehalten zu werden. — Die Creol-Neger nennen die neuen Ankömmlinge Salzköpfe oder Guineavögel; ſich ſelbſt hingegen Weiſe, Edel, vernünftige Menſchen, und in den Spaniſchen Beſitzungen Spanier. — Die Neger, die unmittelbar aus Africa und Weſtindien kommen, ſind ſo unfähig und abgeneigt gegen alle, ſelbſt die leichteſte Arbeit, ſo halsſtarrig gegen die billigſten und ſanfteſten Befehle, ſo gefährlich für Herren und Mitſclaven, und in ſo ſcheußliche Laſter verſunken, daß ſie nicht anders als verachtet und verabſcheuet werden können. Die meiſten ſind in ſolchem Grade übelartig und verdorben, daß man in ihnen keine merkliche und dauernde Beſſerung bewirken kann, ausgenommen, wenn ſie im kindlichen oder ju-

gendlichen Alter nach Weſtindien gebracht werden. Die auf dieſe Art gezähmten und entwilderten ſehen ſelbſt mit Verachtung und Abſcheu auf ihren vormahligen Zuſtand zurück, und vergeben nicht leicht den Vorwurf ihrer Abkunft aus Africa, man müßte denn ein Lob über ihren Fortgang im Guten hinzuſetzen.

Ihre Kinder werden von Geſchlecht zu Geſchlecht beſſer. Aus ihnen entſtehen dann die ſo genannten Creol-Neger, die ſich doch ſchon ſo weit veredelt haben, daß ſie Regungen von Scham haben, und ſo viel Biegſamkeit beſitzen, daß man ſie ſchon durch genaue Aufſicht, Verweiſe, kleine Belohnungen oder Beſchimpfungen, ohne Peitſche zu ihrer Arbeit antreiben und vom Böſen abhalten kann. Am meiſten aber unterſcheiden ſich die Creol-Neger von den Africaniſchen dadurch, daß ſie nicht ſo zur Völlerey und andern ſinnlichen Laſtern geneigt ſind. Ueppig, rachgierig, feig, und verſchmitzt ſind ſie aber eben ſo ſehr wie die andern. Ihr Körper und Geſicht ſind aber weniger häßlich, und ihre Geſundheit dauerhafter. Am ſchlimmſten haben ſie es in ſolchen Pflanzungen, deren Beſitzer verſchuldet, oder abweſend in Europa ſind. Erſtere glauben ſich durch übertriebne Arbeit, zu welcher ſie die Sclaven nöthigen, und durch hartherzige Erſparungen bey deren Verſorgung, wieder in beſſere Umſtände zu verſetzen. Die letztern machen

auswärts

auswärts mehr Aufwand, brauchen daher mehr Einnahme von ihren Gütern, welche dann die Verwalter auf ähnliche Weiſe wie bey den Verſchuldeten, durch die Sclaven zu vermehren hoffen.

Gewöhnlich aber haben es die Neger in Vergleich mit unſern ärmern Landleuten und Taglöhnern ganz gut. Die Sclavenhütten auf den meiſten Weſtindiſchen Pflanzungen ſind geräumig und dauerhaft gebauet, und nicht bloß mit dem nothwendigen, ſondern ſehr oft mit überflüſſigem und ſelbſt koſtbarem Geräthe verſehen. Die kleinen Gärten und Felder, die den Negern angewieſen werden, geben fleiſſigen Arbeitern eine geſunde, mannigfaltige und reichliche Nahrung, und ſetzen ſie in Stand, Schweine und allerley Geflügel zu halten, aus deren Verkauf, wie aus dem Verkauf der entbehrlichen Gartengewächſe die Neger meiſtens ein nicht geringes Eigenthum ſammeln. — Die Arbeit der Neger iſt im Ganzen viel leichter und kürzer, als bey unſern Europäiſchen Landleuten und Handwerkern. Sie fangen Morgens um 6 Uhr an, hören Abends um 6 Uhr auf, haben $\frac{1}{2}$ Stunde zum Frühſtück, und 2 zum Mittagseſſen, ſo daß ſie täglich nur $9\frac{1}{2}$ Stunde für ihren Herrn arbeiten. — Auf den meiſten Pflanzungen wird ihnen der Sonntag und der Sonnabend-Nachmittag (letzterer doch in der Erntezeit bisweilen ausgenommen) durchs ganze Jahr, 3 Tage um Weihnachten, 2

in Oſtern, 2 in Pfingſten und meiſtens auch nach der Ernte ein Feyertag gegönnt. Sie erhalten daher in jedem Jahre 86 und bey den Juden 111 freye Tage, die ſie zur Ruhe oder zur Beſorgung ihrer eignen Angelegenheiten brauchen. Solche Tage werden den Negern niemals genommen; oder, wenn es in Nothfällen geſchiehet, werden ſie dafür bezahlt, oder ihnen dafür andre Tage frey gegeben. Die Neger ſehen daher ſolche Tage, ſo wie die Ruheſtunden der Arbeitstage als ihre eigne Zeit an, wie ſie dieſelben auch zu nennen pflegen.

Ungeachtet einzelner Mißhandlungen und Grauſamkeiten, ſind doch die meiſten Sclaven auf den meiſten Pflanzungen ſo zufrieden mit ihrem Zuſtande, daß ſie gar nicht wünſchen in ihr Vaterland zurückzukehren, und daß man es als eine der ſchreckendſten Drohungen gegen ſie gebraucht, ſie nach Africa zurückzuſchicken. Es wird dieß noch begreiflicher, wenn man aus den Berichten Africaniſcher Reiſenden vernimmt, wie äuſſerſt grauſam und deſpotiſch ihre angebornen Beherrſcher in Africa mit ihnen umgehen.

Es iſt neuerlich in England ſehr dafür und dawider geſtritten worden, ob man nicht den Menſchenhandel aufgeben, lieber die Sclaven frey machen, und durch deren Nachkommen ſich die nöthigen Arbeiter nachziehen ſollte. Aber es ſind viele Gründe vorhanden, welche die Abſchaffung

der

der Sclaverey in America auſſerordentlich ſchwierig machen. Die Anzahl der Neger z. B. iſt ſtärker, als die Anzahl der Weiſſen. Bey der Gleichförmigkeit ihrer Lage und bey dem unterſcheidenden Merkmahl, welches ihnen die Farbe aufdruckt, würden ſie ein ganz abgeſondertes Volk für ſich allein ausmachen; ein Volk, von dem man weder Beyſtand noch Treue würde erwarten können. — Es würde daher nur der einzige Weg zur Abſchaffung der Sclaverey übrig bleiben, gar keine Neger in America zu brauchen.

Bey alle dem werden doch die Neger, ob ſie gleich Sclaven ſind, höher geſchätzt als die eingebornen Americaner, die man als ganz unfähig und ohne alle Zeichen der Vernunft mit Verachtung anſiehet. Die Americaner dienen daher auch den Negern ohne Bedenklichkeit, allein ein Neger würde ſich ewig beſchimpft glauben, wenn er einem Americaner dienen ſollte.

2. Mulatten ſind die Kinder von Negermüttern und weiſſen Europäiſchen Vätern. Ihre Farbe iſt gelb, und viele ſehen den Spaniern nicht unähnlich. Ihre Haare kräuſeln ſich nach Negerart; ſind aber lang, wie bey den ſchönſten Völkern aus Senegal. Ihre Geſichtsform und die Bildung ihres Körpers ſind mehr Europäiſch als Africaniſch. Auch gleichen ſie durch Fähigkeiten, Reinlichkeit, Thätigkeit und Muth mehr den Europäern als Negern. Auch werden ſie

von ihren Herren nicht, wie die andern Neger, zur Feldarbeit, ſondern zu häuslichen Geſchäften und zur Aufſicht gebraucht. Auch ſondern ſie ſich ſtets von den Negern ab; dennoch kleben ihnen noch manche Fehler ihres Neger-Urſprungs an, beſonders eine geringere Thätigkeit, viel gröſſere Ueppigkeit, Eitelkeit, Stolz und Unzuverläſſigkeit.

3. Zambi oder Lobos (im Spaniſchen America genannt) auch Sambos (am Mosquito-Ufer in der Nachbarſchaft von Garcias a dios) ſind Nachkömmlinge von Negern und Americanerinnen oder von Negern und Mulatten. Ihre Bildung iſt mehr Africaniſch als Americaniſch. Ihre Farbe iſt gleichſam aus der Farbe der Neger und Americaner gemiſcht, viel dunkler und ſchwärzer, als bey den Mulatten. Sie vereinigen die Unarten der Neger und Americaner. Den Negern gleichen ſie durch Falſchheit, verrätheriſche Argliſt, Rachbegier und Schamloſigkeit. Den Americanern ſind ſie durch ihre Feigheit und ihr thieriſches Schweigen ähnlich. Sie ſitzen ſtets mit ſtarren, niedergeſenkten Blicken; reden ſehr ſelten, lachen noch ſeltner, und fliehen nicht bloß vor den Waffen und Drohungen von Europäern, ſondern auch von Meſtizen. Sie ſcheuen die Neger wie die Weiſſen, und ſchlieſſen ſich am liebſten an die Americaner an, zu welchen ſie allein Zutrauen faſſen.

4. Tercerons ſind die Kinder von einem weiſſen Europäiſchen Vater und einer Mulattinn.

5. Quar-

5. Quarterons ſind die Kinder von einem weiſſen Europäiſchen Vater und einer Terceroninn.

6. Quinterons ſind die Kinder von einem weiſſen Europäiſchen Vater und einer Quarteroninn. Die Kinder von dieſen Kindern werden den Weiſſen gleich geachtet.

7. Meſtizen ſind Kinder von weiſſen Vätern und Americaniſchen oder rothen Müttern. Die Sclaverey erſtreckt ſich nicht bloß auf die Neger, ſondern auch auf ihre Nachkömmlinge, ſeyen ſie Mulatten oder Quarterons.

Die Meſtizen oder Quarterons ſind öfters eben ſo weiß als die Europäer, wenigſtens nicht brauner, als diejenigen unter ihnen, die auf der See leben, oder ſonſt in einem heiſſen Clima wohnen. Oft werden unter ihnen Leute verkauft, die blaue Augen und blondes Haar haben, und dabey an Weiſſe keinem Europäer nachgeben. Sie werden aber immer um einen geringern Preis verkauft, als die Schwarzen, da man ſie zu nicht ſo ſchweren Arbeiten gebrauchen kann, wie dieſe; auſſer, wenn ſie ein Handwerk verſtehen, welches ihren Werth erhöhet. Gewöhnlich läßt man ſie auch ein Handwerk lernen, oder gebraucht ſie zu häuslichen Geſchäften.

Sonſt iſt die Farbe der Meſtizen meiſtens röthlich. Auch haben ſie, wenn auch ihre Farbe lichter ausfällt, dennoch körperliche Eigenheiten. Ihre Stirn iſt ſo klein, daß das Haupthaar bey-

nahe die Augenbraunen berührt. Die Haare bedecken ihre Schläfen ganz, und gehen bis unter die Ohren hinab. Sie ſind viel härter, gröber, ſtraker und ſchwärzer als bey Europäern. Ihr ganzer Leib iſt von ſchwarzen Flecken ſcheckicht. An Muth und Stärke kommen ſie den Europäern nicht bey; ſie ſind vielmehr feige und träge, und zu ſchweren anhaltenden Arbeiten nicht geſchickt. Nur feine Handarbeiten machen ſie gut und das oft mit den ſchlechteſten Werkzeugen; legen ſich daher auch meiſtens auf Mahlerey, Bildhauerkunſt und vorzüglich auf die Juwelierkunſt.

Quarterons werden auch Kinder eines weiſſen Vaters und einer Meſtizinn genannt.

8. **Ochavons** oder **Octavons** ſind Kinder von weiſſen Vätern und Quarteron-Müttern.

9. **Puchuelos** ſind Kinder von weiſſen Vätern und weiblichen Octavons. Dieſe werden den Europäern faſt gleich geſchätzt.

10. **Eingebohrne Americaner.** Ueberhaupt hat es immer ſehr räthſelhaft geſchienen, wie wohl das vom übrigen feſten Lande ſo abgeſonderte America möge bevölkert worden ſeyn. Die wahrſcheinlichſte Antwort auf dieſe Frage iſt wohl, daß die Bewohner der neuen Welt ihren Urſprung mehr als Einem Volke zu verſchiednen Zeiten zu danken haben. Schwerlich kann man ihre Herkunft von einem andern Lande, als von der öſtlichen Küſte Aſiens hernehmen. Dieß beweiſet

beſon-

beſonders die auffallende Uebereinſtimmung in den Sitten, Gebräuchen, Schiffen, Kleidern und Bildung der alten Scythen, der Tataren und Tſchuktſchen mit denen der Americaner. So verſchieden das Clima und der Boden von America ſind, ſo groß auch das Land iſt, ſo herrſcht doch zwiſchen allen Americanern eine große Aehnlichkeit in der Bildung des Körpers und ſeiner vornehmſten Theile, in den Anlagen des Geiſtes, in Neigungen, Sitten u. ſ. w. Nur in Rückſicht auf Körpergröße oder Höhe finden ſich die wichtigſten Unterſchiede. Die kleinſten Völker wohnen an den beiden äußerſten Enden dieſes Erdtheils die zur kalten Zone gehören:

a) am Meerbuſen Hudſon,

b) auf Newfoundland und

c) im Feuerlande.

Dieſe Zwergnationen haben wieder gleich neben ſich die größten Völker von America in den gemäßigten Erdſtrichen

a) vom 25ſten oder 30ſten Grad Nordbreite bis an den St. Laurenzfluß

b) vom 30ſten oder 36ſten Grad Südbreite bis an die Magellaniſche Meerenge.

Im Ganzen aber ſind doch die Americaner mehr von mittlerem, als hohem Wuchſe, und im Durchſchnitt kleiner als die Europäer.

Im Ganzen ſind ſie voller, fetter, aufgedunſner, und daher nicht ſo ſchwer als die Europäer, deßhalb ſind ſie auch im Schwimmen fertiger und im Schiffen behender.

Sie können viel ſchneller und länger laufen, als die Europäer. Sie tanzen mehrere Tage ununterbrochen fort, ohne zu ermüden; allein gegen anhaltende und ſchwere Arbeiten haben ſie nicht nur einen unüberwindlichen Widerwillen, ſondern ſie ſind auch durchaus unfähig dazu; daher eben ſtatt der ſchwachen Indianer, die ſtärkern Neger zu den Arbeiten auf den Zuckerfeldern u. ſ. w. gebraucht werden. Im Schwimmen, Klettern, Laufen und Springen, in der Haltung des Gleichgewichts, im Schiffen über die gefährlichſten Waſſerfälle und in den leichteſten Kähnen, in welchem nie ein Europäer ſich nur auf dem Waſſer aufrecht erhalten konnte, im unfehlbar richtigen Werfen und Fangen von Bällen übertreffen ſie alle Völker der Erde. Mit noch größerer Behendigkeit als die Neger brauchen ſie die Füße wie die Hände, und die Zehen wie die Finger. Sie heben mit ihren Zehen, die länger und abgeſonderter wie bey den Europäern ſind, Meſſer und Stecknadeln eben ſo leicht und ſicher, als die Europäer mit den Händen von der Erde auf.

Die eigentliche Farbe der Americaner iſt eine dunkelrothe oder ſchmutzige Kupferfarbe. Die nördlichſten und ſüdlichſten Americaner hat die Strenge des Clima braunröthlich gefärbt; die übrigen alle ſind mehr oder weniger rothbraun.

Die

Die Köpfe der meiſten Americaniſchen Völker ſind länglich und zugeſpitzt, welches von ihrer Gewohnheit herrührt, die Köpfe der Kinder durch Hölzer oder Maſſen von Thon ſo zuſammen zu preſſen, daß ſie in eine ſcharfe Spitze auslaufen. Ihre Schädel ſind viel dicker und härter, ſo wie alle Knochen plumper wie bey den Europäern. Die Stirn kurz und platt; die Augen klein, ſchwarz, ohne Ausdruck; die Naſe kurz, dick und platt, die Naſenlöcher weit; der Mund groß, die Lippen dick und aufgeworfen; die Zähne weiß und geſund; die Ohren groß und noch durch ſchwere Ohrgehänge verlängert. Die Laſten der Ohrengehänge ſind unter manchen Völkern ſo ungeheuer, daß die Ohrlappen dadurch bis auf die Schultern herab gezogen werden. Ueberhaupt breite, platte, ausdruckloſe Geſichter mit hohen, ſehr hervorſtehenden Backenknochen. Arme und Beine kürzer und die Füße platter, wie bey den Europäern. Glänzend ſchwarzes, dickes, langes Haupthaar, das aber die meiſten Völker bis auf einen kleinen Schopf auf der Mitte des Haupts abſchneiden. Die meiſten ſind von Natur völlig unbärtig oder reiſſen ſich die wenig hervorkommenden Haare aus.

Sie können die größten Beſchwerden der Witterung und Jahreszeiten, das höchſte Uebermaß von unverdaulichen und ekelhaften Speiſen und eben ſo widrigen betäubenden Getränken, die langwierigſten Faſten, die heftigſten Schmerzen von Wunden und

Op-

Operationen, und die grauſamſten Zerfleiſchungen von Peinigern und Henkern, mehr wie Europäer, ja ſelbſt wie die Neger aushalten — ſo groß iſt ihre Unempfindlichkeit. Ob ihnen gleich die entſetzlichſten Unflätereyen, welche ſie verzehren, der fürchterlichſte Geſtank in ihren Hütten, und der ſcheußlichſte Unrath und Ungeziefer an ihrem Leibe keinen Eckel erwecken, ſo eſſen ſie doch keine Schweine und kein Löffelkraut, weil die erſtern, wie ſie ſagen, Unrath fräßen, und das andre aus Miſt oder gedüngtem Erdreich wachſe. — Eine gewiſſe ihnen eigenthümliche Starrheit, Ausdruckloſigkeit und Gleichgültigkeit zeichnet ſie in Minen, Geberden, Bewegungen und Sprache aus. Wenn die Americaner auch Wochen und Monathe lang mit Europäern in kleinen Canots reiſen, ſo fangen ſie nie an mit den Fremdlingen zu reden. Sie ſagen kein Wort, wenn ſie auf ihren Reiſen irgendwo einkehren, nicht ein Mahl, wenn ſie nach langen Abweſenheiten in ihre Hütte zurückkehren, und Weiber und Kinder wieder ſehen. In den wildeſten Feſten bleiben ſie eben ſo ſtarr und trübſinnig, als im Zuſtande der vollkommenſten Ruhe und Gleichgültigkeit. — Dabey ſind ſie doch ungemein leicht zum Weinen zu reizen. — Sie ahmen alles überaus gern und leicht nach. Ein Spanier z. B. ſchlug ſich heftig ins Geſicht; gleich thaten die Indianer eben das. Branntwein und andre berauſchende Getränke ſind nebſt Tanz und Spiel, die einzigen Dinge, nach denen ſie mit heftiger Begierde ſtreben. Ganze Dörfer

und

und Völkerſchaften ſpielen gegen andre Dörfer und Völkerſchaften. Manche verſpielen alles, was ſie haben, ſelbſt Weiber, Kinder und Freyheit. Zum Beweis, der unbändig heftigen Begierde der Americaner nach Branntwein, erzählt Ulloa, daß es ſich mehr als Ein Mahl zugetragen, daß ein ſonſt treuer, Indiſcher Bedienter ſeinen Herrn auf der Reiſe im Schlafe ermordet habe, einzig und allein, um deſſen Branntweinflaſche ausleeren zu können.

Sie ſind ungemein furchtſam. Der Anblick einer Flinte in der Hand eines einzigen Europäers iſt hinreichend, ganze Scharen von Indianern fortzujagen.

Ihre Trägheit iſt ohne Gleichen. Sie hungern lieber, als daß ſie jagen oder fiſchen ſollten. Weder Verſprechungen, noch Belohnungen, noch auch Drohungen ſind im Stande, Americaner zu bewegen, daß ſie für einen andern eine Arbeit verrichten oder ihm einen im geringſten beſchwerlichen Dienſt erweiſen. Bittet man ſie, ſo antworten ſie kurz und gut: ich bin faul. Bietet man einem Americaner Geſchenke an, ſo ſagt er, daß ihn nicht hungert. In ihren Hütten liegen ſie ganze Tage in ihren Hamacs, oder ſitzen auch auf eine ihnen ganz eigenthümliche Weiſe, ohne ihre Lage und Stellung zu verändern. Sie lachen über die Europäer, wie über Thoren, wenn ſie dieſelben lange ſtehen, oder ſpazieren gehen ſehen. Eben dieſe Trägheit hindert die Meiſten, ihre Hütten auszubauen. Sie ertragen lieber Regen, Wind und Kälte, als daß ſie Dach

und

und Wände feſt und dauerhaft machen ſollten. Die Feldarbeiten liegen gröſstentheils den Weibern ob; die Männer verlangen es als eine Schuldigkeit von ihren Weibern, daſs dieſe ſie ernähren. Selbſt die den Europäern unterthänig gewordnen Indianer beſtellen faſt alle das Feld noch eben ſo, wie es vor Ankunft der Europäer von ganzen Völkern geſchah. Alle Männer, Weiber und Kinder eines ganzen Dorfs gehen gemeinſchaftlich aufs Feld und nehmen Branntwein, Trommeln und Pfeifen mit. Man wechſelt den ganzen Tag mit Arbeiten, Saufen, Tanzen und Spielen ab, und 60-70 Perſonen verrichten nicht ſo viel, als 6,7 fleiſsige Arbeiter leiſten könnten.

Sie leben nicht nur länger, ſondern auch viel geſunder und mit erhaltneren Kräften, als wir.

Ihre Sinne ſind ganz ungemein ſcharf. Sie riechen Feuer eher, als ſie es ſehen, und können Menſchen und Thiere nach der bloſsen Spur der Füſſe verfolgen. An den Fuſsſtapfen erkennen ſie ſehr oft die Perſonen, welche ſie zurück gelaſſen haben, und nehmen dieſe nicht bloſs im Graſe, oder auf weichem, ſondern ſelbſt auf ſteinichtem und harten Boden wahr.

Der blendendſte Schnee ſchadet ihren Augen nichts, ſo wenig wie der fürchterlichſte Rauch. Jede Art von Geſtank können ſie leiden, nur keine Wohlgerüche. Biſam und wohlriechende Waſſer z. B. ſind ihnen unerträglich.

Ihr

Ihr Gedächtniß iſt außerordentlich. Stunden lange Reden der Miſſionarien können ſie wieder herſagen, ohne auch nur Einen Perioden oder Ein Wort auszulaſſen, ob ſie gleich vom größten Theil des Geſagten nichts verſtehen.

Ihrem Verſtande aber etwas begreiflich oder deutlich zu machen, hält ſehr ſchwer.

Ihre Einbildungskraft iſt wieder groß. Wenn die Americaner eine Perſon nur Ein mahl geſehen haben, ſo bleibt das Bild derſelben ihnen ſo feſt eingeprägt, daß ſie dieſelbe viele Jahre nachher unter hundert andern und in der verſchiedenſten Kleidung auf den erſten Blick wieder erkennen. Viele Jahre nachher können ſie jeden Fußſteig, jeden merkwürdigen Baum, jeden Hügel oder Berg und Bach auf das genauſte beſchreiben. Daher ſie auch eine bewundernswürdige Geſchicklichkeit beſitzen, bey bedecktem Himmel, durch die dickſten Wälder, über Seen und Meerbuſen ohne Gefahr des Verirrens gehen und ſchiffen zu können. Die Americaner kommen gewiß da heraus und landen da an, wo ſie es ſich vorgeſetzt haben.

Sie beſitzen eine außerordentliche Gelehrigkeit für mechaniſche Arbeiten und lernen daher alle Handwerke und ſelbſt das Schreiben, Mahlen, Singen und Spielen von muſicaliſchen Inſtrumenten viel leichter, als die Europäer und deren Kinder. Aber ohne Muſter können ſie nie etwas zu Stande bringen. Alles was ſie geſehen haben, machen ſie im-

mer

mer wieder auf dieſelbe Art nach, ohne daß es ihnen je einfiele, es anders oder beſſer zu machen. Ein Beweis, daß ſie wenig Verſtand beſitzen. — Von den Caraiben kauften die Franzoſen vormahls die Hangbetten oder Hamake bloß Morgens und nicht am Abend. Am Abend gaben die Wilden ihre Betten um keinen Preis her. Am Morgen hingegen überließen ſie dieſelben für eine Kleinigkeit, weil ſie nicht daran dachten, daß ſie dieſelben die nächſte Nacht wieder brauchen würden. Wenn die Nacht kam, ſo verlangten ſie ihre Betten wieder, indem ſie, wie ſie ſagten, nicht auf der Erde ſchlafen könnten.

Sehr lügenhaft ſind ſie und ſchämen ſich nicht, auf Lügen betroffen zu werden. Sie werden leicht einer Sache überdrüſſig. Sind ihre Wohnungen an ſchiffreichen Flüſſen, ſo möchten ſie ſich in Wäldern aufhalten, um dem Wilde deſto näher zu ſeyn; und in den Wäldern ſehnen ſie ſich, den Flüſſen nahe zu kommen.

Sie ſind ſo halsſtarrig, daß, wenn ſie etwas nicht ſagen oder thun wollen, keine Drohung oder Marter im Stande iſt, ſie dazu zu bringen. Eben ſo iſt keine menſchliche Gewalt groß genug, um ſie von einem Vorhaben, worauf ſie einmahl beſtehen, abzuhalten. Daher iſt es am beſten, ſich ihrer gar nicht zur Beyhülfe zu bedienen, und ihnen nichts anzuvertrauen. Sie ſind wie die Kinder, denen alles gefällt, und die ohne Unterſchied alles hingeben, um nach Belieben freſſen und ſaufen zu können.

Durch

Durch ihre Verſtecktheit und Treuloſigkeit ſind ſie auch noch jetzt furchtbar. Ihr Stolz verleitet ſie, die Europäer tief unter ſich herab zu ſetzen, weil dieſe nicht, wie ſie, fiſchen, jagen, ſchwimmen und betriegen können.

Um Ernährung, Erziehung und Verſorgung der Kinder bekümmern ſich die Väter ſo wenig, wenn jene klein, als wenn ſie groß und erwachſen ſind. Die Kinder ſehen daher die Väter zwar als Herren der Hütte, ſonſt aber als ganz fremde Perſonen an. Wenn nun die Weiber ihre Männer verlaſſen, oder von dieſen verſtoßen werden, ſo folgen die Kinder alle Mahl den Müttern und kehren nicht ein Mahl nach dem Tode der letztern zu den Vätern zurück. Faſt niemahls geben ſich die Americaner Mühe, ihre Kinder zu unterrichten, und noch weniger ſie zu warnen oder zu ſtrafen. Selbſt auf die Jagd und den Fiſchfang nehmen die Väter ihre Söhne nur alsdenn mit, wenn dieſe ſich von freyen Stücken dazu entſchließen. Daher die Kinder natürlich ohne alle Zucht aufwachſen. Finden die Americaner Käufer, ſo verhandeln ſie Kinder, Weiber und Aeltern als Sclaven und Sclavinnen. Söhne und Töchter der Americaner erweiſen ihren Aeltern aber auch nicht den geringſten Gehorſam oder einige Ehrerbietung. Vielmehr mißhandeln ſie Väter und Mütter auf die thätlichſte Art, ohne dafür geſtraft zu werden. Nur wenn ihre Aeltern, beſonders die Mütter ſehr alt werden, leiſten ſie ihnen wohl erſt Gehorſam. Dennoch laſſen ſie auch ihre kranken Aeltern verſchmach-

ten, ohne ſich ihrer anzunehmen, oder brechen ihnen auch die Hälſe ohne Rührung, wenn ihnen das Tragen der Sterbenden beſchwerlich wird.

Ihren kranken Aeltern, Brüdern, Schweſtern und Kindern geben ſie gar oft nicht ein Mahl die nothdürftige Nahrung. Die langwierigſten und größten Leiden der nächſten Angehörigen halten ſie nicht einen Augenblick von ihren viehiſchen Gelagen und Feſten zurück. So bald aber die Sterbenden den Geiſt aufgeben, brechen die Nachgelaßnen in ein wildes Geheul aus. — Wenn die Kranken ihres Zuſtandes überdrüſſig werden, ſo bitten ſie ihre Kinder, Brüder oder andre Blutsfreunde ſehr oft, ſie zu erwürgen, oder lebendig zu begraben. Auf dieſe Bitte legen die Americaner den Sterbenden mit eben der Gleichgültigkeit den Strick um den Hals, oder graben die Grube und bewerfen die hineingeſetzten Kranken mit Erde, als wenn ſie einen todten Hund verſcharrten.

Unter allen Americaniſchen Wilden werden kleine Kinder, deren Mütter geſtorben ſind, lebendig begraben oder ausgeſetzt, weil ſich nie eine andre Mutter findet, die ſich ſolcher kleinen Hülfloſen erbarmte. Jungen Hunden aber, die ihre Mütter verloren haben, reichen ſie willig die Bruſt. Ueberhaupt ſcheinen ſie gegen Thiere weit zärtlicher, als gegen ihre Kinder. Die Indianer im Spaniſchen America ziehen Hühner und andre Hausthiere auf, ohne ſie zu ſchlachten oder zu eſſen. Wenn Spanier bey ihnen

nen einkehren, ſo laſſen ſie ſich durch keinen Preis bewegen, ein Huhn oder einen jungen Hahn zum Eſſen zu verkaufen. Greifen dann die Europäer ſelbſt zu, und ſchlachten das Thier ab, ſo ſchreyen jene, als wenn man eins ihrer Kinder umbrächte, laſſen ſich durch ein Geſchenk aber bald wieder befriedigen.

Sie ſind alle von Natur grauſam und unmenſchlich; üben die entſetzlichſten Grauſamkeiten mit kaltem Blute, ohne Zorn und Veranlaſſung aus, als wenn ſie die gleichgültigſten Handlungen verrichteten. Treue und Dankbarkeit iſt eben ſo wenig ihre Sache. Der vertrauteſte und dem Scheine nach vernünftige Indianer kann ſeinen Herrn auf der Jagd ermorden, bloß um den Branntwein, den dieſer in einer Flaſche bey ſich führt, ausſaufen zu können.

In der Rachgier geben ſie den Negern nichts nach. Sind ſie ein Mahl beleidigt, ſo ruhen ſie nicht eher, als bis ſie ihren Feind vernichtet haben. Dieſe Geſinnung hat viele Kriege unter ihnen ſelbſt veranlaßt, wodurch der Einwohner in America viel weniger geworden.

Die meiſten Americaniſchen Völker gehen völlig oder faſt ganz nackend. Sie ſchämen ſich, oder kommen in eine gewiſſe Verlegenheit, wenn ſie Kleider anlegen.

Ein Theil von ihnen treibt Viehzucht und Ackerbau, auch einige nothdürftige Gewerbe, und wohnt in Städten und Dörfern, aber die meiſten führen eine unſtete Lebensart, ſind Jäger oder Fiſcher, oder beides zugleich, oder Nomaden, oder alles zugleich.

Und nun nach alle dem waren dennoch die Americaner von Natur größtentheils gute, geſcheidte Leute. Sie hatten z. B. Begriffe von der Mahlerey und machten Gemählde durch Zuſammenſetzung der Vögelfedern von allerhand Farben; ohne den Gebrauch des Eiſens zu kennen, führten ſie Gebäude auf, fällten Bäume und machten ziemlich große Bothe. An ihren Aexten waren ſcharfe Steine, und aus eben ſolchen Steinen machten ſie ihre Meſſer. Die Europäer ſelbſt haben es zu verantworten, daß ſich ihr Character ſo ſehr verſchlimmert und ihre Volksmenge ſo erſtaunend vermindert hat.

Die Europäer ſetzten ſich anfangs auf den Inſeln und öſtlichen Seeküſten feſt — und die Folge davon war; daß es nun keine Oſtamericaniſchen Küſtenvölker mehr gibt, und daß auch auf den großen weſtindiſchen Inſeln kein Volk von Eingebornen mehr vorhanden iſt. Was ſich hiebey von Küſten- und Inſelbewohnern retten konnte, entwich in das innere Land, und verbreitete dahin Verwirrung, Uneinigkeit und Blutvergießen.

Zu dieſem allen geſellte ſich endlich auch bald ein unſeliger Bekehrungseifer von Seiten der Europäer, welcher nicht nur die Bande der Americaniſchen Völkerſchaften und Familien, ſondern auch die Volksmenge außerordentlich verminderte, indem man, zumahl in Südamerica, ganze Haufen von Leuten aus allerley Völkerſchaften von ihrem Boden, und aus ihrem gewohnten Clima wegriß, und in ungeſunde,

ſunde, für ihre Lebensweiſe ganz unſchickliche Gegenden längs der großen Flüſſe zuſammen gedrängt hat. Zudem lernten ſie von den Europäern faſt nichts als Verſtellung, Argliſt, Habſucht, unbekannte Laſter, beſonders die Kunſt, ſich ſelbſt durch innerliche Kriege und durch Branntweinſaufen nach und nach aufzureiben.

10. Mineralien.

America beſitzt ſo viel Gold und Silber, daß wenn jes eher, als die übrigen Erdtheile, bewohnt und cultivirt worden wäre, allem Anſehen nach dieſe beiden Metalle nicht zum Maßſtab des Werths der Dinge gewählt worden ſeyn würden.

11. Pflanzen.

1. Mais oder Türkiſcher Weizen, wie er bey uns ziemlich unpaſſend genannt wird (Zea. L.), war in ganz America lange vor Ankunft der Europäer die Nahrung der Indianer, und kam erſt von da zu uns. Als die Spanier nach St. Domingo kamen, war Mais das erſte Nahrungsmittel, welches ihnen die Eingebornen anboten. In der Folge ihrer Fahrt fanden ſie dieß Korn auf den Antillen, zu Mexico und Peru wieder, wo es überall die Hauptnahrung ausmachte, und überall mit einer heiligen Ehrfurcht geſchätzt ward. Unter allen zur Nahrung des Menſchen dienenden Getreidearten gibt es keine, deren Aeußerliches auffallender und maieſtätiſcher wäre. Auch machte er bey den Incas in Peru eine Zierde der Gärten

ten aus. Die Hand der auserwählten Jungfrauen bereitete daraus das Opferbrot. Er diente im Handel und Wandel ſtatt Münze. Man tauſchte andre Lebensbedürfniſſe dagegen ein. Selbſt die wildeſten Menſchen der neuen Welt begingen aus Dankbarkeit jährlich Feſte bey Gelegenheit der Maizernte. Dieß Korn war und iſt den Indianern nicht bloß Nahrungsmittel, ſie verfertigen auch ein gegohrnes Getränke, den Chiccha, daraus. Mit dieſem Getränk bewirtheten ſie die alten Peruaner an den Tagen, welche der öffentlichen Freude geweiht waren, aber es berauſcht ſo ſchnell, daß die Incas ſeine Enthaltung als eine feyerliche Religionspflicht geboten. Sie ſchreiben ihm ſo wunderbare Wirkung zu, daß bey Leichenbegängniſſen die verſammelten Verwandten das Grab mit dieſem Trank begoſſen, der durch angebrachte Röhren in den Mund der Leiche fiel. Der Mais war das Nahrungsmittel des Peruaners in geſunden und ſeine Arzney in kranken Tagen. Man bereitete Getränke für die Geneſenden daraus. Die Mexicaniſchen Aerzte verordneten Brühen und Breye davon.

Er wird in zwey Arten abgetheilt, den großen und den kleinen.

Jener wird ſchlechthin Mais genannt; der kleine aber hat gemeiniglich den Nahmen Dreymonath-Mais, weil er mehrentheils in ſo viel Zeit reif wird, da jener oft erſt nach ſechs Monathen ſeine Reife erlangt.

Der

Der groſſe iſt mit dem Stiele in den ſüdlichen Provinzen oft 18 Fuß lang, der kleine aber etwa 3 . 4 Fuß. Je weiter der groſſe Mais nach Norden gebracht wird, deſto mehr artet er in den kleinen um. Hier alſo wird vorzüglich der kleine gebaut, von dem man auch rühmet, daß er feineres Mehl gebe.

In den ſüdlichen Nordamericaniſchen Colonien, ferner in Pennſylvanien, Neuierſey, und einem groſſen Theil von Neuyork bauet man lieber den groſſen, weil er einträglicher iſt.

Sonſt hat er beſonders in Süden allerley Farben. Die beſte Erdart zum Mais iſt eine mit Sand vermiſchte Erde, oder auch Sand. Düngung iſt ihm ſchädlich, wenn es nicht regnet. Froſt verderbt die Saat nicht. Man hat in den nördlichen Ländern Beyſpiele, daß im Frühiahr die Saat zu zweyen Mahlen ganz hinunter in die Erde gefroren, und dennoch die beſte Ernte darauf erfolgt iſt. Es iſt auch merkwürdig, daß kein Europäiſches Getreide in ſolchem Grade Dürre und Näſſe vertragen kann, als der Mais Kalm hat an verſchiednen Orten in America Mais in ganz dürrem, trocknen und magern Sandlande geſehen, wo man hätte meinen ſollen, daß nichts wegen der groſſen Dürre und Magerkeit wachſen könne, und doch hat er recht herrlich geſtanden. Die Stängel ſind daſelbſt vier Ellen und drüber lang geweſen, und ganz voller Blätter. Auf jedem

dem Stängel haben, 1, 2, 3 bis 4 vollkörnichte Aehren geſeſſen. Eben ſo gut kommt er auch in den ſandigen und naſſen Ländern fort.

In Südamerica und Florida wird er des Jahres zwey Mahl, im übrigen Nordamerica aber nur Ein Mahl reif, nehmlich im nördlichen Theile im Auguſt, im ſüdlichen aber im September.

Hätte America keinen Mais, ſo wäre es ein elendes Land. Dieſes Getreide aber erſetzt den Mangel aller übrigen Arten. Sein Bau erfordert ſo wenig Mühe, daß man es deßhalb das Getreide der Faulen nennt. Dabey iſt es einträglicher, als alles andre. Man kann über 600 Körner auf eine Aehre rechnen, und jeder Stängel hat derſelben zwey, drey, auch wohl viere.

Der Saft dieſer dem Zuckerrohr ähnlichen Stängel gibt etwas Zucker, doch werden ſie dazu nicht gebraucht. Der Indianer begnügt ſich, zuweilen einen abzubrechen und auszuſaugen.

An jedem Abſatz des Stängels ſitzen lange Blätter, die, wenn ſie grün abgenommen und getrocknet werden, für Pferde und Kühe das beſte Futter ſind.

Das Korn ſelbſt weicht an Güte keiner Getreideart. Bey der Ernte pflückt man jedes Mahl die ganze Aehre ab, weil es ſich ſo beſſer hält. Dörret man die Aehren, wenn die Körner darin noch weich ſind, ſo halten es

Wilde

Wilde und Europäer für eine angenehme Speiſe, und Brod aus Mais zieht der reiche Maryländer dem daneben liegenden Weizenbrod gemeiniglich vor. Es ſoll auch noch geſunder ſeyn, als dieſes. Sehr häufig wird er als ein Brey genoſſen.

Die Americaniſchen Jäger und Kaufleute, welche oft auf viele Tage ſich mit Speiſe verſehen müſſen, röſten ſich etwas und zerſtoſſen es. Der Reiche mengt Zucker dazwiſchen, und eine Hand voll iſt hinreichend zu ſeiner Nahrung auf einen Tag. Die Wilden in Nordamerica, welche dieſe Kraftſpeiſe erfunden, und ſie Quitzera nennen, miſchen unter den geröſteten Mais etwas Salz und Angelicawurzel. Soll es zum Bierbrauen gemalzt werden, ſo muß er vorher ſo ſtark keimen, daß er Sproſſen treibt, alsdann iſt er auch dazu ſehr geſchickt.

1. **Der königliche Palmeto oder Kohlbaum, auch kohltragende Areca-Palme** (Areca oleratia) iſt der prächtigſte und höchſte Baum in America. Der Stamm geht gerade in die Höhe, hat unten eine graue, oben aber eine grüne Rinde und da gehen die prächtigen Blätter an, deren Länge nach der Spitze zu immer mehr abnimmt. In der Krone ſind die oberſten zuſammen geſchloſſen, und machen einen ſcharf zugeſpitzten Kegel aus. Dieſer enthält eigentlich den vortrefflichen Palmkohl. Unterhalb derſel-

ben kommen die glänzend grünen Fruchtſcheiden heraus. Die Früchte ſelbſt ſind längliche, violette Beeren, ſo groß, als eine mittelmäßige Olive, die eine Nuß enthalten. Wenn von den unterſten Blattſtielen einer abfällt, welches alle Monathe geſchieht, ſo kommt an der Krone ein Sprößling hervor. Die Blätter, an ihren Stielen zuſammen gebunden und geflochten, werden zur Bedeckung der Häuſer gebraucht. Auch macht man Matten, Körbe und Säcke daraus; das innere Mark des Stamms kann als Hanf zu Stricken genutzt werden. Das Holz iſt ſchwärzlich marmorirt, und läßt ſich ſchön poliren. Es ſoll nicht faulen. Um den Kohl zu bekommen, wird jedes Mahl ein Baum umgehauen. Den Nuzen im Scorbut hat dieſer Kohl in Suppen gekocht, den Engliſchen Weltumſeglern bewieſen.

3. Die verſchiednen Arten von Jucca und von Mamhot oder Manioc erſetzen ebenfalls den eingebornen Americanern den Weizen und Rokken, von dem ſie nichts wiſſen. Wir haben dieſe giftige Pflanze, die erſt durch die Kunſt eßbar gemacht werden muß, und die vornehmſte Nahrung der beſonders in den mittäglichern Gegenden wohnenden Americaner ausmacht, bey Südamerica ſchon kennen lernen.

4. Die meiſten Pflanzen, welche in unſern Gegenden zart und grasartig ſind, hat man in America unter der holzartigen Form kleiner Geſträuche gefunden.

5. Die

5. Die Occidentaliſche Caſſie auf den Antillen und in Braſilien wird für ſchlechter als die Orientaliſche gehalten.

6. Die Bataten (Convolvulus Batatas. L.) ſind ebenfalls ein ſehr gewöhnliches Nahrungsmittel aller Indianer. Die Frucht, welches eigentlich die Wurzel der Pflanze iſt, hat eine dünne, unebene Schale, mit dunkelrothen oder ſchwärzlichen Fäſerchen verſehen, und iſt inwendig weiß und mehlich. Sie wird in Fäſſer gepackt oder in einem Magazin an einem trocknen Orte aufgeſchüttet, und erhält ſich ein ganzes Jahr. Man zieht dieſe in ganz America gemeine Frucht aus Stücken derſelben die in einem guten und fetten Erdreich wieder Früchte von 80, 100 Pfund bringen.

7. Der Indigo (Indigo fera tinctoria. L.) iſt eine ganz America eigenthümliche Pflanze, die zwey Fuß hoch wächſet, und vermuthlich noch höher aufſchöſſe, wenn ſie nicht abgeſchnitten würde. Sie breitet ſich, ſo bald ſie aus der Erde kommt, in verſchiedene knotige Sträuche aus, die mit kleinen Zweigen verſehen ſind, die vier oder fünf, ja bis zehn Paar Blätter, am Ende aber nur ein einzelnes Blatt haben. Dieſe Blätter ſind eyrund, etwas ſpitzig, eben, glatt, oben dunkelgrün, unten bleicher und gleichſam verſilbert. Die Zweige tragen kleine rundliche Blumen, die dem Ginſter ſehr ähnlich, aber klei-

kleiner ſind, und nierenförmige Samenkörner, in der Größe des Rübſamens, von dunkelbrauner Farbe, enthalten. Die Indigopflanze gelangt in zwey Monathen zu ihrer Reife, und alsdann iſt es Zeit, ſie abſchneiden zu laſſen, weil ſie ſonſt Blumen treibt, und die Blätter härter werden, wodurch dasjenige, was zur Farbe dienlich iſt, an Güte und Menge abnimmt. Der Gebrauch dieſer Farbeware iſt in Europa bekannt genug.

8. Der Tobak kam zuerſt aus America nach Frankreich 1560; doch fing der Gebrauch deſſelben zum Rauchen und Schnupfen erſt mit dem 17ten Jahrhundert an.

9. Die Cartoffeln brachte Franz Drake 1586 zuerſt aus America nach Europa. In Deutſchland wurden ſie aber erſt 1650 und in manchen Provinzen unſers Vaterlandes noch ſpäter bekannt.

10. Die erſte Fieberrinde wurde 1649 aus America nach Europa gebracht, aber erſt 1680 wurde ihr Gebrauch gemein, da der König von Frankreich eine beſondre Zubereitung derſelben von dem Ritter Thalbot, einem Engländer, erkaufte.

11. Auch Cacao und Vanille ſind, wie die beiden vorigen Producte, America eigen.

12. Die ſchönen natürlich gefärbten Hölzer, welche uns America liefert, brachte unter unſern Künſtlern, beſonders vom Schreinerhandwerk, einen Wett-

Wetteifer in eingelegter Arbeit hervor, ſie ſo vollkommen und der Mahlerey ſo ähnlich, als möglich, zu machen. Von dieſer Zeit an verſuchte man alles, durch eingelegte Arbeit nachzuahmen.

13. An wohlſchmeckenden Früchten ſind America eigen, a) die Ananasſorten, die in unſern Treibhäuſern ſo berühmt geworden ſind. b) Die Mombin und Perſimonpflaumen, die Sapoten, Sapotillen und Mammei-Früchte, die Papayen, und Guayaven, der Akajou, die Grenadillen, die Avocadobirnen, die Breyäpfel und darunter die in Peru ſo geprieſene Tſchirimoja, nebſt einer Menge anderer Obſtarten und Nüſſe.

14. Die Americaniſche Baumwolle, beſonders die von Domingo und Cayenne, ſteht in Abſicht des Werthes und der Güte der Oſtindiſchen nach, iſt aber vorzüglicher als die Levantiſche. Beſonders wird ſie zu ſchwarzen Muſſelinen und wollenen Manſcheſtern verarbeitet.

12. Thiere.

Ein Theil der vierfüßigen Thiere kam wahrſcheinlich von der Oſtſeite Aſiens herüber, welches dadurch beſtätigt wird, daß von den 25 Kamtſchadaliſchen Landthieren 17 in America gefunden werden. Aber ein groſſer Theil wanderte auch wohl aus dem Europäiſchen Norden hin, oder ſchwamm auf Treibeis hin.

Die

Die Europäiſchen hieher gebrachten Thiere arten hier nicht aus. Freylich ſieht man faſt durchgängig ſchlechteres und kleineres.

1. Rindvieh und Pferde, als in Europa, wovon aber die Urſache nicht ſo wohl in dem für ſie nicht paſſen ſollenden Clima, als in der ſo ſehr vernachläßigten Viehzucht zu ſuchen iſt. Wo das Rindvieh gut gewartet wird, findet man es ſo groß und anſehnlich, wie in Holland und der Schweitz. Doch machen die Schweine eine Ausnahme, welche, da ſie hier in einem ſchwammichten und ſumpfigen Boden wühlen, zu einer ungeheuren Größe anwachſen und auch beſſeres Fleiſch bekommen. Merkwürdig bleibt es allezeit, daß ſich America von den übrigen Welttheilen durch den ſo unerwarteten als höchſt nachtheiligen Mangel an gezähmten und zahmbaren Hausthieren unterſcheiden mußte, jenen treuen Gefährten der Menſchen, in deren Geſellſchaft ihr einziger angeſchaffner Trieb, der Trieb zur Nachahmung aller bemerkten Geſchicklichkeiten und Künſte, und durch dieſen ſelbſt die Vernunft zu erwachen und thätig zu werden pflegt. In dieſem ganzen großen Erdtheile gab es vor der Ankunft der Europäer kein Rindvieh, keine Schafe, Ziegen, Schweine, Pferde, Eſel, Camele. Die einzigen zahmen Thiere, welche America urſprünglich hat, ſind die Alpaka und Lama, die Camelſchafe der Mexicaner, Peruaner und Chilier.

2. Der

2. Der Grönländiſche Wallfiſch mit den zwey Blaſelöchern und dem glatten Rücken iſt das gröſste Thier, das wir kennen. Sonſt war er auf der ganzen Küſte von Nordamerica gar nicht ſelten. Jetzt ſuchen ihn die nördlichen Bewohner nicht bloſs an ihren Küſten und in der Lorenzbay, ſondern von der Straſſe Davis an bis zur äuſſerſten Spitze des ſüdlichen America, bey den Falklands-Inſeln auf. Ihre gewöhnliche Länge iſt jetzt 50 - 80 Fuſs; der Kopf ein Drittel ſo lang, die Zunge ein groſſes Stück Speck, daraus allein etliche Tonnen Thran erhalten werden. Die im obern Kiefer befindlichen, mit Haaren beſetzten Barren ſind ſenſenförmig zugeſpitzt und dicht am Kinnladen ein Fuſs dick. Im untern Kiefer ſind bloſs Höhlungen für dieſelben. Ein mittelmäſsiger Wallfiſch hat an den Seiten über 300 Barren, die über ſechs Fuſs lang ſind, und eben ſo viele kürzere vorn und hinten im Rachen. Er lebt von den Würmern, die er mit dem Waſſer einſchlürft und für dieſe iſt der nicht über 4 Zoll weite Schlund groſs genug. Wenn er mit der Harpune getödtet iſt, fährt man mit der Barke in ſeinen Rachen, um die gröſſern Barren heraus zu ſchneiden. Der daraus geſpaltne Fiſchbein iſt ſo viel werth, als der Speck und beides kann man wenigſtens auf 1000 Thaler rechnen. Fünf- und zwanzig Tonnen Speck geben 24 Tonnen Thran. Vier - Fünf hundert Tonnen Thran wer-

werden gewöhnlich auf einen bey Neuengland gefangnen Wallfiſch und auf jede 100 Tonnen 1000 Pfund Fiſchbein, auf jede 100 Pfund Fiſchbein aber 1 Fuß Länge gerechnet, folglich wäre ein ſolcher nur 40 = 50 Fuß lang. Der Gewinn davon wird getheilt, ein Viertel bekommt der Eigenthümer des Schiffes, und drey Viertel die Compagnie, welche den Fang unternimmt. Die eingebornen Americaner fangen ihn auf folgende Art: Einer ſpringt aus der Barke dem Fiſche auf den Kopf, und ſchlägt ihm einen hölzernen Pflock in das eine Blaſeloch, worauf der Fiſch mit dem Americaner unter das Waſſer geht, aber gleich wieder hervor kommt, um Luft zu ſchöpfen. So bald er nun das Waſſer aus der andern Röhre ausgeſpritzt hat, ſchlägt er auch in dieſes einen Pflock, wodurch der Fiſch nothwendig erſticken muß.

3. Der Americaniſche Crocodill, Alligator genannt, iſt kleiner als die übrigen, ſchleppt ſeinen Schwanz auf der Erde fort, und kann wegen ſeines Muscus ſchon von weitem gerochen werden. Im Winter ſchläft er in ſeiner Höhle am Ufer, deren Ausgang zwey Fuß unter Waſſer ſteht. Er hält ſich bloß im ſüſſen Waſſer auf. Vor Menſchen flieht er, Schweinen und Hunden aber wird deſto mehr von ihm nachgeſtellt. Ihre gewöhnliche Nahrung beſteht in Fiſchen. Sie wachſen zu einer Gröſſe von 10 = 20 Fuß, haben

haben keine Zunge, ſondern nur eine Haut, welche die Kehle öffnet und verſchließt. Ihr groſſer Rachen, aus welchem der Unrath wieder zurück kommt, iſt voll ſcharfer Zähne. Man ißt ihr Fleiſch gern, wenn ſie noch nicht alt ſind. Das Fett gibt eine heilſame Salbe. Sein Aufenthalt iſt in den wärmſten Ländern von America und nördlich noch in Carolina.

4. Die Klapperſchlange iſt in Süd- und Nordamerica, bis Canada hinauf. Sie hat eine Klapper am Schwanze, die aus etlichen durchſichtigen pergament- oder hornartigen Blaſen beſteht. Dieſe geben bey trocknem Wetter ein Geräuſch, wie eine Blaſe mit Erbſen, von ſich, wenn ſie einen Raub ſehen, oder einen Anfall befürchten. Ihre Bewegung iſt ſehr langſam. Ausgeſtreckt beiſſen ſie nie, ſondern ſie legen ſich bey ihren Angriffen alle Mahl erſt ſchneckenförmig zuſammen. Dieß geſchieht ſehr ſchnell, und eben ſo ſchnell ſtrecken ſie ihren Kopf dahin, wo ſie beiſſen wollen. Da ſie nicht über 6 Fuß lang ſind, und ſich nicht fortwerfen, ſo kann man ihnen leicht ausweichen. Bey feuchtem und regnichtem Wetter hört man ihr Geklapper nicht. Daher reiſen die Indianer zu ſolcher Zeit nicht durch den Wald. Auch ſteigen ſie nicht leicht über abgehauene Bäume, weil ſie ſich gern an denſelbigen aufhalten. Menſchen fallen ſie nicht anders an, als wenn ſie gereitzt werden. Auch

beiſſen ſie nicht, wenn ſie ſatt ſind. Gegen den Herbſt ſuchen ſie unterirdiſche Höhlen und Felsritzen, wo man ſie zu hunderten antrifft. Sie ſind alsdann am wenigſten giftig und am leichteſten zu tödten. Wer nicht furchtſam iſt, kann dieß zu aller Zeit wagen. Ein guter Schlag mit einer Gerte iſt hinlänglich, ſie zu lähmen. Der Americaner haut alsdann der betäubten Schlange ganz gemächlich den Kopf ab, und genießt ſie, wenn ſie ſich vorher nicht ſelbſt gebiſſen hat. Unter ihren Zähnen ſind die ſichelförmigen diejenigen, womit ſie Schaden thut. Sie hat deren auf jeder Seite des obern Gaums vornehmlich zwey, und ſie kann gleich den andern giftigen Schlangen dieſelben, wie die Katze ihre Klauen, einziehen und ausſtrecken. In jedem ſolchen Zahn iſt ein feines Loch, woraus das grüne Gift kommt. Geht ein ſolcher Zahn verloren, ſo hat ſie ſchon andre an deſſen Stelle vorräthig. Menſchen und Thiere ſterben an ihrem Biß, wenn nicht ſchleunige Mittel dagegen gebraucht werden. Wird aber eine Ader getroffen, ſo iſt alles vergeblich. Noch lange nach ihrem Tode iſt eine Verwundung mit ihrem Zahne äuſſerſt gefährlich. — Schweine gehen aber auf ſie los, ohne ihren Biß zu fürchten.

Die gewöhnliche Nahrung dieſer Schlangen ſind Haſen, Kaninchen, Vögel, Ratten, Mäuſe und verſchiedne Waſſerthiere, denn ſie können gut ſchwimmen. Nichts aber iſt bewundernswürdiger,

diger, als die Art, wie ſie ihren Raub fangen. Es ſcheint, als wenn ſie nur ein Thier anſehen dürften, um es durch eine Art von Zauberkraft in ihren Rachen zu ziehen. Ein Eichhörnchen oder Vogel auf einem hohen Baume, an welchem ſich die Klapperſchlange in einen Ring gelegt hat, fühlt ſogleich eine gewiſſe Verwirrung, kommt allmählich vom Gipfel herab, ſucht ängſtlich wieder die Höhe, taumelt aber immer weiter herunter und ſtürzt ſich endlich in ihren Rachen. Wahrſcheinlich iſt der giftige Geſtank der Schlange, davon Menſchen ohnmächtig werden, wenn ſie lange bey ihr verweilen, und die natürliche Angſt dieſer Schlachtopfer die Urſache hievon. Haſen, Rebhühner und andre Thiere, die in ihre giftige Atmoſphäre kommen, bleiben wie gelähmt liegen. Die Schlange kriecht alsdann zu ihnen hin, und verſchluckt ſie lebendig. Die Schweine machen dieſe Schlangen in den bewohntern Theilen ſeltner, und man muß in entlegne Wälder reiſen, wenn man ſie ſehen will. Es werden allerley Arzneyen aus ihnen bereitet, und die Haut, welche ſie alle Jahre ablegen, dienet den Indianern zum Gürtel.

5. Der Skunk, Polecact oder Stinkthier (Viverra putatorius) eine Art Wieſel. Es befindet ſich in Nord- und Südamerica, iſt ſo groß wie eine Katze, hat einen länglichen Kopf, breite Ohren, faſt wie der Menſch, zwey weiſſe Striche

über den Rücken, die bey dem Kopfe anfangen, und einen Fuchsſchwanz. Es beſucht die Keller und Vorrathskammern, und man unterſteht ſich nicht, es mit Gewalt daraus zu vertreiben. Denn wenn man es verfolgt, ſo läßt es ſeinen Urin von ſich, welcher den unerträglichſten Geſtank verurſacht und die Luft in einem groſſen Raume vergiftet. Die Franzoſen nennen es daher l'Enfant du Diable.

6. Die wilden Americaniſchen Hunde haben kleine ſteife Ohren, ſpitzige und lange Zähne, fuchſige Haare und einen ſehr langen Schwanz. Kein einheimiſcher Hund in America kann bellen, ſondern er heult, wie ein Wolf.

7. Nirgends findet man mehrere und ſchönere Gattungen von Vögeln, als in America. Dabey ſind ſie ſo wenig ſchüchtern, daß, wenn ſie ein Mahl einen Menſchen im Walde ſehen, ſie gleichſam aus Neugierde dicht um ihn herum fliegen.

a) Die Colibri ſind die kleinſten und ſchönſten. Die Engländer nennen ſie Humming Birds oder Brumm-Vögel, weil ſie im Fliegen einen ſummenden Ton von ſich geben. Nicht mit ihrem Schnabel (wie in der Raffſchen Naturgeſchichte ſteht) ſondern mit ihrer Zunge, deren zwey Fäden eine Röhre bilden, und aus dem langen, ſehr feinen, röhrenförmigen Schnabel, wie bey den Spechten, weit heraus gehen, ſaugen ſie den Honig aus den

Blumen.

Blumen. Oft vergraben ſie ſich in einer Blume, und werden ſo leicht von den Kindern gefangen. Ihr Neſt iſt eine Seltenheit, und ſo groß wie ein quer durchſchnittnes Hünerey, aus welchem der gelbe Dotter genommen iſt. Die Eyer werden in 10 Tagen ausgebrütet. Den allerkleinſten oder Fliegen-Colibri tragen die Damen an ihren Ohrengehängen. Auch wirkt man die Goldfedern mit in die Goldſtoffe.

b) Der Flamingo iſt ein merkwürdiger Vogel andrer Act. Am eheſten kann er zu den Kranichen gerechnet werden. Er hat zwar wie die Gans eine Haut zwiſchen den Zehen; übrigens weicht er in Abſicht auf Gröſſe, Geſtalt und Eßluſt ganz von ihr ab. Mit einem Halſe und mit Füſſen, die viel länger ſind, als beym Kranich, ſucht er ſeine Nahrung mitten im Waſſer, und unterſcheidet ſich von den andern Arten ſeiner Gattung bloß durch die Weiſe, wie er ſich ſeines Raubes bemeiſtert. Der Reiher bedient ſich ſeiner Krallen; der Flamingo braucht bloß den Schnabel, der wegen ſeiner Dicke und Stärke dazu taugt. Seine Zehen hingegen helfen ihm dazu nichts, weil ſie zu ſchwach und, wie bey den Waſſervögeln, durch Häute verbunden ſind. — An Gröſſe und Schönheit übertrifft der Flamingo alle Kranicharten. Sein Rumpf, von einem ſchönen Scharlachroth, iſt nicht gröſ-

ſer, als der Rumpf eines Schwanes; aber ſein Hals und ſeine Füſſe ſind ſo übermäßig lang, daß der Vogel im Stehen wohl 6 Fuß 6 Zoll hoch ſeyn mag. Die Weite der Flügel beträgt 5 Fuß 6 Zoll, und 4 Fuß 8 Zoll ſeine Länge vom Schnabel bis zum äußerſten Ende des Schwanzes. Sein Kopf iſt rund und klein, bewaffnet mit einem breiten Schnabel, der halb roth, halb weiß, und wie ein Bogen gekrümmt iſt. Seine Füße und Schnabel, die nicht viel dicker ſind als ein Mannsfinger, ſind ungefähr 2 Fuß 8 Zoll, ſein Hals aber 3 Fuß lang. An den Zehen hat er keine ſcharfen Krallen, wie die andern Arten ſeiner Gattung; ſie ſind ſchwach und durch eine Haut verbunden. Wozu ihm dieſe Haut dienen mag, läßt ſich nicht angeben; zumahl da man ihn nie ſchwimmen ſieht, und ſeine Füße und Schenkel ſo lang ſind, daß er ſelbſt im tiefſten Waſſer ſchreiten und ſeine Nahrung ſuchen kann.

Er findet ſich vorzüglich in America; vor Zeiten war er auch an den Küſten von Europa gemeiner. Seine Schönheit, ſein Wuchs und der Wohlgeſchmack ſeines Fleiſches haben ihm ſo viel Nachſtellungen zugezogen, daß er die von Menſchen bewohnten Ufer verlaſſen, und weniger volkreiche Gegenden zum Aufenthalt gewählt hat. In ſolchen menſchenleeren Gegenden leben die Flamingo in Geſellſchaft und

in einer beſſern Ordnung, als irgend eine andre Vögelart. Als die Europäer zum erſten Mahle nach America kamen, ſahen ſie Flamingo, die ihnen ganz kirre und gar nicht menſchenſcheu vorkamen. Bisher hatten dieſe Vögel völlig ſicher in groſſen Wüſteneyen gelebt, wo kein Feind geweſen war, dem ſie nicht hätten ausweichen oder Widerſtand leiſten können. Die Americaner hatten keine Waffen, um ſie in der Ferne treffen zu können. Merkte der Vogel den Pfeil, ſo wußte er auch wie er ihm ausweichen ſollte. Aber ganz anders war es, als die Europäer dahin kamen. Die Matroſen, denen es nicht beyfiel, daß die Furcht vor dem Feuergewehr in jenen Gegenden noch fremd war, hielten den Flamingo für einen ſtockdummen Vogel, der ſich ohne Mühe beykommen und ſchieſſen lieſſe. Denn hatte man einen geſchoſſen, ſo ſahen die übrigen, anſtatt zu fliehen, ſeinem Falle mit einer Art von Verwundrung zu. Unterdeſſen wurden immer mehrere geſchoſſen, und ein ganzer Flug lag dahin geſtreckt, ehe noch einer an Flucht gedacht hatte.

Jetzt iſt es in jenen Gegenden ganz anders. Der Flamingo iſt dort nicht allein ſelten geworden, ſondern auch nun derjenige Vogel, dem man am ſchwerſten beykommen kann. Gemeiniglich hält er ſich an öden Ufern, an Seen

mit ſalzigem Waſſer, oder auf ſumpfigen Inſeln auf. Den Tag über beſucht er die Ufer der Flüſſe, mit dem Anbruch der Nacht zieht er ſich in die innern und höhern Gegenden zurück. Wenn die Flamingo am Tage ſich ſehen laſſen, ſo erſcheinen ſie jedes Mahl in Reihen von zwey bis dreyhundert, ſo daß, wie Dampier ſagt, jedermann eine groſſe Mauer von Backſteinen zu ſehen glaubt. Auch wenn ſie füttern, bleiben ſie dennoch in ihrer Ordnung; dabey wird jedes Mahl einer von ihnen zur Wache erwählt; und kaum entdeckt der wachſame Vogel die geringſte Gefahr, ſo warnt er die übrigen durch einen grellen Ruf, der einer Trompete ähnlich klingt, und ſogleich fliegt die ganze Schaar davon. Es hält daher jetzt ſehr ſchwer dem Flamingo beyzukommen, weil er den Menſchen mit der vorſichtigſten Schüchternheit flieht. — Oefters ſchieſſen ſie die Matroſen, wenn ſie wild ſind, und nehmen ihre Jungen, ſo ſchnell auch dieſe laufen. Labat hat ſie öfters in Netzen gefangen, die rings um ihre Aetzungsplätze ſehr künſtlich geſpannt worden waren. Wenn ſie ſich mit ihren langen Füßen in den Maſchen verwickeln, ſo können ſie unmöglich entwiſchen; doch fahren ſie noch immer fort, ſich gegen den Vogelſteller zu wehren; die alten beſonders thun mit ihren Füßen, wiewohl ſie ſchwach ſind, dennoch viel Schaden.

Auch,

Auch, nachdem man ſie aus dem Netze heraus genommen hat, bleiben ſie wild, nehmen keine Nahrung, und wehren ſich mit den Füſſen und Schnabel dergeſtalt, daß der Jäger ſie öfters umbringen muß, weil ſie ſich doch in ihrer Sclaverey zu Tode grämen würden. — Die Zunge des Flamingo, welche unter die Leckereyen gerechnet wird, iſt außerordentlich breit. Sein Schnabel ähnelt einem ſchwarzen Käſtchen von unregelmäßiger Geſtalt. In dieſem Käſtchen liegt die Zunge von gleicher Farbe und knorplicht. — Die Flamingo fliegen und wandern immer Truppweiſe und in Reihen, wie die Kraniche. Zuweilen ſieht man ſie in großer Menge beym Anbruch des Tages von den Bergen herab kommen, unter einem gewiſſen Geſchrey, das ihnen zur Loſung dient. Dieſes Geſchrey lautet Tococo, daher auch die Wilden in Canada ſie ſo genannt haben. — Vorzüglich wenn ſie fliegen, zeigt ſich ihre ganze Schönheit; ihr Roth erſcheint alsdann ſo feurig, wie eine glühende Kohle. Wenn ſie ätzen wollen, ſo hört das Schreyen auf, und ſie zerſtreuen ſich unter tiefem Stillſchweigen in einer moraſtigen Gegend. — Sonderbar iſt die Art, wie ſie ihre Nahrung einnehmen; ſie legen nähmlich den Kopf gebogen auf die Erde, ſo daß nur der obere und erhabne Theil des Schnabels den Boden berührt. In dieſer Stellung ſcheint ſich der Vogel auf den

Kopf zu ſtützen, und durch verſchiedne Wendungen des Halſes erhaſcht er die Fiſche und Inſecten, die ihm zu nahe kommen. Damit ihm auch ſein Raub nicht wieder entgehen möge, ſind die Ränder ſeiner oberſten Kinnlade ausgezackt. — Im nördlichen America paart er ſich im Sommer; jenſeits der Linie wählt er ſich dazu die ſchönſte Zeit im Jahr. Sein Neſt macht er in weiten Sümpfen, wo er nichts zu fürchten hat. Dieß Neſt iſt eben ſo merkwürdig, als der Vogel ſelbſt. Es iſt ungefähr anderthalb Fuß über der Fläche des Sumpfes erhaben, und beſteht aus Schlamm, den die Sonnenhitze oder die Wärme des Vogels verhärtet. Es gleicht einem abgeſtumpften Kegel, den der Flamingo oben ausgehöhlt hat. In dieſer Höhlung liegt das Weibchen, und dabey braucht es keine andre Materialien als den Schlamm, mit dem es die Wände des Neſtes verkittet. Nie legt es mehr als zwey Eyer, und um dieſe ausbrüten zu können, breitet er ſich, wegen ſeiner langen Füße quer über das Neſt, ſo daß die Füße auf beiden Seiten ins Waſſer eintauchen. Die Jungen brauchen viel Zeit um fliegen zu lernen; aber laufen können ſie auſſerordentlich ſchnell. Man fängt ſie zuweilen, und dann laſſen ſie ſich, ganz anders als die Alten, mit den Händen greifen und ſehr leicht zahm machen. Nach 5 oder 6 Tagen werden ſie ganz kirre, freſſen demjenigen,

der

der ſie füttert, aus der Hand, und trinken Seewaſſer in Menge. Allein, wiewohl man ſie ſehr leicht zahm machen kann, ſo bringt man ſie doch ſchwerlich auf; denn gemeiniglich zehren ſie ſich durch Kummer ab, und ſterben in kurzer Zeit, weil ſie ihre natürlichen Triebe nicht befriedigen können. So lange ſie noch jung ſind, iſt ihr Gefieder ganz von demjenigen verſchieden, das ſie bekommen, wenn ſie älter werden. In ihrem erſten Jahre iſt es weiß und grau; im zweyten iſt der Rumpf weiß mit einem ſchwachen Anſtrich von Scharlach-roth durchſtreift; die großen Schwungfedern aber ſind ſchwarz. Mit dem dritten Jahre erlangt der Flamingo ſeine vollkommne Schönheit. Sein ganzes Gefieder ſchimmert alsdann vom ſchönſten Roth; nur einige Federn in den Flügeln bleiben ſchwarz. Die Wilden brauchen ſeine Federn zu mancherley Schmuck; die Europäer raufen ſie öfters mit der Haut aus, und nehmen ſie zu Muffen. Doch werden ſie bey weitem nicht mehr ſo geſchätzt, ſeitdem man die Kunſt erfunden hat, die Federn ſcharlach-roth zu färben.

c) Die Papagayen finden ſich vom 41° nördlicher Breite an bis zum 53° 44′ ſüdlicher Breite, ſüdwärts an der Magellaniſchen Straße. An der öſtlichen Seite von Nordamerika findet man ſie ſelbſt im Sommer nicht höher, als

bis

bis Virginien unterm 39° und im Innern des Landes nur bis 41° 15′ Breite, wo ſie die ſüdliche Seite der Landſeen Erie, Michigan und die Ufer der Flüſſe Illinois und Ohio in Menge beſuchen.

d) Der Urubu-Geyer findet ſich von Neuſchottland bis zum Feuerlande, vorzüglich häufig zu Carthagena, wo ſie durch die Straßen gehen, und faule Sachen freſſen. Finden ſie da nichts dergleichen, ſo fallen ſie in den Heerden die Thiere an, welche einen grindigen Rükken haben. Vorzüglich freſſen ſie Schlangen und die Eyer der Alligator.

8. Das Faulthier iſt ein vierfüßiges, Americaniſches Thier, braucht zwey Tage um auf einen Baum hinauf, und auch zwey um wieder herunter zu ſteigen. Es thut des Tags kaum 50 Schritte. Seine Stimme gleicht dem Schreyen einer jungen Katze, und es ruft gravitätiſch i, i, i, i, i, nach der Abſtufung der Tonleiter c, d, e, f, g. Deswegen haben es einige im Scherz den Erfinder der Muſik genannt.

9. Unſre gemeine ſchwarze Katze iſt vermuthlich in America zu Hauſe, wo man ſie nicht blos in Häuſern, ſondern auch in ganz wüſten Oertern antrifft, vorzüglich in Nordamerica in den blauen Bergen. Nach Südamerica ſind ſie aber vermuthlich erſt 1544 durch Europäiſche Schiffe hingebracht.

13. Merk-

13. Merkwürdigkeiten.

1. America iſt ungemein arm an Menſchen: 4 bis 5000 der eingebohrnen Americaner in den ungeſtörteſten Beſitzungen derſelben, auf einer Strecke ſo groß wie Deutſchland (und wie viel Menſchen enthält dieß?) zu finden, heißt auch in Südamerica ſogar, wo doch die Bevölkerung weit gröſſer, als in Nordamerica iſt, eine ſehr bevölkerte Gegend.

2. An Halbinſeln iſt America ungleich reicher als Africa, kommt aber hierin in keine Vergleichung mit Europa und Aſien. Inſeln hat es mehr als Europa und Africa aber weniger als Aſien.

Au-

Auſtralien.

I.
Oſter-Inſel.

1. Lage.

Sie liegt unter dem 28° der Südbreite und dem 82° weſtlicher Länge von Ferro, ganz nahe am Wendekreis des Steinbocks auf deſſen Südſeite, weſtlich von Süd-America.

2. Nahmen.

1. Jacob Roggewein, Befehlshaber einer Holländiſchen Flotte, entdeckte ſie bey ſeiner Reiſe um die Welt am Oſtertage den 6. April 1722 — daher der Nahme. Engliſch heißt ſie Eaſter-Inſel.
2. Capitán Davis ſoll auch 1580 eine Küſte davon entdeckt haben, daher ſie auch Davis-Land oder Inſel genannt wird.
3. Die Spanier beſuchten ſie 1770, und nannten ſie St. Carlos-Inſel.

3. Boden.

Iſt im Ganzen genommen elend dürr. Je weiter man ins Land hinein kommt, deſto kahler und unfruchtbarer iſt er. Man findet ihn dann mit Felſen und Steinen verſchiedner Größe bedeckt, die alle ein ſchwarzes, verbranntes ſchwammichtes Anſehen haben.

haben. Nirgends iſt ein hochſtämmiger Baum wahrzunehmen.

4. Einwohner.

Sie ſind lebhaft, munter, ſchnellfüßig; haben ein ſanftes, beſcheidnes Betragen, ſind aber dabey furchtſam und feigherzig. Bey Roggewein's Ankunft überreichten ſie ſeinen Holländern auf ihren Knien einige Erfriſchungen, und begaben ſich ſchnell wieder weg. Längs der Küſte waren viele ſteinerne Götzen in Menſchengeſtalt mit langen Ohren und einer Krone auf dem Kopfe aufgerichtet, wovon das Ganze ſehr regelmäßig und vollkommen ausgearbeitet war. Sie flohen zu ihren Götzen um Hülfe; Waffen hatten ſie nicht.

5. Merkwürdigkeiten.

1. Ein Deutſcher Pfefferkuchenbecker Nahmens Behrens, im Gefolge Roggewein's, betrat ſie zuerſt.
2. Die eben erwähnten coloſſaliſchen, aus Holz und Stein in Rieſenform ausgeſchnitzten Monumente.

II.
Neu-Seeland.

1. Lage.

Dieſe aus mehrern Inſeln beſtehende Erdgegend liegt grade ſo, daß die Bewohner derſelben die Gegenfüßler von Spanien ſind. Sie liegt am allerweiteſten

teſten von uns Europäern. Ihre Südbreite fällt zwiſchen den 34ſten und 49ſten Grad, und ihre Weſtlänge von Ferro zwiſchen den 163ſten und 176ſten Grad. Es liegt Norfolk-Eiland grade im Süden; Neu-Holland in Südoſten und den Geſellſchafts-Inſeln in Südweſten.

2. Figur.

Die beiden größten Inſeln haben weit mehr Breite als Länge. Die nördliche hat eine ſehr irreguläre Figur, und erſtreckt ſich beſonders nach Nordweſten mit mehreren, gleich Armen geſtalteten Halbinſeln ins Meer. Die ſüdliche gleicht mehr einer Landzunge, in der Richtung von Nordweſt nach Südoſt, hat aber auch in Nordweſt einige Landſpitzen.

3. Clima.

Die Luft iſt hier im Sommer weder beſonders heiß, noch im Winter empfindlich kalt, das Clima alſo ſanft und gemäßigt. In der Südhälfte der Süd-Inſel ſind beſchneyte Alpen.

4. Verſchiedne Nahmen.

Die Oſtküſte der nördlichen, groſſen Inſel nannte ihr erſter Entdecker, der Holländer Abel Tasman, der ſie erſt für eine Küſte des damals vermeinten, in einem Continent zuſammenhängenden, groſſen Südlandes hielt, 1642, Staatenland. Die Nord-Inſel heißt bey den Eingebornen Eabeinomauwe oder Ehinomauwi; die Süd-Inſel Tovy oder

oder Tàvài Poenammoo oder Tovypunammu. Dieſer letztere Nahme heißt Buchſtäblich überſetzt, ſo viel als das Waſſer des grünen Talkſteins, deutet alſo hauptſächlich den Theil der Süd-Inſel an, wo die Einwohner ihre grünen Bitterſteine her bekommen, aus denen ſie ihre Zierrathen und Werkzeuge verfertigen.

5. Haupteintheilung.

I. Die große Nord-Inſel.
II. Die große Süd-Inſel.

6. Gewäſſer.

1. Cookſtraße heißt die 4 bis 5 Meilen breite Meerenge zwiſchen den beiden großen Inſeln, welche Tasman für einen Buſen des vermeintlichen groſſen Continents gehalten, und ihr daher den Nahmen Mörder-Bay (Baye des Aſſaſins oder Meurtriers) gegeben hatte, weil die Neuſeeländer daſelbſt drey von ſeinen Leuten heimtückiſch überfallen und getödtet haben. Cook, der auf ſeinen drey Reiſen dieſes Land beſuchte, und auf der erſten ein volles halbes Jahr vom 6. October 1769 bis 6. April 1770, auf die Unterſuchung deſſelben verwendete, entdeckte erſt, daß die vermeintliche Bay eine Meerenge ſey, welche das vermeinte feſte Land in zwey Inſeln zertheile.
2. Auf der großen Nord-Inſel fließt wenigſtens in jedem Thal ein Waſſerbach.
3. Auf der Oſtſeite ebendaſelbſt 9 Bayen, welche

durch die unter N. 2. erwähnten vielen Landſpitzen gebildet werden.

4. Der Thamesfluß auf der Mitte der Nordſeite, deſſen Mündung eine von den 9 Bayen bildet.

5. Die große Süd-Inſel hat in Weſten, Norden und Süden ebenfalls 5 Bayen.

7. Berge.

1. Die große Nord-Inſel iſt im Innern gebirgig. Berge und Gebirge ſind mit Waldungen bewachſen.

2. Außen herum ſind auch auf derſelben viele Vorgebirge.

   A) Auf der Weſtſeite.

   a) Cape Egmont oder die Südweſtſpitze, und unweit deſſelben der Pic Egmont, deſſen Höhe mit dem Pic von Teneriffa faſt gleich geſchätzt wird.

   b) Cape Maria van Diemen oder die Nordweſtſpitze, bey welcher außen die Inſel der drey Könige liegt.

   B) Auf der Oſtſeite.

   Noch 15 Vorgebirge, von welchen wir nur das Cape Kidnappers (Kinderräuber-Cap) merken wollen, das ſeinen Nahmen davon hat, weil hier die Neuſeeländer den Engländern einen jungen Knaben ſtahlen, der ihnen aber wieder abgenommen ward.

3. Die große Süd-Inſel hat

A) Alpengebirge.
B) Vier Vorgebirge.

8. Boden.

1. Der Boden auf der nördlichen Inſel iſt geſchickt, alle Arten von Europäiſchem Getreide, Obſt und Früchten zu tragen. Die Thäler und Ebnen ſind nur hie und da waldig, überhaupt aber fruchtbar. Europäiſcher Acker- und Gärtnerfleiß könnte alles auf ihm bauen.
2. Die große Süd-Inſel iſt bey weitem nicht ſo fruchtbar.

9. Einwohner.

Die Neuſeeländer ſind rauhe Krieger und Menſchenfreſſer. Ihre todten Feinde eſſen ſie. Sie treiben keinen Ackerbau, zeigen aber doch vielen Kunſtfleiß in Zubereitung von Kleidern, Waffen, Feſtungen und Schiffsgeräthen mit den elendeſten Werkzeugen, worunter der Bitterſtein das vornehmſte iſt. „Was iſt das für ein Vogel?“ fragte einer, als er im Herausgehen aus der Kajüte über eine Ziege fiel, die Cook's Schiff mit aus England gebracht hatte. Wie Kinder ſtaunten ſie die Pferde und Kühe auf den Schiffen an, und konnten gar nicht begreifen, was das für Geſchöpfe ſeyn möchten. Alles erregte ihre Bewunderung, aber nichts war ihre Aufmerkſamkeit zu feſſeln im Stande. Als Cook zum erſten Mahle gern mit ihnen bekannt werden wollte, ließ er einer Fiſcher-Pirogue nachſetzen. Die darin befindlichen ſieben Seeländer aber wehrten ſich mit Rudern und

Steinen ſo wohl, daß die Leute in der nachſetzenden Schaluppe auf ſie feuern, und bis auf drey junge Burſche tödten mußten. Anfangs waren dieſe Gefangnen ausnehmend furchtſam und erſchrocken, doch die freundliche Begegnung machte ſie bald aufgeräumt. Sie ließen es ſich wohl ſchmecken, ſchienen ruhig, und ſangen einen Geſang mit vieler Anmuth, der einen ernſthaften und langſamen Gang, wie ein Pſalm und viele Halbtöne hatte. Cook ließ die jungen Leute ans Land bringen. Sie wollten aber nicht zu ihren Landesleuten, wo ihre Feinde ſind, und kehrten zu verſchiedenen Mahlen wieder mit den Engländern nach dem Schiff. Die Männer ſind groß, ſtark und braun. Haare und Bart ſind ſchwarz und ſtark, meiſtens hinten abgeſchnitten und das Uebrige auf dem Scheitel in einen Knopf zuſammen gebunden, unter welchen ſie Vogelfedern und gewöhnlich einen hohen hölzernen oder beinernen Kamm mit Muſchelſchalen geziert ſtecken. Ihre Zähne weiß, wie Elfenbein. Es gibt ſehr alte Leute unter ihnen, und ihre Geſundheit ſcheint dauerhaft. Ihr Betragen iſt unter ſich friedlich und ſanft; aber gegen ihre Feinde ſind ſie unverſöhnlich, und geben kein Quartier. Ihre Hauptnahrung beſteht in Fiſchen. Die Stämme, die tiefer im Lande wohnen, müſſen alſo oft der Hungersnoth ausgeſetzt ſeyn, und vielleicht, daß ſich ihr ſchrecklicher Gebrauch, die getödteten Feinde zu eſſen, mit daher ſchreibt. Sie ritzen ſich ſchwarze Flecken in die Haut, und zwar die Männer allenthalben. Sie vermehren dieſe Zierrathen

mit

mit jedem Jahre, ſo daß ſie in einem hohen Alter ganz damit bedeckt ſind. Außerdem machen ſie ſich noch, ſonderlich ins Geſicht, Furchen, die eine Linie breit und tief ſind, wie man ſie an einem jährigen Baume wahrnimmt, in welchem ein Einſchnitt geſchehen iſt. Die Ränder dieſer Furchen ſind gekerbt und vollkommen ſchwarz, und machen ein gräßliches Anſehen. In ihren geſchlitzten Ohren tragen Männer und Weiber zum Putze Knochen, Muſchelſchalen, grünen Bitterſtein, Tuchlappen, und oft ganze Büſchel weiße Albatroßfedern die ihnen fauſtgroß neben den Backen liegen, und ein ſonderbares Anſehen geben. Ihre Kleidung iſt ſo beſonders, daß, wenn ſie ſich darin wie gewöhnlich auf ihren Ferſen niederhucken, ſie wie kleine Strohhütten oder Heuhaufen ausſehen. Sie beſteht aus einer Art Mantel, der aus den Blättern der Schwertlilie gemacht iſt. Dieſe Blätter werden in drey oder vier Streifen geſpalten, und dieſe, wenn ſie dürr ſind, ſo zuſammen geknüpft und verbunden, daß ein Zeug daraus entſteht, der ein Mittelding zwiſchen Netz und Baſtmatte iſt. Alle die Spitzen dieſer Blätter, die 8 bis 9 Zoll lang ſind, hängen am äußern Theil zottig herab, ſo daß es fürchterlich wild ausſieht. Dieſe Mäntel, welche ſie als Oberkleider tragen, ſind zwar häßlich, taugen aber ſehr gut für Leute, die oft ohne allen Schutz gegen Regen, unter freyem Himmel ſchlafen. Dieſe Mäntel binden ſie oben mit einer Schnur feſt, und ſtecken ſie mit einer daran hängenden großen Nadel von Knochen zuſammen. Darunter ſind ſie ganz nackend,

und haben nichts um den Leib als einen Gürtel, in welchen ſie ihre Pätuh Pätuh, welche wir gleich werden kennen lernen, ſtecken, und ſie darin zum Staate tragen. Am Halſe haben ſie außer der krummen Nadel noch einen geſchnittnen Fiſchzahn zum Zierrath hängen. Sie verfertigen aber auch ſehr künſtliche und artige Zeuge. So tragen ſie zuweilen, außer den zottigen Schilfmänteln, ein Unterkleid, das wie ein Hemd gemacht, bunt geſtreift, und aus den Fäden einer Pflanze, die man Seidenflachs nennen könnte, gewebt, oder vielmehr in einem Rahmen geflochten iſt. Sie beſetzen dieſe Kleider mit ſchmalen Streifen von Hundfell, und ſticken die Säume davon ſehr zierlich bunt. Sie tragen viele Zierrathen in den Ohren und am Kopf. Ihre Häuſer ſind ſchlecht. Wenn ſie auf Reiſen ſind, iſt das erſte Gebüſch ihre Wohnung. Sonſt beſtehen ſie nur aus einer Hütte von Schilf und Rohr, die gewöhnlich nicht über 6 Fuß hoch iſt, ſo daß man nicht aufgerichtet darin ſtehen kann, und ſtatt der Thüre hat ſie nur das einer Ellen große viereckte Loch, durch welches ſie hinein kriechen. Sie wiſſen nur zu braten oder zu röſten, und haben kein Gefäß um Waſſer heiß zu machen. Ihre Kufferte und Piroguen ſind mit dem ſchönſten und beſten Schnitzwerk geziert. Letztere ſind ſehr groß, bis auf 68½ Fuß lang, 5 breit und 3½ tief. Jede Seite beſteht aus einem einzigen Brett, 63 Fuß lang, 1 breit und ungefähr 1½ Zoll dick. Alles ſehr wohl zuſammen gefügt.

Sie haben ſteinerne Scheeren und Aexte, die ſie über alles ſchätzen, und um keinen Preis vertauſchen. Ihre Waffen beſtehen in Lanzen, Wurfſpießen, Streit=Aexten und dem Patou=Patou. Dieß iſt eine Keule von verſchiedner Geſtalt, 14 oder 18 Zoll lang, von Stein oder Wallfiſchknochen gemacht. Sie haben ſie an dem Handgelenk angeſchlungen, oder tragen ſie als ein Ehrenzeichen oder Kleidungsſtück, wie wir den Degen oder andre Nationen den Dolch im Gürtel. Ihre Oberhäupter führen einen Commandoſtab von der Ribbe eines Wallfiſches gemacht. Die 30 Fuß lange Lanze faſſen ſie in der Mitte an, und können damit in einer großen Entfernung ſehr weit und ſicher treffen.

Sie haben einen Kriegsgeſang und Kriegestanz. Ihre Herausforderung beſtand gemeiniglich in den Worten: Kommt zu uns, kommt ans Land, und wir wollen euch alle mit unſern Patou=Patou umbringen.

Ihre Lieder ſind angenehm, die Melodie langſam und klagend am Ausgange. Eigentliche Toninſtrumente beſitzen ſie nicht, denn das Tritonshorn und eine hölzerne Flöte verdienen dieſen Nahmen nicht.

Sonderbar iſt es, daß ſich, der allgemeinen Gewohnheit des weiblichen Geſchlechts zuwider, hier die Weiber weniger aus Putz und Kleidern machen, als die Männer. Sie ſind dabey außerordentlich ſchamhaft.

Sie haben eine herrſchende Neigung zum Stehlen, und brauchen dazu ſowohl Gewalt als Liſt; doch

nur gegen Fremde, niemahls oder ſelten gegen ihre Landsleute.

10. Mineralien.

Vom Bitterſtein ſiehe die Gemeinnützigen Spatziergänge.

11. Pflanzen.

Die Europäer fanden hier an 400 neue Pflanzen, die vorher von keinem Botaniker gekannt und beſchrieben waren; aber darunter wenig eßbare und Früchte tragende.

1. Von der hieſigen Flachspflanze (Chlamydia) gibt es zwey Arten. Die Blätter an beiden ſind den Blättern der Schwertel-Lilie oder gemeinen gelben Waſſerlilie (Iris paluſtris) ähnlich; die Blüten ſind nicht ſo groß, aber die kleinen Büſchel, in denen ſie zuſammen wachſen, ſind in gröſſerer Anzahl, als bey jenen. An der einen Art ſind ſie gelb, an der andern dunkelroth. Aus den Blättern dieſer Pflanze verſertigen die Neuſeeländer mit ſehr weniger Zubereitung nicht nur alle ihre gewöhnlichen Kleider, ſondern auch alle Arten von kleinen Schnüren, Angelſchnüre, und allerley Stricke, die allem, was wir nur aus Hanf machen können, an Stärke ſo weit vorzuziehen ſind, daß ſich beides gar nicht ein Mahl mit einander vergleichen läßt. Aus eben dieſer Pflanze wiſſen ſie durch eine andre Zubereitung lange dünne Fäſerchen zu ziehen, die wie Seide glänzen und ſchneeweiß ſind. Von dieſen außerordentlichen feſten

ſten Fäden werden die feinern Kleidungsſtücke verfertigt. Endlich machen ſie noch von den Blättern, ohne weitere Umſtände, als daß ſie in gehöriger Breite geſpalten werden, ihre Fiſchnetze, die zuweilen ungeheuer groß ſind. Die Chlamydia ſcheint übrigens eine harte und in jedem Boden treibende Pflanze zu ſeyn. Sie wächſt auf Bergen und in Thälern, im trockenſten Lande und im tiefſten Moraſte. An Sümpfen aber iſt ſie am ſtärkſten und größten gefunden worden.

2. Die Wurzeln des Farnkrauts ſind ein Hauptessen der Einwohner.
3. Die Theeſtaude wird in gutem Boden zum Baum.
4. Der Mamaghu iſt eine Art Farrenbaum, deſſen Wurzeln beſſer ſchmecken, als Europäiſche Rüben.

12. Thiere.

1. An der Nordküſte der Süd-Inſel hörten Cook's Begleiter ein ſehr angenehmes Vögel-Concert. Ihre Anzahl war ungeheuer, und ſie ſchienen im Geſang zu wetteifern. Es klang wie der Schall kleiner, wohl zuſammen geſtimmter Glocken, und übertraff alles, was ſie gehört hatten. Die Vögel fangen hier zwey Stunden nach Mitternacht an zu ſingen, und halten damit bis Sonnenaufgang an: den Tag durch aber ſind ſie ſtill, wie unſre Nachtigallen.
2. Ratten und Hunde ſind die einzigen vierfüßigen Thiere.

3. Geflügel und Ungeziefer iſt nicht häufig, hingegen die Küſten ausnehmend fiſchreich.
4. Das Buccinum Tritonis, der Admiral unter den Flußſchnecken, die koſtbarſte unter den Flußconchylien entdeckte man hier.

13. Merkwürdigkeiten.

1. Unter den Kleinigkeiten, die der Dr. Solander Cook's Gefährte, hier einhandelte, war auch ein Kräuſel, grade wie die unſrigen, und die Seeländer gaben zu verſtehen, daß man ihn peitſchen müſſe.
2. Die Dörfer liegen ſehr hoch, und haben die Geſtalt der Bergfeſtungen. Es umgibt ſie eine gedoppelte Reihe von Palliſaden und Graben. Gerade, als wären ſie immer im Kriege, und müßten vor einander auf der Hut ſeyn.

III.

Norfolk-Eiland.

1. Lage.

Dieſe kleine Inſel liegt nordweſtlich von Neuſeeland im 29° Südbreite und 168° öſtlichen Länge vom Londner Meridian.

2. Größe.

Sie hat ungefähr ſieben große Seemeilen d. i. 5½ Deutſche Meilen im Umfange.

3. Clima.

Dieſes iſt heiter, geſund und angenehm. Vor drückender Hitze wird die Inſel durch beſtändige Lüftchen

chen von der See her geſichert, und im Winter hat ſie eine ſo gemäßigte Temperatur, daß das Wachsthum ununterbrochen fort dauert, und eine Saat ſogleich auf die andre folgt. Von Zeit zu Zeit erhalten erfriſchende Platzregen ein ewiges Grün; zwar nicht am Graſe — denn dieß hat man auf der ganzen Inſel noch nicht geſehen — aber doch an den Bäumen, den Geſträuchen und andern Vegetabilien, die in allen Gegenden in Ueberfluß wachſen. Die Luft iſt ſehr geſund.

4. Nahmen.

Cook, der ſie entdeckte, belegte ſie zu Ehren der Engliſchen Familie Norfolk mit obigem Nahmen. Jetzt heißt ſie Philipp's Eiland.

5. Gewäſſer.

Sie iſt reich mit Waſſer verſehen. Auf dem Pittberge entſpringt ein ſtarker und reicher Strom, der durch ein ſehr ſchönes Thal fließt, und ſich da in mehrere Arme theilt, von denen jeder ſtark genug iſt, Mühlen zu treiben. Auch hat man in verſchiednen Theilen der Inſel vortrefliche Quellen entdeckt.

6. Berge.

Die Inſel iſt ganz mit Felſen umgeben. Mitten in der Inſel erhebt ſich der (wahrſcheinlich vulcaniſche) Pittsberg.

7. Boden.

Die Fruchtbarkeit des hieſigen Bodens kann gar nicht größer ſeyn. Wo man nur unterſuchte, fand man

man bis auf eine Tiefe von 5 bis 6 Fuß, eine fruchtbare, ſchwarze Gartenerde.

8. Einwohner.

Sind weiter keine hier, als die erſt neuerlich von England aus hergeſchickten.

9. Mineralien.

1. Eine groſſe Menge Bimsſtein iſt in allen Gegenden der Inſel zerſtreuet, und mit dem Boden vermiſcht.
2. Corallenbänke umgeben die Inſel.

10. Pflanzen.

1. Die Flachspflanze wächſt hier ebenfalls wild, und macht nebſt der Tanne die beiden ſchätzbarſten Producte aus, da man Segeltuch, Tauwerk und ſelbſt die feinſten Zeuge daraus machen kann, ſie in großem Ueberfluß, und ſo üppig wächſt, daß ſie 8 Fuß hoch wird.
2. Die Inſel iſt gleichſam Ein fortlaufender Wald, oder vielmehr als ein Garten voll der ſchönſten Tannen anzuſehen, die an geradem Wuchs und Gröſſe alle in andern Ländern bey weitem übertreffen. Sie ſind häufig 160 bis 180 Fuß hoch, und haben unten am Stamme zum Theil 9 bis 10 Fuß im Durchmeſſer. Sie wachſen ungefähr 80 Fuß ohne einen Zweig zu treiben. Ihr Holz iſt von der beſten Beſchaffenheit, und beynahe ſo leicht, wie bey den vorzüglichſten Norwegiſchen Maſtbäumen. Der Terpentin, den man daraus gewinnt, zeichnet ſich durch Reinheit und eine weiſſe Farbe aus.

3. Die

3. Die Kohlpalme
4. Der wilde Piſang
5. Der Farnkrautbaum
6. Wilder Spinat und eine
7. Art Johannisbeeren

} ſind die eßbarſten Pflanzen.

Der Farnkrautbaum wird 70 bis 80 Fuß hoch, und gibt vortrefliches Futter für Schafe und andres kleines Hausvieh.

8. Die Pfefferſtaude wächſt in groſſem Ueberfluß.

II. Thiere.

1. Fiſche fängt man in großem Ueberfluß, und in der gehörigen Jahreszeit auch
2. Sehr ſchöne Schildkröten.
3. Die Wälder werden von unzähligen Arten Vögeln bewohnt, von denen manche ein ſehr ſchönes Gefieder haben. Die nützlichſten ſind die Tauben, deren es eine große Menge gibt, und ein Vogel, der dem Perlhuhne einiger Maßen gleicht, die Farbe ausgenommen, welche hauptſächlich weiß iſt. Beide Arten waren anfangs ſo zahm, daß ſie ſich mit der Hand greifen lieſſen.
4. Ratzen ſind die einzige Art von vierfüßigen Thieren, die man auf der Inſel gefunden hat.

* * *

Anmerkung.

Dieſe drey beſchriebnen Auſtraliſchen Inſeln ſind die vornehmſten, welche zwiſchen dem Wendekreis des Steinbocks und dem ſüdlichen Polarkreis liegen.

IV.

IV.

Neu-Holland.

1. Lage und Figur.

Dieſe Inſel von ungeheurem Umfang, oder, wenn man will, dieſes dritte Continent liegt zu beiden Seiten des Wendekreiſes des Steinbocks im ſüdlichen Ocean, weſtlich von Amerika und öſtlich von Africa. Sie hat eine ſehr irreguläre Figur, beſonders in der Breite, welche in ihrer größten Ausdehnung auf der Oſtſeite, doch ſich nicht ſo weit erſtreckt, als ihre Länge. Die größere Breite auf der Oſtſeite entſteht durch zwey entgegengeſetzte Landſpitzen, wovon ſich die eine nördlich, die andre ſüdlich weit ins Meer erſtreckt. Beide bilden dadurch weſtlich zwey Buſen. Der ſüdliche, von außerordentlicher Größe, biegt ſich in die ganze Südküſte von Neu-Holland nach ihrer völligen übrigen weſtlichen Länge ein. Der nördliche iſt in Vergleich mit dieſem ſehr ſchmal zu nennen. Er zerſchlitzt die öſtliche Nordküſte in faſt gleiche Hälften, die ſich nur durch ihre Figur unterſcheiden, indem die öſtliche Hälfte zugeſpitzt, die andre ſtumpf und breiter ins Meer eingehet. Von dieſer andern ziehet ſich nun weſtlich die weſtliche Nordküſte allgemach ſüdlicher herab, und ſo ſchmälert ſich nach Weſten hin die weſtliche Hälfte von Neu-Holland immer mehr zu. Im Ganzen hat Neu-Holland, wie die Vergleichung lehren kann, ziemliche Aehnlichkeit in ſeiner Geſtalt mit Africa; auch darin,

in, daß es, wie dieſes, nordwärts und oſtwärts in einiger Entfernung eine Menge von Inſeln hat.

2. Grenzen.

Wir wollen hier nur die nächſt gelegnen größeren Landſtriche merken: In Südoſten ſtoßen wir auf Neu-Seeland; in Oſten auf Norfolk-Eiland, Neu-Caledonien und die Neuen-Hebriden; in Norden rechts auf die Papus-Länder oder Neu-Guinea (von welchem es durch die Endeavourſtraße geſchieden iſt); und nordweſtwärts liegt in nicht gar zu großer Entfernung die Reihe der Inſeln, welche die ſüdliche Grenze des großen Indiſchen Archipels bezeichnet, von Timor an bis an das reiche Java, den Mittelpunct des Holländiſchen Indiens, und zwar in der Mitte die Molucken und links die Sundiſchen Inſeln. Das Indiſche Meer beſpült die weſtlichen, das ſtille Meer die öſtlichen Geſtade.

3. Größe.

Da es immer mehr durch neuere Reiſende ſich beſtätigt, daß Neu-Holland eine völlige Inſel iſt, ſo iſt ſie die größte Inſel des Erdbodens, faſt ſo groß, wie Europa, denn man berechnet ſeine Größe über 162000 geographiſche Quadratmeilen; überhaupt von einem größern Umfang, als irgend ein anderes Land in der Welt, das nicht den Nahmen Welttheil führt. Es erſtreckt ſich vom 11ten bis zum 43ten Grade der ſüdlichen Breite, und vom 110ten Grade (öſtlicher Länge von London) bis zum 153ten. Die größte Länge dieſer ungeheuern Inſel beträgt von Oſten

Oſten nach Weſten ungefähr 2400 Engliſche (500 Deutſche) und von Norden nach Süden nicht weniger, als 2300 Engliſche Meilen. In oder nahe bey 30 Gr. S. Br. hat Neu-Holland völlige 40 Grade in der Länge, von denen unter dieſer Breite, Einer auf 60 Engliſche Meilen (13 Deutſche) gerechnet werden kann. In der Breite erſtreckt es ſich von York-Cap (der äußerſten Nordſpitze) bis zu Süd-Cap (der äußerſten Südſpitze) auf volle 33 Grade, jeden zu $69\frac{1}{2}$ Engliſche (15 geographiſche) Meilen gerechnet.

4. Clima.

Dieß iſt milde und geſund. In den Wintermonathen fallen periodiſch Regen mit ſchweren Gewittern und Hagel; aber keine Jahreszeit iſt eigentlich die regnige zu nennen. Zuweilen gibt es heftige Stürme mit Donner und Blitz, auch Erdbebenſtöße. Die Regen halten aber niemahls lange an, und Nebel gibt es ſelten. Die Wintermonathe ſind der Junius, Julius, Auguſt und ein Theil des Septembers. Die Kälte iſt dann doch groß genug, daß zuweilen Eishäutchen über Nacht auf dem Waſſer entſtehen. — Der Breite nach liegt dieß große Land unter einem ſchönen Himmelsſtriche. Die nördliche Gegend deſſelben, welche 12 Grade innerhalb des Wendekreiſes dem ſcheitelrechten Strahl der Sonne ausgeſetzt ſind, leiden zuweilen von übermäſſiger Hitze; aber jenſeits des Steinbockskreiſes bis zum 43° S. Br. iſt das Clima gemäßigt, und etwa mit

mit dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu vergleichen. Sogar die äuſſerſte Spitze von Van Diemens Land, welche 9 Grade ſüdlicher als das Africaniſche Vorgebirge liegt, ſcheint eben ſo begünſtigt zu ſeyn, vermuthlich weil hier kein Schneegebirge, wie nordwärts vom Cap die Atmoſphäre kühlt, und den Winden eine durchdringende Schärfe gibt.

5. Nahmen.

Der Nahme Neu-Holland wurde den acht Ländern, die gleich in der 6ten Nummer Haupteintheilung zuerſt nach einander folgen, 1644 beygelegt; wo man den öſtlichen Theil noch nicht kannte. Er iſt nachher der allgemeine Nahme geworden.

6. Haupteintheilung.

Da dieſe noch nicht zu geben iſt, ſo wollen wir hier ſtatt derſelben die verſchiednen Küſtenländer anführen, und ihre Nahmen, wie ſie dieſelben durch die verſchiednen Entdecker nach und nach erhalten, chronologiſch verzeichnen.

1. Im Jahre 1616 ging der Capitän Dirk Hartogh mit dem Schiffe Endragt von Amſterdam nach Indien unter Segel, und ſah ein neues Land, welches er nach dem Schiffe, Land der Endragt, benannte. Daher auf der Weſtküſte der Nahme: Terre de la Concorde.

2. Im Jahre 1618 ſoll ein Capitän Zeachen oder Zechaen von Arnheim in Holland, an der öſtlichen Nordküſte des Landes, welche links von dem, hier das Land theilenden, Merbuſen liegt, das Land Arnheim öſtlich und van Diemen weſtlich entdeckt haben.

3. Im Jahre 1619 ſah Jan de Edels ſüdlicher noch vom Eintrachtslande, Land, dem er ſeinen Nahmen gab, und das daher auf den Karten Jan Edels Land heißt.

4. Im Jahre 1622 entdeckte man die ſüdliche Spitze der bisher bekannt gewordnen Weſtküſte von Neu-Holland, und nannte ſie wahrſcheinlich von einem Schiffe, het Land van de Leeuwin, Terre du Lion, das Löwenland.

5. Im Jahre 1627 führte Pieter Nuys oder Nuyts ein Schiff, und entdeckte von Löwenland an die ganze von Weſten nach Oſten laufende Küſte, Terre de Nuyts oder Nuytsland genannt, ſo daß nun eine Strecke von mehr als 400 bis 500 geographiſche Meilen bekannt war.

6. Im Jahre 1628 ſah Willem de Witt (Wilhelm van Witt) nordwärts vom Eintrachtslande und dem Fluſſe Remeſſen das Land, und nannte es de Witt's Land. Dieß geht bis an van Diemens Land.

7. Wahrſcheinlich um das Jahr 1623, zu welcher Zeit Peter Carpentier General-Gouverneur,

neur, Oberlandvogt vom Niederländiſchen Indien geworden war, entdeckte man die groſſe Bay, welche die öſtliche Nordküſte theilt, und nannte ſie damals nach dem Gouverneur: Bay Carpentaria. Jetzt heißt ſie der Crocodillen-Buſen, und dagegen die ihr rechts gelegne Landſpitze, Carpentaria.

8. Im Jahre 1642 ging Abel Janszon Tasman von der Inſel Mauritius (Isle de France) aus unter Segel, und entdeckte die ſüdlichſte Spitze von Neu-Holland, welche er nach dem Nahmen des einen der beiden Holländiſchen Generalgouverneurs, die ihn ausgeſchickt hatten, van Diemens Land nannte, und welche ſich bis zum 43° S. Br. erſtreckte

9. Im Jahre 1769 ſtieß der unſterbliche James Cook, nachdem er Neu-Seeland unterſucht hatte, bey ſeiner weitern Fahrt nach Weſten, ungefähr in 38° S. Br. auf die öſtliche Küſte von Neu-Holland, nicht weit von dem Lande van Diemen. Dieſe verfolgte er dann bis zum 11° S. Br. und entdeckte alſo einen Strich Landes von 420 geographiſchen Meilen, den er, um ihn ſeinem Vaterlande vorzubehalten, Neu-Süd-Wallis nannte, auf welcher die neuerer Zeit ſo berüchtigt gewordne Botany-Bay liegt, die ihren Nahmen von der reichlichen botaniſchen Ernte bekam, welche Cook's gelehrte Begleiter hier halten konnten.

7. Gewäſſer.

Nicht eigentlicher Waſſermangel, aber gleichwohl, nach den jetzigen Bemerkungen, Mangel an Flüſſen und beträchtlichen Strömen iſt eine auszeichnende Merkwürdigkeit dieſes Landes, worin es den ſüdlichen Gegenden von Africa nicht unähnlich iſt. Auf der Oſtſeite ſind unzählige kleine Bäche, die in der Regenzeit zu ſtarken Flüſſen anzuſchwellen pflegen; und in den Wäldern gibt es häufige Teiche ſtehenden ſüſſen Waſſers, die vermuthlichen Ueberreſte des während der Sonnennähe fallenden Regens.

8. Gebirge.

Auf Neu-Süd-Wallis ſind in Norden die Karmarthen, im Süden die Landsdown-Berge und zwiſchen beiden in der Mitte der Richmond-Hügel. Ueberhaupt ſcheint das Innere des groſſen Landes von anſehnlichen Gebirgsrücken durchſchnitten zu ſeyn. Denn höchſtens erſtreckt ſich der Geſichtskreis vom Meerufer bis auf 30 Meilen landeinwärts, und wie ungeheuer iſt nicht der Strich, der jenſeits noch unentdeckt und unerkannt übrig bleibt.

9. Boden.

Der Boden auf der Küſte von Neu-Süd-Wallis beſteht theils aus Sand, theils aus Moraſt; beſſer weſtlich landeinwärts aber war er vortrefflich. Das Eindringen ins Land aber iſt wegen

der vielen Regenbäche, Moraſtflecken, die mit unſern Torfmooren Aehnlichkeit haben, verwachſnen Geſträuchen, Buchten und Canälen, womit die Küſte weit hinein durchſchnitten iſt, äuſſerſt ſchwierig. Gegen Abend hin bildet das ganze Neu Holland eine äuſſerſt niedrige durch Corallenfelſen und Untiefen gefährliche Küſte, der ſich ſo leicht kein Schiff zu nähern wagt. Das Stück von Neu-Holland, welches den Buſen nach Südweſten hin umzieht, iſt bis jetzt noch unentdeckt geblieben. Ueberhaupt iſt die beynahe 500 Meilen lange Oſtküſte im Ganzen höher, als die weſtliche, und zeigt überall kleine Anhöhen, Hügel und Berge von mittlerer Höhe. — Das leichte, ſandige Erdreich, welches längſt dem Meerſtrande die Höhen deckt, verſpricht wegen ſeiner groſſen Dürre dem Pflanzer keinen Ertrag, und iſt durchgehends zum Anbau untüchtig. Doch findet man auch Hügel mit beſſerm Erdreich bedeckt, wo Wälder mit graſigen Plätzen wechſeln, und Ebnen ſo wohl als Thäler prangen oft mit einem reichen, üppigen Graswuchs, den die Hand des Landmanns leicht zu Wieſen und Auen umſchaffen kann. Hier findet man einen Boden von ſchwarzer Erde, die ſich ungeſtört, ſeit vielen Jahrtauſenden vielleicht durch die jährlich verweſende Pflanzenſchöpfung angehäuft hat.

10. Einwohner.

I. Die Eingebornen ſind von mittlerer Gröſſe, wohlgemacht, und ausnehmend behende, ge-

geſchickt und ſtark. In ihrem Geſicht iſt viel Ausdruck, und ihre Stimme ſanft und weichlich. Sie kennen keine andre Art die Speiſen zuzurichten, als das Röſten. Sie machen unglaublich ſchnell Feuer an, indem ſie dürres Holz gegen einander mehr quirlen als reiben, erhalten es aber dann entweder aus Trägheit, oder aus Mangel an trocknem, dazu ſchicklichem Holze, gewöhnlich brennend, und laſſen ſich ſelten entweder ohne wirklich angezündetes Feuer oder ohne einen angezündeten Feuerbrand ſehen, den ſie von Ort zu Ort, und ſogar in ihre Canote mit ſich nehmen, um ſogleich damit die Fiſche zu röſten.

Ihre Waffen ſind Lanzen, Wurfſpieſſe; Schilde und Schwerter; die letztern von Holz und im Griffe ſchmal. Die Spitzen ihrer Lanzen und Wurfſpieſſe beſtehen aus Gräten, Knochen, Muſcheln, hartem Holz. Wenn ſie ſelbige weit ſchläudern wollen, ſo bedienen ſie ſich eines Wurfſtocks. Sie werfen ſie aber ſehr gewiß und mit unglaublicher Stärke auf 50 Ruthen weit. — Ihre Schilde ſind von Baumrinde.

Ihr einziges ſcharfes und ſchneidendes Inſtrument iſt eine an einem kurzen Stock befeſtigte Muſchel, die ſie gewöhnlich brauchen, um ihre Speere zu ſchärfen, oder Auſtern von den Felſen los zu machen.

Gemeiniglich fehlen den Frauen zwey Glieder an dem kleinen Finger der linken Hand.

Den

Den Männern fehlt häufig der rechte Vorder-Schneidezahn in der obern Kinnlade. Den Knorpel zwiſchen den Naſenlöchern durchbohren ſie, und ſtecken auf eine ſonderbare, ſehr entſtellende Art einen faſt eine Spanne langen Knochen oder ein Stück Holz hindurch, dick genug, um aller Luft den Weg zu verſperren, ſo daß ſie nicht anders, als mit ſchnarrender Reſonanz ſprechen können.

Die Narben auf ihrer Haut ſind von ſehr ſonderbarer Beſchaffenheit. Bisweilen iſt die Haut vom Fleiſche einige Zoll weit aufgetrieben, ſieht aus, als wenn ſie mit Wind gefüllt wäre, und bildet eine runde Fläche von mehr als $\frac{1}{4}$ Zoll im Diameter. Ihre Körper ſind an verſchiednen Theilen auf dieſe Art benarbt, beſonders um die Bruſt und die Arme, und häufig auch an den Hacken. Auch der Kopf bleibt nicht immer verſchont.

An der Küſte machen Fiſche einen beträchtlichen Theil ihrer Nahrung aus. Sie fangen ſie aus dem Sande, wenn ſich die See zurückzieht. Bisweilen fangen ſie viel, bisweilen wenig. Allein der Fang mag glücklich ſeyn oder nicht, ſo wird alles gemeinſchaftlich gekocht und gegeſſen. Nach der Mahlzeit gehen ſie zur Ruhe.

Ihre Angelhaken ſind von dem innern Theile einer Muſchel gemacht, die der Perlmutter ähnlich iſt. Wenn ſie glauben ein Fiſch, der an den Köder angebiſſen, ſey zu ſtark, um mit der Leine ans Land gebracht zu werden, ſo wird das Canot an das Ufer gerudert. Indeß nun ein Mann den Fiſch gemäch-

lich fortzieht, ſteht ein andrer bereit, mit einem Spe= re nach ihm zu werfen, wobey ſie nur ſelten fehlen.

An perſönlicher Tapferkeit und Muth fehlt es ihnen nicht. Als Herr Banks und Solander an der Küſte waren, und die Einwohner ſahen, daß ei= nige Engländer am Ufer fiſchten, ſo hoben ſie eben ſo viele ihrer Landsleute aus, als im Engliſchen Bothe waren, welche an das Waſſer herab marſchirten, und die Fremden zum Gefecht heraus forderten.

Ihre Hütten beſtehen aus einzelnen, ungefähr 11 Fuß langen und 4 bis 6 Fuß breiten Stücken Rin= de, die, ſo wie ſie friſch vom Baume gekommen, in der Mitte gekrümmt und in einem ſpitzen Winkel zu= ſammen geſetzt werden, ſo daß ſie große Aehnlichkeit mit den Kartenhäuſern unſrer Kinder haben.

Sich zu bekleiden haben ſie noch keine Verſuche gemacht, ob ſie gleich bisweilen augenſcheinlich von Kälte und Wetter Unbequemlichkeiten empfinden. Bey einem Platzregen bedecken ſie die Köpfe mit Stücken Baumrinde, und zittern ſehr ſtark. Sie wohnen zum Theil in hohlen Bäumen, kennen keinen Feldbau, keine Kunſt, und bezeugen keine Neugier und keine Verwunderung über Dinge, die ihnen doch äußerſt fremd ſeyn mußten. — Haar und Bart ſind ſchwarz, und erſtere von Natur lang. Sie brennen aber in Ermangelung ſchneidender Werkzeuge beide kurz. Ob ſie gleich völlig unbekleidet gehen, ſo iſt doch ihre Haut ſo ſehr mit Schmutz und Koth bedeckt, daß die Engländer trotz aller Mühe ihre natürliche Farbe nicht unter dieſer Kruſte heraus bringen konn=

ten,

ten, welche ihnen ein ſchwarzes Negeranſehen gibt. — Dennoch putzen ſie ſich, und bemahlen dieſen ſchwarzen Ueberzug noch mit rothen Flecken und weiſſen Streifen.

Ein Zeichen ihrer Freundſchaft geben ſie, wenn ſie beide Hände in die Höhe halten. In ihr Haar hängen die Männer bisweilen Zähne von Hunden und andern Thieren, Scheren von Seekrebſen und verſchiedne kleine Knochen, die ſie mit Gummi darin befeſtigen.

Ihre Körper riechen gemeiniglich ſtark nach Oehl, und die Schwärze ihrer Farbe wird noch durch Schmutz vermehrt.

Brodt und Fleiſch ſchlagen ſie ſelten aus; aber gemeiniglich werfen ſie beides bald nachher weg. Fiſche nehmen ſie immer ſehr begierig an.

Die Einwohner auf Van Diemens Land waren ſo viehiſch dumm, daß kein Geſchenk, von welcher Art es auch war, Eindruck auf ſie machte. Selbſt die eiſernen Werkzeuge, die doch einen unwiderſtehlichen Reitz für faſt alle wilden Völker haben, achteten ſie nicht. Ihre Hütten, die nicht ein Mahl dieſen Nahmen verdienen, beſtehen in zuſammen geſetzten Stöcken mit Baumrinde bedeckt.

Zwey Einwohner der Botany-Bay legten eine merkwürdige Probe ihrer Herzhaftigkeit ab, als ſich eine Cookſche Schaluppe zur Landung anſchickte. Die übrigen entflohen. Sie aber kamen ans Ufer, um es ſtreitig zu machen. Sie hatten große Lanzen in den Händen. Ihre Stimme war rauh

 und

und unangenehm. Man ſuchte ſie durch Schmeicheleyen und Geſchenke zu gewinnen, aber vergebens, und der eine wurde mit Schrot in die Beine geſchoſſen. Er zog ſich zurück. Die Engländer glaubten, er wäre geflohen; aber er kam bald mit einem Schilde wieder, und da jene indeſſen ausgeſtiegen waren, ſo ſchickten er und ſeine Gefährte ihnen noch einige Wurfſpieße zu, und begaben ſich darauf ins Holz, ohne verfolgt zu werden. Alle ihre Bemühungen mit den Einwohnern hier in Bekanntſchaft zu gerathen waren umſonſt. Sie rührten die zurückgelaßnen Geſchenke nicht an, belauſchten die Engländer in den Gehölzen, wenn dieſe jagten, wurden vermuthlich hier die Wirkung ihres Schießgewehrs erſt recht inne, und lernten ſich davor fürchten.

II. Die Engländer. Der größte Theil derſelben beſteht aus Uebelthätern, die faſt alle in England das Leben verwirkt hatten. Die Engliſche menſchenfreundliche Regierung faßte den Entſchluß, ſtatt ſie tödten zu laſſen, ſie lieber in einen Zuſtand zu verſetzen, wo ſie beſſeren Menſchen nicht mehr ſchaden konnten, und doch Gelegenheit hatten, wenn ſie ſonſt wollten, ſich zu beſſern. 1788 wurde der erſte Transport von ihnen hierher nach Jakſonbay, einer andern Bucht gebracht, wo ſie das Land bauen und andre Arbeiten thun müſſen, wenn ſie ihren Unterhalt finden wollen.

Eine Londoner Nachricht vom 24. September 1790 lautet aber alſo: Es fehlt dort an allem, und wenn nicht bald neuer Mundvorrath, Samen

und

und Ackergeräthe ankommen, ſo laufen die Coloniſten Gefahr zu verhungern. Man hat von 20 Morgen urbar gemachtem Lande eine ziemliche Weizenernte gehalten; aber dieſe iſt nicht hinreichend ꝛc. Der Engliſche Gouverneur, nebſt den andern Engliſchen Aufſehern verlangen eben ſo ſehr, als die Uebelthäter ernſtlich wieder nach Europa zurück.

11. Mineralien.

1. Schöne Quaderſteine.
2. Eine ſchlechte Art Sand- oder Feuerſtein.
3. Eiſenhaltige Steine, wie überhaupt die Inſel viele Metalle zu enthalten ſcheint; aber Kalk hat man noch nirgends entdeckt.
4. Guter Thon zu Backſteinen, welcher die beſten Ziegel gibt; wahrſcheinlich auch Porcellanerde.
5. Die Mahlerfarbe Spaniſches Braun wird in großer Menge gefunden.
6. Auf den Moraſtflecken an der Oſtküſte zwiſchen den Manglebäumen erzeugen ſich zuweilen kleine Seen von ſalzigem Waſſer, welches vermuthlich durch unterirrdiſche Wege aus dem Meere in kleinen Vertiefungen zuſammen läuft, oder durch den Sand allmählich durchſintert.

12. Pflanzen.

Der Reichthum an verſchiednen Gattungen von Bäumen und andern Gewächſen, die in Europa unbekannt ſind, iſt ſehr groß. Die Herren Banks und Solander ſammelten daſelbſt in Zeit von wenigen

gen Tagen zwiſchen 3 bis 400 Arten, die vor ihnen kein Kräuterkundiger beſchrieben hat.

1. Mit Holz iſt die ganze Küſte von Neu-Süd-Wallis bedeckt.

2. Der rothe Gummibaum iſt von beträchtlicher Größe, und wächſt ſehr hoch ehe er Zweige treibt. Er iſt an der Küſte von Neu-Süd-Wallis ſehr häufig. Sein Gummi iſt ein kräftiges Heilmittel gegen die Ruhr. Gewöhnlich wird es mit dem Drachenblute verglichen, (ſiehe die Canariſche Inſeln) unterſcheidet ſich aber von demſelben darin, daß es ſich in Waſſer völlig auflöſen läſſet, da hingegen das letztere, weil es mehr harzichter Natur iſt, nur von Weingeiſt aufgelöſet wird. Man kann es entweder durch Abzapfen gewinnen, oder es im troknen Zuſtande aus den Röhren des Holzes nehmen, in die es reichlich vertheilt iſt. Die Blätter des Baumes ſind lang und ſchmal, faſt wie an der Weide. Das Holz iſt ſchwer und feinkörnig. Da es aber ſtark von den Gummiröhren durchſchnitten iſt, ſo zerſplittert es, und wirft ſich ſo ſehr, daß es bald gänzlich unbrauchbar wird, beſonders, wenn man es, aus Noth, friſch und ohne es gehörig getrocknet zu haben, verarbeitet.

3. Das gelbe Gummi iſt ebenfalls in anhaltenden Diarrhöen heilſam, nur nicht ſo kräftig wie jenes. Es iſt ein Harz das ſich im Waſſer nicht gänzlich auflöſen läßt. Im äußern Anſehen hat es viel Aehnlichkeit mit dem Gummi guttae, färbt aber nicht, wie dieſes. Die Pflanze, die es hervor

bringt,

bringt, iſt niedrig und klein, und hat lange gras-artige Blätter; aber die Krone ſchießt auf eine ſonderbare Weiſe aus dem Mittelpuncte der Blätter in einem einzigen Stängel auf, der 12 bis 14 Fuß hoch wächſt. Aus dieſem Stängel, der ſtark und leicht iſt, ſo wie einige von der rothen Art, machen die Eingebornen gewöhnlich ihre Spere. Bisweilen geben ſie dieſen eine ſcharf gemachte Spitze von derſelben Materie, aber doch häufiger eine von Knochen. Das Harz wird gemeiniglich aus dem Boden heraus gegraben, nicht aber von den Bäumen ſelbſt geſammelt.

4. Manglebäume (Rhizophora) bewachſen die flächere, moraſtige Seeküſte auf weite Strecken. Sie ſtehen zerſtreut in geraumer Entfernung.

5. Die Länge des Graſes hindert den Wandrer in dieſem Lande ſehr. In der dürren Jahreszeit iſt nichts leichter, als das trockne Gras, welches Mannslänge erreicht, in Brand zu ſtecken, und dadurch weit und breit die Gegend einzuäſchern.

6. Einer der gewöhnlichſten Bäume iſt der Cajoputibaum (Melaleuca Leucadendra) aus deſſen Blättern man das gewürzhafte Oehl dieſes Nahmens brennt.

7. Das ſchöne Baumgeſchlecht, welches der jüngere Linnē nach ſeinem Erfinder, Bankſia genannt hat, prangt hier mit ſeinen großen gelben Blumen.

8. Die Sinnpflanze (Mimoſa) erſcheint hier in verſchiednen baumartigen Gattungen mit einfachen Blättern.

9. Die

9. Die Kohlpalme (Areca ſapida) und zwey andre Palmarten ſieht man häufig in den Gegenden, die den Meerſtrand angrenzen; zwey derſelben ſind dem nördlichen heiſſern Theile des Landes eigen, die dritte findet man auch gegen Süden in Menge, und ihr Kohl oder eigentlich das Herz, welches den zarten Keim der neuen Blätter und Blüthen enthält, iſt von vortrefflichem Geſchmack.

10. Eine Art ſchlechte, unſchmakhafte Feigen, ein Baum mit einer plattgedruckten Frucht, und noch ein andrer, der purpurfarbne Aepfel trägt; ferner ein wilder Piſang, welcher reiſe Samen in ſeinen Früchten enthält, eine Pflanze, welche mit der Aronswurzel verwandt iſt, zwey Gattungen von Yamswurzeln, eine Art von Faſolenbohnen, eine Art Peterſilie und Portulak, ſind die einzigen zur Noth eßbaren Pflanzen. Doch erfordern auch dieſe eine Zubereitung. Der Apfel z. B. muß einige Tage liegen, ehe er eßbar wird, und die Wurzeln müſſen mehrere Mahle abgeſotten werden, um ihre brennende Schärfe zu verlieren.

11. Noch findet man in den ſandigen Strecken den Pandang, deſſen Frucht der Ananas ähnlich ſiehet, aber kaum genießbar iſt.

13. Thiere.

1. Die Fledermäuſe ſind ſo groß und gröſſer als ein Rebhuhn. Ein Matroſe, der eine erblickte, und

und dem das Schrecken ſie noch vergrößerte, glaubte den Teufel geſehen zu haben.

2. Pelicane gibt es auf Neu-Süd-Wallis in Menge; ſo wie

3. Caſpiſche Seeſchwalben.

4. Der ſchwarze Schwan wird auf den meiſten Seen gefunden. Er iſt ein ſehr ſchöner Vogel, gröſſer als der gemeine Schwan, aber von eben ſo ſchöner Geſtalt. Seine Flügel haben einen weiſſen Rand, und der Schnabel eine rothe Farbe.

5. Die Canguru-Ratzen, zu dem Geſchlecht der Beutelthiere gehörig, ſind ſehr häufig. Sie gehen blos auf den Hinterbeinen, und gleichen darin der Jerbua oder dem mus maſculus. Sie ſpringen ſehr ſchnell auf zwey Beinen über das hohe Gras weg. Ihr Fleiſch iſt nicht ſchmackhaft. Der Beutel an dem weiblichen, worin die Jungen geſäugt werden, ſcheint ſie mit dem Opoſſum verwandt zu machen. Das größte, das man bis jetzt geſchoſſen hat, wog ungefähr 140 Pfund. Es ſind zwey Arten. Die eine wiegt ſelten über 60 Pfund, und hält ſich beſonders in hohen Gegenden auf. Ihr Haar fällt ins Röthliche, und der Kopf iſt kürzer, als an der gröſſern Art. Der Schwanz der Canguru iſt ſehr gros, und ſie gebrauchen ihn als ihre Waffen. Einigen Hunden gaben ſie ſo ſtarke Schläge damit, daß dieſe ſich genöthigt ſahen, vom Verfolgen derſelben abzulaſſen. Eins, noch nicht das

größte,

größte, hielt von der Naſenſpitze bis zum Schwanz-

ende		6 Fuß	1 Zoll.		
Der Schwanz	—	—	2 —	1	—
Der Kopf	—	—	- —	8	—
Die Vorderbeine	—	—	1 —	-	—
Die Hinterbeine	—	—	2 —	8	—

Die mittelſte Zehe an den Hinterfüſſen iſt auffallend lang, ſtark und ſcharf. Sie leben in Heerden von ungefähr 30 bis 40 Stück. Eins ſteht immer von den übrigen entfernt und hält wahrſcheinlich Wache.

6. Die Untiefen und Klippen, die bey weitem den größten Theil von Neu-Holland umringen, und hauptſächlich in der nördlichen Gegend die Schiffahrt äuſſerſt unſicher machen, ſind das Werk kleiner polypenartiger Thierchen. Man erſtaunt über den bewundernswürdigen Zellenbau dieſer weichen, und dem Anſchein nach ſo vergänglichen Geſchöpfe. Aus der unergründlichen Tiefe des Meers, die kein Senkbley erreicht, wachſen Felſenmauern zugleich mit ihren Einwohnern hervor, und breiten ihre Aeſte immer in allerley Richtungen aus, je näher ſie der Meeresfläche kommen. Hier ſchlägt die brandende Woge unaufhörlich an das lockre Wurmgehäuſe, welches gleichwohl ihrer Gewalt widerſteht, und innerhalb ſeiner Grenzen ruhige Häfen bildet. Strecken von mehreren hundert Meilen ſind mit dieſen Corallenriefen umringt; und oft erſtrecken ſie ſich ſo weit ins offne Meer hinein, daß das Auge, ſo

weit

weit es nur reicht, vor denſelben nichts von der Küſte, vom Meere aus erblicken kann. Der beherzteſte Seefahrer erſchrickt bey ihrem überraſchenden Anblick, wenn der herrſchende Seewind ſein Schiff darauf zutreibt, und verzagt, wenn vollends eine gänzliche Windſtille ihn der Willkühr der Wellen preis gibt. Nicht nur die Gattungen der Corallen ſelbſt ſind auf mannigfaltige Art verſchieden, ſondern auf dieſen Bänken lagern ſich auch eine Menge Conchylien von unzähligen Gattungen, und manche andre Arten weicher Gewürme. An den Küſten von Neu-Holland gibt es Auſtern, Miesmuſcheln, große Gienmuſcheln, wovon jede für zwey Mann mehr als hinreichend zur Mahlzeit iſt, Perlmutterſchalen, Haimeerauſtern, Patellen, Seeſterne, Saugeſchwämme, Meduſenköpfe, Seehaſen nebſt allerley anderm Gewürme und Schalenthieren in unglaublicher Menge.

7. Auf den Schlammbänken an der Buſtard-Bay (Trappen-Bay) im 24ten Grade ſüdlicher Breite, liegt es ſo voll von Perlenauſtern, daß eine vortheilhafte Perlenfiſcherey daſelbſt angelegt werden könnte.

8. Das Meer, welches um Neu-Holland einen ſolchen Reichthum von Schnecken und Muſcheln beſitzt, wimmelt auch von allerley Fiſchen, Waſſerinſecten und Amphibien. Es gibt an den dortigen Küſten die ſeltenſten Krabben und Krebſe,

darunter ſich vorzüglich zwey bisher unbekannte Arten, durch ein brennendes Ultramarinblau und einen völlig wie Porcellän weißglänzenden Unterleib auszeichnen.

9. Die Fiſche trifft man in allen Häfen und Buchten im größten Ueberfluß und in beträchtlicher Verſchiedenheit der Gattungen an. Selten that Cook einen Netzzug, ohne von 50, 200 Pfund Fiſche zu fangen. Es gibt deren auſſer den Meeräſchen, Elephantfiſchen (Chimaera Callorinchus), den Rochen, Hayfiſchen, Zungen, Flündern, Seehähnen, Aehrenfiſchen und andern etwas bekannten, auch eine beträchtliche Menge neuer, zuvor noch nie beſchriebner Arten. Dahin gehört unter andern auch ein ſeltſames, kleines Fiſchen, mit ſehr ſtarken Bruſtfloſſen, das ſich zu Zeiten auf dem Trocknen aufhält, woſelbſt es vermuthlich die Ebbe zurückläßt. Weit entfernt, durch dieſe Veränderung des Elements entkräftet zu werden, hüpft es hurtig, wie ein Froſch von einem Steine zum andern, ohne eben die ſtehen gebliebnen Pfützen aufzuſuchen.

10. Unter den Rochenarten iſt der Stachelrochen deßwegen merkwürdig, weil ſein Stachel den Einwohnern von Neu-Holland, an einen hölzernen Schaft befeſtigt, ſtatt des Wurfſpieſſes dient.

11. Auf den Riefen und Bänken, zumahl in der nördlichen Gegend gibt es eine unglaubliche Menge von den beſten grünen Schildkröten (Teſtudo My-

Mydas), zugleich aber auch eine Art Crocodille, die ſowohl die Buchten, als die Mündungen der Flüſſe beſuchen.

12. Am Lande ſieht man eine Menge groſſe und kleine Eidechſen und Schlangen von vielerley Gattungen, worunter einige giftige befindlich ſind.

13. Ein Heer von Inſecten von mannigfaltiger Bildung wohnt in dieſen groſſen Wüſteneyen, wie in den Einöden des heiſſern Africa, und beunruhigt den Wanderer mehr durch ſeine Menge, als durch andre ſchädliche Eigenſchaften. Indeſſen gibt es darunter auch Scorpionen, Scolopendern, Mücken und Ameiſen, deren Stich oder Biß ſehr ſchmerzhaft iſt. Die Ameiſen zeichnen ſich durch ihre Neſter aus, welche bald aus Baumblättern zuſammen geleimt, bald in dem Innern der Aeſte eines gewiſſen Baumes angebracht ſind, deſſen Mark ſie allenthalben heraus zu ſchaffen wiſſen, ſo daß man kein Spitzchen abbrechen kann, wo nicht Ameiſen heraus ſtürzen, und ſich am Störer ihrer Ruhe rächen. Eine dritte Art bewohnt die Wurzel einer Schmarotzerpflanze, die wie unſre Miſtel an Eichen aus Rinde eines dortigen Baumes hervor wächſt. Die erſte dieſer Ameiſen iſt grasgrün; die beiden letztern ſind ſchwarz.

14. Auſſer dieſen bemerkt man noch die Holzämſe (Termes), ein äuſſerſt merkwürdiges Inſect, welches zweyerley Wohnungen, eine an den Aeſten der Bäume, die andre in kegelförmiger Geſtalt,

 oft

oft 6 Schuh hoch, unten an der Erde anlegt, und beide durch einen bedeckten Weg verbindet.

15. Schmetterlinge ſind an einigen Orten ſo häufig, daß Cook einſt in einem Raume von 3 . 4 Morgen Landes auf allen Seiten Millionen in der Luft herum flattern ſah, indeß zu gleicher Zeit die Aeſte und Gewächſe voll davon ſaſſen. Auf den Manglebäumen fand er eine Art von harigen Raupen, die, wenn man ſie berührte, eine Empfindung wie Brenneſſeln verurſachten.

16. Die Claſſe der Vögel iſt nicht minder zahlreich und mannigfaltig.

Es gibt daſelbſt einen ſchönen weiſſen Adler, verſchiedne Falken, groſſe und kleine Papagayen von ausnehmender Schönheit, ſo wohl ſchwarze als weiſſe Cacadu, Tauben, Trappen, Wachteln, Raben, Reiger und Kraniche. Die Tauben fliegen in groſſen Schaaren beyſammen, und unterſcheiden ſich durch einen zierlichen Federbuſch auf dem Kopfe. Die Wachteln und Raben ſind von den Europäiſchen nicht zu unterſcheiden. Die See- und Waſſervögel ſind Möven, Seeraben, Rothgänſe, Tölpel, Meerſchwalben, Brachhühner, wilde Gänſe, Enten, und ungeheuer groſze Pelicane. Auf van Diemens Land wird auch eine Bachſtelze mit himmelblauem Kopf und Halſe angetroffen. Dort ſieht man auch den Neuſeeländiſchen ſchwarzen Auſterleſer, und einen grauen Regenpfeifer mit ſchwarzem Kopf.

14. Merk-

14. Merkwürdigkeiten.

Ob uns gleich Neu-Holland ſchon 174 Jahre bekannt, ſo wiſſen wir dennoch wenig zuverläßiges von ihm. Unſre ganze Kenntniß erſtreckt ſich blos auf ſeine Küſten.

V.

Neu=Guinea.

1. Lage, Figur und Grenzen.

Neu-Guinea beſteht aus drey groſſen Inſeln, welche nordöſtlich über Neu-Holland neben einander, in der Richtung von Nordweſt nach Südoſt liegen. Die mittelſte iſt die gröſte, liegt Neu-Holland am nächſten und zeichnet ſich, wie dieſes, durch einen ſtarken Ausſchnitt in Weſten aus. Die andern beiden ſind ziemlich von gleicher Gröſſe, haben auch ziemlich eine Form des Umriſſes, nur in verſchiedner Lage. Die mittelſte und Neu-Holland liegen nicht weit von einander, und den Zwiſchenraum füllen lauter Inſeln.

Weſtlich ſind die Moluckiſchen Eylande die nächſten. Die nördlichſte kleinere Inſel ſtößt nahe an den Aequator. Die nächſten Inſeln nördlich noch diesſeits des Aequators ſind die Admiralitätsinſeln, jenſeits die Carolinen, und nordöſtlich Neu-Britannien, Neu-Hannover und Neu-Ireland.

2. Nahmen.

1. Den Nahmen Neu-Guinea ſoll es, nach einigen erſt von Jac. le Maire 1616, nach andern

aber von einem ältern Seefahrer erhalten haben, entweder weil die Einwohner die Gegenfüßler von den Eingebohrnen des Africaniſchen Guinea ſind, oder weil ſich unter ihnen eben ſolche ſchwarze kraushärige Menſchen fanden, als die Neger in Guinea.

2. Man nennt es auch die Papus-Länder, von den Eingebornen der nördlichſten Inſel.

3. Unter dem Nahmen der Gold-Inſeln ward es durch den Spaniſchen Admiral Alvar de Saavedra 1528 von Mexico aus entdeckt.

3. Haupteintheilung.

Drey Inſeln.

I. Papua oder Papus-Land, die nördlichſte Inſel.
II. Das eigentliche Neu-Guinea, die mittelſte Inſel.
III. Louiſiade, die ſüdlichſte.

4. Gewäſſer.

Lange Zeit ward Neu-Guinea für ein mit Neu-Britannien ſo wohl, als mit Neu-Holland zuſammenhängendes ungeheuer groſſes Stück feſten Landes gehalten. Zwar vermutheten einige in der Folge, daß Neu-Guinea von Neu-Holland getrennt ſeyn möchte; aber erſt Cook half aus allem Zweifel, indem er 1770 mit ſeinem Schiffe Endeavour (Mühe) zwiſchen durchgefahren iſt: daher nannte er auch die neu entdeckte Meerenge Endeavours-Straße.

5. Ein-

5. Einwohner.

Sie ſind kriegeriſch und widerſetzen ſich den Landungen der Europäer. Schon 1528 führten ſie Schwerter und andre Waffen von Eiſen. Sie ſehen den Kaffern auf Guinea ähnlich. Weil man ſelten auf ihren Inſeln landet, ſo kennt man ſie noch ſehr wenig. Sie ſind ſtark von Körper, lang gewachſen, und glänzend ſchwarz, obſchon ihre Haut holpericht und rauh iſt. Sie haben groſſe Augen, eine eingedrückte Naſe, einen übermäſſig weiten Mund, ſehr dicke Lippen, beſonders die Oberlippe, krauſe und glänzend ſchwarze Haare. Der Character dieſer Wilden ſtimmt auch mit ihrem äuſſerlichen Anſehen überein. Sie lieben den Krieg und ſind tapfer und grauſam gegen ihre Feinde. Ihre Kriegsgefangenen verkaufen ſie an die Einwohner der Banda=Inſeln als Sclaven für 10=20 Thaler den Kopf. — Auf Cooks erſter Fahrt ſtiegen die Engländer unter dem 6ten Grad 15′ Südbreite aus, und wurden erſtlich von drey Einwohnern, dann aber, als ſie das Fahrzeug wieder erreicht hatten, von 60=100 derſelben angefallen. Obgleich die Engländer auf 60 Ruthen weit entfernt waren, ſo ſchoſſen doch jene ihre Wurfſpieſſe noch über ſie hinaus. Das Beſondre war, daß ſie etwas, welches wie ein Stock (der vielleicht hohl war) ausſah, an der Seite hatten, das ſie hin und her bewegten, und aus der Hand warfen, worauf ſogleich Feuer und Rauch zum Vorſchein kam, gerade wie von einem Flintenſchuß,

und auch gleich vergieng. Die Leute auf dem Schiffe hielten es für Flintenfeuer, allein die in der Schaluppe waren zu nah, als daß ſie in dieſem Fall nicht hätten den Knall hören ſollen, der aber nicht erfolgte. Es warfen immer 4 oder 5 zugleich dieſe Feuer. Die Officier lagen Cook ſehr an, mit einem Detaſchement ans Land zu gehen und Cocos zu hohlen, allein er war zu menſchenfreundlich, um Blut zu vergießen, wie ſicher erfolgt ſeyn würde, und ſchlug es ab.

6. Thiere.

Die Holländiſch-Oſtindiſche Compagnie treibt mit den Paradiesvogelhäuten, welche ſie von hier nach Banda hohlen läßt, einen einträglichen Handel. Die Papus ſchneiden dieſem Vogel die Füſſe ab, wenn ſie die Haut bereiten. Daher rührt die von den Holländern aus Gewinnſucht ausgebreitete Fabel, daß der Paradiesvogel keine Füſſe habe, daß er auf zwey langen Borſten ruhe, und ſeine Eyer unter den Flügeln trage, um ſie auszubrüten. Die Häute ſelbſt werden zu Federbüſchen an Turbanen und Helmen, oder zu Pferdebürſten gebraucht.

VI.
Neu-Britannien, Neu-Ireland und Neu-Hannover.

1. Lage.

Sie liegen alle drey zwiſchen dem Aequator und Louiſiade.

2. Nah-

2. Nahmen.

Man hält ſie für die ehemals ſo genannten Salamonsinſeln, welche die Spanier Mendoza und Mendanna von Lima aus 1568 entdeckt und alſo benannt haben. Carteret entdeckte Neu-Hannover, dieſe anſehnliche Inſel, 1767, und benannte dieſe und die andern beiden.

3. Gewäſſer.

1. Die Meerenge, welche Neu-Hannover von Neu-Ireland trennt, nannte Carteret Byronsſtraße.
2. Neu=Ireland ward bis 1767 für einen Theil von Neu-Britannien gehalten; aber Carteret entdeckte 1767 eine Meerenge dazwiſchen, und nannte dieſe Straße St. Georgenscanal. Sie liegt unter dem 5ten Grad Südbreite und 152 Grad 19 Minuten weſtlicher Länge.
3. Vormahls glaubte man auch, daß Neu-Britannien und Neu-Guinea nur Ein Land wären, aber ſchon der Engländer Dampier fuhr 1700 zwiſchen durch, und daher hieß die Meerenge zwiſchen Neu-Britannien und Neu-Guinea die Dampiers-Straße.

4. Einwohner.

Cook fand in dieſen Gegenden an den Einwohnern das Beſondre, daß ihre Haare und Bärte gepudert waren.

5. Merkwürdigkeiten.

1. Neu-Hannover hat ein überaus ſchönes Anſehen, liegt hoch und iſt mit Bäumen bedeckt, unter welchen verſchiedne Plantagen ſind.
2. Die Entdeckung des Georgencanals iſt von Wichtigkeit, und ſeine Paſſage weit kürzer und ſichrer für die, welche von Weſten oder Oſten kommen, als wenn ſie nach Norden zu die Inſeln umführen, zumahl da ſie ſich im Canal auf den umliegenden Eylanden Neu-Ireland, Neu-Hannover, Portland, Sandwich ꝛc. hinlänglich mit Erfriſchungen verſehen können.

VII.

Inſeln der Königinn Charlotte.

1. Lage und Grenzen.

Dieſe Inſelgruppe, welche Carteret 1767 entdeckte, liegt unter dem 10ten Grad 40′ Südbreite und dem 164ſten Grad 49′ Oſtlänge. Sie ſind umgeben nordweſtlich von Louiſiade, ſüdoſtlich von den neuen Hebriden und ſüdlich von Neu-Caledonien.

2. Nahmen.

1. Carteret gab ihnen ihren Nahmen nach der jetzt regierenden Königinn von Großbritannien.
2. Die größte darunter nannte er Egmonts-Inſel.

3. Bewohner.

Auf der Inſel Egmont gerieth Carteret mit den Einwohnern in ein Gefecht, worin ihm widerfuhr, was keinem der übrigen Seefahrer begegnete, er verlor einen Officier und verſchiedne Matroſen.

Die Indianer ſchoſſen mit ihren Pfeilen Plotonsweiſe, wie regulirte Truppen, und unglaublich weit und ſtark. Ein Pfeil drang durch die Breter der Schaluppe und verwundete einen Officier. Sie ſcheuten nicht das Flintenfeuer, obgleich viele von ihnen blieben. Carteret, der nothwendig Waſſer brauchte, ſah ſich genöthigt, mit dem Schiffe ganz nahe an die Küſte zu fahren, und beſtändig Salven aus dem groben und kleinen Geſchütze in das Gehölze geben zu laſſen, um ſeine Leute, die Waſſer einnahmen, zu beſchützen. Man hörte ein Geheul von Sterbenden und Verwundeten in den Wäldern, und doch wurden ſie wieder von Pfeilhagel begrüßt. Dieſe Inſulaner ſind ſtark, völlig nackend und nicht ſo ſchwarz, als die von Guinea. Sie haben einen wolligen Kopf, wie die Neger, und kleinen Bart. Einer, der durch den Kopf geſchoſſen war, und den Arm von einer Kugel zerſchmettert hatte, wurde an Bort genommen. Der Wundarzt hielt ſeine Wunden für tödtlich, weßwegen man ihn wieder in ſeine Pirogue that. Kaum war er wieder darin, als er davon ruderte. Carteret fand auf allen Inſeln bis an den St. Georgscanal die Einwohner an Farbe und im übrigen dieſen Inſulanern gleich.

VIII.

Neu-Caledonien.

1. Lage.

Dieſe Inſel liegt von der ſüdlichen Neuſeelandsinſel weit nordwärts, oſtwärts von Neuholland in einer

einer Entfernung von etwa 230 Deutſchen Meilen, zwiſchen dem 20ſten und 23ſten Grade ſüdlicher Breite und 175-178 Grad weſtlicher Länge von Ferro, gerade in der Mitte zwiſchen den Charlotteninſeln und Neu-Seeland, nahe über dem Wendekreis des Steinbocks. Nordöſtlich liegen ihr die neuen Hebriden. Sie dehnt ſich in ihrer größten Länge, bey einer verhältnißmäßig unbeträchtlichen Breite, von Nordweſten nach Südoſten aus.

2. Nahmen.

Cook entdeckte ſie auf ſeiner zweyten Reiſe 1774 im September, und nannte ſie Neu-Caledonien, weil die Gutherzigkeit ſeiner Bewohner ſo wohl, als die Beſchaffenheit des Landes auf Alt-Caledonien paßt.

3. Gebirge.

Der ziemlich hohe Bergrücken, der die Mitte dieſer Inſel durchziehet, beſteht aus der uralten Felsgattung, welche den übrigen Steinlagen unſrer Erdoberfläche zum Grunde dient. Es iſt hier ein groſſes Quarzgebirge mit ſtarken Lagern von goldfarbigem und röthlichem Glimmer durchzogen, und an einigen Stellen Blöcke von Serpentinfels Hornblende, Talk und Granaten gemiſcht.

4. Boden.

Dieſer und die Producte haben eine auffallende Aehnlichkeit mit Neu-Holland. Bis jetzt iſt nur der nordöſtliche Theil unterſucht, und nur an wenigen Orten zum Anbau geſchickt befunden worden.

5. Pflan-

5. Pflanzen.

Viele zum Theil neue Pflanzen- und Baumarten, z. B. eine neue Art von Grenadille oder Paſſionsblume.

6. Thiere.

1. Große und ſchön gefiederte Hühner, waren die einzigen zahmen Thiere.
2. Gegen ein Paar Zuchtſchweine, die Cook zur Vermehrung der Hausthiere abſetzte, äußerten die Einwohner ſtarken Abſcheu.
3. Das Midasohr, eine entdeckte Conchylie aus den Südländern, braten die Einwohner als eine Delicateſſe am Feuer. Als ſich die Engländer einige der leeren Schalen ausbaten, wurden ſie von ihnen mit großem Gelächter überreicht, da ſie es für ſehr thöricht hielten, die Schale zu verlangen, von welcher das beſte ſchon genoſſen worden.

IX.

Die neuen Hebriden.

1. Lage und Grenzen.

Nordöſtlich von Neu-Caledonien, ſüdöſtlich von den Charlotteninſeln und in Norden von Neu-Seeland. Sie liegen in der Richtung von Norden nach Süden.

2. Nahmen.

1. Bougainville nannte ſie 1768 Archipel des grandes Cyclades.

2. Cook

2. Cook gab ihnen 1774 auf ſeiner zweyten Reiſe, wo er ſie näher unterſuchte, obigen Nahmen, in Beziehung auf die an der weſtlichen Küſte von Schottland befindlichen Hebridiſchen Inſeln.

3. Die vornehmſten ſind Mallicolo, unter dem 17ten Grad Breite und 176ſten Grad Länge, und Tanna unter 20 Grad Breite und 174 Grad Länge.

3. Gewäſſer.

Waſſer ſchien auf Mallicola ſehr ſelten zu ſeyn.

4. Berge.

1. Dieſe waren auf Mallicolo mit Waldungen bedeckt.

2. Auf Ambrym iſt ein feuerſpeyender Berg; auch auf Tanna.

5. Boden.

Das Erdreich auf Malicollo war ergiebig, aber nur hie und da angebaut. Das Ganze ſchien mehr ein großer Wald zu ſeyn. Brodfrucht- und Cocosnußbäume überſchatten das ganze Land, und ſchützen es gegen die Hitze der ſenkrecht fallenden Sonnenſtrahlen eben ſo ſehr, als die Bewohner gegen den Hunger.

6. Einwohner.

Sie waren von ſehr ſchlankem Wuchs; doch fehlte es den Gliedmaßen an Ebenmaß. Arme und Beine waren lang und ſehr dünn; die Farbe ſchwarzbraun, ſchwarz die Haare und wollartig gekräuſelt.

Die

Die Reiſenden lernten ſie als das verſtändigſte Volk kennen, das ihnen noch in der Südſee vorgekommen war. Sie begriffen die Zeichen und Geberden ſo ſchnell und richtig, als ob man ſchon, wer weiß, wie lange, mit ihnen umgegangen wäre.

Wollten ſie ihre Verwunderung über etwas ausdrücken, ſo gaben ſie einen ziſchenden Laut von ſich, wie die Gänſe, wenn ſie böſe gemacht werden. Was ſie ſahen, wünſchten ſie zu beſitzen; doch verdroß ſie nie eine abſchlägliche Antwort. Kleine Spiegel waren ihnen die liebſten Geſchenke.

Ob ſie gleich durchaus nackt gehen, ſo putzen ſie ſich doch. In den Ohren und Naſen tragen ſie Stücken von Holz und Alabaſter. Am Obertheil des Arms tragen ſie, von aufgereiheten, kleinen Stüken ſchwarz und weiſſer Muſcheln, geflochtne Armbänder, die ſo feſt anſchloſſen, daß ſie ſchon in der Kindheit mußten angelegt worden ſeyn, weil man ſie jetzt unmöglich über die Ellenbogen hätte ſtreifen können.

Außer Bogen und Pfeilen haben ſie ſauber gearbeitete Keulen von Caſuarinaholz, gewöhnlich 2½ Fuß lang, am unterſten Ende knotig. Sie hingen ihnen an Stricken von Gras gedreht über der Schulter.

Die Inſulaner auf Tanna ſind vom Mittelſchlag und proportionirlich gebaut; ihre großen ſchwarzen Augen und breiten Naſen geben ihnen ein männliches Anſehen, bey dem aber immer offne Gutmüthigkeit durchſchimmert. Ihre Leibesfarbe iſt beynahe ſo dunkelbraun, als ihr Haar ſchwarz und gekräuſelt.

Den-

Dennoch friſiren ſie das letztere noch. Sie machen ſich nähmlich einige Hundert kleine Zöpfchen, deren eines kaum ſo ſtark als eine Spule einer Taubenfeder iſt, in ihr Haar. Da dieſes nicht über 3, 4 Zoll lang iſt, ſo ſtehen die Zöpfen gemeiniglich wie die Borſten eines Stachelſchweins in die Höhe. Einige binden auch das Haar auf dem Scheitel zuſammen. Faſt durchgehends tragen ſie ein dünnes Stöckchen, etwa 9 Zoll lang, in den Haaren, das die Stelle einer Kratznadel vertritt, weil ſie ſich des Ungeziefers nur mit Mühe von den Köpfen erwehren können.

Die Hütten dieſer Inſulaner ſind eigentlich nur große Dächer, die auf der Erde ruhen, und oberhalb ſchräg zuſammen ſtoßen. An beiden Enden ſind ſie offen. An den größten Hütten betrug die Höhe des Dachs ungefähr 10 Fuß, und die Breite zwiſchen beiden Dachwänden unten am Boden ungefähr eben ſo viel. Die Länge hingegen erſtreckte ſich zuweilen auf 40 Fuß.

Ueberall liefen die Knaben um die Engländer her, theils um ſie ſchießen zu ſehen, theils auch um ſich ihnen durch Kräuterſuchen und andre Liebesdienſte gefällig zu machen. So waren ſie z. B. ſehr geſchäftig, Feigen, wohlſchmeckende Nüſſe ꝛc. vom Catappabaum, ungefähr noch ein Mahl ſo groß als ein Mandelkern, auf grünen Blättern herbey zu bringen, ohne alle Kennzeichen von habſüchtiger Wiedervergeltung. Oft liefen ſie vor den Europäern

her,

her, und lieſſen ihre Geſchicklichkeit in mancherley Kriegsübungen ſehen, den ſie wußten nicht nur mit der Schläuder, ſondern auch mit dem Wurfſpieſſe ſehr gut umzugehen, weil ſie ſich ſchon vom 5ten Jahre an in den Waffen üben.

7. Pflanzen.

1. Vom zähen und ſchönen dunkelbraunen Mahagonyholze machen die Einwohner ihre Bogen.
2. Von Ebenholz machen ſie die Spitze ihrer Pfeile mehrentheils 12 Zoll lang.
3. Mit den Faſern der Cocospalme umwickeln ſie die knöchernen Pfeilſpitzen, die ſie in die Spalten der Röhre ſtecken.
4. Die niederhängenden Aeſte der Manglebäume haben überall wieder Wurzel geſchlagen, ohne ſich vom Mutterſtamm zu trennen, und auf dieſe Weiſe alle Wege verzäunt.
5. Mehrere Arten Feigenbäume ſind anf Tanna. Eine Art trug eben ſolche Früchte, wie bey uns zu Lande, nur daß ſie von auſſen wollicht, wie Pfirſche und inwendig bluthroth, wie Granatäpfel ſind. Man ſah Feigenbäume, die unweit der Wurzel wenigſtens 3 Ellen im Durchmeſſer hielten, und ihre Aeſte wohl 40 Ellen weit nach allen Seiten ausbreiteten.

8. Thiere.

Vortreffliche Tauben nähren ſich auf Tanna von einer Art wilder Muscatnüſſe.

9. Merkwürdigkeiten.

Auf Tanna fand man, was man noch auf keiner Südſeeinſel angetroffen hatte, heiſſe Brunnen. Ein Fahrenheitiſches Thermometer, das im Schiff auf 78 Grad geſtanden hatte, ſtieg in einer dieſer Quellen bis auf 202 Grad.

X.

Freundſchaftliche Inſeln.

1. Lage.

Sie liegen zwiſchen dem Aequator und dem Wendekreis des Steinbocks, nahe am letztern; nordöſtlich von Neu-Seeland; öſtlich von Neu-Caledonien und den neuen Hebriden: ſüdöſtlich von den Prinz Williamsinſeln; ſüdweſtlich von den Schifferinſeln; weſtlich von den Geſellſchaftsinſeln im Südmeere.

2. Zahl.

Man rechnet ihrer auf 150, und darunter 35, die beträchtlich ſind.

3. Clima.

Sie haben eine reine, geſunde, mit Wohlgerüchen erfüllte Luft.

4. Nahmen.

Engliſch heiſſen ſie the Friendly Isles.

5. Abtheilung.

Die vornehmſten ſind von Norden nach Süden.

1. Turtle.

2. Anamooca oder Neu-Rotterdam liegt unter dem 20ſten Grad Breite und 156ſten Grad Länge. Den erſten Nahmen hatte ſie von den Einwohnern, den zweyten von Tasman bekommen, der ſie entdeckte.

3. Tonga-Tabu oder Amſterdam, die größte unter dem 22ſten Grad Breite und 157ſten Grad Länge, oder 177 Grad weſtwärts von London. Tasmann entdeckte ſie, und gab ihr den Nahmen Amſterdam.

4. Ea-Uwhe, Euwi oder Neu-Middelburg, unter 22 Grad Breite und 156 Grad Länge.

5. Pylſtart d. i. Taucher-Inſel, von dem Holländiſchen Capitän Abel Janszen Tasmann, der ſie 1643 entdeckte, ſo wegen der vielen Taucher genannt.

6. Gewäſſer.

Ein Salzſee iſt auf Anamooca.

7. Boden.

Sie ſind alle fruchtbar und vortrefflich angebaut.

8. Einwohner.

Sie ſind ſehr geſchickte, kunſtreiche und fleißige Leute, welche durch angelegte Pflanzungen ihre Inſeln in Gärten verwandelt haben. Sie ſind von ſanftem Character, aber im Handel gewinn-

ſichtig. Einzelne Leute ſind auch diebiſch. Auf der Reiſe 1777 wurde Cooks Schiffsgeſellſchaft zu Anamooca brav beſtohlen. Man band die ertappten Diebe an den Maſt, und züchtigte ſie mit Stricken, allein ohne Wirkung, bis Capitän Clerke den Einfall bekam, den Dieben die Haare abſcheren zu laſſen. Dieſes that dem Diebſtahle auf Ein Mahl Einhalt. Die Engländer wurden hier ehrenvoll und anſtändig aufgenommen; man hielt öffentliche Reden, Ring- und Fechterſpiele. Es ward getanzt und geſungen. Man baxte ſich zur Luſt; nicht allein Männer, ſondern auch Weiber und Mädchen, faſt auf die nähmliche Art, wie in England. Dieſe Zweykämpfe geſchahen in Gegenwart von mehr als 3000 Zuſchauern. Auſſer den muſicaliſchen Inſtrumenten war auch ein Sängerchor gegenwärtig, wobey alle Tänzer zugleich mitſangen. Ihrem Geſange fehlte es gar nicht an einer angenehmen Melodie, und ihre ſämmtlich einander entſprechenden Bewegungen wurden mit ſolcher Kunſt ausgeführt, daß das zahlreiche Chor der Tänzer ſo zu handeln ſchien, als wenn ſie eine einzige groſſe Maſchine wären. Die muſicaliſchen Inſtrumente würdigten ſie keiner Achtung, die Trommel allein ausgenommen, die mit der ihrigen Aehnlichkeit hatte. Gegen die Waldhörner zeigten ſie beſonders ihre Verachtung.

Cook nahm hier zwey Weiber wahr, die von den andern gefüttert wurden. Auf Befragen

erfuhr er, daß ſie todte Leichname gewaſchen hätten, und daher in 5 Monathen keine Speiſe anrühren dürften.

In Tongataboo werden die vornehmſten Perſonen, die man zum Schlafen bringen will, mit beiden Fäuſten auf den Körper, wie auf eine Trommel, gepauckt, und dieſes Pauken wird auch, wenn der Schlaf erfolgt iſt, beſtändig, allein ſanfter, fortgeſetzt.

Alle dieſe Inſulaner haben den ſchrecklichen Gebrauch, ſich einen Finger abzuſchneiden, wenn ſie ſehr krank ſind, weil ſie dadurch glauben, der Gottheit ein Opfer zu bringen, um dafür ihre Geſundheit wieder zu erlangen, daher man die meiſten ſo verſtümmelt ſiehet.

Sie ſind robuſt, dunkelfarbig. Ihre Geſichtzüge drücken das Sanfte und Gute ihres Characters ſehr merklich aus, und man nimmt an ihnen nicht den geringſten Zug von der wilden Unfreundlichkeit wahr, die ſich auf dem Geſichte ſolcher Völker, welche noch in einem Stande der Barbarey leben, zeiget. Ihr Betragen iſt ſo ruhig, ſie ſind ſo ihrer Leidenſchaften Meiſter, und ſo unveränderlich in ihrer Aufführung, daß ſie von Kindheit auf unter der ſtrengſten Zucht gehalten zu werden ſcheinen. Dabey iſt ihnen aber doch ein offnes, frohes Weſen eigen, ob ſie gleich manchmahl im Angeſicht ihrer Obern eine ernſthafte Mine annehmen, die ihnen einen Anſchein

 von

von Fühlloſigkeit, mürriſchem Weſen und Zurückhaltung gibt.

9. Pflanzen.

Viele Cocos- und andre fruchttragende Bäume ſind auf Anamooca in Reihen gepflanzt.

XI.

Baumanns Inſeln.

1. Lage.

Es ſind ihrer eine ganze Menge, welche Roggewein unter dem 12ten Grad Südbreite und 209ten Grad öſtlicher Länge von Ferro (alſo nördlich vom Schiffer-Archipel und ſüdlich von den gefährlichen Inſeln entdeckte.

2. Größe.

Einige derſelben ſind 10, andre 15, und einige 20 (Engliſche?) Meilen im Umfange.

3. Nahmen.

Ihren Nahmen erhielten ſie vom Capitän des Schiffs Tienhoven, welcher Baumann hieß, und ſie eigentlich entdeckte.

4. Boden.

Sie waren mit verſchiednen Fruchtbäumen beſetzt, und trugen Kräuter, Getreide und Wurzeln im Ueberfluß. Der Anblick des Landes war reitzend, indem Hügel und Thäler darin abwechſelten.

5. Einwohner.

Dieſe Inſeln waren wohl bevölkert. Viele Tauſende drängten ſich an das Ufer, die Schiffe zu ſehen. Die Mannsperſonen waren mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, und ſchienen von einem Anführer regiert zu werden. Sie hatten eben die Farbe, wie die Europäer, und waren nur ein wenig mehr von der Sonne verbrannt. Sie waren munter und lebhaft, und begegneten einander mit Höflichkeit; und in ihrer ganzen Aufführung bemerkte man nichts Wildes. Ihre Körper waren nicht bemahlt, ſondern ſie waren von der Mitte des Leibes hinunter mit ſeidnen Franzen in netten Falten recht ſchön bekleidet. Große Hüte beſchützten ihre Geſichter vor der Sonne und Kränze von wohlriechenden Blumen umgaben ihre Hälſe. Roggewein nennt ſie die artigſten und beſtgeſinnten Leute. Sie waren ohne Furcht, und begegneten den Holländern mit großer Leutſeligkeit, und bezeugten eine große Betrübniß bey ihrer Abreiſe.

XII.

Geſellſchafts-Inſeln.

1. Lage.

Weſtlich von den niedrigen Inſeln; ſüdoſtlich von den Salomons-Inſeln; öſtlich von den Freundſchafts-Inſeln.

2. Clima.

Iſt ſanft und heiter; beſonders iſt das Otaheitiſche eines der angenehmſten und geſundeſten, das man kennt. Die Luft iſt ſo rein, daß ſich das Fleiſch, troz der Hitze, zwey, und die Fiſche Einen Tag hielten. Nie wird es ſo heiß, wie in Cayenne und Guinea. Nie bedarf es auch der heftigen Regengüſſe, welche dort 3 = 4 Monathe lang alles durchweichen. Das ganze Jahr durch wechſeln nur Frühling und Herbſt ab. Zu allen Zeiten ſteigen Dünſte aus dem Meer, hängen ſich an die Berge und träufeln im Morgenthau herab. Zu allen Stunden des Tages kühlt der Oſtwind die Ebne, und mildert die Gewalt der Sonnenſtrahlen, und des Nachts bringt eine wohlthätige Landluſt Thau von den Berggipfeln herab.

3. Nahmen.

Von den Engländern Socyety Islands, von Bougainville Archipeldo Bourbon genannt. Cook begreift unter dem Nahmen Geſellſchafts-Inſeln nur folgende ſechs nahe beyſammen und in Geſellſchaft liegende und mit vielen kleinen Inſeln und Corallenriefen umgebnen Inſeln:

A) Huaheine in Nordweſten von Tapoamanao, beſteht aus zwey Halbinſeln.

B) O-Rajeteta (fälſchlich Ulietea) in Weſten der vorigen, bergig, aber grün bewachſen.

C) O-Taha in Norden der vorigen, auch bergig und

und grün, und zugleich mit O-Rajetea von einem und demſelben Corallenriefe umſchloſſen.

D) Borabora (nicht Bolabola) in Nordweſten von O-Taha, ganz von einem Corallenrief umgeben.

E) Tubai in Norden der vorigen, nur von drey Familien bewohnt, aber der Fiſcherey wegen häufig von den Einwohnern der benachbarten Inſeln beſucht.

F) Maurua in Weſtnordweſt der vorigen, klein, ganz von einem Corallenrief umgeben, aber doch bewohnt, ungeachtet ſie faſt ganz aus einem einzigen kegelförmigen Berge beſteht.

4. Eintheilung.

A. O-Taheiti, die größte unter den öſtlichern, liegt im 18ten Grad Südbreite und weſtlicher Länge 151 Grad von Paris an gerechnet. Allem Vermuthen nach iſt es dieſelbe, welche 1606 ſchon der berühmte Quiros entdeckte, und Sagittaria nannte. Neuerlich fand ſie Capitän Samuel Wallis 1767 zuerſt, und nannte ſie Georg III. Inſel. Nachher beſuchte ſie Bougainville, und beſonders Cook auf allen ſeinen drey Reiſen. Sie iſt von Nordweſt nach Südoſt am längſten, nähmlich $13\frac{1}{2}$ Seemeile lang. Ihr Umfang beträgt 41 Seemeilen. Ihre Geſtalt hat mit der Ziffer 8 viel Aehnliches, doch ſo, daß der öſtliche Theil etwas kleiner iſt.

B. Die übrigen kleinern, größtentheils in Weſten.

a) Máatea oder Osnabrück, welche noch in

Oſten von O-Taheiti liegt, beſteht aus einem einzigen hohen Berge.

b) Tedhuroa in Norden von O-Taheiti, niedrig, felſig und unbewohnt.

c) Eimeo oder Yorks-Inſel in Weſten von O-Taheiti.

d) Tapoamanao oder Saunders-Inſeln, in Weſten von Eimeo.

e) Die oben bey den Nahmen von A bis F benannten.

5. Gewäſſer.

Freygebig war auf Otaheiti die Natur mit Bächen, die man in allen Thälern findet, und die, ſo wie ſie ſich der Nähe nähern, ſich in zwey oder drey Canäle theilen, und das flache Land, durch welches ſie laufen, bewäſſern.

6. Berge.

Borabora hat einen ſehr hohen, ſchroffen, oben zweyſpitzigen Berg, welchen Cook den Pic von Borabora nannte.

7. Boden.

Es iſt vielleicht kein Erdraum in der ganzen Welt, der einen reitzenderen Anblick gibt, als der ſüdliche Theil von Otaheiti. Die Hügel ſind hoch und ſteil und an vielen Oertern felſig. Sie ſind aber bis zu ihren Gipfeln ſo ſehr mit Bäumen bedeckt, daß der Zuſchauer kaum umhin kann, zu glauben, daß ſelbſt die Felſen die Eigenſchaften beſitzen, ihre grü-

grünende Kleidung hervor zu bringen. Das flache Land, das an dieſe Hügel, nach der Seeſeite zu, ſtößt, und die dazwiſchen liegenden Thäler ſind mit mannigfaltigen Producten angefüllt, die ſich durch den üppigſten Wachsthum auszeichnen. Beſonders ſind ſie mit Cocosbäumen beſetzt, zwiſchen welchen man die Häuſer der Indianer erblickt, die nur ein Stockwerk haben, und in der Ferne wie lange Scheunen ausſehen.

8. Einwohner.

Sind weiß, zart gebaut, groß und wohl gewachſen Ihre Körper ſind fett und mit einer glatten Haut bekleidet. Die Männer tragen den Bart lang.

Sie zeichnen ſich durch eine gewiſſe Furchtſamkeit, Weichlichkeit und Trägheit aus; doch ſcheint ihnen die Gefahr doppelten Muth wieder zu geben. Der Delphin des Capitän Wallis war wahrſcheinlich das erſte Schiff, welches die Otaheiter jemahls geſehen hatten, dennoch marſchirten ſie ganz beherzt an das Ufer, und griffen es mit einem Regen von Steinen an. Einige Salven aus dem kleinen Gewehr brachten ſie zwar zum Weichen; allein ſie kamen mit verdoppelter Hitze wieder zurück, und verloren nicht eher den Muth, als bis ſie das grobe Geſchütz in ihren Ohren donnern hörten. Auch dann liefen ſie noch nicht in Schrecken davon, ſondern beratſchlagten ſich mit einander, nahmen friedliche Minen an, und bezeigten eine Bereitwilligkeit, die Feindſeligkeiten einzuſtellen. Nach geſchloßnem Frieden

den waren ſie überaus gütig, und verſorgten die Seefahrer mit allen nöthigen Bedürfniſſen.

Ihr Betragen ſcheint eine großmüthige Denkart anzuzeigen; zuweilen ſind ſie aber doch in Beſtrafung ihrer Feinde grauſam. Sie martern ſie mit vieler Ueberlegung. Erſtlich reiſſen ſie ihnen kleine Stükken Fleiſch aus verſchiednen Theilen des Leibes, hernach ſtechen ſie ihnen die Augen aus, ſchneiden ihnen die Naſen ab, und zuletzt öffnen ſie ihnen den Bauch. Dieß geſchieht aber nur bey gewiſſen Gelegenheiten. Sie opfern auch Menſchen.

Sie ſind ungemein heiter und lebhaft, aber auch ſehr zu Diebereyen geneigt.

Ihre Kleidung beſteht in einer Art von Papierzeuge oder Tuch, das aber nicht gewebt, ſondern aus den Rinden des Chineſiſchen Papier-Maulbeerbaums, des Brodfruchtbaums und eines wilden Feigenbaums, durch Maceration, Einweichen und Schlagen mit gekerbten Hölzern gemacht wird. Sie hat keine beſtimmte Form noch Schnitt und eben ſo wenig ſind ein Paar Stücken von ihrem Zeug zuſammen genähet. Sie beſteht in mehreren oft 30-40 Fuß langen Stücken von dieſem Papiertuche, die ſie nach Gutdünken um den Leib wenden, bald als einen kurzen Rock, bald als ein Stückchen Schurz nur vorn herab hängen laſſen, oft auch einen weiten Mantel um ſich ſchlagen, oder wie ein Scapulier über Kopf und Schultern hängen. — Die Vornehmen haben weiſſe Stäbe, zum Unterſcheidungszeichen ihres Standes.

Da

Da dieß Papierzeug kein Waſſer hält, ſo tragen die Otaheiter bey Regenwetter über dieſe Kleider Mäntel von fein geflochtnem Baſt oder Binſen, welche das Waſſer abhalten, und die ſie überaus ſchön und geſchickt zu flechten wiſſen.

Ihre Wohnungen ſind von Rohrſtäben und mit Cocos-Palmenblättern gedeckt und behangen. Sie können leicht abgenommen, und in ihren Iwahahs oder Kähnen transportirt werden. Sie legen ſie durchgängig im Walde an, zwiſchen der See und den Gebirgen, und für jedes Haus wird nur ſo viel Grund von Bäumen frey gemacht, als eben hinreichend iſt, zu verhindern, daß die Tropfen von den Aeſten des zunächſt ſtehenden Baumes das Dach der Wohnung nicht treffen. Aus dem Hauſe tritt daher der Bewohner deſſelben ſogleich in den Schatten, welcher der dickbelaubten Bäume wegen hier ungemein angenehm und kühlend iſt. Dieſe aus Brodfrucht- und Cocosbäumen beſtehenden Haine ſind von allem Geſträuch und Unterholz gänzlich frey. Auf allen Seiten ſieht man Pfade, die von einem Hauſe zum andern gehen. Hiedurch hat die Luft beſtändig einen freyen Durchzug, bleibt geſund, und der Schatten iſt deſto kühler. Da die Häuſer keine Seitenwände haben, ſo genießt man auch in denſelben der freyen Luft, der Wind mag herwehen, wo er will.

Der einzige Putz der Mädchen beſteht darin, daß ſie Jaſminblüten ins Haar ſtecken, daher ſie auch dieſe immer bey ihren Wohnungen pflanzen.

Da

Da Fiſche ihre vornehmſte Nahrung ſind, ſo erlangen ſie bey ihrer Mäßigkeit ein hohes Alter, und ſind beynahe gar nicht krank. Man kennt unter ihnen keine verdorbne Zähne. Sogar der Geruch von Wein oder ſtarkem Getränke iſt ihnen unangenehm. Sie brauchen niemahls weder Toback, noch Gewürze.

Sie ſind ſehr reinlich, baden ſich oft, und eſſen oder trinken niemahls, ohne ſich vorher und nachher zu waſchen, und ſie ſuchen ſo wohl ihre Kleider, als ihren Körper rein zu erhalten.

Um Feuer anzuzünden, nehmen ſie ein Stück dürres Holz, und reiben das Ende deſſelben gegen die breite Seite eines andern Stück Holzes, faſt auf die Art, wie man bey uns die Meiſſel zu wetzen pflegt, und dieſes treiben ſie ſo lange, bis es Feuer gefangen hat. Sie graben hierauf ein Loch von 6, 9 Fuß im Umkreis, und einen halben Fuß tief in die Erde. Den Boden deſſelben belegen ſie mit großen Kieſelſteinen, und zünden darauf mit trocknem Holz, mit Blättern und Hülſen von Cocosnüſſen ein Feuer in demſelben an. So bald die Steine heiß genug ſind, nehmen ſie die Kohlen heraus und kehren die Aſche rund an den Seiten der Höhlung umher. Hier bereiten ſie ihre Brodfrucht. Sie legen ſie zerſchnitten auf die heißen Steine. Dieß macht ſie weich und einiger Maſſen einer gekochten Cartoffel ähnlich. Sie iſt zwar nicht ſo mehlicht, als die gute Art von dieſer Frucht, aber doch beſſer als die Mittelſorten davon.

Flöten

Flöten und Trommeln ſind ihre einzigen Ton-Inſtrumente. Sie blaſen die Flöte durch die Naſe. Sie beſteht aus einem hohlen, fußlangen Bambus mit zwey Löchern. Sie ſingen zu dieſen Inſtrumenten.

Mit der Abenddämmerung gehen ſie ſchlafen, und brennen, wenn ſie Fremde haben, gewiſſe Nachtlichter, die artig eingerichtet ſind. Sie beſitzen kein Metall. Ihre Werkzeuge ſind von Stein, Muſcheln oder Holz. Man muß in der Verfertigung derſelben ihre Geſchicklichkeit bewundern.

Die Inſulaner auf O-Rajetea ſind ſtärker und größer, als die Otaheiter, aber ſo träge, daß ſie ſich nicht von der Stelle bewegen mögen.

Die Einwohner auf Borabora ſind kriegeriſch und das Schrecken der andern Inſeln, davon ſie einige unterjocht haben.

9. Mineralien.

Von ſchwarzem Baſalt machen die Einwohner ihre ſteinernen Aexte.

10. Pflanzen.

1. Der Saame der Zeug-Pflanze wird aus den Bergen gehohlt.
2. Den Ava oder berauſchenden Pfefferbaum, Taumelpfeffer (Piper methyſticum), müſſen die Einwohner, wenn er ſehr jung iſt, mit Brodbaumblättern gegen die Sonne ſchützen. Bis in die Wurzel hinein iſt er berauſchend und betäu-

bend.

bend. Doch haben nur Otaheiter von Stande, oder alte Leute die Sitte, ſich durch den Genuß des edeln Pfeffertranks um die Vernunft zu bringen.

3. Die jungen Brotbäume (Artocarpus communis) entſpringen aus den Wurzeln der alten, die ſich nahe an der Oberfläche des Bodens befinden. Ein Baum wird ſo groß als eine mittelmäßige Eiche. Die Blätter deſſelben ſind oft anderthalb Fuß lang, von länglicher Geſtalt, mit tiefen Krümmungen, wie die Feigenblätter, verſehen, denen ſie an Weſen und Farbe ähnlich ſind, auch wie jene, wenn ſie abgebrochen werden, einen milchähnlichen Saft enthalten. Die Frucht iſt ſo groß, als der Kopf eines Kindes, und beynahe eben ſo geſtaltet; ihre Auſſenſeite iſt meiſtens wie eine Trüffel, netzförmig, die Haut iſt dünn, und die Frucht hat einen Kern, der ungefähr ſo dick iſt, als der Stiel eines kleinen Meſſers. Das Fleiſch, oder der eßbare Theil, liegt zwiſchen der Haut und dem Kern, iſt ſchneeweiß und locker, wie neugebacknes Brodt. Ehe man ſie ißt, muß man ſie röſten, und zu dieſem Ende, in drey bis vier Theile zerſchneiden. Sie hat einen etwas ſüßlichen Geſchmack, ungefähr wie Weizenbrodt mit Cartoffeln vermiſcht.

Auſſer der oben erzählten Zubereitung machen die Otaheiter noch allerhand Gerichte von der Brodtfrucht. Sie ſtampfen ſolche in einem ſteinernen Mörſel zu einem Teig, und feuchten ſie zu dem Ende, nachdem das Gericht lecker ſeyn

ſoll,

ſoll, entweder mit Waſſer oder mit Milch von Cocusnüſſen an. Unter dieſen Teig miſchen ſie zuweilen reife Plantanen, Bananas, oder die gegohrne Brodtfrucht, die ſie Mahie nennen. Die Natur hat mit dieſem Baum für die Otaheiten vortrefflich geſorgt. Er wächſt zwar nicht wild, aber ſeine Pflanzung erfordert ſehr wenig Mühe. Wenn ein Mann in ſeinem Leben nur zehn dergleichen Bäume pflanzet, ſo erfüllt er ſeine Pflicht gegen ſein eigenes und nachfolgendes Geſchlecht eben ſo vollſtändig, als wenn bey uns jemand ſeine Familie mit Korn und Geld verſorgt. Um dieſe Frucht einzuernten, braucht der Otaheiter weiter nichts, als auf die Bäume zu klettern und ſie abzubrechen. Zwar währet die Brodtfrucht nicht das ganze Jahr, ſondern nur 7 Monathe, allein in dieſer Zwiſchenzeit wird nicht nur der Mangel durch Cocusnüſſe und andere Früchte erſetzt, ſondern ſie haben auch ein Mittel erfunden, ſolche auf längere Zeit genießbar zu machen. Und dieſes bewerkſtelligen ſie auf folgende Art. Die Frucht wird kurz vor ihrer völligen Zeitigung abgepflückt, auf Haufen geſchüttet, und mit Blättern wohl zugedeckt. In dieſem Zuſtand gähret ſie, und wird übermäßig und unangenehm ſüß. Alsdann ziehet man den Stiel und Kern heraus, wirft das übrige von der Frucht in ein Loch, das hiezu gemeiniglich in den Häuſern gegraben, und auf dem Boden und an den Seiten mit Gras gefüttert wird; alsdann bedeckt man das Ganze

mit Blättern, und legt ſchwere Steine darauf; in dieſem Zuſtand gähret die Frucht noch ein Mahl, und wird ſauer, alsdann aber hält ſie ſich viele Monathe lang unverändert. Wenn man etwas davon brauchen will, ſo nimmt man, ſo viel als man nöthig hat, aus dem Loche heraus, und macht Kugeln daraus; dieſe umwickelt man mit Blättern, und bäckt ſie; wenn ſie gebacken ſind, kann man ſie fünf bis ſechs Wochen lang aufheben. Man ißt ſie kalt und warm, und die Otaheiter thun nicht leicht eine Mahlzeit, ohne dieſe gegohrne Brodtfrucht dabey zu haben. Die Hauptſache bey der Zubereitung dieſer Eßware kömmt auf die Gährung an; dieſe aber gerathen nicht alle Mahl, und alsdann iſt die ganze Maſſe verloren. Dieſe Arbeit fällt gemeiniglich auf die alten Weiber, und dieſe haben dabey eine Menge abergläubiſcher Gebräuche. Sie erlauben außer den dabey befindlichen Handlangern keinem lebendigen Geſchöpfe etwas, das dazu gehöret, anzurühren, ja ſie laſſen ſogar an den Ort, wo ſie es bereiten, niemand hinkommen.

4. Unter den unzähligen Cocospalmen (Cocos nucifera. L.) gibt es ſehr hochſtämmige, ſchlanke Bäume, welche 60, 80 Fuß gerade hinauf gehen, ganz oben etwa nur einen kleinen Bogen machen, und vom Winde hin und her bewegt werden. Die Einwohner klimmen mit unglaublicher Fertigkeit hinan, indem der ſimple Mechanismus die beiden

Fuß-

Fußſohlen mit einem Baſt oder Strick zuſammen zu halten, die Stelle einer Leiter vertritt.

5. Vom Piſang oder der Paradiesfeige (Muſa paradaſiaca L.) gibt es hier 13 Spielarten, unter denen eine ungemein große in den obern Thälern von Otaheite faſt ohne Cultur wächſt. Ihre Früchte haben im Durchſchnitt 3 und in der Länge 9 Zoll.

6. Die vortreffliche Yamwurzel (Dioſcorea alata. L.) wird 2 - $2\frac{1}{2}$ Schuh lang, und hat ein ſchneeweißes, auch ein pfirſichfarbnes Fleiſch.

7. Das Zuckerrohr wird wegen ſeines ſüßen Safts und zum Zeitvertreib gegeſſen.

8. Das Bambusohr (Arundo Bambos. L.) können ſie bequem zu Angelruthen und verſchiednen andern Werkzeugen ſchneiden.

9. Aus dem Keulenbaume (Caſuarina equiſetifolia) machen ſie die dauerhafteſten und ſchönſten Waffen und Geräthe, unter andern auch die Klöpfel, womit die Maulbeerrinde geſchlagen wird.

10. Der Fabuybaum, wie ihn die Otaheiter nennen (Alcurites triloba), dient zur Verfertigung der Kähne. Er hat der Länge nach ein ſchwammichtes Mark in der Mitte, einen Zoll im Durchſchnitt. Die Otaheiter verwunden auch den Stamm, und erhalten dann eine herausfließende, harzige, dem Ther ähnliche Flüſſigkeit. Die auf dieſem Baume wachſenden öhlichten Nüſſe ſpießen ſie auf einen hölzernen Pflock, und dann vertreten ſie die Stelle der Lichter und Kerzen.

11. Thiere.

In Otaheiti gibt es weder Kröten, noch Schlangen, noch Tauſendfüße. Die Ameiſen, welche noch dazu nur in geringer Anzahl ſind, machen das einzige Ungeziefer aus.

12. Merkwürdigkeiten.

1. Das Einbalſamiren der Leichname. Die Engländer ſahen einen ſchon vier Monathe todten, und dennoch ſo wohl erhaltnen Leichnam, daß er auch nicht den geringſten Geruch von ſich gab. Haare und Nägel waren in ihrem urſprünglichen Zuſtande und hielten feſt an. Alle Gelenke waren noch ganz biegſam. Sie erhalten die Körper dadurch, daß ſie ihnen gleich nach dem Tode die Eingeweide heraus nehmen, und zwar durch den After; die Höhlung wird ſodann mit Zeug durch eben dieſen Weg wieder ausgeſtopft. Wenn ſich die geringſte Feuchtigkeit auf dem Körper zeugt, ſo wird ſie ſorgfältig abgetrocknet. Alle Theile deſſelben werden mit Cocosnuß-Oehl eingerieben. Dieß wird oft wiederhohlt, da ſich denn der Leichnam eine lange Zeit erhält, bis er endlich nach und nach wegſchmilzt.

2. Das Aderlaſſen. Der Chirurgus kommt, wenn er einem Patienten zur Ader laſſen will, mit einem etwas ſcharf geſchnittnen Prügel, haut ihm ſanft über den Kopf, und wenn das Blut genug geronnen hat, verbindet er die Wunde, und wäſcht

ſie

ſie des Tages darauf mit friſchem Waſſer aus, und der Kranke wird gemeiniglich geſund.

XIII.

Sandwich-Inſeln.

1. Lage.

Sie ſtiegen im ſtillen Weltmeer, zwiſchen dem Aequator und Wendekreis des Krebſes, nahe bey dieſem, faſt in der Mitte zwiſchen Aſien und America, doch dem letztern näher, unter 142 Grad der Länge.

2. Zahl.

Es ſind ihrer etwa 17.

a) Atooi, iſt eine der größern.

b) O-Waihi (Owhyhee Engl.), iſt die öſtlichſte und größte.

3. Gebirge.

Zum Theil beſtehen dieſe Inſeln aus ſehr hohen Gebirgen, deren Gipfel mit Schnee bedeckt ſind, und wohl an die 16000, 18000 Fuß über der Meeresfläche empor ſtehen. An den meiſten von ihnen ſind vulcaniſche Verheerungen merkbar.

4. Boden.

So fruchtbar der Boden auch iſt, ſo liegen dennoch große Strecken wüſte, und werden nicht angebaut, weil Ueberfluß genug vorhanden iſt, und ſo zahlreich die Bewohner auch ſind, dennoch weit mehr ernährt werden könnten.

5. Einwohner.

a) Nirgend war man ſo erſtaunt über den Anblick der Schiffe, bey Cook's Erſcheinung, als in Atooi.

b) Die Inſulaner dieſer Inſel zeigten eine gewiſſe Höflichkeit, die die Engländer in Verwunderung ſetzte. Sie baten z. B. um Erlaubniß, ſich auf dem Schiffe niederzuſetzen; fragten an, ob ſie aufs Verdeck ausſpeyen dürften u. ſ. w.

c) Die Inſel Owaihi war auſſerordentlich bevölkert. Sie enthielt ungefähr 150000 Einwohner. Man that hier Cook faſt göttliche Ehre an. Das Volk warf ſich vor ihm aufs Angeſicht, wo er ſich nur zeigte. Die Prieſter brachten ihm Opfer, wickelten ihn in rothem Zeuge ein, wie ſie ihren Götzen zu thun pflegen, und gaben ihm den bey ihnen geheiligten Nahmen Orono. Dieſe Prieſter zeigten ſich durch ihre Tugenden, als die Beſten ihres Volks. Ihr ganzes Betragen gegen die Engländer war unverſtellte Höflichkeit, Menſchenliebe, Freygebigkeit, Uneigennützigkeit, Gaſtfreyheit und Rechtſchaffenheit. Selbſt da die Engländer unabſichtlich ihre Wohnungen verbrannten, (als die übrigen Einwohner durch ihr verändertes gehäſſiges Betragen eine Züchtigung verdient hatten) indeß ſie ſich auf ihre geleiſteten Dienſte und die erhaltne Verſicherung, daß ihnen nichts zu Leide geſchehen ſollte, verlaſſen, und gar nicht an die Rettung ihres

mannig-

mannigfaltigen Eigenthums gedacht hatten, das bey dieſem Unglück alles verloren ging — blieben ſie dennoch den Engländern treu, und thathen ihnen auch nachher mit Lebensgefahr wichtige Dienſte. Die Engländer wurden hier in einem noch nie erhaltnen Ueberfluß mit Lebensmitteln beſchenkt. Die Ankunft des Königs und des Oberprieſters, die auf einer benachbarten Inſel geweſen waren, verurſachte noch eine Vermehrung dieſer Geſchenke.

Nichts ſtörte die Zufriedenheit der Engländer, als der Hang zum Stehlen, der dieſen Inſulanern, ſo wie allen Bewohnern des Südmeers, eigen iſt. Da ſie vortreffliche Schimmer ſind, ſo ſcheuten ſie ſich nicht, im Waſſer unter die Schiffe zu kriechen, um die Nägel heraus zu ziehen, wodurch die Schiffe die äuſſerſte Gefahr liefen. So viel Achtung und Liebe aber auch die Einwohner das erſte Mahl den Engländern erwieſen, ſo ſehr änderte ſich ihr Betragen, da dieſe nach wenigen Tagen wieder dahin zurück kamen.

d) Das Feuergewehr, das noch immer den wilden Völkern aller Welttheile Schrecken eingejagt hat, wurde hier zum Erſtaunen der Engländer gar nicht geachtet.

e) Die Bewohner aller dieſer Inſeln ſind in ihren Sitten und Gebräuchen den Neu-Seeländern weit ähnlicher, als ihren weniger entfernten

Nachbarn von den Societäts- und freundſchaftlichen Inſeln. Vorzüglich bemerkt man dieß an ihrer Sitte, in kleinern Städten und Dörfern zuſammen zu leben, die aus 100-200 Häuſern beſtehen, und ohne Ordnung nahe an einander gebaut ſind. Ein windender Pfad führt durch dieſe Dörfer. Die Figur ihrer Häuſer iſt den Europäiſchen Heuhaufen ähnlich. Die Größe derſelben iſt ſehr verſchieden, von 18 Fuß lang und 12 Fuß breit, bis zu 45 Fuß lang und 24 breit. Die Oeffnung zum Eingang dient zu gleicher Zeit das Licht herein zu laſſen. Sie ſind von Holz, und mit langem Graſe bedeckt. Die Reinlichkeit in denſelben iſt groß, und der Boden mit getroknetem Graſe belegt, worauf ſie ihre Matten ausbreiten, um zu ſitzen oder zu ſchlafen. An einem Ende ſteht eine Art von Bank 3 Fuß hoch, auf welcher ihr Hausgeräthe liegt. Die beſten dieſer Häuſer haben vorne einen Hof, mit zierlichen Palliſaden umgeben, und um denſelben liegen kleinere Häuſer für ihre Bedienten. Auf dieſem Hof eſſen ſie gewöhnlich, und ſitzen den Tag über. In den Hügeln und ſteilen Felſen ſind Löcher gegraben, die zu Zufluchtsörtern beym Anfall eines Feindes dienen.

f) Sie ſtehen mit der Sonne auf, und legen ſich einige Stunden nach deren Untergang ſchlafen. Die Vornehmſten beſchäftigen ſich mit Verfertigung der Canote und Matten, die andern mit

Pflanzen und Fiſchen, da hingegen die Weiber die Verfertigung der Zeuge beſorgen.

g) Ihre Vergnügungen ſind ſehr mannigfaltig. Sie lieben ſehr den Tanz und Geſang, desglei- chen die Ring, und Fechterſpiele, die aber nur bey feyerlichen Gelegenheiten Statt finden, al- lein nicht ſo geſchickt, wie auf den freundſchaft- lichen Inſeln ausgeführt werden. Auch ihre Muſik iſt von einer rauhern Art. Sie haben keine Flöten und überhaupt keine andere Inſtru- mente, als Trommeln von verſchiedner Grösse. Dennoch thun ihre Geſänge, die nach den Stimmen geordnet, und mit ſanften Bewegun- gen des Arms begleitet ſind, eine ſehr angeneh- me Wirkung.

h) Sie ſind groſſe Spieler. Sie haben ein Spiel, das dem Bretſpiel ſehr ähnlich iſt, allein nach der Anzahl der Fächer zu urtheilen, weit ſchwe- rer ſeyn muß. Das Bret iſt 2 Fuß lang und in 238 Fächer abgetheilt, alle Mahl 14 in einer Reihe. Sie bedienen ſich dabey ſchwarzer und weiſſer Steine, die ſie von einem Fach ins an- dre verſetzen. — Ein ander Spiel beſteht da- rin, daß ſie einen Stein unter ein Stück Zeug verbergen, das einer von den Spielenden aus- breitet und hernach ſo zuſammen wickelt, daß der Ort, wo der Stein liegt, ſchwer zu beſtim- men iſt. Der Gegner ſchlägt ſodann mit einem Stock auf den Theil des Zeuges, wo er den

Stein zu ſeyn glaubt. Da nun die Wahrſcheinlichkeit, den Ort zu treffen, ſehr gering iſt, ſo geſchehen deßhalb aller Arten von Wetten. Auch haben ſie Kugelſpiele, wobey die Kugeln glatt geſchliffe Steine in Form kleiner Käſe ſind. Auſſer dieſen und andern Spielen ergetzen ſich die Knaben und Mädchen oft mit Wettlaufen, wobey wieder gewettet wird.

i) Das Schwimmen iſt nicht allein bey ihnen eine nützliche Kunſt, in welcher beide Geſchlechter erfahrner ſind, als irgend ein Volk in der Welt, ſondern auch ein Lieblingsvergnügen dieſer Inſulaner. Sie erwählen gewöhnlich dazu die Zeit, wenn die See ſtürmiſch iſt, und die Wellen ſich an die felſigen Ufer mit dem größten Ungeſtüm brechen, wobey ſie die äuſſerſte Geſchicklichkeit anwenden müſſen, um nicht an die Felſen geſchmettert zu werden.

k) In allen von dieſem Volk verfertigten Dingen ſieht man ſehr viel Nettigkeiten und Erfindung. Ihr Zeug, das dem auf den Societäts-Inſeln ähnlich iſt, zeichnet ſich dennoch durch das ſchöne Färben und die unendliche Mannigfaltigkeit der Figuren aus. Die Farben waren zwar, die rothe ausgenommen, nicht ſehr glänzend, allein die Regelmäßigkeit der Figuren und Streifen in der That bewundernswürdig. — Ihre Matten, womit ſie die Boden ihrer Häuſer belegen, ſind weiß mit rothen Streifen. —

Sie

Sie ſcheinen auch die Lackirkunſt zu verſtehen, denn verſchiedne Geräthe, die ſie verfertigen, ſind mit einem Firniß bedeckt. — Ihre hölzernen Tiſche, Schalen ſind ſo nett gearbeitet und polirt, als ob ſie aus den Werkſtätten Europäiſcher Dresler gekommen wären. Die große Mannigfaltigkeit ihrer Fiſchereygeräthe zeigt auch ihren Erfindungsgeiſt. Ein Theil derſelben ſind von Knochen, andre von Holz, mit Knochen angelegt, und andre von Perlenſchalen gemacht. Ihre Beile waren von einem ſchwarzen, oder auch erdfarbigen Steine, und hatten durch beſtändiges Reiben ihre Schärfe und Politur bekommen.

l) Die Mahlerey iſt ganz die Beſchäftigung der Weiber. Oft nahmen ſie den Engländern die Federn aus den Händen, zu zeigen, daß ſie ſie auch zu gebrauchen wüßten, wobey ſie immer ſagten, daß die ihrigen beſſer wären. Einen Bogen beſchriebenes Papier ſahen ſie für ein Stück Zeug an, und die Zeilen für Streifen.

m) Die Bildhauerarbeit wird von Männern getrieben. Die merkwürdigſten Kunſtwerke dieſer Art, die man ſah, waren die Trinkſchalen der Oberhäupter, von vollkommen runder Form, 8-10 Zoll im Durchmeſſer, und aufs ſchönſte polirt. Gewöhnlich werden ſie von 3 auch 4 kleinen Figuren unterſtützt, welche Menſchen in verſchiednen mannigfaltigen Stellungen bezeichnen.

nen. Bey dieſen wohl proportionirten Figuren ſieht man auch die Muskeln ſorgfältig ausgedrückt.

n) Die Canote dieſer Inſulaner ſind gewöhnlich 24 Fuß lang, und der Boden derſelben von einem einzigen Stück Holz gemacht, deſſen Dicke nicht über $1\frac{1}{2}$ Zoll iſt. Die Seiten ſind nur Einen Zoll dick und 15 = 18 Zoll breit. Sie werden gerudert, und haben ein leichtes dreyeckiges Segel. Das größte, das die Engländer zu Tereboo ſahen, war 70 Fuß lang, 12 breit, und $2\frac{1}{2}$ Fuß tief.

o) Ihre Pflanzungen bewieſen, daß ſie in der Kunſt des Ackerbaues wohl erfahren ſind. Alle Felder haben eine beſtimmte Figur, gewöhnlich iſt es ein gleiches oder längliches Viereck.

p) Menſchenopfer ſind bey ihnen häufiger, als auf allen andern Inſeln der Südſee. Man beobachtet dieſen abſcheulichen Gebrauch nicht allein beym Anfang eines Krieges, ſondern auch, wenn man Schlachten liefern will, und andre große Unternehmungen vor hat. Ueberdem iſt der Tod eines vornehmen Oberhaupts alle Mahl, nachdem ſein Rang iſt, mit einem oder mehr menſchlichen Todesopfern begleitet. Stirbt der König, ſo fällt auf 10 Menſchen dieſes grauſame Loß. Ein Umſtand, der einiger Maßen das Schreckliche dieſes Gebrauchs vermindert, iſt dieſer, daß die unglück-

glücklichen Schlachtopfer auch nicht die geringſte Nachricht oder Vermuthung von ihrem bevorſtehenden Schickſal haben. Diejenigen, die man zum Tode beſtimmt, werden, wo ſie auch ſeyn mögen, mit Keulen überfallen, und ſo in der Geſchwindigkeit erſchlagen.

q) Zu ihren ſonderbaren Gebräuchen gehört auch, daß ſie ſich ihre Vorderzähne ausſchlagen. Man ſieht ſehr wenige von allen Ständen, denen nicht ein oder mehrere Zähne fehlen.

r) Uebrigens ſcheinen ſie mit einem offenherzigen und luſtigen Character begabt zu ſeyn. Mit großem Vergnügen ſah man auch, wie die Mütter die zärtlichſte Sorgfalt für ihre Kinder trugen, und hierin von den Männern auf das angelegentlichſte unterſtützt wurden.

6. Pflanzen.

1. Die niedern Felder ſind ganz mit Taro, einer Südſeeländiſchen Feldfrucht, bepflanzt, und die höher liegenden
2. Mit Zuckerrohr,
3. Plantanen und
4. Süßen Erdäpfeln, die oft 10. 14 Pfund wiegen.

7. Thiere.

1. Alle dieſe Inſeln ſind mit Corallenriefen umgeben.
2. Der carmoſinrothe Baumläufer (Certhia coccinea) iſt auf O-Waihi ſehr häufig. Sein dün-

dünner, ziemlich ſtark gekrümmter, und beynahe Zoll langer Schnabel hat eine ins Gelbliche fallende Fleiſchfarbe. Die Füße ſind von ähnlicher Fleiſchfarbe. Die Farbe der Federn iſt am ganzen Leibe ein brennend Roth, zwiſchen Zinnober und Scharlach, überaus glänzend und ſchön. Der Vogel iſt etwa ſo groß, wie ein Dompfaffe. Die Einwohner der Sandwich-Inſeln verfertigen ihren Putz und verſchiedne Kleidungsſtücke von den Federn dieſes Vogels. Hauptſächlich werden Mäntel damit über und über beſetzt. Das Frauenzimmer aber trägt auch Halsſchnüre, von eines Daumens Dicke, welche gänzlich aus ſolchen Federn beſtehen. Eben ſolcher Schnüre werden bey ihren feyerlichen Tänzen bis auf ſieben um den Kopf gewunden.

8. Merkwürdigkeiten.

Cook's Tod auf Owaihi. Mit einem erhabnern Gegenſtande kann ich wohl die einzelne Beſchreibung dieſer Inſeln nicht beſchließen. Auch iſt Cook's Tod wohl das Merkwürdigſte, was ſich beym zweyten Beſuch der Sandwich-Inſeln ereignete. Er mußte ihn von eben den Einwohnern gewaltſam erleiden, von welchen er zuvor mit einer religiöſen Verehrung empfangen worden war. Er wollte, um ein geſtohlnes Both wieder zu bekommen, den König mit ſeinen zwey Prinzen als Geiſſel nach den Schiffen bringen, und da er dieß nicht durchſetzen konnte, ereignete es ſich von ungefähr, daß durch

das

das Feuern der Canote auf die in Beſchlag genommenen Piroguen, die entfliehen wollten, ein Chef vom erſten Range getödtet wurde. Die Einwohner rüſteten ſich hierauf unverzüglich zum Angriffe, und nachdem ſie das erſte Feuer der Seeſoldaten ausgehalten hatten, fielen ſie mit aller Wuth über dieſelben her, und Capitän Cook, der ſich eben umgekehrt hatte, das Feuer der Canote einzuſtellen, ward rücklings mit einem Dolche durchſtoßen, ſo, daß er aufs Angeſicht in die See fiel. Dieß war das Lebensende des großen Mannes, der vielleicht etwas zu früh für ſeine große Unternehmung, aber nicht für ſeinen großen Ruhm ſtarb.

Er umſchiffte zwey Mahl die Erde, und bezeichnete auf ſeiner dritten und letzten Erdreiſe in der nordiſchen Hemiſphäre nie betretne Pfade; ſo wie er auf der vorletzten dem Südpol weit näher kam, als je es Sterbliche gewagt hatten. Er lehrte vorzüglich den ſtillen Ocean und deſſen Inſeln kennen, von dem man vor ihm nur ſehr unvollkommne Begriffe hatte. Alles Land und Inſeln, welche vorhergehende Seefahrer im Südmeere entweder wirklich geſehen oder zu ſehen geglaubt hatten, wurde von ihm vorzüglich ſorgfältig unterſucht; und ſo fand man hier eine zahlloſe Menge bewohnter Inſeln in dem ungeheuern Erdraum von beynahe 80 Graden der Länge, die, wie wir geſehen haben, in allerhand Entfernungen von einander abgeſondert liegen, oder haufenweiſe gruppirt ſind, und bey Annäherung der Britten gleichſam ihre Exiſtenz erhielten; ſo daß nach Cook's eig-

nen

nen Worten in dieſer Weltgegend wenig mehr zu entdecken übrig iſt. Man wußte zuvor nicht, wie weit der ſtille Ocean nach Weſten reiche, und durch welche Länder er begrenzt werde; Cook aber verfolgte bereits auf ſeiner erſten Reiſe die Küſten dieſes Meers an 2000 Engliſche Meilen, von dem Vorgebirge Hiks bis zu Neu-Holland. Alles, was er hierin nicht völlig erforſchen konnte, wurde auf ſeiner zweyten Reiſe aufgeklärt.

Dieſe zweyte Reiſe des großen Seefahrers, wo er von den berühmten Forſtern, Vater und Sohn (jener jetzt in Halle, dieſer in Mainz) begleitet wurde, war die merkwürdigſte von allen, nicht wegen der entdeckten Länder, ſondern wegen der entdeckten und durchſegelten Meere in ſolchen Gegenden, wo man vorher gewiß Länder vermuthet hatte.

Durch dieſe gefahrvollen Seereiſen erlangte das Menſchengeſchlecht viele Vortheile. Es ſind dadurch viele Träume von vermeintlichen reichen Ländern widerlegt worden. Die Gefahren und Mühſeligkeiten voriger Seereiſen in dieſen Weltgegenden ſind verringert, und viele Beobachtungen geſammelt worden, die künftige Schiffer nun zu Rathe ziehen können, um ihre Schiffe längs felſigen Ufern, durch ſchmale Meerengen, mitten unter gefährlichen Klippen und über reiſſende Ströme ſicher zu führen. Man fand eine Menge neuer Meerbuſen und Hafen, wohin ſich Schiffe retten und erfriſchen können. Auch die Maſſe der menſchlichen Kenntniſſe

iſt

iſt dadurch vermehrt worden, beſonders in Abſicht der Aſtronomie, Geographie Philoſophie und der Naturgeſchichte in allen ihren Theilen. Beſonders hat man zur Kenntniß der Magnetnadel und zur Entdeckung der Regeln ihrer Abweichung einen großen Grund gelegt. Die Botanik wurde mit mehr als 1200 neuen Pflanzungen vermehrt, und auch alle andre Zweige der Naturgeſchichte ſind bereichert worden. Man hat verſchiedne Arten Europäiſcher Thiere und eine Menge Gartengewächſe in dieſe entfernte Weltgegenden verpflanzt. Zu allen dieſen Wohlthaten kommen noch die großen Vortheile des Philoſophen, der den Menſchen ſtudiert, und die Fortſchritte und verſchiednen Stufen des geſelligen Lebens betrachtet. Der Menſch zeigt ſich hier in neuen Geſtalten, und zwar in einem gewiſſen Grade von Ausbildung, der uns ihn ungemein viel werther macht. Man lieſet mit Erſtaunen, wie weit dieſe Inſulaner ihre Induſtrie und Ergötzlichkeiten getrieben haben; die Klagelieder ihrer Weiber, ihre Schauſpiele, ihre Tänze, ihre Wett- und Kampfſpiele, die Reden ihrer Oberhäupter, die Geſänge ihrer Prieſter, die Feyerlichkeiten ihrer religiöſen Ceremonien, ihre Künſte und Manufacturen, ihre ſinnreichen Erfindungen den Mangel an nöthigen Materialien und Maſchinen zu erſetzen, ihre Kleidungen und Schiffsmaſte, ihre Waffen, Fiſchereygeräthe, Zierrathen und Hausgeräthe.

Schiffscapitän King, der Gefährte und Nachfolger Cook's auf der letzten Reiſe, ſchildert deſſen

große Verdienſte in Rückſicht auf Erdbeſchreibung und Schiffahrt meiſterhaft alſo: Vielleicht erhielt nie eine Wiſſenſchaft größern Zuwachs durch die Bemühungen eines einzigen Mannes, als die Geographie durch den Capitän Cook. Auf ſeiner erſten Reiſe nach dem Südmeer entdeckte er die Societäts-Inſeln; ſetzte es außer Zweifel, daß Neuſeeland eine Inſel iſt; entdeckte die Meerenge, welche die beiden Inſeln trennt, und ſeinen Nahmen erhalten hat, und zog von beiden die beſtmöglichſte Erkundigung ein. Hernach unterſuchte er die bisher unbekannte öſtliche Küſte von Neuholland, die ſich auf 27 Grad der Breite, oder über 2000 Engliſche Meilen erſtreckt. Auf ſeiner zweyten Fahrt löſete er das große Problem eines ſüdlichen feſten Landes auf; indem er dieſe Halbkugel zwiſchen den Breiten von 40 und 70 Graden durchſchiffte, ſo, daß keine Möglichkeit von dem Daſeyn eines ſolchen feſten Landes übrig blieb, außer nahe am Pole und der Schiffahrt unerreichbar. Auf dieſer Reiſe entdeckte er Neu-Caledonien, die größte Inſel im ſtillen Ocean, Neuſeeland ausgenommen, ferner die Inſel Georgien, nebſt einer unbekannten Küſte die er Sandwichland nannte, und die das Thule der ſüdlichen Hemiſphäre iſt. Nachdem er zwey Mahl die Meere unter den Wendezirkeln beſucht hatte; ſo beſtimmte er die geographiſchen Lagen der alten Entdeckungen, und machte verſchiedne neue. Allein ſeine letzte Reiſe unterſcheidet ſich von allen übrigen durch den weiten Umfang und durch die Wichtigkeit der Entdeckungen. Außer verſchiednen

nen kleinen Inſeln im ſüdlichen Ocean, entdeckte er gegen Norden der Aequinoctial-Linie die Gruppe der ſo genannten Sandwich-Inſeln, die wegen ihrer Lage und Producte als ein Gegenſtand von Wichtigkeit in dem Syſtem der Europäiſchen Schiffahrt, und weit mehr als irgend eine andre Entdeckung in der Südſee zu betrachten ſind. Er kundſchaftete ſodann alles aus, was bisher von der weſtlichen Küſte von America vom 43 bis zum 70 Grade der nördlichen Breite unbekannt geblieben war, und einen Weltraum von 3500 Engliſchen Meilen darſtellt. Er beſtimmte die Gewißheit der Nachbarſchaft der beiden großen Welttheile Aſien und America; ſegelte durch die Meerenge zwiſchen beiden, und erforſchte die Küſte an jeder Seite bis zu einer ſolchen Höhe der nördlichen Breite, daß dadurch die Unmöglichkeit einer Paſſage nach jener Halbkugel, weder durch einen öſtlichen noch weſtlichen Lauf aus dem Atlantiſchen zum ſtillen Ocean hinreichend bewieſen ward. Kurz, wenn man das Meer von Amur und den Jappaniſchen Archipelagus ausnimmt, die den Europäern noch unvollkommen bekannt ſind, ſo hat er die Hydrographie (Waſſerbeſchreibung) der bewohnbaren Erdkugel vollendet.

Und endlich ſollen denkende Leſer dieſer Geographie auch hören auf welche wiſſenſchaftliche Entdeckungen und Wahrheiten Herr Hofrath Forſter in Mainz den Gewinn der Cookiſchen Reiſen berechnet hat. Er zählt folgende auf:

 1. Daß

1. Daß man ferner das Daſeyn des eingebildeten Südlandes nicht behaupten könne.

2. Daß das Meer um beide Pole gefriere.

3. Daß dieſes von Eis Salztheilchen leer und zum Trinken brauchbar iſt.

4. Daß ſich durch aſtronomiſche Beobachtungen auch zur See die jedesmahlige Länge bis auf einen halben Grad beſtimmen läßt.

5. Daß im Fach der nautiſchen oder Seegeographie alle groſſen Entdeckungen erſchöpft ſind.

6. Daß die ſüdliche Halbkugel mehrentheils mit Waſſer bedeckt, und verhältnißmäßig weit kälter als die nördliche iſt.

7. Daß viele groſſe Inſeln und Felſenbänke im heiſſen Erdſtriche blos das Werk einer Art polypenähnlicher Gewürme ſind.

8. Daß im Weltmeer ein zwiefaches Leuchten, ein electriſches und phosphoriſches, ſtatt findet.

9. Daß die häufige Erſcheinung der Seevögel und des ſchwimmenden Seetangs kein ſicheres Zeichen von nahem Lande iſt.

10. Daß entlegene Inſeln niemahls reich an vielerley vierfüßigen Thieren ſind.

11. Daß die Botanick in den neu entdeckten Ländern mit mehr als 2000 Gewächſen bereichert worden.

12. Daß man bey gehörigen Vorkehrungen auf drey-jährigen Seereiſen nichts vom Scharbocke zu befürchten hat.

13. Daß ſich dem Handel viele neue Ausſichten eröffnen.

14. Daß verſchiedene groſſe und wichtige Länder dem Unternehmungsgeiſte der Europäer die vortheilhafteſten Lagen zu neuen Pflanzſtätten darbieten.

15. Daß durch das ganze Südmeer von der Nachbarſchaft Indiens bis gegen Peru und Mexico hinüber auf weit entfernten und vereinzelten Inſeln ein Volk angetroffen wird, das in Geſtalt, Sprache und Ueberlieferungsbegriffen durchgehends übereinſtimmt, obgleich in Culturverfaſſung und Sitten verſchieden iſt.

16. Daß ſich ein andrer von jenen verſchiedner Stamm nicht ſo weit von Indien durch einige andre Inſelgruppen verbreitet hat.

17. Daß man in Abſicht der Bevölkerungsgeſchichte der Erde ſchwerlich auf zuverläſſigere Data rechnen kann, als man bereits beſitzt.

18. Daß die Natur des Menſchen zwar climatiſch verſchieden, aber doch in Abſicht ihrer Organiſation und ihrer Triebe ſpecifiſch dieſelbe iſt.

19. Daß es kein Volk ohne Sprache, keine Sprache ohne Vernunft, und keinen blos thieriſchen Stand der Natur gebe.

20. Daß eine völlige Gleichheit unter den Menſchen nirgend exiſtire, und ſittlich unmöglich ſey.

Und der groſſe, einzige Mann der dieß alles leiſtete, wodurch ward und konnte er es ſeyn? Der verſtändige Jüngling höre, wie ihn Capitän King characteriſirt:

Die frühſten Uebungen und Gewöhnungen ſeines Lebens, die ganze Reihe ſeiner Dienſte, und die beſtändige Application ſeines Geiſtes, alles vereinigte ſich ihn dazu zu bilden, und verſchaffte ihm einen Grad von Einſichten und Kenntniſſen in ſeinem Fach, welcher nur ſehr wenigen zu Theil werden kann.

Seine Leibesbeſchaffenheit war ſtark, gewöhnt zur Arbeit, und fähig die härteſten Beſchwerden zu ertragen. Sein Magen ertrug ohne Beſchwerde die allergröbſte und undankbarſte Nahrung. Mäſſigkeit war bey ihm in der That keine Tugend; ſo gros war die Gleichgültigkeit, mit welcher er ſich ieder Art von Selbſtverleugnung unterwarf. Die Eigenſchaften ſeines Geiſtes waren von derſelben männlichen Kraft und muthvollen Art, wie die ſeines Körpers; ſein Verſtand war ſtark und ſcharfſinnig. Seine Beurtheilungskraft in allem, was irgend ſeinen Beruf betraf, ſchnell und ſicher. Seine Entwürfe waren kühn und männlich, und trugen beides in der Anlage und in der Art der Ausführung, das Gepräge eines groſſen Original-Genies. Sein Muth war kalt und entſchloſſen, und mit einer bewunderns würdigen

digen Gegenwart des Geiſtes im Augenblick der Gefahr verknüpft. Seine Sitten waren ſchlicht und ohne Affectation. Sein Temperament hätte vielleicht als zu auffahrend und hitzig Tadel verdient; wär' es nicht durch die wohlwollendeſte und menſchlichſte Gemüthsart entwaffnet worden. Dieß iſt der Umriß von Capitän Cook's Character, der unterſcheidenſte Zug deſſelben aber war jene unnachlaſſende Beharrlichkeit in der Verfolgung ſeines Gegenſtandes, die ihn nicht nur über alle Gefahren und Beſchwerden, ſondern ſogar über das Bedürfniß gewöhnlicher Erhohlung hinweg ſetzte. Während den langen und ermüdend langweiligen Reiſen in denen er begriffen war, ließ ſein Eifer und ſeine Thätigkeit nie im allergeringſten nach. Keine gelegentliche Verſuchung konnte ihn je einen Augenblick zurückhalten, ſelbſt die Zwiſchenzeiten von Erhohlung, die zuweilen unvermeidlich waren, und denen wir mit einer Sehnſucht, die jeder der die Beſchwerlichkeiten des Dienſtes erfahren hat, entſchuldigen wird, entgegen ſahen, trug er mit einer gewiſſen Ungeduld, ſo oft er ſie nicht dazu anwenden konnte, ſich zugleich mit dem Nöthigen zu deſto wirkſamerer Ausführung ſeiner Entwürfe zu verſorgen.

Von Auſtralien überhaupt.

1. Lage.

Alle unter dieſem Nahmen zuſammenbegriffnen Erdſtriche ſind mehr oder minder groſſe Inſeln, die

faſt alle auf der ſüdlichen Hälfte der Erdkugel, unterhalb des Aequators im Südmeere und jenſeits der drey mittägigen Enden der früher bekannten Erdtheile Aſia, Africa und America d. i. jenſeits des Vorgebirgs der guten Hofnung, der Moluckiſchen Inſeln, und des Feuerlandes zerſtreut liegen. Ein anſehnlicher Theil derſelben liegt in der heiſſen Zone von einem Wendekreis bis zum andern; die übrigen aber erſtrecken ſich bis an das ſüdliche Ende der heutigen Erdkunde, das iſt, bis zum 48ten und 60ten Grade Südbreite. Zum fünften Welttheil gehören alſo nun alle Inſeln, welche oſtwärts der Inſel Java, oder, welches einerley iſt, von den Molukken und Philippinen an, theils in der ganzen heiſſen Zone rings um die Erde herum, theils in der gemäßigten Süd-Zone ſeit dem Jahre 1500 entdeckt worden ſind, oder noch entdeckt werden: nur diejenigen Inſeln ausgenommen, welche zum feſten Lande gerechnet zu werden pflegen, oder, wegen ihrer nahen Lage beym feſten Lande, gerechnet werden müſſen.

2. Clima.

Es iſt auf der ganzen, neuen, ſüdlichen Inſelwelt milde, zum Theil auch heiß, nur in Neu-Seeland iſt die Witterung rauher, als in den andern Inſeln.

3. Nahmen.

Auſtralien heißt auch die Südwelt, die Inſelwelt, der große Erd-Archipel, Polyneſien, weil

weil es nicht aus einem zuſammenhängenden Stücke feſten Landes, ſondern aus zerſtreuten, viel größern und kleinern Inſeln beſteht.

Südindien dürfte wohl der zweydeutigſte, folglich unſchicklichſte Nahmen ſeyn, weil ſchon ein Theil des eigentlichen Indiens ſo heißt.

4. Haupteintheilung.

Erſtlich: De Broſſe theilte es in drey Theile

I. Auſtral-Aſien im Indianiſchen Meere, in Süden von Aſien.

II. Magellanica im ſogenannten Nordmeere von der ſüdlichen Spitze des feſten Landes von America an, mit Inbegriff alles deſſen, was ſich bis zum Süden von Africa noch weiter hin befinden könnte — wozu alſo auch noch das Feuerland gerechnet würde.

III. Polyneſien. Alle die vielen Inſeln, welche in dem großen, ſo genannten ſtillen Meere liegen.

Zweytens: Andre theilen ſie ſo ein. Sie liegen

I. entweder im heiſſen, oder

II. gemäßigten Erdſtrich. Jene werden wieder in

1) hohe, und

2) flache eingetheilt. Zu jenen gehören Otaheite und alle Societäts-Inſeln.

Drittens und am beſten: Gatterer theilt es in

I. Ober-Auſtralien. Dazu gehören die Inſeln, welche auf der obern oder Europäiſchen Halbkugel in Süden und Südweſten von Africa und Aſien liegen.

A) Inſeln in Süden von Africa und Aſien. Sie liegen zwiſchen dem Wendekreis des Steinbocks und dem ſüdlichen Polarkreis, ſind wenig bekannt, und noch von geringer Bedeutung.

B) In Südoſten von Aſien. Sie liegen theils

a) zwiſchen dem Aequator und dem Wendekreis des Steinbocks. Dahin gehören z. B. Neu-Hannover, Neu-Irreland, Neu-Britannien und Neu-Guinea.

b) Auf beiden Seiten des Wendekreiſes des Steinbocks oder Neu-Holland.

II. Unter-Auſtralien. Begreift die Inſeln, welche auf der untern oder Americaniſchen Halbkugel, im großen Ocean, oder im ſo genannten Südmeer zwiſchen dem Wendekreis des Krebſes und dem ſüdlichen Polarkreiſe liegen.

A) Inſeln zwiſchen dem Wendekreis des Krebſes

und

und dem Aequator, vornehmlich die Sand-wich-Inſeln.

B) Zwiſchen dem Aequator und Wendekreis des Steinbocks, die Charlotten-Inſeln, Neue Hebriden, Neu-Caledonien, die freundſchaftlichen Geſellſchafts-Inſeln und mehrere andre.

C) Zwiſchen dem Wendekreis des Steinbocks und dem Polarkreis.

a) Inſeln in Südweſten oder Neu-See-land.

b) Inſeln in Norden gegen den Wendekreis hin, z. B. die Oſter-Inſel.

c) Noch Inſeln in Südoſten.

5. Gewäſſer.

Die Südſee oder das ſtille Meer, richtiger aber wohl, der große Ocean genannt (ſiehe von der Erdkugel überhaupt) welche dieſe Inſelwelt zer-ſtreut auf ihrem Rücken trägt, wird gegen Oſten durch die Weſtküſte von America, gegen Weſten durch die Inſeln von Japan, durch die Ladronen, Philip-pinen und durch die von Cook 1770. zuerſt ent-deckte Oſtküſte von Neu-Holland (Südwallis ge-nannt) — und gegen Süden und Norden nach bei-den Polen zu, durch Felder und Berge von ewigem

Eis begrenzt, welche Cook ebenfalls unter dem 71°
der Süd- und Nordbreite fand.

6. Berge.

Man nimmt an, daß viele dieſer Inſeln ſelbſt hervorragende Berge eines verſunknen, ungeheuer großes Stückes von feſtem Landes ſeyen. Mit größrer Wahrſcheinlichkeit ſind einige derſelben durch Feuersgewalt in den Abgrund hinab geſtoßen, andre dagegen aus dem Boden des Meers vulcaniſch empor gehoben; wobey man dennoch nicht die Corallenthiere aus der Acht laſſen darf, welche durch ihre vom Grunde des Meers bis über deſſen Oberfläche in dieſen Gegenden ſo häufig aufgethürmten Baue, ebenfalls vielen Antheil am Daſeyn dieſer Eilande haben können.

7. Einwohner.

Woher Auſtralien, beſonders Unter-Auſtralien d. i. das Gewimmel von unzähligen Inſeln im ſo genannten ſtillen Meere, ſeine Bewohner erhalten habe, iſt oft gefragt und auf ſehr verſchiedne Art beantwortet worden. Die wahrſcheinlichſte Antwort gibt wohl der ältere Herr Forſter, welcher glaubt, daß Auſtralien vom ſüdlichen Aſien aus nach und nach bevölkert worden ſey. Auch führt Uebereinſtimmung in Farbe und Geſtalt des Körpers und in der Lebensweiſe und Verfaſſung, hauptſächlich aber Sprachähnlichkeit auf dieſe Meinung. In Anſehung der Körperfarbe kann man ſie eintheilen in Nichtſchwarze und Schwarze.

I. Nicht-

I. Nichtſchwarze Auſtralier. Ihre Farbe ſteigt vom Gelbweiſen bis zum Schwarzbraunen und Räuchrichten. Wenn man Neu-Seeland und die Oſter-Inſeln ausnimmt, ſo liegen alle Inſeln, welche von Nichtſchwarzen bewohnt werden in der heiſſen Zone. Dahin gehören z. B. die Bewohner der freundſchaftlichen Inſeln, die Neu Seeländer, die Bewohner der Sandwich- und Societäts-Inſeln, und der Oſter-Inſeln ꝛc. Zu den

II. Schwarzen Auſtraliern, die theils wahre Neger, theils negerähnlich ſind, gehören vornähmlich die Neu-Holländer, Neu-Guineer und Papuer, Neu-Irländer und Britannier, die Bewohner der Charlotten-Inſeln, der neuen Hebriden und die Neu-Caledonier.

1. Was die Braſilianer mit den Maniokwurzeln vornehmen, dazu brauchen die Südſee-Bewohner die Wurzel einer Pfefferart (piper latifolium). Sie heißt in der Landesſprache, ſo wie der daraus berettete Trank Kava. Auf Cook's letzter Reiſe faßten doch einige ſeiner Leute ein Herz, und tranken von dieſem Saft. Sie wurden aber davon berauſcht, oder vielmehr ſinnlos und betäubt. Die Vornehmern bringen den ganzen Morgen mit Kavatrinken zu, verziehen zwar bey jedem Schluck das Geſicht, wie bey etwas Widerlichem, und werden hinterdrein mit einem Schauer befallen — aber

aber durch die Gewohnheit hat das Getränk für ſie das Betäubende verloren.

2. Auf einigen Inſeln muß die Frau bey den Spaziergängen des Mannes den Bündel ſchleppen.

3. Ein ſeltnes Beyſpiel, das wenig ſeines Gleichen auf Erden hat, iſt daß die Einwohner vieler dieſer Inſeln keinen Haß gegen Fremde haben.

4. Die ſämtlichen Bewohner Auſtraliens mögen ſich etwa auf anderthalb Millionen belaufen.

5. Die meiſten unter ihnen begnügen ſich an von ſelbſt wachſenden Pflanzen, Wurzeln, Beeren und Baumfrüchten, ohne das Land zu bauen. Auch gehen die meiſten faſt ganz nackend.

8. Merkwürdigkeiten.

Gonneville, der Befehlshaber eines Franzöſiſchen Schiffes auf der Reiſe nach Oſtindien im Jahre 1503, war aller Wahrſcheinlichkeit nach der erſte Europäer, von welchem Auſtralien (als die damahlige Terra auſtralis incognita) beſucht wurde, indem er durch einen Sturm dahin getrieben wurde.

Regi-

Regiſter.

A.

Abende 89
Abiponer 609 619
Acacien 230
Acadien 272
Acarus americanus 476
Acer ſacharinum 467
Achaguas 494
Ackerbau 360
Adayes, Rio de los 366
Aderlaſſen 804
Adler, weißgeſchwänzte, braune 477
Adler, eine Münze 269
Adler, halbe 269
Adlerkampf 221
Adriatiſches Meer 4
Augaiſches Meer 5
Aguilar, Martin d' 403 425
Aegypten 33
Aehrenfiſche 770
Aepfel 101 140
Aeſchynomene grandiflora 22
Affen 573
Africa 1 143
Africaner 411
Agami 678
Agave-Aloe 413
Aiſſuaris 566
Aitaner 370 371
Akanſaer 370
Azarchon, Fernando 404
Alaska 300

Alaſchka 308
Alatamaha 154
Alaun 460 633
Albany 221
Albemarle 176
Albemarle-Sound 164
Albino 175
Aleurites triloba 803
Alcyonien 151
Aldermann Jones-Sound 298
Alexander VI 667
Alexander, Wilhelm 272
Algarowa 603
Alt-Mexico 407
Alleghaneyfluß 173
Alleghaneygebirge 174
Allerheiligenbay 580
Alleghaneys 185 195
Alliganiſchen Gebirge 437
Alligator 720
Allſpice 43
Aloe 29 72 138
Aloe perfoliata vera. L. 72
Aloe, Americaniſche 413
Aloe, Agave 413
Alpaka 718
Alvorado 415
Amazonenfluß 560 579 592 668
Amazonenland 578
Amazoniſcher Buſen 7
Amazonenſteine 578
Ambrym 782

Ambra 11 18
Ameiſen, weiſſe 554 555
Ameiſen 105 145 804
Ameiſen, braune 556
America 125 130 298 684
Americo Veſpucci 581 659 687
Americaniſch-Europäer-Land 130
Americaner, Europäiſche 458
Americaner 696
Amethyſten 496
Amiant 199
Amomum zingiber. L. 537
Amorpha fruticoſa 159
Amſterdam 135 787
Amyris ſilvatica 19
Ananas 23 40 100 115 139 496 572 717
Anacardium occidentale 44 528
Anacardie, Weſtindiſche 142
Anamooca 787 788
Anbau 202
Andes 593 625
Anderſon 301
Anderſon-Eiland 301
Andiſches Gebirge 393 409
Andras 565
Anona 142
Anona ſquaroſa. L. 532
Anona muricata 142 531
Anſon, Admiral 641
Anſchiold, Friedrich 294
Anta 652
Anticoſti 277
Antego 89
Antigua 88 118 137 138 139
Antigoa 89
Antillen 8 29 48 67 68 116
Antillen, kleine 60 126
Antillen, große 58 126
Antilliſcher Buſen 6 58
Antilliſche Caſſia 138
Antilliſche Inſeln 151
Antillenkette 59
Aouraous 548
Apalachen 165 258 332
Apalachiten 365
Apalachicola 384 385
Apalachiſche Gebirge 159 174 437
Apalichocola 154
Apatſchen 394 490
Apfelſinen 100
Apoſtolos, Rio grande de los 392
April 164
Aquilar, Puento d' 58
Ara 792
Arauker 628 634
Arbuſen 115 140
Archipel, Weſtindiſcher 5
Archipel, Americaniſcher 125

Archipel de Bourbon 792
Archipel des grandes Cyclades 781
Areca oleracea 24 43 137 713
Areca-Palme 386 713
Areca-Palme, kohltragende 137 156
Areca ſapida 766
Arkanſas 366
Arnheim 754
Aron 73 140
Arum L. 73
Arumwurzeln 92 101
Arundo bambos L. 803
Artocarpus communis 800
Arzneikräuter 160
Arnold 244
Aſſinibul-Fl. 328
Aſſini Boils 425
Aſowſches Meer 5
Aſtronomie 517
Atlasgebirge 3
Atooi 805
Augen der Pflanzen 99
Augenkrankheit 114
Auguſt 2 33 43 113
Ausdünſtungen 108
Ausſchläge, frieſelartige 114
Ausſchlag 89
Auſtern 219 225 279 480 769
Auſternſumpf 382
Auſter-Eiland 219
Auſtralien 823 bis 830
Auſtralier 829
Auſtral-Aſien 825
Avocado-Birnen 100 140 526
Axt-Brecher 605
Azoren 7

B

Baaboa 93
Bacoven 141
Baffin 293 297
Baffinsbay 293
Baffinsſtraße 294
Bahama-Straße 15
Bahama-Inſeln 15
Bahamiſche Inſeln 135
Bahama-Canal 384
Bahia ſin Fondo 625
Bahia de todos los Santos 580
Bajuco 572
Baltimore 184 185 187 190
Ballaſt 138
Balſas 404
Banior 95
Bambusrohr 803
Bananen 44 92 141 533
Bandſchnecke, blaue 144
Bango, Katſcho 565
Banks 763
Bank, grüne 279
Bankſia 765
Barbascowurzel 575
Barlovento-Inſeln 118
Barbadoes 68 85

Barbados 67 118 132 138
Barren 291 388
Barthelemy 113 118 131 132 135 137 138
Bär des Eismeeres 295
Bären 192 351 352 353 402 472
Bärenfelle 310
Bärenhügel 322
Bärenjagd 352 382
Baſſe-Terre 84 86
Baſalt 799
Batatten 44 92 73 115 140 572 715
Bauholz 251
Baum, berauſchender 78 140
Baum Mahaghony 19 115 132
Bäume 289
Baumann 790
Baumanns-Inſeln 790
Baummarder 475
Baumläufer, karmoſinrothe 813
Baumwolle 18 40 43 52 62 72 76 87 104 112 115 139 143 156 572 587 717
Baumwolle, Nankin- 139
Baumwollen-Plantage 50
Baumwollenſtaude 22 348 522 534
Bayen 273 293 737
Bay, grundloſe 625
Bay Carpentaria 725
Bay von Darien 487
Bay von Plaiſance 277
Bay Providence 300
Beeren 347
Bediente, weiſſe 70
Behrens 735
Beluga 296
Beobachtungen, aſtr. 820
Berauſchender Baum 78 140
Berbice 510
Berbereisſtrauch 251
Bergadler 220
Berge, feuerſpeyende 563
Berge, blaue 216
Berg, rothe 334
Berge, glänzende 393 442
Berge, Spaniſche 86
Bergbau 131
Bergcryſtalle 317 460 362
Bergkette 111
Bergamottbaum 73
Bergamottenöhl 73
Bergwerke 602
Bering 311
Bermuden 7 120 126 137 139
Bermudez, Juan 120
Beſatzung, Engliſche 76
Beſitzungen, Franzöſiſche 52 130
— — Engliſche 130
Betten 128

Be-

Betula lenta 463
Beutelthier 210
Biber 245 351
Biberbaum 263
Biberfell 365
Biberſtraße 224
Bienen 192 574
Biene, Europäiſche 271
Bienenjagd 270
Bildhauerarbeit 811
Bimsſtein 748
Birke, zähe 463
Binſen 208
Birnbäume 109
Biſcayſches Meer 4
Biſonochſe 387 480
Bitterholzbaum 523
Bitterſtein 744
Blakbards Feigenbaum 20
Blaſt 71
Blatta americana 147
Blätter 19
Blaue Band 45
Blaue Bandſchnecke 144
Blaue Gebirge 35 164 216 257 438
Bley 159 459 460
Bley-Erz 318
Bleymine 176
Blutland 173
Bocas, Fl. 579
Bocken 512
Boerhavie 20 137
Bohnen, große 92
Bohnen, Chineſiſche 155
Bohrſtöhe 146
Bonne Fortune 291
Borabora 792 794
Boſton 234 243 248
Botanik 820
Botany Bay 755
Botaniſcher Garten 82
Boucaniers 55
Boucaniren 55
Bougainville 659 781 795
Bourbon 425
Bourbon, See 332
Bourbon, Fl. 328
Bouffouli 673
Brachfelder 333
Branntwein 97
Branntwein aus Zucker 99
Braſilien 30 45 576 667
Braſilianer 583
Braſilianiſche Ureinwohner 582
Braſilienholz 18 45 142 578
Braune Ameiſen 556
Braunfiſch 11
Bravo 392
Breyapfel 25 138
Breſilholz 578
Brennholz 100
Bridge Towen 68
Brimſtone hill 111
Britten 247 259 275
Britannia magna 282
Brittiſches Nordam. 423

Brittiſcher Canal 4
Brittiſche Windward Inſeln 85
Bromelia ananas 23
de Broſſe 825
Brot 100
Brotbäume 800
Brotfrucht 800
Brüllaffe 676
Brücke, Canadiſche 362
Brüder, Mähriſche 520
Brüder, vereinigte 284
Brunnen, heiſſe 786
Buchen 170
Buchaneers 8
Bucht von Campeche 408
Buchten 90
Bucoarelli 300
Buccinum Tritonis 746
Buckaneers 55
Buffalo lake 321
Büffelſee 321
Buenos-Ayres 623
Bürgaumuſchel 150
Burke 154
Burſche, Schottiſche 94
Buſen 273
Buſen, Antilliſcher 6 58
Buſen von Panama 488
Buſen, Californiſcher 393
Buſen, Mexicaniſcher 6 393
Buſchneger 518
Buſtard-Bay 769
Butter 227
Button 315
Button, Thomas 291
Buttonsbay 315 316
Buzzard 161 482 588
Bylot 293 297
Byron 657 660
Byronsſtraße 777

C

Caaci-Balſam 604
Caazapa 622
Caberres 493
Cabrillo, Juan Rodriguez de 403
Cabes Terre 84
Cabes, Golfo von 4
Cabliaus 476
Cabot, Sebaſtian 182 275 276 280
Cabo Blanko 300
Cabo di Mendoça 403
Cabo de Nada 327
Cabo Blanco de St. Sebaſtian 403
Cabral 578
Cabro Pedro Alvares 589
Cacao 40 65 76 143 572 716
Cacaowälder 497
Cacaobäume 522
Cachoubaum 528
Cactus cochinillifer 42
Cactus Ficus Indica 263
Caffe 40 42 52 65 87 139 143
Caffebau 52 520
Caffebäume 21 76 82

Caffee.

Caffebaum, Oſt- und Weſt-indiſcher 463
Caffe-Plantagen 53 520
Cahutſchu 561
Caimans 429 508
Calabaſſe 95
Calabaſſenbäume 104
Californien 391 395 40
Californiſcher Buſen 393
Calilleheten 652
Calipuriner 512
Camden 154
Camelſchlafe 718
Campe 645
Campeſchenb. 142 411
Campeſchenholz 18 23 44
Campeſchenbay 408 411
Canada, Engliſches 327
Canada 258 325 327
Canadiſche Seen 252 358
Canadenſer 456
Canada, Fl. 358
Canadiſche Brücke 362
Canal de la Manche 4
Canal, Brittiſcher 4
Canariſche Inſeln 7
Canas, Rio de las 392
Candia 7
Caneel 43 139
Caneelapfelbaum 532
Caneros 576
Canguru-Ratzen 767
Cannibalen 126
Cannibalen-Inſeln 117
Canote 483
Canſo-Meerenge 273
Canton 310
le Cap. 57
Capſicum groſſum L. 536
Capſicum annuum L. 535
Cap Breton 271
Cap Churchill 316
Cap Coquibacoa 59
Cape Egmont 738
Cap francois 49
Cape-Fear-Fluß 165
Cap Horn 655
Cape Kidnappers 738
Cap Mendocine 403
Cape Maria von Diemen 738
Cap Prince of Wales 301
Capverdiſche Inſeln 8
Capſtadt 57
Caqueta 490
Caraiben 67 76 84 126 512 517
Caraiben, rothe 127
Caraiben, ſchwarze 127
Caraiben-See 6
Caraiben-Inſeln 117
Caraibiſche Inſeln 41 68
Caranday 622
Carana 493
Carbet 128
Carcaju 354
Carcarania 622
Cardinalsvogel 387 428
Caret 9
Caveris 493
Cariolen 91

Carl I. 184 215 246
Carl II. 195 215 320
Carl V. 420
Carica Papaja. L. 530
Carmoſinfarbe 42
Carolina 162 163 166
Caroliniſche Pyramiden-pappel 167
Caroliniſche Linde 167
Carpentier 754
Carpentaria 755
Cartier, Jacques 433
Carteret 777 778
Carthagena 487 507
Cartoffeln 114 634 716
Cartoffelläuſe 106 146
Carver 328
Caſuhati, Schneegebirge 647
Caſſawe 44 85 140 535 588 673
Caſſaweſtaude 143
Caſſawewurzel 100
Caeſalpinia Jappan. L. 411
Caeſalpinia Braſilienſis 45
Caſſed 321
Caſſia, Antilliſche 138
Caſſia 29 142
Caſſia, Occidentaliſche 715
Caſſien-Pfeifen 29
Caſſie, Purgir 29 588
Caſſia fiſtula 29
Caſſiken 386
Caſpar Cortereal 282
Caſpiſche Seeſchwalben 767
Caſtanie 170
Caſtanienblättrige Eiche 179
Caſtore 352
Caſtorbuſch 102 140
Caſtor Fiber. 351
Caſtoröhl 105
Cat-Inſel 28
Catacumbo 489
Catamaroa 602
Catapulqui 673
Catarrh-Huſten 114
Catholiken 111
Cauca 489
Cayambe 561
Cajanuma 598
Cayenne 557
Caymaniſche Inſeln 8 55
Cajoputibaum 765
Ceder 137 572
Cedernwälder 192
Cedern, weiße 209 455
Cedern, rothe 121 122 466 635
Cedernbaum, Weſtindiſcher 24
(Cedrela odorata) 24
Ceded Islands 85
Celaſter kletternder 462
Cents 268
Centralgebirge 332
Cephalonien 7
Certhia coccinea 813

Chak-

Chaktaws 344
Chaleur-Bay 273
Champlain-See 216 331 432
Channar 604
Charlestown 161 248
Charlotten-Inſeln 778 827
Charlottenburger Eiſenhütte 209
Chatahooche 154 384
Chatham 154
Cheſapeack-Bay 174 184
Cheſter 199
Chica 595 605
Chili 623
Chiliſche Pelican 636
Chiggers 106 146
Chikaſawas 342
Chimboraco 560
Chineſiſche Bohnen 155
Chinarinde 78
Chinarindenbaum 140
Chinabäume 401 598
Chiquillaner 627
Clamidia 744
Choco 487
Chriſtian IV. 294
Chriſtopher 111
Chriſtoph, der Heilige 111
Churchill 315
Cibai 676
Cider 251 461
Cinchona officinalis 598
Ciſternen 90 114
Ciſternenwaſſer 69
Citronenbäume 20
Citronen 40 139 571
Citrus aurantium L. 20
Citrus medica L. 20
Citrus decumanus L. 533
Clerke 788
Clima 113 123 792
Clupea Aloſa L. 188
Clyde 274
Coati 265
Cocos 40 790
Cocospalme 137 785 802
Cocosnüſſe 115
Cocosbaum 529
Cocos nucifera L. 529 802
Cochenillen-Inſecten 42
Cochenillen-Feige 42
Cochenillenwürmer 263
Cod 233
Coduba 606
Coffea arabica. L. 21 520
Cohos 211
Cogend 324
Cohas, the 241
Coleshöhle 70 74
Colibri 104 145 636 727
Colom 276 666
Colonie vom Sacrament 623
Colonien, Spaniſche 69
Coloniſten 37 38 56 182
Colorado 392
Colorado, Rio 625

Columba migratoria 266
Columbus 2 48 84 86 111 125 276 667
Compagnie, Weſtind. 215
Commewine 510
Connecticut 225 226 244 246 257
Conchylien 176 182 261 769
Conge-catha-wha-chaga 321
Congreß 205
Coucuju 53 54 55
Coudrenjére, Peytoux de la, 467
Condamine 580
Convolvulus Batates L. 715
Convolvulus L. 73
Cook 182 298 300 320 404 747 772 775 777 780 781 792 806 827
Cook's Charakter 822
Cook's Verdienſte 818
Cook's Entdeckungen 816
Cook's Tod 814
Cooksfluß 300 737
Cook-Beringsſtraſſe 298 301
Cookſtraße 737
Copal 63
Copalbaum 64
Coppermine Indians 324
Copaivabaum 115 141
Cornus Florida 462
Cordilleras de los Andes 332 437 647
Cordillera real de los Andes 670
Corallen 126 769
Coral, Rio del 393
Cornwall 34
Corallenfelſen 40
Corallenfluß 393
Corallenbänke 748
Cordova 605
Corfu 7
Corſica 7
Corteral, Caſpar 282
Cortez 409
Cotton-Plätze 76
Cottica, Rio 510
Coumachers 395 400
Courbaril 472
Caraiben, rothe 127
Cravo 588
Cramaru 555
Creek-Indianer 344
Creolen 51 582 597 689
Creuz, heiliges 578
Criker 344
Crocodill, Amerikaniſcher 506 720
Crocodille 381 429 506 576 871
Crocodillenbuſen 755
Croixfluß 233
Cruſoee Robinſon 645
Cuanne 9
Cubagua 60
Cuba 12 28 117 132 135 138

Cucuju

Cucuju 144
Culex pipiens 210
Cumberlands-Inſel 290
Cumleuvu 625
Cumberlandsſtraße 294
Cuncher 628
Cupreſſus diſticha 465
Curaſſau 59
Curaçao 59
Curaſſao 59 119 132 138
Curländer 62
Curiara 495
Cuſuleuvu 625
Cuyes 537
Cycladen 7
Cypreſſen 156
CypreſſusThyoides 465
Cypern 7
Cypreſſe, Virginiſche 465

D.

Dachs 475
Dalmatien 7
Damen 91
Dampier 480 637 777
Dampiersſtraſſe 777
Dante 554
Dänen 131
Dattelpalme 137
Dardanellen 5
Darien, Iſtmus von 486 495
Davis 282 296 734
Davisſtraſſe 294
Davis-Land 734
December 14 153
Defor 645
Delawareſtrom 191 194 195
Delaware, Bay 191 195
Delaware 190 207 216 256 259
Delaware Counties 191
Delaware-Grafſchaften, 191
Delphine 575
Demarcationslinie 667
Demerari 510
Deſcabeſado 626
Deſaguadero 625
Deſelicax 82
Deutſchland 135
Deutſche 155 171 196 197
DiamalSwamp, Sumpf 192
Dies dominica 84
Dimesland 755
Dimen, van 754
Dimes 269
Dionaea muſcipula 469
Dios de Solis 579
Dioſpyros virginia L. 210
Disco-Inſel 290
Diſcorea alata. L. 24 803
Dioſcurea aculeata L. 101
Dividiri 497
Dixon 309 310
Dobrizhofer 620
Dogribbed Indians 324

Do-

Dolichos chinenſis 155
Dolichos pruriens 46
Domingo 47 49 56 78 87 117 138 160
Dominique 83 85
Dominica 84 118 127 138
Dominique aux Caraibes 84
Dorcheſter 248
Dornbirn 263
Dorf 128
Doſenſchildkröte 477
Donble Dimes 269
Dulce, Rio 601
Dram 522
Drake, Franz 403 647 716
Drake's Hafen 403
Dragonerblut 380
Dreyeinigkeitsfluß 392
Dreyzehn vereinigte Provinzen 251

E.

Ea-Uwhe 787
Eben-Ezer 157
Ebenholz 785
Eddoe 101
Eddoes 140
Edelſteine 581 585
Edgecumbe 302
Effingham 154
Eigmont 738 778
Eidechſen 103 112 413 505 771
Eichen 170
Eiche, caſtanienblätterige 178
Eiche, immer grüne 179
Eichhorn, gemeines 474
Eichhorn, fliegendes 474
Eichhörnchen, rothe 354
Eimeo 794
Eingeborne 333
Einbildungskraft 452
Einbalſamiren der Leichname 804
Eis 820
Eisinſeln, ſchwimmende 297
Eis-Vorgebirge 298
Eisfelder 280
Eisnebel 292
Eisbär 319 473
Eiſen 159 176 198 199 209 227 260 459 460
Eiſen, gediegen 603
Eiſenbergwerke 186
Eiſenſtein 261
Eiſenerze 633
Eiſenfabriken 176
Eiſenwerke 218 235
Eiſenhütte, Charlottenburger 209
Eiſenhaltige Steine 763
Eiſenmulm 199 260
Elephantenlaus-Baum 44 142 528
Elephantenfiſche 770
Elendthier 245 474
Elater noctilucus 146
Elaſtiſches Gummi 524 561
Eliſabeth 172

Ellis 292 297
Elſaſſer 176
Emigrant, Salzburger 157
Endeavours-Straße 774
England 45 85 102 187 218 311 312
Engländer 15 17 32 34 45 47 55 62 67 70 84 111 112 120 131 149 164 184 211 247 278 280 344 762.
Engliſche Beſatzung 76
Engliſche Beſizungen 130
Engliſche Inſeln 131
Engliſche Jungferinſeln 118
Engliſche Oberherrſchaft 127
Engliſche Zuckerinſeln 52
Engliſch Harbour 106
Enten 145
Enten, wilde 104 661
Epidendrum vanilla L. 536
Epinettenſtrauch 360
Epinettenbier 360
Erbſen 347
Erbſenbäume 142 180
Erbſenbaum, Angoliſcher 143
Erdenge 192
Erdbeben 28 34 35 47 57 89 124
Erd-Erchipel 824
Erdpech 71 132
Erdäpfel 572
Erdäpfel, ſüße 813
Erdtheil, fünfter: 824
Erie-See 330 430
Eſcopiks 284
Eſel 619
Eſkimoiſche Inſeln 290
Eſkimoer 278 284 285 299 308 316 317
Eſpannola 48
Eſſequebo 509
Eſſex 242
Eſtremadura 86
Eſtotiland 282
Eulen 319
Europa 82
Europäer 51 75 84 97 114 126 130 131 143 148 411
Europäerinnen 50
Europäiſche Herrſchſ. 148
Euſthatia 113
Euwi 787
Euxiniſches Meer 5
Eylande 126

F

Fabuybaum 803
Falken 319
Falkland 658
Falklandsinſeln 657
Falkner 622 656
Farbenkräuter 573
Farincha do pao 588
Farinzucker 468
Farnkraut 745
Farnkrautbaum 749

Faſern, juckende 46
Faſolenbohnen 766
Faulthier 732
Februar 14 153
Federvieh 25 92 108 350
Feigen 82 605 571 766
Feige, Indiſche 263
Feigenbäume 69 785
Feigenbaum, Indianiſcher 20 137
Feigenbaum, Blackbards 20
Feldbohnen 347
Feldneger 92 93
Felſen 90 230
Felſenhahn 677
Ferdinandino 29
Fernando Alarchon 404
Fernambuk 45 142
Feuerfliege 170
Feuerſpeyende Berge 563
Feuerland 654 668 825
Fieberrindenbäume 53 140 598
Fieberrinde 716
Fichten 155 156 166 309 464
Fichten-Wälder 278 386
Fincaſtle 177
Fink Lappländiſcher 319
Fiſche, fliegende 8 575
Fiſche, Europäiſche 147
Fiſche 18 79 104 116 147 169 238 264 475 575 606 636 661 749
Fiſche, geſalzne 87
Fiſch-Otter 355
Fiſchergeſellſchaft 200
Fiſcherey 121 355
Fiſcheradler 221
Fiſchbank, größte 279
Fiſcherwieſel 475
Fiſtel-Caſſie 29
Flabellen 151
Flachspflanze 744 748
Flachs 188 199 209 219
Flamingo 146 725
Fledermäuſe 554 766
Fliege, Europäiſche 271
Flibot 56
Flibuſtiers 56
Fliegenfängerinn 469
Flint 154
Flohart 116
Florida 163 366 383
Florida, Golfo von 15 252
Flötzgebirge 440
Flüſſe 114 274
Fluß, rothe 366
Flündern 770
Forellen 289
Forts 356
Forſter 817 828
Fouſang 299
Fox, Lucas 294
Franklin 160
Frankreich 52 85
Franzoſen 50 51 52 62 70 76 85 87 131 143 163 259 278 344 368 519

Franzöſiſche Beſitzungen 52 130
Franzöſiſcher Buſen 6
Franzöſiſche Waren 87 88
Franzoſenholz 141
France équinoxiale 509
France, nouvelle 327
Frankfurt 196
St. Franz, See 431
Frederic 185
Freye 51
Freundſchaftliche Inſeln 786 827
Freygelaßne 51
Freyſtaaten, Americaniſche 149 255 328 424
Freyhäfen 87
Friedrichsburg 176
Frieden, Pariſer 85 269 278
Frieſelartige Ausſchläge 114
Froſchfiſch 296
Froſtrauch 292
Fronſecaſtraße 273
Frühling 194
Früchte 18
Früchte, edle 155
Füchſe 266 475 574 619 661
Füchſe, rothe, weiße, ſchwarze 354
Fuchsfelle 310
Fuhrwerke 360
Fulgora Laternaria 53
Fundy-Bay 273
Fünfter Erdtheil 824

G

Gallionen, ſpaniſche 30
Galibyer 512
Gänſe 661
Guadeloupe 86
Garten, botaniſcher 82
Gaſtfreyheit 453 806
Gatterer 826
Gebirge 78
Gebirge, Andiſches 409
Gebirge, blaue 35 164 216 257 438
Gebirge, Alliganiſche 437
Gebirge, Apalachiſche 158 174 437 438
Gedächtniß 452
Geflügel 238
Gemüſe 108
Gemüſe, trocknes 87
George 122
Georg II. 153
Georg III. Inſel 793
George Summer 120
Georgs-Sound 300
George-See 216 432
Georgencanal 777
Georgsfluß 154
Geographie 817
Geographie, Nautiſche 820
Georgien 152 178
Gerſte 156
Geſellſchafts-Inſeln 791
Geſinde 201
Geſtellſtein 199

Ge-

Geſträuche 109
Getreide 160 199 209 327 360 634
Getreidearten 461
Getreide, Europäiſch 327
Gewürz 64
Gewürz, Engliſches 43
Gewürm, Polypenähnliches 820
Gewitter 121 158
Gibbons 282
Gienmuſcheln 769
Gift 102
Giftkräuter 573
Giftſpinne 60 75 144 181
Ginſengwurzel 348
Glas, Ruſſiſches 632
Glanzkohlen 309
Gleditſia 180
Gold 29 132 411 581 633 709
Goldſtaub 633
Goldſand 58
Gold-Bergwerke 58 597
Gold-Inſeln 774
Goldmienen 496 585
Goldmuſcheln 150
Goldmarder 354
Golf, St. Lorenz 277
Golfo von Florida 15 383
Golfo von Sydra 4 5
Golfo von Cabes 4
Golfſtrom 15
Gonneville 830
Good Fortune 291
Gorgonien 151
Goſſypium 534
Goſſypium arboreum 22
Goyana 508
Gracia a dios 409
Gratias Dios 409
Granaten 199
Granit 260 460
Granitgeſchiebe 115
Grande-Terre 86
Grand Cayman 8
Gras 156
Gräſerey 209
Grashüpfer 264
Grasbär, ſchwarzer 352 472
Great Britain 282
Green 212
Grenada 64 85 118 146
Grenadines 64
Grenadilles 64
Grenadillen 85 118
Grenadille 781
Griechen 385
Grille 75
Grizle Bearhill 322
Grog 109
Großbritannien 7 159 243 282
Grönland 282
Grönländiſche Wallfiſch 719
Grüne Bank 279
Guadeloupe 86 87 118 132 138
Guadelaxara 407
Guamis 506

Guanico 652
Guanahani 28
Guayaquill, Meerbuſen von 560
Guatimala 408 413 415
Guayana 507 508 510 511
Guajacum ſanctum 23
Guajacum officinale 141
Guajak 115 141
Guaranier 611
Guildive 148
Guildivien 149
Guineakorn 92
Guinea 174
Gulfſtrom 434
Gummi 58 140
Gummi-Copal 63 140
Gummi Anime 472
Gummi, gelber 764
Gummi, Arabiſcher 102
Gummibaum 764
Gurke, ſchwarze 178 79
Gurke, Americaniſche 41 139
Glynn 154

H

Haarwürmer 75
Habichtsſchnabel 105 161
Häfen 90
Hacha, Rio de la 487
Haifiſche 122 147 770
Hainbuche, Virginiſche 78
Halbkugel, ſüdl. 820
Halb-Neger 259
Hallifax 164
Hamote 572
Haimoerauſtern 769
Haematoxylum Campechianum 23
Handel 821
Handelsproducte 143
Handmühlen 171
Hanf 178 199 209 219 261
Hangematten 128 557
Hartogh, Dirke 753
Harz 88
Harbour, engliſch 106
Häringe, geſalzne 92
Hartriegel, Nordamericaniſche 462
Haſen 351 353
Häuſer 17 190 234 357
Hausneger 92
Hauſenblaſe 476
Häute 30 87
Hayti 49
Havanna 30
Hearne, Samuel 3.0
Hebriden, neue 827
Heilighølz 23
Heimweh 51
Heinrich VIII. 275
Helix ampullacea 45
Helmſtädt 171
Henriette Marie 184
Herrenhuter 131 284
Herrſchſucht, Europäiſche 148
Hermite 655
Hermelin 475

Heſſen 212
Heuſchrecken 74 103 145 230 463 472
Hiaque, Rio de 393
Highland 439
High-Lands 217
Hiks, Vorgebirge 816
Himbeerſtrauch, Canadiſcher 347
Hippomane mancinella L. 41
Hirſch 474
Hirſch, Virginiſcher 414
Hiſpaniola 48 49 135
Höflichkeit 809
Hochland 439
Hochländer 284 285
Höhlen 69
Höker 97
Holz 41 78 156 177 261 318 764
Holz Mahagony 18 40 45 783
Holzwerk 87
Holzwaren 188
Holzſclaven 106 146
Holztauben 550
Holzläuſe 555
Holzmehl 588
Holzſee 253 332
Holzämſe 771
Holcus ſorghum 115
Holländer 56 59 60 62 70 131 176 259 519 713
Holländiſches Guayana 508 510 512
Holländiſche Reinlichkeit 234
Honduras 6 8 408
Hondurasbay 408
Honig 192 606
Honiggras 115 141
Honig-Erbſen-Baum 180
Hornblende 187
Horn-Sound 298
Hornvieh 589
Hoſpital 93
Huaheine 792
Huaraucu-leuvu 625 646
Hudſon, Heinrich 188 282 294 297
Hudſonsfluß 208 215 257
Hudſonsſtraße 295
Hudſonsbay 294 315
Hudſonsbay-Länder 324
Hudſonsbaygeſellſchaft 320
Hudſonsbay-Indianer 284
Huellicher 628
Hühner 250 573 721
Hülſenbaum 472
Hülſenfrüchte 186
Hunde 148 228 280 310 567 610 621
Hunde, Americaniſche 724
Hundetreiber 94
Huron 430
Huronſee 330

Huronen 335 339
Hurican-Monathe 14
Hütten 39
Hütten der Neger 92
Hydrographie 819
Hydrocharis 676
Hymenaea Courbaril 472

J.

Jacob I. 215 272
Jahreszeit, trokne in Weſtindien 125
Jamaica 31 50 75 135 137 138
Jamaicaiſches Holz 44
Jamaicakirſche 45
James-Lancaſter-Sound 298
James, Thomas 294
Jamesbay 294
James-Inſel 290
Jamesfluß 173 178 194
Jan Edelsland 754
Janneiro, Rio de 579 582 589
Jan de Edels 754
Januariusfluß 579
Januar. 14 41 99
Jatropha Curcas L. 44 142
Jatropha Manihot L. 535 673
Jey-Cape 298 301
Jefferſon 180
Jeſuiten 564
Jgnames 44
Jauana 505
Ilex Caſſine L. 168
Jlinois 330 425
Jllinoiſche Wallnuß 262
Jllinäer 335 341 369
Jmahaus 366
Jm Winde belegne Inſeln 85
Jndien 125
Jndios Bravos 410
Jndianer 46 247 409 512 593 637 627
Jndianer, chriſtliche 564
Jndianer mit Hunderippen 324
Jndianer, weiſſe 340
Jndiſche Feige 263
Jndianiſcher Feigenbaum 30 137
Jndiſches Korn 230 461
Inbigo fera tinctoria L. 715
Jndigo 40 52 63 67 82 87 115 139 143 155 159 261 573 715
Jndigo-Plantagen 53
Jndigo-Baum, falſcher 259
Jngber 29 40 43 72 138 537
Jnſeln, Canariſche 7
Jnſecten 90 103 116 771
Jnſeln, Antilliſche 150
Jnſeln, Weſtindiſche 125 145

Inſeln, Engliſche 130
Inſeln, Bahamiſche 135
Inſeln, abgetretne 85
Inſeln, Caraibiſche 41 68 117
Inſel l' Hermite 655
Inſeln, Caymaniſche 8 55
Inſeln der Königin Charlotte 778
Inſeln, im Winde belegene 84
Inſeln Lucayiſche 8 12 13 119 126 132 137 139
Inſeln über dem Winde 117
Inſeln unter dem Winde 61 117 119
Inſeln, Spaniſche 48
Inſeln, freundſchaftliche 786 827
Inſeln-Welt 824
Johannes, Flußinſel 578
Johannes IV. 589
Johannisbeeren 749
Johanniswürmer 53
Ipecacuanha 261 587
Iracas 555
Irokeſen 339
Iroquois 339
Irrland 7
Irrländer 70 196
Irrländiſche Leinenmanufact. 200
Islas Barlovento 117
Islas Sottovento 61 119
Isle de Rodes 229
Isles Leeward 117
Isle-Royale 272
Iſthmus von Darien 495
Italieniſche Pappel 168
Juanna 29
Jucca 673 714
Juden 70 131 520
Juan Fernandez, Inſel 637
Juckende Faſern 46
Julius 34 99 114
Jungferinſeln, Däniſche Engliſche, Spaniſche 118
Jungfernland 658
Juniperus virginiana 466
Junius 43
Jvica 8

K.

Kabbeljau 636
Käfer, ſchwarze 105
Kakerlaken 144 147
Kalk 71 115 232 230
Kalkberge 460
Kalklage 460
Kalkfelſen 16 59
Kalkſtein 16 115 126 132 260
Kalkbrennen 218
Kalmia 200
Kalm Profeſſor 200 262 461
Kamm-Leguan 505
Kanal, Brittiſcher 4
Kaninchen 401
Karmarthen 756

Ka.

Kaſchu-Nüſſe 101 140
Katſcho Bango 565
Katzen, wilde 354 574
Katze 732
Kaufleute 458
Kaufmannsbediente, Engliſche 285
Kava 829
Kehrewieder-Fl. 300
Kenebuk 233
Kenebecfluß 244
Kent 191
Kentuke 174
Kentukey 173
Kettengebirge, ungenanntes 332
Keulenbaum 809
Kiefern 463
Kiefer, weiſſe 262
Kieſelſteine 571
Killiſtinoer 337
King 817 822
Kingskrabben 220
Kino, Pater Euſebius Franz 404
Kit 111
Kitty 111
Klammuſcheln 219 279
Klapperſchlange 156 266 721
Klippen 16 111
Knechte, weiſſe 459
— Indianiſche 459
Knochenbrecher 311
Kohlbaum 713
Kohlpalme 24 43 102 137 749 766
Kohltragende Arecapalme 137 386
Kohlen-Flötz 177
Königsvogel 267
Korn 177 188
Korn, Indiſches 230 461
Kornarten 250
Kornbau 218
Kornmühlen 363
Korn, Türkiſches 178 235
Korallenthiere 828
Korallenrief 813
Koſtgeld 92
Krabben 769
Kragencolibri 310
Krankenhaus 93
Krähe 319 483
Krebſe 799
Kriegsſchiffe, Portugieſiſche und Spaniſche 10
Krieg, Nordamerikaniſcher 199
Kris 441
Kriſtino 425
Kropfgans 296
Kugelſchnecke, groſſe 45
Kühe 144 414
Kuhkräze 46
Küchengewächſe 346 347
Küchengewächſe, Europäiſche 101 465
Kupfer 29 132 177 209 318 459 460
Kupferbergwerke 633
Kupferfluß 322

Kupferminen, Indianer 324
Kürbiſſe 142
Kurlis 678
Küſten 90

L.

Labat 71 83
Labrador 282
Labradorſtein 289
La baſſe de mer 221
Lacerta Dracaena 506
Lac ſuperieur 430
Lachſe 235 279
La Marguarita 119
Lama 600 718
Lancaſter 196
Landes-Height 316 439
Lancetakraut 572
Landsdown-Berge 756
Land des Friedens 334
Landenge von Panama 486
Land, hohes 84
Landesproducte 248
Landeshaupt 332
Landbau 131
Landwind 32
Land der Eendracht 753
Landenge von Darien 486 465
het Land van de Leeuwin 754
Lappländiſcher Fink 319
Lapis ollaris 323
Larven 81
Latanier 156 386
Laurus ſaſſafras 471
Laurus perſea L. 21 100 526
Lebensbaum 464
Leberaloe 72
Leder 200
Leguan 25 144 574
Leibeigne Sclaven 37
Leiden 82
Leinſamen 261
Leinenmanufacturen Irländiſche 200
Leichenbegängniß 98
Lerica papaya L. 20
Leurutſchen 651
Levantiſches Meer 4
Leward Isles 117
Liberty 153
Linde, Caroliniſche 167
Liguanna 35
Limonia acidiſſima L. 533
Limonien 571
Limonellen 533
Limes 21
Lima 600 673
Linea demarcationis Alexandri IV 667
Liriodendron Tulipifera 262
Lithophyten 126
Lobos 694
Locuſt 180
Löffelbaum 200
Long-Island 15 215 217 219
London 219 320

Lorenzbay 11 12
Lorenzbuſen 277
Lorenzfluß 331 430 432
Louiſiana 365 366
Louiſianer 456
Louiſiade 774
Löwenland 754
Lucayos 15
Lucayiſche Inſeln 8 12 13 119 126 132 137 139
Lucas For 294
Ludwig XIV. 366
Ludwig XVI. 87
Luft, geſunde 120
Luchs 354 474

M

Mäatea 793
Madeira 1 2
Madeirafluß 579 592
Madenfreſſer 477
Madreporen 111 126
Magdaleneninſeln 433
Magdalenenfluß 488 507
Magellan, Ferdinand 647 653
Magellanica 825
Magellaniſche Straſſe 647 654
Magalhaensland 646
Magnetnadel 817
Magnetnadel, Abweichung 12
Magna Britannia 282
Magnolia 263
Magoß 100
Mahie 801
Mähriſche Brüder 196
Mahagonyb. 18 115 132
Mahagonyholz 18 40 45 783
Mahlerey 811
Maidenland 658
Maisdieb 483
Majorca 8
Mair, Jacob le 656 773
Main 232
Mais 87 92 156 160 166 239 275 461 672 709
Mallicola 782
Malpighia glabra 45
Malta 7
Malouinen 659
Mammea americana L. 527
Mammelbaum 327
Mamaghu 547
Manatis 575
Manetou 45
Manglebäume 765 785
Mangrottenbaum 388
Mangueira, See 581
Manihot 572
Manilla 89
Maniok 44 115 116 140 143 535 588 572 673 714
Maniokwurzel 53
Manſchinellenbaum 41 102 139
Manzinellenb. 41 102 139
Mäotiſches Meer 5
März 42 158
Martyres, Rio Colorado los 392

Marthy 319
Mar del Nord 4 488
Mare Chriſtianum 294
Marder, ſchwarze 354
Marmor, ſchwärzlicher 199
Marmore, Rio 579
Marmor, Penſylvaniſcher 260
Marmorarten 632
Martinique 77 82 87 118 137
Marcaybo, See 491
Marajo 578
Maryland 183
Marguarita 60 119
Margaretheninſel 60
Marie, galante 86 118
Marthas Weinberg 233 477
Marthas Vineyard 233 477
Märter 175 191 386
Mare di Zabache 5
Marco, Rio de St. 392
Mar Vermeja 393
Maragnon 565
Marblehead 242
Maryland 178
Marauhon 579 592 668 684
Maſſachuſetsbay 232 247 248
Maſtix 29 138
Matthias, Puerto de San 625
Matroſen 111
Maus, fliegende 181
Maurua 793
Maulthiere 618
Maulbeerbäume 156 160
Maulbeerbaum, Virginiſcher 179
Maulbeerbaum, rother 262
Maynas 561 564
May 33 153
Mecca 82
Meduſen 10 769
Mediciniſche Nuß 72 140
Meer, Weſtatlantiſches 6
Meer di Marmora 5
Meer, Levantiſches 4
Meerenge von Conſtantinopel 5
Meerengen 273
Meerbuſen von Florida 384
Meerbuſen von Guayaquil 560
Meerbuſen von Venezuela 488
Meerotter 474
Meer, Nordatlantiſches 4 10 12
— Oſtatlantiſches 4
Meeräſche 770
Meerbären 11
Meerwaſſer 12

Merrſchweine 11 279
Meer, Mittelländiſches 4
Merrſchweinchen 573
Mehl 101 188
Melonenbaum 20 143
Melonen 115 122
Melaleuca Leucadendra 765
Melaſſe 148
Mendanna 777
Mendoca, Antonio de 403
Mendoza 777
Meniſchtic 321
Menſchenliebe 806
Menſchenopfer 812
Meſtizen 91 96 130 582 695
Merim, See 581
Mexico 407 414
Mexicaniſcher Buſen 6 392
Mexicaner 410
Mexicaniſches Reh 475
Midasohr 781
Middleſex 34
Middleton 299 315
Miesmuſcheln 769
Mikmaken 275
Mikmak 278
Milles 268
Miller 137
Milleporen 126
Mimoſa 765
Minorca 7
Mineralwaſſer 49 199 631
Miquelon 281
Miſchigan, See 330 430
Miſiſippi 178 258 328 366 384 425
Miſſuri 366
Miſſuriſtus 425
Miſſurier 335 341 369
Mittelländiſches Meer 4
Mittelamerica, 125 130
Moeracco 526
Mohawk 216
Mohaker 335 337
Mohriſche Sclaven 131
Mocking bird 268
Molie 604
Moluchen 648
Molutſchen 602 648
Molaſſen 100
Monbin 717
Monkshill 90
Monoculus Polyphemus L. 220
Monterey 403
Montgommerey 176
Montſer at 118
Monte vieto 623
Moos 167
Moosbäume 141
Moor 315
Morus rubra 179
Moſaiſche Schildkröte 181
Moſchus-Ochſen 321

Moskito, Indianer 637 126
Moskiten 409
Munieni 71
Mühlen 219
Mücken 280
Mulatten 36 51 91 94 96 108 130 693
Mulattenweiber 98
Munk 294
Münzen, Americaniſche 268
Münch, Johann 294
Murates 565
Museusochſe 295
Muscusratzen 351 352
Muſcheln, zermalmte 126
Muſchelbett 459
Muſchelgeld 220
Mus volans 181
Musquiten 102 145 210
Muſa paradiſiaca L. 20 141 533 572 803
Muſtela Lutris 474
Muſtela Martes 354
Muzuna 573
Myamis 340
Mya arenaria 220
Myrica cerifera 465
Myrthenſtaude 465
Myrtus pimenta 43

N.

Nadoweſſier 335 340
Namaſſy. 321
Nameleß Straits 294
Nantuket 233 236
Nankin-Baumwolle 139
Naphta 177
Naſſau 215
Nationen, Miſchung 269
Neben-Sonnen 292
Nebel 32
Neger-Hütten 91
Negro, Rio 625
Negroponte 7
Neger 17 26 50 70 76 78 91 92 95 107 108 127 130 148 155 166 175 186 198 259 517 582 627 689
Negerſclaven 97 131 518
Negreſſen 98
Negerſonntag 108
Negerweiber 98
Nelſon 291 315 328 425
Nelſon, Fluß 315
Neu-Albion 403
Neu-Amſterdam 223
Neu-Andaluſien 487
Neu-Belgien 215
Neu-Britannien 281 776 826
Neu-Caledonien 779 827 829
Neu-Caſtilien 86 486
Neu-England 57 244 245
Neu-Engländer 11
Neufundland 7 276

Neu-Granada 666 486
Neu-Guinea 773 826
Neu-Guineer 829
Neu-Holland 750 816 826 827
Neu-Holländer 757 829
Neu-Hampſhire 243 248
Neu-Hannover 776 826
Neue Hebriden 781 826
Neu-Jerſey 206
Neu-Ireland 776 826
Neu-Irelånder 829
Neuland 7 276
Ne ultra 315
Neu-Middelburg 787
Neu-Mexico 391
Neu-Niederlande 215
Neu-Nordwales 314
Neu-Navarra 391
Neu-Plymouth 247
Neu-Rotterdam 787
Neuſcotiſcher Buſen 6 488
Neu-Seeland 735 826
Neu-Seelånder 739
Neu-Süd-Walles 315 755 756
Neu-Schottland 271
Neu-Schweden 207 215
Neus 164
Neu-Spanien 407
Neu-Wales 313
Neu-York 211 213 223 460
Nevis 118
Newcaſtle 191
New-Scotland 272
New Albion 403
Neu-Gallicien 407
New-Pert 229 231
New-Sea 283
Niedriges Land 84
Nierenbaum 142
Nierenbaum, Weſtindiſcher 44
Nil 33
Nipiſiki 274
Nipiſſiguit 274
Niagara 330 431
Nordamerica, Brittiſches und Spaniſches 423 424
Nordamerica 25
Nordamerica, bekanntes 423
Nordamerica, unbekanntes 423
Nordamericaner 446
Nordamericaniſche Freyſtaaten 149 255 328 423
Nordamericaniſcher Krieg 199
Nordamericaniſche Hartriegel 462
Nordamerican. Ulme 463
Nord-Eaſt 187
Nord-Carolina 162
Nordcaper 10
Nordfluß 215

Nord-

Nordlichter 292 326
Nordatlantiſches Meer 4 10 12
Nordſee 6
Norfolk 746
Norfolk, Eiland 746
Nootka, Sound 300 301 305 312
Normänner 255
Norte, Rio del 392
North, Main 291
Nouvelle France 327
Nüſſe 347 717 401
Nußbäume, welſche 463
Nuß, mediciniſche 72 140
Nuys Pieter 754
Nuyts 754
Nuytsland 754

O

Oberſee 329
Oberherrſchaft, Engliſche 127
Ober-Auſtralien 826
Obſt 188 461
Obſtbäume 635
Obſtarten 717
October 33 113
Ocean, Atlantiſcher 1 2 827
Ochavons 696
Octavons 696
Oehl 69 102
Oehl, Bergamotten 73
Ohio 173 195 256 425
Ocher 199
Ochſen 53 56 144 227 230 245 275 348 402 616
Ochſenhäute 56
Ochſenfroſch 181
Oiseau moqueur 268
Omaguaer 567
Ontario, See 330 431
Opal 76
Opoſſum 210
Oppoſitionspartey 153 154
Oppuntien, Cactus 42 139
Orange 218
Orangenbäume 20 115
O-Rajetea 792
Orcane 34 124
Orcan, Monathe 14
Orega, Fluß 328
Oregoa 300
Orelhana, Johann 480
Orinoco 489 509
Oronoco 489 505
Oroonoco 187
Orono 806
Orleans, Baum 587
Oſtatlantiſches Meer 4
Oſtindiſche Waaren 60
Oſt-Paſſate 123
Oſtflorida 384
Oſtküſte von Neuholland 827
Oſtindien 1 22 125 830
Oſt, Jerſey 207
Oſt, Main 282
Oſter, Inſeln 734 827

Oſt.

Oſtwinde, periodiſche 117
Osnabrück 793
Oſwego 330
O=Taha 792
Otaheiti 793 794 803 804
Otaheiter 803
Otter 474
Ottomacher 516
Ottomachier 495
Ottowaer 336
Owaihi 805 806 814
Owhyhee 806

P

Pachuca 411
Pages 429
Paläſtina 236
Palmas, Rio de las 392
Palmen 122 137
Palmenbaum 79
Palmblätter 17
Palme Chriſti 102 140
Palmenfluß 392
Palmenkohl 80
Palmlarven 83 145
Palmenrinde 128
Palmeto 156
Palmeto, Königliche 713
Palmetto 386
Pamticoe 164
Pamticoe=Sund 164
Panana 782
Pandang 766
Pangue 635
Panis 370
Panias 578
Panke 635
Papagayen 73 146
Papayesbaum 530
Pappel, Italieniſche 168
Papus 776
Papusländer 774
Papuer 829
Paradiesvögel 776
Paradiesfeige 803
Paradiesfeigenbäume 141
Paraguay 592 606
Parana 608
Paris 82
Pariſer Frieden 85 269 278
Paroiſen 356 357
Paſſaik 211
Paſſatwinde, nordöſtliche 123
Paſſatwinde 3 32 62 123
Paſſionsblume 781
Patagonien 646 668
Patagan 653
Patellen 769
Patowmak 173 185
Payaquas 609
Pedro, Rio grande di St. 581
Pech 166 234
Pechkiefer 170
Pechſtein 76 132
Pedro Alvares Cabro 589
Pedee 158
Pelzhandel 310

Peli=

Pelican 296 767
Pelican, Chiliſcher 636
Pelz 475
Pelzwerk 87 17[illegible] 188 200 264 318
Penn 194
Penſylvanien 180 193
Penſylvaniſcher Marmor 260
Penobſcot 233
Penobſcotsbay 233
Pepins 102
Pequencher 727
Pequanok 211
Perdrix 350
Peras 567 576
Perlfiſcherey 60 497
Perlmuſcheln 401
Perlenauſtern 769
Perlmutterſchalen 769
Peru 78 591 56[illegible]
Peruaniſcher Zucker 598
Peruaner 594
Perſimonpflaumen 717
Perſimons 210
Peſcheräh 656
Peſchew 321
St. Peter, See 432
Petersbank 279
Peterſilie 766
Peyroux de la Coudre-niére 467
Pfefferſtaude 749
Pfefferart 829
Pfefferbaum 799
Pfeffer 40 43 139
Pfeffer, Spaniſcher 535
Pfeilſchwanz 505
Pferde 414 147 227 230 351 557 663 718
Pferdezucht 617
Pfirſichbäume 605
Pflanzen-Seifenkugeln 101
Pflanzenaugen 99
Pflanzenmark 101
Pflanzern 458
Pflanzer 37 40 259
Pflanzſtätte 821
Pflockfiſch 250
Philadel. 201 205 260
Philipps Eiland 747
Philoſophie 817
Phœnicopterus ruber 146
Phoſphore 53
Piaſter 269
Pichincha 560
Pic von Borabora 794
Pic Egmont 733
Piment 43
Pimento 43
Pimentbäume 141
Pinguineneyer 661
Pinus Canadenſis 464
Pipa 557
Piper latifolium 829
Piper methyſticum 799
Piroguen 495
Piſſer 226
Piſang 92 141 143 766 803

Pi.

Piſangblätter 93
Piſang = Bananenbaum 20
Piſangbaum 533
Piſang, wilde 749
Piſonia 19
Piſonie 137
Pittsberg 747
Plainfield 228
Plata, Pio de la 607 667
Platanus 572
Plaiſance 277
Plantains 44 141
Plantagen 36 97
Plantanen 141 230 813
Platina 671
Plattköpfe 344
Polar=America, unbekanntes 298
Poleeact 723
Polypenartige Thierchen 768
Polyneſien 824
Pompelnußbaum 533
Pomeranzen, Portugieſiſche 100
Pomeranzen, Spaniſche 100
Pomeranzen 40 100 122 139 386 533 571 587
Ponce Juan von Leon 163
Popayan 487
Popocateper 409
Porto Santo 1 2
Portugieſen 70 584
Porphyrblatten 633
Porto rico 57 117 132
Port au Prince 57
Port Louis 659
Portulak 766
Portlok 309
Poree von St. Malo 659
Potoſi 591
Patatoes 73 186
Pottaſche 234
Pottfiſch 11
Prinz Williamsland 298
Prinz Williams = Sound 300 306
Prima viſta 277
Propont 5
Providence = Bay 300
Providence 20 229
Puchuelos 696
Puento d'Aquilar 58
Pueltſchen 602 648
Puelcher 627 648
Pulex penetrans 116
Punſch 97
Punchana 574
Purpurmeer 393
Purpurſchnecke 75 145
Purgiermittel, 72
Purgiernuß, ſchwarze 142
Purgiernuß 44
Purgier = Caſſie 29 588
Putumayo 490
Pyramidenpappel, Caroliniſche 167

Q.

Quaderſteine 763

Quäker 196 235
Quappe 319
Quarterons 695
Quarz 187
Quarzſand 230
Quaſſia 115 142 323
Quebec 327 356
Queckſilbergrube 598 633
Quelle 177
Quellwaſſer 121
Quellen, friſche, warme, heiße 35 49 90
Quelle, gelbe 199
Quercus prinus 179
Quiabrabacho 605
Quick-Hatch 295
Quincaju 354
Quinoa 673
Quinterons 695
Quiros 793
Quito 559 561

R

Raben 319
Racou 144
Racon 265
Racoon 25
Rainſee 430
Raja paſtinaca 505
Raleigh, Walther 172
Ratzen 46 105 145 749
Ratzenmahlzeit 46
Redhood 278
Regenſee 6 332
Regenwaſſer 121
Regenzeit 68
Regiſterſchiffe 30
Reh 475 620
Reh, Mexicaniſches 475
Reken 17
Reiher 678
Reinlichkeit, Holländiſche 224
Reiner Schwefel 112
Reiſekoffer 12
Reis 87 92 140 155 160 165 166 261
Reisfelder 46
Rennthiere 318 474
Repulſebay 299 315
Requin 122
Rhizophora Mangle 388
Rhizophora 142 765
Rhodus 7
Rhode-Island 228 229 248
Rhus 179
Ricinus 115
Ricinusbaum 140
Richmond 154 261
Richmondhügel 756
Richelieu, Rivier 329 432
Richer 557
Richard Hawkins 658
Ridge, the blue 438
Rieſen-Schildkröte 104
Rindfleiſch, geſalz. 87 92
Rindvieh 144 147 156 169 387 506 633 662 718
Reviere de l'Oueſt 328
River Turnagain 300
Rio de los Adayes 366

Rio grande de los Apoſtolos 392
Rio Colorado 625
Rio del Coral 392
Rio Colorado de los Martyres 392
Rio de la Canas 392
Rio Cottica 510
Rio dulce 601
Rio de Hiaque 393
Rio de la Hacha 487
Rio de Janeiro 432 579 582 589
Rio de St. Marco 392
Rio grande de la Madalena 488
Rio Mamore 579
Rio Madeira 579 592
Rio Negro 625
Rio del Norte 392
Rio de las Palmas 392
Rio grande di St. Pedro 581
Rio de Gran-Para 579
Rio grande de St. Pedro 608
Rio de la Plata 608 667
Rio das Tocantins 579
Rio de la Trinidad 392
Roanoke 164
Robinia Pſeudo-Acacia 463
Robinſon Cruſoe 645
Rocken 235 346
Rochen 576 770
Rodney 140
Rodriguez de Cabrilla Juan 403
Roggewein, Jacob 659 734
Roger, Woodes 639
Rohr 168
Rohr-Caſſie 29
Roket 112
Roſenholz 179
Roucou 127 143 587
Ruhren 101
Rhus copalinum L. 64
Rum 42 46 72 88 90 100 521
Rumelien 5
Rum, Engliſcher 148
Rumbereitung 148
Ruſſiſches Glas 632

S

Saavedra, Alwarde 774
Säbelfiſch 11
Sacharum officinar. 22
Sackſpinne 147
Sago 155
Sagobaum 155
Sagopulver, Bowens 155
Segadahok 232
Sägemühlen 221
Salada 601
Salamonsinſeln 777
Salem 248
Salmiak 633
Salpetr 459 460 633 602
Salz 18 58 115 132 156 460 571 672

Salzburger Emigranten 157
Salzwerke 60 250
Salzland 602
Salzwieſen 208
Salzcryſtallen 112
Salzfiſche 108
Salzſeen 49 112 119 787
Salzkraut 635
Salzquellen 177
la Salſa Tortuga 60 119
Sambos 694
Sandbänke 90 388
Sandgebirge 115
Sandſtein 196
Sandwich-Sound 300
Sandwich-Inſeln 805 814 827
Santee 158
Santa Cruz 578
Santa Fe 401
San Salvador 28 590
Sardinien 7
Saſſafraßbaum 471
Saſſaparilla 29 138 261
Saſſafraß 63 140 172 177 161
Säugethiere, wilde 116
Saugeſchwämme 769
Sauerampfer 661
Savannah 154
Savannahs 444
Savannah-Strom 158
Savannah-Fluß 156
Schaarbok 821
Schaalenthiere 225
Schaalenthiere, verſteinerte 59
Schädfiſche 188
Schäde, eingeſalzene 139
Schafe 46 74 144 147 228 230
Schafzucht 619 637
Schalen der Auſtern 218
Schaktaer 344
Schaumbaum 22
Scherokier 335 342 343
Schekerleysberge 90
Schemah 239
Schiffer 121
Schiffahrt 230 289
Schiff, Madagaſcariſches 166
Schikaſaer 342
Schicktaſchiker 341
Schildkröten 8 18 27 46 104 144 401 498 749
Schildkrötenſchale 9
Schildkröte, Moſaiſche 181
Schildkröte, grüne 104 770
Schildkrötenbutter 589
Schilf 168
Schilling 538
Schindeln 89
Schipiwäer 335
Sclaven 36 50 76 459
Sclaven, leibeigne 37
Sclaven, Mohriſche 131
Sclaven, ſchwarze 47 70

Scla-

Sclavenſchiff 107
Sclavenverkauf 107
Schlachtfeſt der Canadier 362
Schlangen 82 103 145 192
Schleyer 91
Schmetterlinge 772
Schnee 364
Schneegebirge Caſuhati 647
Schnecken 115
Schnepfen 104 145 661
Scorbut 24
Scorpionen 74 103 144
Scorpion, Americaniſcher 116
Schöpf 166 210 259
Schocolade 420
Schollen 428
Schouten, Wilhelm 656
Schönwetter 362
Schotendorn 463
Schörl 187
Schotten 155 197
Schottländer 70
Schraubenſchnecke 150
Schuylkill 195
Schwalben 74 145
Schwäne 428
Schwan, ſchwarzer 767
Schwarze 47 84 94 112 130
Schwarzes Meer 5
Schwarzdroſſel 354
Schwedsfort 260
Schweden 115 131
Schwerdter 128
Schwefel 132 631 460
Schwefelblumen 631
Schwefelberger 631
Schwefelberge 111
Schwefel, gediegner 87
Schwefelhöhle 112
Schwefelkies 318 632
Schwefel, reiner 112
Schweizer 259
Schweinefleiſch, geſalzen 92
Schweine 24 27 53 56 92 103 144 147 157 169 180 662
Scythiſches Lamm 73 140
Seebär 295
Sebaldinen 658
Seen 238 283 425 430
Seen, ſalzige 15
Seen, Canadiſche 253 328
See der tauſend Inſeln 431
Seefiſch 221
See-Geographie 820
Seehaſen 769
Seehähne 770
Seehunde 279 355
Seekuh, Americaniſche 11
Seelöwen 653
Seeneſſeln 10
See-Otter 310

Seepflanzen 151
Seepferde 309
See-Reiſen 816
Seeſchwalben, Caſpiſche 767
Seeſterne 769
Seeſtraßen 294
Seetang 820
Seevögel 800
Seewind 32
Seewaſſer 151
Seide 264
Seidenraupen 156 161
Seifenſtein 187 199
Seigneurs 363
Sellery, wilder 661
Selkirk, Alexander 639 641
September 34 99 1 3
Seringat 524
la Serenia 670
Seroggs 315
Serpentinſtein 187
Sharp 637
Sherburn 236 237
Shuylkill 200
Sicilien 7
Silber 401 411 496 603 709
Silberbergwerke 58 597
Silberflotte 31
Silberfuchs 475
Sinnpflanze 765
Sinaäpfelbäume 533
Sippi 187
la Sierra 670
Siuer th 340
Skunk 723
Skuykill 260
Smaragde 496 598
Smith 212 315
Schnacken 55
Schiffe, Spaniſche 15
Snowdon 187
Society Islands 792
Solander 746 763
Sommers-Inſeln 120
Sonnenſchuß 114
Sonnenſtich 114
Sonntagsmarkt 92 107
Sorellfluß 216 329 432
Sounders-Inſeln 794
Southampton 291
Souties 336
Spanien 56 311
Spanien, kleines 49
Spanier 45 51 55 56 58 60 120 126 135 143 147 163 327 368 396 397 492 554 597 614 627
Spaniſcher Antheil 52
Spaniſches Braun 763
Spanferkel 108
Spiele 454
Spinne, giftige 60 75
Spinat, wilder 749
Spottvogel 268
Sprache 204
Springkäfer, leuchtender 146
Squalus. L. 122

St. Auguſtin 388
St. Barthelemy 113 118 131 132 135 137 138
St. Bartholomäus 44
St. Cap françois 57
St. Carlos = Inſel 734
St. Charlesfluß 425
St. Chriſtoph 55 110 117 138
St. Croix 118
St. Croixfluß 233
St. Domingo 48 49 56 78 87 117 138 160
St. Euſtatio 113
St. Euchaſtius=Inſel 113
St. Euſtache 113 118 138
St. Franciscusſtrom 580
St. Georgenscanal 777
St. George 90 122
St. Jacobs = Inſel 34
St. Jago 34
St. Juan de Puertorico 58
St. Juan 58
St. Johns 274
St. Johann 276
St. Jean, Hafen 277
St. Jean 7 277
St. John 7 90 94 106 108 109
St. Kitts 111
St. Lorenz 328
St. Lorenzbuſen 4 273
St. Lucie 75 85 87 118 132 138
St. Maria 90
St. Martin 119
St. Mary 154
St. Martha 487 491
St. Nicolas 57
St. Paul 90
St. Peter 90
St. Philipp 90
St. Pierre 281
St. Sebaſtian 589
St. Vinzentaux Caribes 66
St. Vinzent 66 85 118 127 138
Staaten = Inſel 223 655
Staatenland 736
Stachelpalmen 81
Stachelrochen 770
Stachlige Aloe 72
Stachelfiſche 428
Stadtgebiete 233
Stahl 176
Stechende Hitze 89
Stein 121 317
Steine von Barbados 90
Steinkohlen 87 460
Steinkohlenbergwerke 275
Steinkohlenflötz 261
Steinſalz 633
Steinöhl 71 132
Stenuak 274
Stille Meer 488 827
Stinkthier 402 723
Stinkſtein 71
Stock 539

Stockfiſch 233 235 275 356
Stockfiſchbänke 279
Stoney Mountains 321
Störe 476
Storaxbaum 180
Strand 390
Stradling 639
Straße von Gibraltar 14
Straußen 652
Straße of Hope advance 283
Straße le Maire 655
Straße von Belle Isle 276
Straße von Caffa 5
Straße, Magellaniſche 647 655
Straße von Niagara 330
Strong 658
Sturm 11
Sturmvogel 311
Sturmwinde 14 34 89 158 326
Südamerica 21 662
Südamerica, Portugieſiſches 667
Südatlantiſches Meer 6 509
Südatlantiſcher Ocean 509
Südbelgien 659
Südcarolina 157
Südfrüchte 496
Südindien 825
Südland 820
Südliche Halbkugel 820
Südmeer 488 821
Südſee 827
Südſee-Bewohner 829
Südwallis 827
Südwelt 825
Südweſtwinde 68
Sullivan 212
Sumach 179 471
Summer, George 120
Sumpferz 159
Sumpfvögel 382
Sumpfland 208
Superior, See 430
Suppen 101
Surey 34
Surinam 508 510 510 520 558
Susquehanna 185 256
Suſſex 191
Süße Erdäpfel 813
Swamp, Diamal 192
Sweetſcent 178
Swietenia mahagoni 19 45
Sydra, Golfo von 516
Syriſches Meer 5
Syrten Meer 4
Syrup 72 88

T

Tabago 61 85 87 117 118 138 146
Tafel von Caldera 393
Tageswinde, periodiſche 123
Taijer 537

Tamarinden 140
Tamarindus indica. L. 21 103 531
Tamarindenbaum 21 103 531
Tamarindenmark 22
Tambourins 96
Tannen 748
Tannenwälder 278
Tapayoer 583
Tapuyer 583
Tapoamanao 794
Tarcupier 512
Taro 813
Tasman 736 787
Tasman, Abel Janszon 755
Taſſia 51 148
Taſſias 88
Tauben 749 785
Taumelpfeffer 799
Tauſendfüße 103
Tecoantepec 408
Tedhuroa 794
Tegas 395
Teguaer 395
Teguayoer 395
Tehulheten 651
Teiche 283
Tempelmann 663 685
Teneriffa 12
Tercero 622
Tercerons 694
Termes 771
Termes fatalis. L. 555
Termiten 145
Terpentin 166 234 261 748
Terra auſtralis incognita 830
Terre du Lion. 754
Teſtudo Mydas 770
Terra de Cortereal 282
Terre de Nuyts 754
Terre de la Concorde 753
Terre Firme 486
Terra magellanica 646
Terre neuve 7 276
Terra verde 282
Teſchenikek 274
Teufels-Inſeln 120
Thamesfluß 738
Thau 89
Thalbot 716
Theer 88 165 234 261
Thee, Paraguayſcher 616
Theeſtaude 605 745
Theobroma Cacao 522
Thierchen, polypenartige 768
Thierblume 76
Thlewepaza Yeth 321
Thomas Roes Willkommen 315
Thomas Roes Welcome 294
Thomas Smiths Sound 298
Thon 763
Thonſchiefer 208
Thonart 632
Thran 12 238
Thuja occidentalis 464
Thurina-meg 296
Tibarones 575
Tierra Firma 485
Tierra del Fuego 655
Tiger 619
Tiger, Americaniſcher 574
Tillandſia uſneoides 167
Titicaca, Steppenſee 592
Titumeg 321
Tobak 29 40 60 62 67 82 84 113 138 143 155 160 172 261 449 587 616 716
Tobakspflanze 420
Tobaksbau 187
Tocantius, Rio dos 579
Tonga-Tabu 787
Topaſe, Occidentaliſche 132
Topaſe, Orientaliſche 132
Topinaquer 582
Topiquer 582

Tordeſillas 698
Torf 660
Tortugas 242
Tortuga 60 119
la Torte ſalée 60 119
Tortue 243
Touyouyou 551
Townſhips 233 441
Toxicodendron volubile 471
Trappen-Bay 769
Treiber 94
Treibholz 662
Trenton 211
Trinidad 60 119
Trinidad, Rio de la 392
Trois-Rivieres 356
Trompeter 678
Tropfſtein 71 132
Trunkenheit 595
Truthahn, wilder 598
Tryon 217
Tſchaco 609
Tſchimboraſſo 560 684
Tſchiken 116
Tſchiquitoer 593
Tſchutſchimecoer 409
Tſchukotskoi-Nos 301
Tubai 793
Tucuman 601
Tulpenbaum 262
Tulipifera Liriodendron 262
Tumbach 95
Tupinamba 582
Turtle 787
Turteltauben 550
Twigtwees 340
Twigthwier 340

U.

Ulloa, Franciſco 404
Ulme, Nordamericaniſche 463
Unalaſchka 300
Uneigennützigkeit 806
Ungeziefer 100
Unter-Auſtralien 826 888
Upper Lake 410
Uranjuas 566
Ureinwohner 126
Urubu-Geyer 732
Utias 54
Uttawawas 336

V

Vampyren 573
Vanille 536 716
Venetianer 1
Venezuela 487
Venezuela, Meerbuſen von 488
Venus 469
Venus mercenaria. L. 219
Veragua 408
Verbaſcum Taquiru armillaris Lœfflingii 575
Veränderungen, vulkaniſche 828
Vergnügungen 809
Vermont 215 217
Verſailler Frieden 328
Verwalter 96
Vicogna 636
Vicunna 600
Vidrieras 622
Vielfuß 74 145
Ville du Cap 57
Viehzucht 227 348
Vieh, zahmes 264
Vietsbohnen 347
Vinzent 66 85 118 138
Virgo 172
Virginien 163 171
Vitriol 460
Viverra putatorius 235 723
Vizcaino, Sebaſtian 403
Vlieboot 55
Vögel 74 319 546 749 772
Vögel, Tropiſche 8
Vögel, kleine 104

Vorgebirge Cod 233
Vorgebirge von Nichts 327
Vulcane 302 393

W

Waaren, Oſtindiſche 60
Waaren, Franzöſiſche 87
Wachs 264 606
Wächter 110
Wager-Waterbay 315
Waldungen 114 200 235 347 462
Waldbalſambaum 19 137
Waldholz 244
Waldhühner 319
Waldlaus 476
Waldmilbe 476
Wallfiſch 12 235 279 296 589 636 653
Wallfiſch, Grönländiſcher 719
Wallfiſchbank 279
Wallfiſchfang 236 312 477
Wallis, Samuel 793
Walles, Prinz von 312
Wallnuß, Illinoiſche 262
Wallrath 11 231
Wallroſſe 309 434
Wampums 453
Wandertauben 266
Waſchbär, brauner 265
Waſhington 211
Waſſer 34 35
Waſſerdämme 224
Waſſerfall 86 211
Waſſer, mineraliſche 199
Waſſerſchildkröten 575
Waſſerſchildkröteneyer 589
Waſſertiger 621
Waſſervögel 319 772
Wein 90 160 264 401 634
Weinland 255
Weintrauben 155
Weinſtock 461
Weihnachten 91
Weiße 36 40 51 70 76 112 159 165 174 186
Weiße Meer 51
Weißtannen 235
Weizen 156 178 235 346
Weizen, Türkiſcher 209 461
Welcome 294
Wert, Sebald de 658
Wendekreis des Krebſes 13 28
Weſt-America, nördlichſtes, bekannteres 299
Weſtflorida 163
Weſtfluß 328 425
Weſt-Jerſey 207
Weſtindien 106 107 125 132 148 157
Weſtindiſcher Archipel 13
Weſt-Main 315
Woodsſee 430
Weymouthskiefer 262 463
Wicken 347
Wieſe 209
Winde 73 89
Wieſel 475
Will 637 638
Wilde 17 84 127 259 492 564
Wilkes 153
Williamsburg 261
Williamsland 298
Williams-Sound 300 306
Wildpret 168 444
Winland 255
Windfiſch 296
Windward-Inſeln, Brittiſche 85
Winteriana Canella 43
Winter 194
Winipig 441
Winterobſt 347
Winthen 321
Winipigon 332
Witterung 255
de Witt, Willem 754

d'Witts Land 754
White Indians 335 340
Wogatobaum 21 143
Wölfe 318 355
Wolfverene 295 473
Wolfsbär 295
Wolle 264
Woodes Roger 639
Wunderbaum 44 142
Würmer 46
Würze, neue 42
Wurzelbaum 142

X

Xeberas 565

Y

Yadkin 165
Yameos 566
Yamwurzeln 176 803 166
Yams 24 44 92 101 140
Yapan 168
Yaquarigh 621
Ybira pinima 587
Yeathamier 340
York 328 425
York, Herzog von 215
Yorkfluß 178
Yorks-Inſel 794
Yorktown 182
Yquitos 569
Yuaquaru 621
Yuca 572
Yucca glorioſa 586
Yukatan 44 408
Yurimaguas 565

Z

Zähne 182
Zambi 694
Zante 7
Zea L. 461 709
Zechaen von Arnheim 754
Ziegen 92 105 116 145 147
Ziegenlämmer 108
Ziegenmilch 115
Zimmt 43
Zimmtbaum 526
Zimmtbaum, brauner 139
Zimmt, weißer 139
Zimmt, wilder 64
Zimmt, Magellaniſcher 43
Zimmt, Americaniſcher 588
Zink 460
Zitteraal 538 576
Zobel 354 475
Zone, heiße 117
Zorelli 574
Zorino 619
Zucker 29 35 40 51 60 62 67 71 87 99 112 113 138 143 581
Zucker-Ahorn 467
Zucker-Ameiſen, Weſtindiſche 115
Zuckerbranntwein, Franz.
Zuckerbranntwein 51 8[illegible]
Zuckerernte
Zuckerfabriken 35
Zuckerinſeln 119 125
Zuckerinſeln, Franz. 71 87
Zuckerinſeln, Engl. 52
Zuckermühlen 79
Zucker-Plantage 50 52 76 78 105 145 520
Zuckerrohr 22 41 46 75 91 99 115 572 803 813
Zuckerrohrſpitzen 104
Zuckerröhre 148
Zuckerſackbaum 143
Zuckerſchaum 149
Zuckerſiedereyen 70
Zuckerſyrup 149
Zugvögel 74
Zugvieh 87
Zungen 770
Zuurſackbaum 531
Zwiebelkraut 526

Chrono-

Chronologiſches Regiſter der in dieſem Bande vorkommenden hiſtoriſchen Merkwürdigkeiten.

1492 den 3 Aug. Seite 2
1493 667
1494 34 668
1497 182 275 280
1500 282 578 589 824
1501 131
1502 659
1503 120 830
1510 58
1511 131
1521 163
[illegible]8 131
1520 420 420
1524 und 1525 415
1525 579
1528 774
1539 404
1540 404
1542 403
1544 580
1560 716
1561 413
1564 163
1568 777
1577 585
1578 403
1580 734
1583 172
1585 - 87 296
1586 282 716
1588 585
1594 658
1598 658
XVII Jahrhundert 42
1602 403
1604 274
1606 793
1607 294
1609 - 1667 215
1609 120
1610 282 297
1611 294
1612 - 1668 315
1612 291
1613 291 315
1614 282
1616 243 297 773
1618 754
1619 294 754
1621 272 274
1622 754
1623 754
1624 247
1627 754
1628 754
1630 248
1631 294
1632 60
1634 184
1642 736 755
1643 787
1644 753
1649 78 716
1650 65 716
1655 34
1657 65
1664 65 215
1668 75

1669

Chronologiſches Regiſter.

1669 320
1672 557
1674 65
1675 68
1677 62
1680 716
1681 195 637
1684 637
1689 658
1692 d. 7 Jun. 47
1696 166
1697 396
1698 404
1699 585
1700 777
1701 404
1708 639
1710 82
1718 520
1721 659
1722 315 520 734
1726 82
1728 311 585
1730 590
1731 68
1734 74
1738 211
1739 591
1741 299
1746 526
1747 315 526
1748 85
1749 - 1714 159
1750 198
1752 155 185
1755 85 327
1756 82
1758 178
1762 65 328
1763 62 85 127 366 519
1764 659
1767 543 777 793
1768 781
1769 512 529 731 755
1770 d. 3 Jun. 57 185 320 477 734 827
1772 76 519 774
1773 199
1774 52 415 780 782
1776 199 211 269
1777 664 788
1778 269 298 404 664 668
1779 66
1780 75
1781 62 75
1782 174 192
1783 66 67 68 85 198 269 278 328
1784 87 131 160
1786 78
1790 311

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Raff, Georg Christian, 1748-1788

M. Georg Christian Raffs, ausserordentlichen Lehrers der Geschichte und Geographie auf dem Lyceum zu Göttingen Geographie für Kinder zum Gebrauch auf Schulen
Bd.: 3

Tübingen 1791

Geo.u. 272-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10429903-9
VD18 80228119-001